

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



70. JAHRGANG, 135. BAND
DER NEUEN SERIE 35. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1916

Inhalts-Verzeichnis des 135. Bandes
der neuen Serie 35. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Skandinavisch

Deutsch

Englisch

Romanisch

Französisch

Straßburger Lokalkolorit in Frischlins 'Julius redivivus' von 1585.

Nicodemus Frischlin, der 'Dichter und Philologe', hat wie überhaupt in seine Dramen, so auch in seinen 'Julius redivivus' seiner Gewohnheit gemäß, die er mit den deutschen dramatischen Dichtern seines Zeitalters teilt, allerlei an Anspielungen auf zeitgenössische Verhältnisse und persönliche Beziehungen eingearbeitet, was zu wissen heute für das Verständnis des Dramas zwar nicht immer notwendig, aber vielleicht doch manchmal nützlich und angenehm ist. Nachdem seinerzeit D. Fr. Strauß in seiner trefflichen Biographie des wackeren Schwaben[1] im Vorübergehen ein paar in dieser Richtung liegende Einzelheiten berührt hatte, hat dann in einer brauchbaren These der Pariser Universität L. Roustan[2] diesen Gesichtspunkt energisch verfolgt und gleichfalls manche gute Beobachtung über einzelne Stellen zur schärferen Erkenntnis des Dramas beigesteuert.[3] Die jüngst erschienene neue Ausgabe des Dramas[4] bot in ihren inhaltvollen und ergebnisreichen Einleitungen den Anlaß, alle Probleme der Frischlinforschung von neuem aufzurollen, eine Gelegenheit, die mit aller Entschiedenheit ausgenutzt worden ist. Der Charakter und die intimeren Eigentümlichkeiten der dramatischen Kunst des Dichters sind in diesem Buche besonders von G. Roethe schön herausgearbeitet worden. Weniger wurde hingegen in den wohl allzu kurzen und summarischen Anmerkungen, die, den Text begleitend, nur die erste Hilfe für ein mehr als oberflächliches Verständnis gewähren, die Einzelinterpretation gefördert. Ein wie reiches Feld seiner Tätigkeit aber gerade hier ein Erklärer finden kann, dafür glaube ich verschiedene Beweise in einer Besprechung des Buches geliefert zu haben, die im Oktober 1915 in der 'Berliner Philologischen Wochenschrift' erschienen ist.[5]

Ich erlaube mir nunmehr hier einen weiteren Beleg dieser Art vorzulegen, dessen Behandlung eine gewisse Ausführlichkeit fordert und daher in dem engen Rahmen selbst einer ausführlichen Rezension nicht erfolgen konnte. Es handelt sich dabei um die Be-

[1] 'Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin', 1856, S. 130—142.

[2] 'De N. Frischlini comoediis Latine scriptis'. Parisiis, apud Cerf, 1898, S. 1 ff., 61 ff.

[3] Vgl. z. B. S. 63, 1.

[4] 'N. F. Julius redivivus', hg. von W. Janell. Mit Einleitungen von W. Hauff, G. Roethe, W. Janell (Lat. Literaturdenkm. des 15. u. 16. Jahrhunderts, hg. von Max Herrmann, 19), 1912.

[5] XXXV 1915, 1305/1321.

zugnahme auf das damalige Straßburg im Stück. Das Drama, 1572 begonnen, ist uns, wenn auch in deutscher Übersetzung, zunächst in der Form erhalten, in der es der Dichter bei seinem Weggang nach Laibach im Sommer 1582 in der Heimat zurückließ.[1] Dann besitzen wir die endgültig vom Dichter gewollte und gebilligte Fassung, in der er es 1585 in der Sammlung seiner dramatischen Werke[2] erscheinen ließ und mit sehr geringen Änderungen, Ergänzungen und Verbesserungen, die für den Aufbau und Inhalt des Dramas belanglos sind,[3] in den noch von ihm überwachten Drucken von 1587 und 1589 wiederholte. Sie ist herangereift aus jahrelanger Arbeit an Stoff und Form der *comoedia.*[4] Die frühere Bearbeitung unterscheidet sich von der späteren nicht nur dadurch, daß ihr der fünfte Akt sowie verschiedene Verse und Versgruppen fehlen und auch einige Abweichungen in der Führung der Handlung vorliegen, sondern vor allem durch eine weit weniger individuelle und scharfe Charakteristik des Ortes der Handlung im Drama; ja, die Unterschiede beider Bearbeitungen sind gerade nach dieser Richtung hin grundsätzlich nicht unbedeutend. Hier wie dort spielt das Stück in Straßburg. Das geht nicht nur daraus hervor, daß bei der Nennung und Behandlung der deutschen Städte im Eingang des Dramas Straßburg an der Spitze steht und gegenüber den alsdann erwähnten Städten Nürnberg und Augsburg mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt wird und auch an späteren Stellen der *comoedia* in aller Deutlichkeit geschildert erscheint,[5] sondern es ist auch, falls es für einen Leser noch nicht zwingendermaßen aus dem Drama selbst folgen sollte, in den gedruckt vorliegenden Formen der beiden erhaltenen Gestalten des Stückes ausgesprochen. Der brave Magister Jacobus Frischlin hat den Versen seiner deutschen Bearbeitung in den erklärenden Bemerkungen am Rand des Textes den Hinweis auf Straßburg[6] beigefügt, und der Dichter selbst widmete die erste Ausgabe seines Werkes *nobilissimis, amplissimis et prudentissimis viris, praetori, consulibus atque senatui liberae imperialis urbis Argentoratensis,*

[1] 'Iulius Caesar et M. T. C. redivivi, Das ist Wie Julius Caesar .... wider auf Erden kompt mit Marco Tullio Cicerone .... Durch Magistrum Iacobum Frischlinum Lateinischen Schuelmeistern zu Weyblingen auß der lateinischen Comoedia in die Teutsche transferiert ... Zu Speyr Bei Bernard Dalbin 1585' (Ratsschulbibliothek zu Zwickau i. S. VIII 35. 1 und Kgl. Landesbibliothek zu Stuttgart, Neulatein. Dichter).

[2] 'Operum poeticorum pars scaenica in qua sunt comoediae quinque ... tragoediae duae ... Argentorati apud Bernardum Jobinum 1585.'

[3] Vgl. Janell S. LXXXI f., der die einzelnen Stellen mitteilt.

[4] Vgl. die Mitteilungen von W. Hauff a. a. O. S. XXII ff.

[5] Vgl. z. B. Akt 2, Sz. 3, S. 80 der deutschen Bearbeitung = v. 822 ff. der lateinischen Fassung.

[6] Vgl. S. 9, 10, 80.

dominis suis observandissimis[1] und begründete im Verlauf seiner Widmungsepistel die Dedikation folgendermaßen:[2] *vobis vero, nobilissimi, amplissimi viri, hanc comoediam, propter duas potissimum causas dedicare volui, quarum altera est honorifica, ni fallor, mentio illa hujus amplissimae urbis, quam Caesar Julius et Marcus Cicero in scaenico ludo satis admirari non possunt. Est enim urbs haec omnium fere laudum, quas reliqua habet Germania, quasi compendium quoddam. Itaque non dubito, quin ista mentio rei publicae vestrae vobis pergrata sit futura.*

In drei Fällen zeigt sich nun in beiden Fassungen ein wichtiger Unterschied in der Schilderung Straßburgs.

In verschiedener Form wird in den beiden Gestalten der *comoedia*, die sonst fast stets miteinander übereinstimmen, die kunstvolle Uhr im Straßburger Münster geschildert, die als Erneuerung einer alten 1571 in Angriff genommen und 'Anno 1574 auff Johannis Baptistę' vollendet wurde.[3] Frischlin kann also die fertige Uhr, wie gegen D. Fr. Strauß[4] betont sei, nicht schon 1570 auf einer gleichfalls von Strauß[4] vermuteten Reise von Speier nach Straßburg, die nicht unwahrscheinlich, allerdings nicht bezeugt ist, haben sehen können. Die früheste sicher datierte Äußerung des Dichters über das Straßburger Kunstwerk ist vielmehr seine poetische Beschreibung der Uhr,[5] deren Vorrede mit dem Datumvermerk '*Datae Tubingae Idibus Decemb. Anno reparatae salutis 1574*' versehen ist. 1570 war vielmehr noch die alte, 1571 bis 1574 ersetzte Uhr in ihrer unvollendeten Form vorhanden, an der seit 1547 geplant und gearbeitet worden war. Dasypodius berichtet Blatt C verso über dieses Stadium der Straßburger Uhr: 'aber solches werck ist darnach durch etlicher absterben / vnnd anderer vngelegenheit / so dazumalen einfielen verhindert / und also vnaußgemacht verbliben biß Anno 1571. von welchem werck nichts anders zu disem kommen / dann allein das gestell / vnd ettliche redder

[1] Vgl. den Abdruck der Widmung in Janells Ausgabe S. LXXV—LXXVIII.

[2] Vgl. S. LXXVI, 58 ff.

[3] Vgl. zur Geschichte und Beschreibung der Uhr den bestmöglichen Bericht, den wir haben können, die Darstellung ihres Erfinders: Warhafftige Außlegung des Astronomischen Vhrwercks zu Straßburg, beschriben Durch M. Cunradum Dasypodium / der solches Astronomische Vhrwerck anfenglichs erfunden / vnd angeben. Gedruckt zu Straßburg bey Nyclauß Wyriot. MDLXXVIII. (Berlin, Kgl. Bibliothek, Rh 7033.) 1580 erschien dieses Buch dann bei dem gleichen Buchhändler in lateinischer Bearbeitung, wofür verwiesen sei auf Johann Georg Ludolph Blumhof, 'Vom alten Mathematiker Conrad Dasypodius', Göttingen 1796, S. 26—31.

[4] Vgl. S. 48 seines Frischlinbuches.

[5] 'Carmen de astronomico horologio Argentoratensi scriptum a M. Nicodemo Frischlino Balingensi, academiae Tubingensis professore. Item de eodem schediasma Guilielmi Xylandri Augustani. Argentorati excudebat Nicolaus Wyriot 1575. (Berlin, Kgl. Bibliothek, Xd 7282.)

so das hanen geschrey und die Cymbalen treyben.' Die Uhr selbst beschreibt Frischlin in der ersten erhaltenen Fassung der *comoedia* nach Erwähnung des Münsters folgendermaßen:[1]

Was sol ich sagen von der vhr
Die selber gaht nach der natur /
So wunder bar die zeit zeigt an /
Das selber krätt ein eisner han.

In der späteren Fassung füllt die Betrachtung über die Uhr, die unter die Unterredner Cicero und Caesar verteilt ist, 24 Verse:

Cicero.
137 Tum vero horarium, ut mirabile est.
Caesar.
Perquam mirabile.
Cicero.
— ubi Sol, Luna et cetera
Errantia sidera motus et cursus suos
140 Recursusque adeo certis peragunt passibus,
Ut certiores in caelo vix peragere videantur.
— — — — — — — — — — —
Cicero.
— — — Sed quid hic globus
155 Volubilis?
Caesar.
Archimedaeum opus, non Teutonum.
Cicero.
Quid gallus, expassis alis qui glocitat?
Quid tibi videtur, Caesar?
Caesar.
Quid enim aliud nisi
Columbae illius, quam Archytas volatilem
Tarenti fecit, quidam pipio postumus.
Cicero.
Quid cymbalum?
Caesar.
Aere Dodonaeo suavius.

Alles, was in dieser Beschreibung kurz angedeutet wird, ist ausführlich vom Dichter in seiner dichterischen Beschreibung der Uhr von 1575 behandelt, einem echten Produkt der deskriptiven und enkomiastischen Poesie jener Zeit, die noch vom Abendrot des langsam vergehenden Späthumanismus vergoldet wird. Berührungen zwischen diesem Gedicht und der späteren Fassung des 'Julius redivivus' finden sich auch sonst noch: im 'Carmen de horologio Argentoratensi', Blatt C, wird in den einleitenden Worten Straßburg geschildert:

[1] S. 10 der deutschen Bearbeitung.

Urbs antiqua iacet: primi coluere Trebaces:
Argentoratum — — — — —

Dem entsprechen die Worte der *comoedia*:

117 Argentoratum, urbs maxima et validissima
In finibus Trebocum et in istius loci
Regione fertilissima.

Jakob Frischlin hat[1] nur die Worte: 'Straßburg ... dieselb großmechtig veste statt'; die Lage der Stadt im Gebiete der antiken Tribocer wird nicht erwähnt. Man wird zugeben müssen, daß in diesem Falle die zweite Form des 'Julius redivivus' und das Gedicht von 1575 in näherer Beziehung zueinander stehen als die spätere Gestalt der *comoedia* zur jüngeren. Man glaubt in jener etwas wie Straßburger Lokalkolorit zu fühlen; die Schilderung in ihr ist weit individueller und nicht so äußerlich wie in dieser.

Ein ebenso charakteristischer Unterschied zwischen der früheren und späteren Fassung findet sich an einer zweiten Stelle. Vers 1336 ff. der späteren Form des Dramas fragt Eobanus, nachdem er im Wechselgespräch mit Cicero die Gelehrten und Dichter seiner Zeit durchgegangen hat, seinen Freund Cicero, wie ihm die neue Akademie, die Sturmsche Gründung, in der Stadt gefallen habe,[2] und führt das Gespräch darüber bis zu v. 1370—75 fort, während in der früheren deutschen Fassung diesen Ausführungen kein Gegenstück entspricht, sondern der Dialog von der Erwähnung Jakob Schegks[3] nach einigen Übergangsversen zur nächsten Szene weitergeleitet wird, in der Caesar sich zu Cicero und Eobanus Hessus gesellt. Ich hebe aus dieser Lobpreisung der Straßburger Akademie einige besonders charakteristische Verse heraus; der wahre Sachverhalt ist durch die der Antike entnommenen Metaphern leicht verhüllt; aber das antike Gewand läßt gleichwohl die Dinge deutlich genug erkennen:

Cicero.

1344 Ego, Eobane, mihi visus sum versarier
In medio Socratis Lycaeo apud Atticos.
Nam qui peroravit tam splendide et dilucide
De studiis literariis, de literis,
De ingenuis artibus, de veterum illis scholis,
Byzantio, Athenis, Roma, Beryto, Rhodo,
Is mihi non Germanus, sed Rhodius et
Rhodii Molonis condiscipulus est.
— — — —

Cicero.

Juvenes porro ipsi de grege
Lecti qui tam eleganter de rebus variis
Disseruerunt in partem utramque.

---

[1] S. 9 der deutschen Bearbeitung.

[2] Roethe hat, wie es scheint, bei Janell S. XLVII nicht erkannt, daß hier die Straßburger Akademie vom Dichter gemeint ist.

[3] S. 125 = v. 1334 der lateinischen Form.

Eobanus.

Quid tibi
Visi sunt, Cicero? Dic, obsecro.

Cicero.

Quid mihi
Visi sunt? In ludo educati Socratis.

Eobanus.

Quid praetor urbanus, qui e supremo loco
Jus conferendi honorem Academicum dedit
Decano? Quis tibi visus est, Marce Cicero?

Cicero.

Quis enim alius nisi de Trebatii aut Scaevolae
Ac Scipionis posteris unus.

Echt straßburgisch ist zunächst außer den v. 1362 erwähnten *scholarchae,* die ganz berechtigterweise dem Dekan an die Seite gestellt werden, der *praetor urbanus qui e supremo loco ius conferendi honorem Academicum dedit decano.* Aug. Schricker[1] schildert einen solchen feierlichen Akt in der Straßburger Akademie aus der ersten Zeit ihres Bestehens, wo der *praetor urbanus,* der in letzter Instanz die Geschäfte der Anstalt besorgt, dem Dekan das Recht der Promotion gewährt. Die Befugnis, zu *baccalaurei* und *magistri artium* zu kreieren, stand der Sturmschen Akademie seit 1566 zu.[2]

Aber auch andere Züge aus dem Leben der hohen Schule Straßburgs sind mit Sicherheit zu erkennen, so vor allem das Ziel, das im Unterricht erstrebt und nach der vorliegenden Schilderung Frischlins auch erreicht wurde. Als Unterrichtsziel war nun von Johannes Sturm dem Geist des Zeitalters gemäß die Gewinnung einer *sapiens atque eloquens pietas* ausgesprochen.[3] Bei ihm kam es nicht bloß auf das Lateinsprechen an, das anderwärts, so bei-

[1] 'Zur Geschichte der Universität Straßburg. Festschrift zur Eröffnung der Universität Straßburg am 1. Mai 1872', S. 21. Der *praetor urbanus* spielte auch noch später im Leben der Universität eine entscheidende Rolle, wie ein Fall aus dem Jahre 1716 zeigt, den E. Heitz, 'Zur Geschichte der alten Straßburger Universität' (Straßburger Rektoratsrede), 1885, S. 55 anführt. Vgl. auch das Aktenmaterial in dem französischen Werk: Marcel Fournier, 'Les statuts et privilèges des universités françaises, IV 1: Gymnase, académie, université de Strassbourg p. M. Fournier et Ch. Engel', 1894, pass.

[2] Vgl. P. Albrecht, 'Beiträge zur Straßburger Schulgeschichte. II: Gründung der Akademie', 1874.

[3] Vgl. zuletzt Th. Ziegler, 'Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik', hg. von W. Rein, IX², 1909, 32—42, wo auch die frühere Literatur angeführt wird; besonders wertvoll ist von dieser die Behandlung Sturms bei F. Paulsen, 'Geschichte des gelehrten Unterrichts' I², 1896, 282—300; die wichtigsten programmatischen Schulschriften Sturms sind am bequemsten jetzt zugänglich in den 'Evangelischen Schulordnungen', hg. von Vormbaum, I², 1860, 653—745.

spielsweise im schlesischen Goldberg bei Trozendorf eine beherrschende Rolle spielte; die Hauptsache war bei ihm noch etwas mehr: die lateinische Beredsamkeit, und das Ziel dabei, Cicero zu erreichen oder gar zu übertreffen. Was hier betont wird, ist im wesentlichen dem Unterrichtsbetrieb des 16. Jahrhunderts auch an anderen Lehrstätten eigen; aber kaum irgendwo wurde die Eloquenz und ihre Praxis fast als das einzige Unterrichtsstück so in den Vordergrund gestellt wie bei Johannes Sturm, der — als Handbuch der Rhetorik, als dessen Leser man sich am ehesten seine Lehrer denken mag — 1576 bei Bernhard Jobinus seine *de universa ratione elocutionis rhetoricae libri IV* erscheinen ließ und in seiner oft etwas eilfertigen gelehrten Schriftstellerei einen guten Teil seiner Kraft Ciceros Werken widmete.[1] Frischlin setzt in der Schilderung der wohlerzogenen beredten Jünglinge, *qui tam eleganter de rebus variis disseruerunt in utramque partem*, der Sturmschen Schule in ebenso deutlicher Weise ein schönes Denkmal, wie er den lateinischen Stil und die gelehrte Schriftstellerei Sturms an der Spitze seiner Ausführungen über das gelehrte Deutschland, wo er dann die Schriftsteller seiner Zeit der Reihe nach aufführt, mit ganz besonders hochgestimmten Lobsprüchen geradezu in den Himmel erhebt. Schließlich dürfte es nicht als unwahrscheinlich erscheinen, daß durch die Worte '*quid in hoc templo* ...'[2] auf den Ort der Sturmschen Akademie selbst hingewiesen wird. Diese war am Neukirchgäßchen neben der 1561 geschlossenen Predigerkirche im Dominikaner-Prediger-Kloster untergebracht; als Stätte der Bibliothek erscheint in jener Zeit ein Lokal über dem 1870 zerstörten Kreuzgang.[3]

Noch deutlicher ist aber alles in einer dritten Stelle des Stückes, wo auf das Straßburg jener Tage angespielt wird. Ich meine die Verse 1389—93, wo Caesar im Monolog seine Bemühungen schil-

[1] Vgl. die Bibliographie seiner Schriften bei Ch. Schmidt, 'La vie et les travaux de Jean Sturm', 1855, 314—331. Nur muß ich es ablehnen, an die Existenz der ebenda S. 327 genannten Cicero-Ausgabe: 'Ciceronis opera omnia post Naugerianam et Victorianam correctionem emendata a Joh. Sturm', Straßburg 1557 ff., 9 Bde., 8[0], ohne weiteres zu glauben. Das Werk wird nur bei Nicéron, 'Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres' 29. 1736, 213 zitiert. Ich selbst habe das Werk nie gesehen und auch nirgendwo einen Beleg für seine Existenz gefunden. Sturm hat allerlei Ausgaben von einzelnen Werken und Schriftengruppen Ciceros geliefert, deren Titel meist ebenso formuliert war wie bei der erwähnten vermeintlichen Gesamtausgabe. Möglicherweise liegt, wenn Nicéron sich nicht entscheidend geirrt hat, eine aus verschiedenen Einzelausgaben zusammengelegte Ausgabe vor, die nicht einmal einen Kollektivtitel haben dürfte.

[2] V. 1136/37.

[3] Vgl. Adolf Seyboth, 'Das alte Straßburg vom 13. Jahrhundert bis zum Jahre 1870. Geschichtliche Topographie nach den Urkunden und Chroniken' <1890> S. 45, wo auch reiche, mehr ins einzelne gehende Nachweise über die Baugeschichte jener Gegend gegeben sind.

dert, Cicero, von dem er sich getrennt hat, wiederzufinden; sie finden sich in folgendem Zusammenhang:

Caesar.

Perreptavi omne usque oppidum, Ciceronem nusquam neque rei
Quid gerat aut quo loco consistat, adhuc potui cognoscere.

Cicero.

Mene hic nominat, Eobane?

Eobanus.

Immo te, quantum percipio auribus.

Caesar.

Neque invenire certum, ubinam remanserit, quave in domo.

Cicero.

Adeamus propius.

Eobanus.

Adeamus.

Caesar.

Primum in foro piscario
Locum ascendi excelsum, unde prospectum caperem longissimum.
Ubi non apparet, omnes ganeas, omnes popinas,
Omnes tabernas ingredior, an forte alicubi indulgeat
Genio.

Cicero.

Quid? Men hic in tabernis.

Eobanus.

Ita loquitur me hercule.

Cicero.

Eamus obviam illi, Eobane.

Eobanus.

Libet.

Caesar.

Nunc postquam spes fere
Omnis potiundi illius discedit mihi, ignoto loco
Investigare diutius summae arbitror dementiae.

Diesen Versen entspricht folgende Stelle der deutschen Bearbeitung:[1]

Ich bin durch gangen die gantze statt /
Vnd mich nur allhie gespatzieret satt /
Jedoch kan ich nirgendt hie finden /
Den Ciceronem auch dahinden /
Wa er möcht sein / möcht ich wol wissen /
Er hatt so lang sich nie geflissen /
[S. 127] Von mir zu sein vnd pleiben auß?
Ich such in da / auch in dem hauß /

Cicero.

Thue dich alhie du auch bewegen /
Wir wöllen im all beidt entgegen /

[1] S. 126/7.

Caesar.

Nun weyll ich hab kain hoffnung mehr /
Wil ich ihn suchen nit so sehr /
Dan das ihn suchte so gar /
So wehre ich wol ein halber Nar /

Der Name *forum piscarium*, für den in der deutschen Bearbeitung des Dramas jedes Gegenstück fehlt, ist antik: im republikanischen Rom gab es, wie die von Christian Hülsen gesammelten Schriftquellen zur Topographie Roms[1] zeigen, und wie die deutschen Gelehrten des 16. Jahrhunderts aus ihrer Plautus-[2] und Liviuslektüre wissen konnten, ein solches *forum piscarium* oder *piscatorium*. Es lag nördlich des eigentlichen Forum in der Nähe des Comitium bei der heutigen Via Cavour und verschwand in der Kaiserzeit infolge der baulichen Umgestaltungen, die diese Stadtgegend durch Augustus und seine Nachfolger erfuhr. Aber keiner der Züge, die hier im Zusammenhang mit dem *forum piscatorium* erwähnt werden, kommt in Verbindung mit dem stadtrömischen *forum piscarium* vor. Zwar fehlen die *tabernae* nicht in der Nähe des Forums in Rom; sie müssen, wie man wohl aus einer Stelle bei Livius erschließen kann, dort vermutet werden.[3] Aber aus dieser einen durchaus zufälligen Berührung kann nicht auf eine *imitatio* des aus dem antiken Autor angeführten Zeugnisses geschlossen werden; *tabernae* gehören eben zu jeder Forumsanlage in einer antiken Römerstadt. Dagegen passen alle Einzelzüge der Schilderung, die im 'Julius redivivus' im engen Zusammenhang mit dem *forum piscarium* erwähnt werden, zu dem Straßburg jener Tage, sofern man nur den lateinischen Ausdruck übersetzt und in dem so gewonnenen 'Fischmarkt' den auf den heutigen Gutenbergplatz einmündenden 'Alten Fischmarkt' unserer Zeit sieht, zu dem in der napoleonischen Zeit der früher anders genannte 'Neue Fischmarkt' trat.[4] Als 'Vischemerket' und als 'Fischmarkt' erscheint nach den Ausweisen bei Seyboth[5] dieses Stück des alten Straßburg zusammen mit dem heutigen Gutenbergplatz[6] schon 1427, dann 1466 und 1587 bezeugt, wenn man von einem Beleg aus sehr früher Zeit, aus dem Jahre 1120: *statio carnificum, iuxta piscatores*, mit dem sich hinsichtlich der Lokalisierung nichts Rechtes

[1] Vgl. 'Formae urbis Romae antiquae. Delineaverunt H. Kiepert et Ch. Huelsen. Accedit nomenclator topographicus a Ch. Huelsen compositus', [2]1912, S. 93.

[2] Curculio v. 474 (IV 1, 13).

[3] XL 51, 5: *M. Fulvius plura et maioris locavit usus: portum et pilas pontis in Tiberi ..., basilicam post argentarias novas et forum piscatorium circumdatis tabernis.*

[4] Zuerst 1812 *Nouveau-Marché-aux-Poissons* genannt nach A. Seyboth a. a. O. S. 154/5.

[5] S. 136. [6] Vgl. Seyboth S. 128/9.

anfangen läßt, hier absehen darf. In der Nähe des Alten Fischmarktes braucht man nach einem *locus excelsus*, der einen weiten Umblick gewährt, nicht lange zu suchen. Man findet, sofern man, was hier durchaus statthaft ist, nicht gerade an das nahe Münster denken will, auf dem von 1548 datierten Plan Straßburgs von Conrad Morant,[1] der im großen und ganzen das Bild der Stadt zeigt, wie es Frischlin kennenlernte, allerlei Passendes, z. B. die Pfalz, deren Türmlein allerdings 1556 weggebrochen worden waren,[1] oder den Münzhof neben der Pfalz oder auch manches reich ausgebaute Privathaus, dessen Architektur mit seinen Giebeln noch heute Morants Plan zeigt. In der Nähe des 'Fischmarktes' sind auch die *ganeae, popinae, tabernae*, die Wirtshäuser und Garküchen, an die man bei diesen Ausdrücken denken muß, besonders zahlreich vertreten. Der Fischmarkt war zugleich die Metzgergegend der Stadt; hier war die *statio carnificum*, das *macellum*, die Metzig; hier findet sich eine ganze Reihe von Wirtshäusern, die wie die Metzgerbänke Seyboth zusammengestellt hat.[2] Wichtig ist nun, daß man aus dem von Seyboth gewonnenen und in größter Ausführlichkeit gebotenen Material mit Sicherheit erkennen kann, daß in anderen Gassen und auf anderen Märkten im damaligen Straßburg die *ganeae, popinae* und *tabernae* weit seltener sind als gerade in dieser Stadtgegend. Noch entschiedener fast als bei den früheren Stellen kann man hier versichern, daß der Dichter mit bewußter Absicht eine lokale Eigentümlichkeit des damaligen Straßburg, wie er sie im Winter 1584/85 sah, gezeichnet hat, und daß die zeitgenössischen Leser und Hörer seines Stückes in Straßburg einen Teil ihrer Stadt in diesen Versen erkennen konnten, zumal da der Gedanke, Cicero als Kneipenläufer hinzustellen, durchaus ein der Erhöhung der Komik dienender Einfall Frischlins ist und nicht als Anlehnung an irgendeine antike Nachricht über den großen Redner der Römer erklärt werden kann.

Hamburg. B. A. Müller.

[1] Vgl. Seyboth S. 128/9. [2] Vgl. S. 136 ff.

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.

(Fortsetzung.)

IV. Gerstenberg an F. H. Jacobi.[1]

Altona, 20. Aug. 1808.

Um meine Danksagung an die Akademie, die durch meine zu lange Erwartung Ihrer Antwort, mein theurer und verehrter Freund, schon mehr, als ich mir hätte erlauben sollen, verspätet worden, nicht durch die verzögerte Ankunft Ihres Herrn Sohnes von Pyrmont noch mehr zu verspäten, schicke ich Ihnen diese Danksagung hier so im Allgemeinen abgefaßt, wie ich sie vor dem Empfange der Constitions-Urkunde habe entwerfen können.

Der Irrthum, der in dem Diplome mit meinem Namen vorgefallen ist, scheint mir nicht so wesentlich zu seyn, daß es nöthig wäre, den Hrn Gen. F. Schlichtegroll (den ich meiner großen Verehrung zu versichern bitte) mit der Ausfertigung eines veränderten Diploms zu bemühen. Es wird wohl genug seyn, wenn Sie diesen Irrthum in der Namenliste berichtigen lassen.

Mit schmerzhafter Mitempfindung ersehe ich aus Ihrem, von fremder Hand geschriebenen, Briefe, wie sehr Sie durch Ihre unverminderte Anstrengung und Ihre Präsidial-Geschäfte Ihren schon vorher angegriffenen so unschätzbaren Gesichtssinn pp. [Hier bricht der persönliche Brief an J. ab; es folgt ein offizielles Schreiben.]

An die Königl(ich) Bayrische Akad(emie) der W(issenschaften) in München.

Die königliche Akademie der W. hat mir die Ehre erwiesen, mich unterm 26sten März d. J. unter die Zahl ihrer ordentlichen auswärtigen Mitglieder aufzunehmen. Ich bin von dem Gefühle einer für mich so ruhmvollen Würdigung um desto inniger und lebhafter durchdrungen, je ausgezeichneter durch Verdienste jeder Art die Namen sind, unter denen die Nachwelt nun auch die meinigen nicht unbemerkt lassen wird, und je weniger ich mir bewußt war, durch meine einzelnen kleinen Versuche in dem beschränkten Gebiete der deutschen Litteratur mir auch nur die entferntesten Ansprüche auf eine so glänzende Belohnung erworben zu haben. Vergebens würde ich mir schmeicheln, in dem, was ich hier Belohnung nenne, zugleich einen Beweis zu entdecken, daß die erlauchte Akademie von meinem siebenzigjährigen Alter eine Energie erwarte, deren bisherigen Mangel sie nicht sowohl mir, als der für die deutsche Litteratur noch wenig günstigen Epoche beymesse, in die meine früheren Werke fielen: wenn die Cultur des menschlichen Geistes, auf deren innerer und äußerer Beförderung die K. B. A. d. W. mit unverkennbarer Einsicht und Kraft berechnet ist, nicht eine Gemeinschaft von Triebrädern voraussetzte, in der auch ein schwaches Rad, das seiner Bestimmung gemäß wirkt, gleichwohl zur Erreichung des Gesamtzweckes das seinige beyträgt. Mir diesen edelsten aller Zwecke, dieser aufmunterungsvoll-

[1] Konzept in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.

sten aller Bestimmungen bey jeder meiner künftigen akademischen Versuche in ihrer ganzen Stärke zu vergegenwärtigen, wird von nun an eine Pflicht seyn, die zu erfüllen auch izt noch in meiner Gewalt steht, und an die schon der bloße Gedanke mich mit einer Energie beleben muß, die ich, meiner eignen Anstrengung überlassen, mir persönlich nicht zutrauen dürfte. Und so bleibt mir bis dahin nur der Wunsch übrig, daß die erlauchte Akademie, wenn auch nicht in dem, was ich bisher geleistet habe, doch wenigstens in dem Bewußtseyn meiner Verpflichtungen, und in dem Vorsatze, ihnen nach meimem besten Vermögen Genüge zu thun, die Gesinnung eines würdigen Mitgliedes erkennen möge.

V. Gerstenberg an Perthes.[1]

Lieber Herr Perthes,

In der Unmöglichkeit, meinen freundschaftlichen Besuch persönlich bey Ihnen abzulegen, da ich eines Beinschadens wegen bereits seit einem Viertheljahre das Zimmer hüten muß, und die Angelegenheit, worüber ich mit Ihnen zu reden wünschte, sich nicht gut schriftlich abthun läßt, würde ich es als eine besondere Gefälligkeit ansehen, wenn Sie, auf den Fall, daß Sie noch zuweilen nach Altona kommen, die Güte haben wollten, bey mir einzusprechen. Zwar kann ich über den Gegenstand, der mich zu dieser Bitte veranlaßt, vorläufig nur so viel im Allgemeinen sagen, daß er die Herausgabe meiner kleinern und größern Schriften betrifft, so viel nämlich Sie und ich noch itzt des Druckes würdig erachten werden. Da der erste Band den Ugolino und die Minona enthalten müßte, und ich diese beiden so theils umgearbeitet, theils durchgefeilt habe, daß mit dem Druck gleich nach Neujahr angefangen werden könnte, so würde es mir wenigstens sehr angenehm seyn, wenn Sie mir das Vergnügen Ihres persönlichen Besuchs bald gönnen könnten, oder im Fall, daß Sie sich gerade itzt auf meinen Antrag nicht einlassen möchten, mich durch ein paar schriftliche Worte von dem letztern benachrichtigen wollten, damit ich nicht zu viel Zeit verlöhre, an meinen Freund Voß nach Heidelberg zu schreiben.

Empfehlen Sie mich und meine Frau der lieben Madam Perthes, und erhalten Sie Ihre freundschaftliche Gewogenheit

Ihrem ergebensten
H. W. v. Gerstenberg.

Altona den 15ten Dec(em)b(e)r 1812.

VI. Gerstenberg an Georg Friedrich Konrad Ludwig von Gerstenbergk gen. Müller.[2]

Ew. Hochwohlgebohren

haben mich durch das freundliche Geschenk Ihrer Phalänen auf eine Art überrascht, die mir ganz neu ist. Seit der Ausgabe meiner gesammelten Schriften hat sich noch keiner von den Dichtern meiner Bekanntschaft ein Wort der Theilnahme, selbst nicht einmal in einem mit sympathetischer Dinte geschriebenen Briefe, gegen mich verlauten lassen. Und siehe! Hier be-

[1] Staatsarchiv Hamburg.
[2] Im Besitz des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig.

komme ich von einem Dichter, der vielleicht einer der ersten des itzigen Jahrhunderts werden kann, nicht nur einen mit unverkennbarer Wärme an mich gerichteten Brief, sondern auch durch das hinzugefügte Cadeau einen Beweis, daß es doch auch noch wirkliche Dichter in Deutschland giebt, die das Herz haben, mir einen solchen Brief zu schreiben, und mir ein solches Geschenk zu machen. Durch Worte des Beyfalls Ihnen bey einer mir so schmeichelhaften Überraschung meine Dankbarkeit bezeugen, hieße mich dem Verdacht aussetzen, als ob ich Ihnen ein Gegen-Compliment machen wollte, oder als ob ich glaubte, daß Sie außer dem, was Ihnen darüber schon das Publicum angedeutet hat, auch noch meines individuellen Beyfalls bedürften. Wenn ich Ihnen gestehe, daß vielen meiner hiesigen Freunde der Ton mißfällt, mit dem sich unsere neuesten vaterländischen Dichter nicht nur in den Charakter unserer Altvordern, sondern auch in ihre Sprache und Schreibart zu versetzen suchen, was jenen im Grunde doch immer wieder als Nachahmung, nur von einer andern Art erscheint; und dann meinerseits hinzufüge, daß nach meinem individuellen Gefühle jede Sprache, selbst die roheste, gewinnt, wenn sich das wahre Genie in ihr ausdrückt: so werden Sie schon wissen, wie Sie mit dem, was ich Ihnen nicht sage, daran sind. Itzt nur noch einige Worte über den übrigen Inhalt Ihres lieben Briefes, soweit er Ihren und meinen verehrten Goethe betrifft.

Es hat mich geschmerzt, daß dieser unsterbliche Schriftsteller in seiner Selbstbiographie meiner auf eine Art erwähnt, die eben weil sie in einem Werke vorkommt, das immer gelesen werden wird, meinen Namen von einer Seite verewigt, die mir nicht angenehm seyn kann. Lieber wäre es mir gewesen, wenn er es wie meine vorhererwähnten Dichter gemacht hätte, die mich öffentlich gar nicht mehr nennen. Selbst aus dem, was er Ihnen von meiner ehmaligen Fehde mit Wieland gesagt hat, sehe ich, daß er sich bey der Nennung meines Namens immer nur an etwas erinnert, was ihm keine Freude macht. Ich denke darüber anders. Mir macht es Freude, mich bey dem Namen Wieland zu erinnern, daß er selbst späterhin in seinem Merkur jene jugendlichen Jacasserieen in dem Bewußtseyn seiner inneren Würde vergessen hatte, um mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch der Verfasser des Götz von Berlichingen (auf dessen Art zu sehen ich mich noch immer lieber verlasse, als auf seine nachherige) schien doch ehemals etwas an mir gefunden zu haben, was ihm keine geringe Freude machte, wenn ich anders seine Gesinnungen nach dem Briefe beurtheilen darf, den er mir gleich nach der Herausgabe meines bizarren Ugolino aus eignem Antriebe schrieb, und den ich, da ich die obige unerwartete Stelle in der Biographie las, ausdrücklich wieder hervorgesucht habe, um beide miteinander zu vergleichen. — Doch ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie gleich in meinem ersten Briefe von einer so unangenehmen Nebensache unterhalte.

Nun, edler Gerstenbergk, fahren Sie fort, meine alten Tage durch den Gedanken zu verjüngen, daß ich in Weimar einen Namensverwandten habe, der mir wohl will, und der unserm gemeinschaftlichen Namen so vorzüglich Ehre macht. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Der Ihrige

Altona 12 März 1817. Heinr. Wilh. von Gerstenberg

ohne alle Titulatur, wenn ich bitten darf;
wohnhaft in Altona auf der großen Freyheit N. 51.

VII. Gerstenberg an den König von Dänemark.[1]

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster;
Allergnädigster Erbkönig und Herr,

Ew. Königl. Mayestät haben die allerhöchste Gnade für mich gehabt, mir in ao. 1783 den Verkauf meiner Bedienungen als Resident und Consul zu Lübeck allerhuldreichst aus dem Grunde zu verstatten, damit ich mich durch dieß einzige übrige Mittel in den Stand setzen möchte, mich meiner durch ehemalige Vorfälle unvermeidlich gewordnen und dafür anerkannten Schulden zu entledigen, oder mit andern Worten, das in mich gesetzte Zutrauen meiner gewiß sehr rechtschaffnen Creditoren als ein ehrlicher Mann zu erwidern, und zugleich meinem Untergange vorzubaügen. Es war durch eine Art von Fatalität geschehen, daß ich unter gewissen Veränderungen, die im Jahre 1766 das Militair-Departement betrafen, von einem für mich ausgesetzten Gehalt von 700 Rthl auf ein Wartegeld von 150 R, und eben dadurch, bey meiner kurz vorher mit bessern Aussichten erfolgten Verheirathung, in die unglückliche Lage gesetzt ward, achtzehn Jahre aus der Blüte meines Lebens in einem beständigen Mangel einer zureichenden Subsistenz, unter dem mit jedem Jahre vergrößerten Druck meiner Schulden, und unter den ängstlichsten Besorgnissen für die Zukunft, so gut als verlohren zu geben. Vergebens war es mir in der Folge gelungen, nach und nach bey verschiedenen Collegiis mit einer verhältnißmäßigen Einnahme angestellt zu werden. Der Grund meines Verderbens war schon zu tief gelegt; und was überhaupt von dem mißlichen Zustande eines in hohem Grade Verschuldeten gilt, traf auch bey mir zu: es waren der Zufälle, die meine Lage verschlimmerten, immer weit mehrere, als derer, von denen ich mir eine gründliche Hülfe hätte versprechen können.

Unter diesen Umständen mußte ich es als eine besondere und unerwartete Wendung meines bisherigen Schicksals ansehen, als mir vor drey Jahren, unter der damit verbundnen Versicherung einer nachdrücklichen Unterstützung sowohl für mein gegenwärtiges Anliegen als für meine fernweitige Wiederansetzung, höhern Orts an die Hand gegeben und gewissermaßen anbefohlen ward, mit einem allerunterthänigsten Gesuch um allergnädigste Genehmigung zum Verkauf meiner Lübeckschen beiden Bedienungen einzukommen: ein gefährliches Mittel, das ich aber mit der Zuversicht, die mir für einen solchen Fall geziemte, ergriff, und welches durch Ewr. königl. Mayestät Huld und Gnade so gut für mich ausfiel, daß der vorläufige Zweck, auf den es abzielte, (mit unauslöschlicher Dankbarkeit werde ichs bis an das Ende meines Lebens erkennen), hinlänglich und auch mit fortdauernder Zufriedenheit meines Contrahenten und Nachfolgers, so wie ohne irgend einigen mir bekannt gewordenen Nachtheil für das Interesse eines allerhöchsten Dienstes, dadurch erreicht ward.

Ich war nun in Stand gesetzt, meine Gläubiger zu befriedigen, und habe zugleich alle erforderlichen Mittel, die von mir abhingen, angewandt, um mit dem Rest meines durch jenen Verkauf erworbenen Capitals einige Jahre lang auszureichen. Bey einer zahlreichen Familie von acht Kindern, unter denen zween für die Akademie, und die übrigen zu einer immer kostbareren

[1] Konzept Stadtbibliothek Hamburg.

Erziehung, die vorzüglich dem Staate gewidmet ist, heranwachsen, wird es mir aber unmöglich, auf diesem Fuß länger fortzuleben.

Ich wage es daher, die königl Großmuth und wahrhafte Milde Ewr. Majestät, bey der in diesen Tagen durch das Absterben des Ernst Heinrich Pollmann zu Altona geschehenen Erledigung der Stelle eines ersten Bankdirektors bey dortiger Bank um die allerhuldreichste Übertragung dieses Dienstes, den ich mit der thätigsten Aufopferung meiner Kräfte zu verwalten mich unablässig bestreben werde, allerunterthänigst um so mehr anzuflehen, da meine ehemalige Anstellung beym Commerz-Departement sowohl, als bey der Königl Rentkammer mir Gelegenheit gegeben hat, mich auch für dieses Fach der Geschäfte vorzubereiten, und da ich mich in einem Alter befinde, meinem Könige und meinem Vaterlande, falls es dem Wahlschlusse des Allmächtigen gemäß ist, noch viele Jahre dienen zu können.[1]

Der ich in allertiefster Devotion und mit jeder Empfindung der regesten, treuesten und allerpflichtschuldigsten Dankbarkeit ersterbe

Ewr. Königl(ichen) May(es)t(ä)t
meines allergnädigsten Erbkönigs und Herrn
allerunterthänigster
Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.

Copenhagen den 18ten Apr(il)
1786.

VIII. Gerstenberg an Boie.

1.[2] Lübek, 1. Jun. 1784.

Mein bester Boie, ich danke Ihnen für Ihren zwar kurzen aber ganz vortrefflichen Brief. Sie sind ein edler Mann und ein warmer Freund.

Seit einiger Zeit hat jeder Posttag mir etwas Neues gebracht, das meine süßen Erwartungen, die mir ein guter Genius ins Ohr zu lispeln schien, immer um ein paar Töne tiefer herabstimmte: und nun endlich mit der heutigen zerrinnt die ganze Arielsharmonie in einen nebligten Duft, der Sturm ankündigt. — Ohne Anspielungen, mein Bester — ich soll 4000 R. ausbezahlen! und der Termin ist Johannis, oder mit dem rechten Kernausdruck: 14 Tage a dato.

So ists. Ich habe nun, viel früher, als ichs dachte, Gelegenheit, meine alten Köcher zu untersuchen, ob etwa irgend ein Pfeil darinn stecket, der, wo nicht selbst lauteres Gold ist, doch sich in Gold umsetzen läßt.

Fast muß ich lächeln. Boie fodert mich auf, ein Meisterwerk zu liefern, damit ich von itzt bis zum Kieler-Umschlag 1786 nicht — Hungers sterbe. Beym Jupiter! ich weiß von itzt bis dahin kaum einen gesunden Gedanken flott zu machen: ach, Freund, es segelt sich schlecht über Untiefen! und Sie verlangen, daß ich zwischen allen diesen Bänken und Klippen hindurch die raschen Segler unseres Jahrzehends überholen soll?

Ja, wenn Sie mir irgend so ein Journälchen, wie das Schlözersche, vorzuschlagen wüßten, wo man nur Heft an Heft zusammenreiht, ohne selbst eine Feder anzusetzen, irgend so ein Mittelding zwischen Acten und Actenmäßig, was das Publicum mit seinen 10000 Rachen gierig hinunterschlingt, das seinen Hayfischgaumen besser, als das schönste Museum von Boie, als der reizendste Almanach von Voß, kitzelt: da ließe sich darüber sprechen.

Im Ernst, liebster Boie, wenn ich, wie B zu sagen geruht, ein Jäger bin, der nur zu zielen braucht, um zu treffen, so wird es nöthig seyn, daß

[1] Vieles vorher gestrichen. [2] Kgl. Bibliothek Berlin.

Sie selbst mir eins Ihrer Falkenaugen leihen, damit ich nur erst das Wild sehe. Ich bin Müops, und micht dünkt, anstatt besser wie sonst zu sehen, guck ich eben itzt mehr wie jemals ins Trübe.

[Ohne Unterschrift.]

2.[1]

Altona 15. Febr. 1788.

Von Herrn V. Klopstock habe ich in voriger Woche einhundert Rthl empfangen. Aber von meinem Sohn in Kopenh(agen) läuft mit heutiger Post ein Brief ein, worinn er mir meldet, daß ihm von den 200 R, die Sie an ihn haben auszahlen wollen, noch kein Heller zu Gesichte gekommen, und daß er sich deshalb in der unbeschreiblichsten Verlegenheit befindet, da er als Officier Dienste thun soll, und nichts hat, sich in Equipage zu setzen. Ich weiß nicht, wie Sie sich eines so verhaßten Umstandes wegen entschuldigen können oder werden, und mein Herz leidet zu viel, als daß ich mich darüber weitläuftig erklären sollte. Aber ich erwarte von Ihnen, der Sie doch das Entsetzliche einer solchen Situation gewiß begreifen, daß Sie mit der allernächsten Post Rath schaffen, damit er zu dem Seinigen komme, worauf er nun schon seit dem November vergebens gerechnet hat. Ich bitte Sie, verliehren Sie kein Wort gegen mich, mir die Unmöglichkeit zu erhärten, daß Sie anders haben handeln können; sondern machen Sie Ihre Vorkehrungen — gleich viel für mich, auf welche Art — daß er die 200 Rthl innerhalb 8 Tagen in seinen Händen habe. Daß dieß zuverlässig geschehen werde, berichte ich ihm mit heutiger Post, und daß es geschehen müsse, brauche ich Ihnen unter heutigem Dato wohl nicht erst einleuchtend zu machen.

G.

IX. Gerstenberg an den Verleger Joh. Gottfried Dyk.[2]

Hochedler, Hochzuehrender Herr,

Ew. Hochedlen werden vermuthlich meinen Brief vom Febr. erhalten haben, wobey ein Exemplar der Tändeleyen, und die Verbesserung derselben zur zweyten Auflage angeschlossen war. Da ich hoffen kann, daß Sie die Gefälligkeit haben werden, mir nächstens die neuen Exemplare davon zu übersenden, so gebe ich mir itzo die Ehre, Sie noch um eine zweyte Gefälligkeit anzusprechen, woran mir um so viel mehr gelegen ist, weil ich sie auf keinerley Art abgeschlagen sehn könnte. Ich ersuche Sie nämlich, anstatt des Gedichtes Paphos in der ersten Auflage, ein anderes Gedicht: Cypern betitelt, aus meinen prosaischen Gedichten, die H. Iversen sich 1759 in Altona drucken zu lassen erboth, einzurücken. Ich hoffe, Sie werden selbst von diesen Gedichten (sie sind nur 4 Bogen stark) ein Exemplar übrig haben: ich kann wegen der Eilfertigkeit keines aus Altona kommen lassen. Es würde mich schmerzen, wenn Ew. Hochedlen mir diese Bitte abschlagen wollten.

Herr Weisse hat mir aus Paris von einem Päckchen geschrieben, welches er für mich bey Ew. Hochedlen liegen lassen. Ich denke, es werden Musicalien und ein Stück von der Bibliothek darinn seyn. Hoffentlich werde ich sie nächstens mit den Tändeleyen erhalten.

---

[1] Befindet sich in Kiel unter den Briefen an Cramer. Der Adressat ist aber sicher Boie. [2] Kgl. Bibliothek Berlin.

Ist das neue Stück von der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste schon heraus?

Einliegenden Brief bitte ich dem Herrn D. Müller, dem Verf. der Brittischen Bibliothek, zu übersenden.

Nebst ergebenster Empfehlung an Ihre Frau Liebste habe ich das Vergnügen zu seyn

Ew. Hochedlen ergebenster Diener

H. W. v. Gerstenberg.

Puls im Holsteinischen den 10ten März 1759.

Meiner Addresse geht noch Altona, abzugeben bey dem Herrn Obristlieutenant von Neuhof in der grünen Straße.

NB. Die folgende Nachricht wird ganz zuletzt nach Cypern gedruckt. [*Ist nicht geschehen.*]

Nachricht.

„Der Verfasser hat das vorhergehende kleine Stück der Erhalltung unter seinen übrigen prosaischen Gedichten allein würdig geschätzt, da ihm einige Lehrer in dem Urtheile zuvorgekommen, daß die vier folgenden der gedachten Sammlung, höchstens nur mittelmäßig sind. Wenn wir der Critik die Erkenntniß unsrer Fehler zu danken haben, so ist ihr doch noch dieses beneidenswürdige Verdienst eigen, daß sie die Schriftsteller schüchtern macht, sich zu verbessern. Aus Furcht, die Gränzen des Schönen zu überschreiten — denn wer will gerne geschimpft seyn? — bleibt man diesseits derselben stehn, wird behutsam in seiner Arbeit, correct — und [*schlecht durchstrichen*] unschmackhaft.“

X. Gerstenberg an Friderike Brun.[1]

Lübeck 12. Jan. 83.

Da ich so lange nichts von dem Druck Ihres Reise-Journals gehört, und auch Bruder Fritz in seinem letzten (leider noch unbeantworteten) Briefe nichts davon erwähnt hatte; so war ich schon im Begriff, bestes Friedchen, Sie daran zu erinnern, als, siehe da eine Überraschung! unser Buchholz mir das liebe Büchel mit einem gar freundlichen Gruß von der holdseligen Verfaßerin gestern zuschickte. Dank Ihnen, theures Mädchen, für das Buch selbst sowohl, als insbesondere auch für die Rubrik G mit den vielen Sternchen: Herzlichen warmen Dank und wenns nach alter Sitte noch erlaubt ist, diesen diesen Kuß. Wars denn nun nicht gut, daß Sie mehrere an dem Vergnügen Theil nehmen ließen, was mir Einzelnen, und vielleicht wenigen andern Einzelnen, Ihre Handschrift gemacht hatte? Warum nicht drucken, was Niemandem schaden, vielen freundschaftlichen Seelen aber wohl thun kann? Ihre Beschreibungen gehören gewiß zu den besten, die ich je gelesen habe, und die liebenswürdige Stimmung Ihres Herzens muß Jedem gefallen, der selbst ein Herz hat. Zugleich ist der Charakter, den Sie der Welt hier, ohne es zu wollen, von sich geben, eine Art von Gewährleistung, daß Sie immer so bleiben müßen, wie Sie da in dem niedlichen Büchelchen sind. Erwarten Sie inzwischen nicht, bestes Mädchen, daß Sie sich mit dem Geschenk Ihres Journals lauter Freunde oder vielmehr Freundinnen machen werden. Ich sehe schon manches Mäulchen, nicht wie zum Kuß, sich spöttelnd verziehen: aber das ist nun einmal in unserer sublimarischen Welt nicht anders. Man hat den Mond den Trabanten unserer Erde genannt: man

[1] Kgl. Bibliothek Kopenhagen.

hätte ihn ihren Kammerdiener nennen sollen, um von der Durchlauchtigen Launen den Grund anzugeben. Was ich zuverläßig weis, ist, daß meine Sophie von Ihnen und Ihrem Büchlein völlig eben so denkt, wie ich; Sie wird es Ihnen bald selbst schreiben, liebstes Friedchen, und empfiehlt sich Ihnen bis dahin mit aller Freundschaft ihres Herzens, so wie ich mich Ihren theuren Ältern und dem süßen Hannchen gleichfalls empfohlen haben will.

Wenn Sie Trant sehen, so fragen Sie ihn doch, ob er mein Freund noch ist; fragen Sie ihn auf sein Gewissen: sein Stillschweigen auf meine drey letzten Briefe ist mir von ihm ganz unerklärbar. Ich weis bey Gott nicht, wie Trant das vor seinem eigenen Herzen verantworten kann. Daß ich selbst ein saumseliger Briefschreiber bin, kommt hier nicht in Anschlag: ich bins nur in freundschaftlicher Correspondenz, wo mein Stillschweigen weder frommt noch schadet, bin da einer liebevollen Auslegung sicher, sehe so was überhaupt nur für eine Unterredung in der Ferne an, und halte mich davon dispensiert, wenn ich zu keiner Unterhaltung mit meinen Lieben aufgelegt bin. Aber ein ganz anderes ist es mit Briefen, wo es auf das Wohl oder Wehe einer ganzen Familie ankommt: da würde ich mir wahrlich kein solches Stillschweigen erlauben, und habe es nie gethan. Stellen Sie ihm das vor, bestes Friedchen: es schmerzt mich in der Seele, daß ich bey Trant einer Fürsprecherin bedarf; doch ists mir lieb, daß Sies, Sie, die Sie mich, die Sie Trant kennen, daß Sies sind. Leben Sie wohl, meine Freundin, ich liebe Sie mehr, als ich sagen kann, bin so lang ich lebe Ihr

unwandelbarer Gerstenberg.

Grüßen Sie den lieben Essen, und bitten Sie ihn mir bald zu schreiben: auch der Everschen Familie meinen warmen Gruß.

XI. Urkunden zu Gerstenbergs Berufung als Resident nach Lübeck.[1]

1.

1775. 3. Februarii (Christiansburg) Bestallung für den Hauptmann Heinrich Wilhelm von Gerstenberg als Residenten in der Stadt Lübeck.

Wir Christian VII p. p.

Thun kund hiemit, daß Wir den Edlen, Unsern Hauptmann, zeitherigen Committirten in Unser Rente Cammer und Lieben, Getreuen Heinrich Wilhelm v. Gerstenberg nunmehro zu Unserm Residenten in der Stadt Lübeck allergnäd*igst* verordnet und bestellet haben. Thun dasselbe etc. ... anmelden und offenbaren. So dann soll er vorgedachter Residenten-Function getreül*ich* vorstehen, und insbesondere dahin bestens angewandt seyn, daß die Uns unstreitig zustehende Territorial-Hoheit über einige der Stadt Lübeck und deren Einwohnern zugehörige, in Unserm Herzogthum Holstein belegene Güter und Dorfschaften, Nahmens Steinrade, Stockelsdorff, Dunckelsdorf, Eckhorst, Niendorff, Mory, Moislingen, Reck, Trenthorst und Westerau auf keinerley Art und Weise geschmälert oder derselben, wie auch über dem Trave Strohm und competirenden fluvial-Jurisdiction zum Præjuditz etwas vorgenom*m*en werde; sondern im Fall er dergl*eich*en unerlaubte Attentata und Unternehmungen, sie geschehen von wem sie wollen, vermercken solte,

[1] Reichsarchiv Kopenhagen.

sich denenselben so fort ungescheut wiedersetzen und davon, Behuf Unserer weiteren Allerhöchsten Verhaltungs-Befehle, an Uns gebührenden allerunterthä*nig*sten Bericht abstatten.

Ferner soll er sich auch gleicher Maßen die Angelegenheiten Unserer Unterthanen, welche seine Hülfe bedürfen und selbige von ihm begehren mögten, bestens empfohlen seyn lassen, und durch seine bey dortigem Magistrat anzuwendende Officia und Vorstellungen es sorgfältig in die Wege zu richten suchen, daß selbigen in Ihren Process-Sachen und sonstigen Forderungen jederzeit prompte Justitz administriret werde.

Weiter hat er die von seinem Vorweser, dem Land-Rath und Cam*m*erjunker de la Pottrie, gehabte, Unsern Dienst und Unserer Unterthanen etwanige dortige Angelegenheiten betreffende Briefschaften und Papiere, so sich unter Unsers Agenten Rolfs Versiegelung befinden, in Empfang zu nehmen, solche in guter Verwahrung bey sich zu behalten, und sich daraus von allem ihm zu wissen nöthigen und dienlichen desto genauer zu unterrichten zu suchen.

Demnach soll er auch alles dasjenige, was so wohl in der Stadt Lübeck, als in den benachbarten Landen in Publicis oder sonst vorgehen mö[ch]te[1], in fleißige Obacht nehmen, solches zu erfahren sich bestens angelegen seyn lassen, davon, so viel ihm mög*lich* Gewisheit einziehen und darüber von Zeit zu Zeit, den vorfallenden Er[ei]gnissen[2] nach an Unser Departement der Ausländischen Affairen Berichte einsenden.

Ueberhaupt aber und in allen Stücken hat er sich solchergestalt zu betragen, wie es einem ehrliebenden und getreuen Residenten und Diener eignet, gebühret und wohl anstehet, auch seine Uns bereits geleistete Eydes-Pflichten es erfordern und mit sich bringen. Wohingegen er dann die bisher gehabte jährliche Besoldung von Achthundert Reichsthaler Courant beybehalten, und ihm solche in den gewöhnlichen vierteljährigen Terminen fernerhin von Unserm Finantz-Collegio assigniret und ausgezahlet werden soll. Uebrigens wollen Wir ihn bey getreulicher Beobachtung der ihm obliegenden Pflichten in solcher seiner Bedienung Königl: schützen, handhaben und vertreten. Uhrkundl. etc.

[Registrirtes Konzept 1775. Febr. Nr. 1, cfr. Geheime Registratur 1775 I Fol. 69 ff.]

2.

1775. 3. Februarii ([*Copenhagen*,] Christiansburg). Königl. Rescript an den Magistrat zu Lübeck.

Christian der 7bende etc.

Wann Wir gut gefunden den Land-Rath und Cam*m*erjunker Friderich Carl de la Pottrie, Unserm bisherigen Residenten bey einer guten Stadt auf sein allerunterthä*nig*stes Ansuchen von dannen zurück zu beruffen, und an dessen Stelle hinwiederum Unsern bisherigen Committirten in der Rente-Cam*m*er, den Hauptmann Hinrich Wilhelm von Gerstenberg zum Residenten bey Euch zu bestellen und dahin abzuordnen; als thun Wir Euch solches hiemittelst gnädigst zu wissen. Und gleichwie Wir Eurer gegen Uns hegenden Gesinnung versichert sind, Ihr werdet denselben in nur benandter Qualität bey Euch willig auf- und annehmen und ihn fur Unsern Residenten gebührend erkennen; so zweiffeln wir auch keineswegs, sondern gesinnen hiedurch an Euch, daß Ihr ihm in allen demjenigen, so er von Unsertwegen

[1] Die Vorlage hat: mögte. [2] Die Vorlage hat: Eräugnissen.

bey Euch von Zeit zu Zeit an- und vorzubringen haben wird, nicht nur stets völligen Glauben beymessen, und ihm in Unsern und Unserer Unterthanen vorkom*m*enden Angelegenheiten alle Wilfährigkeit und rechtlichen Beystand erweisen, sondern auch demselben diejenigen Immunitäten und Freyheiten, welche denen Residenten anderer gekrönten Häupter bey Euch dem Herkom*m*en nach angedeyhen, ebenfals genießen lassen wollet. Wir werden solches stets mit derjenigen Königl.[n] Hulde und Gnade erkennen, mit welcher Wir Euch und Eürer guten Stadt wohl beygethan verbleiben.

Gegeben etc.

[Registr. Konzept. Nr. 2, cfr. Geh. Registr. 1775[1] Fol. 70.]

3.

1775. 7. Febr. (Copenhagen) P*ro* M*emoria* aus dem Departement der auswärtigen Affairen an das K*önigl* Finantz-Collegium.

Wann I. K. M[tt] unterm 3[ten] hujus allergnäd*igst* zu resolviren geruhet, daß das dem zu Dero Residenten in Lübeck ernandten Capitaine v. Gerstenberg beygelegte jährl*iche* Gehalt, von 800 R*th*l. Courant nemlich, erst von dem Tage an, da er seine als Committirter in der K*önigl.* Rente-Cam*m*er aufhabende Bedienung wird niedergelegt haben, und solche von dessen Nachfolger wird wieder übernommen seyn, seinen Anfang nehmen solle; so hat man das K*önigl.* Finantz-Collegium hievon dienstl: benachrichtigen und zugleich ersuchen wollen, die solcherhalben nötige Verabredung und Einverstandigung mit der K*önigl.* Rente-Cam*m*er geliebig zu treffen.

Aus dem Dep*artement* der ausw*ärtigen* Affairen.

[Registrirtes Konzept Nr. 24, cfr. Geheime Registratur 1775[1] Fol. 87.]

4.

1775. 7. Febr. (Copenh*agen*) P*ro* M*emoria* aus dem Dep*artement* der Ausw*ärtigen* Affairen an die K*önigl.* Rente-Cam*m*er.

Da es I. K. M[tt] allergnäd: gefällig gewesen d H: Capitaine v. Gerstenberg, bisherigen Committirten in der K*önigl.* Rente-Cam*m*er unterm 3[ten] hujus zu Dero Residenten in Lübeck an die Stelle des auf sein Ansuchen in Gnaden dimittirten Land-Raths und Cam*m*erjunkers de La Pottrie zu ernennen und bestellen; so hat man die K*önigl.* Rente-Cam*m*er hievon dienstl*ich* benachrichtigen und dem annoch beyfügen wollen, daß I. M.[tt] zugleich zu befehlen geruhet haben, daß das dem Capitaine v. Gerstenberg als Residenten i Lübeck beygelegte Appointement von 800 R*th*l: jährl*ich* von dem Tage an, da er seine in Camera Regia habende Bedienung wird niedergelegt haben, und solche an dessen Nachfolger wird übertragen seyn, allererst anfangen solle.

Aus dem Departement der ausw*ärtigen* Affairen.

[Registrirtes Konzept Nr 26] Cfr. Geheime Registr. 1775[1], Fol. 88.

5.

1775. 6. Julii (Lübeck) Bürgermeister und Rath der Stadt Lübeck an den König Christian VII zu Dänemark, Norwegen etc.

Allerdurchlauchtigster großmächtigster König,
allergnädigster Herr!

Ew: Königl: Majestät seyn unsern alleruntertbänigste gehorsamste Dienste in tiefschuldigster Devotion jederzeit bevor, und ist Ew: Königl. Majestät

allergnädigstes Schreiben d. 3ten Februar d. J., vermöge dessen an des bisherigen hiesigen Residenten Herrn Land-Raths und Cammerjunkers Friederich Carl de la Pottrie Stelle, Ew: Königl: Majestät Allerhöchstderoselben bisherigen Committirten in der Rente-Cammer, den Hauptmann Herrn Heinrich Wilhelm von Gerstenberg in eben der Function hinwiederum bey uns zu accreditiren allergnädigst geruhet, uns in diesen Tagen abseiten wohlermeldeten Herrn Residenten eingereichet worden.

So wir nun jedes Merckmal Ew. Königl: Majestät Huld und Gnade mit dem tiefschuldigsten Dancke anerkennen und verehren, so wird diese Veranlassung für uns, ein angenehmer Zeitpunct, den Empfindungen desselben uns ganz zu überlassen und unsere ehrerbietigste Versicherung zu bethätigen, daß wir dem Herrn Residenten nicht nur in allen seinen Anträgen jederzeit völligen Glauben beymessen und uns schuldigstermaaßen darauf erklären werden, sondern auch ihm alle Freiheiten und Ehrenbezeugungen, die das Herkommen mit sich bringet, gerne und willig wiederfahren zu lassen, auch sonsten allen guten Willen zu bezeigen nicht ermangeln wollen, wogegen wir so angelegentlich als zuversichtsvoll bitten, daß Ew. Königl: Majestät Allerhöchstderoselbe Huld, Schutz und Gnade uns, unserer guten Stadt und ins besondere den hiesigen Commercirenden noch fernerhin angedeyen zu lassen allergnädigst geruhen wollen.

Die Ew: Königl: Majestät wir der mächtigen Obhut des Höchsten zu langem Leben und glorreicher Beherrschung Dero Königreiche und Lande, auch allem sonstigen Selbst zu verlangenden Königl. Hochergehen aller submissest empfehlen und in tiefschuldigstem Respect verharren.

gegeben unter unserm Stadt Signet, d. 6. Julii 1775.

Ew. Königl: Majestät, allerunterthänigste:
Bürgermeister und Rath
der Stadt Lübeck.

[*Original mit versiegeltem Konvolute.*]

XII. Gerstenbergs Vater an den König.[1]

1762. 21. December (Itzehoe). Gesuch des Leutnants Hinrich Wilhelm von Gerstenberg an den König.

(Kriegskanc. [til Kongen] Refererede Sager. 1763. Januar 5. vide Lit. A. Nr 37.)

Allerdurchlauchtigster, Grosmächtigster,
Allergnädigster Erb-König und Herr!

In allertiefster Ehrfurcht unterwinde ich mich, Eur: Königliche Mayestät folgende allerunterthänigste Bittschrifft zu Füßen zu legen, und eine allerhöchste Landes-Väterliche Huld für mich zu erflehen.

Ich habe die Gnade gehabt nunmehro seit 44 Jahren in Eur. Königliche May*estä*tt Diensten bey dem Oldenburgischen Cuirassier-Regiment und zwar zuletzt in der Cornetts-Nummer als Lieutenant zu stehen. Bey dem letzten Marsche nach Meckelnburg, wo ich von dem Feld-Commissariat zur Aufsicht über das Fuhr-Wesen verordnet war, betraff mich der unglückliche Zufall durch einen Schlag-Fluß an der lincken Seite gelähmet zu werden. Da der lincke Arm auf keine Weise wieder in Stand zu bringen gewesen ist, so bin ich dadurch zu den fernern Diensten, die mir mein übriges Alter, obzwar es jetzt den Siebtzigen nahe ist, noch verstattet haben würde, unbrauchbar geworden.

[1] Reichsarchiv Kopenhagen.

Alle Mittel zu meinem Unterhalt sind mir auf diese Art benommen, wenn nicht Eur: Königliche Mayestät, als der wahre und edelmüthige Vater des Vaterlandes, allermildest geruhen, mir auf meinen hohen Alter die bisher genossene Cornetts-Gage zur allerhuldreichsten Pension zufliessen zu lassen, da ich nunmehro genöthiget bin, um meine Dimission allerunterthänigst anzusuchen, welche mir, in Ansehung der bey dem Oldenburgischen Regimente vorgefallenen seltenen Avancements, als Rittmeister in allerhöchster Gnade zu bewilligen, Eur: Königliche Mayestät ich aufs devoteste und demuthigste anflehe. Die Hulde meines Allergnädigsten Monarchen, die gegen alle treue Unterthanen und also auch gegen einen durch Alter und Kranckheit untüchtig gewordenen treubeeiferten Officier so wircksam ist, flößt mir die gerechteste Zuversicht auf eine allergnädigste Erhörung meiner Wünsche ein.

Das Gebeth meiner übrigen Tage ist der dauerhaftesten Wohlfahrt des besten Landes-Vaters gewidmet.

Mit diesem werde ich in aller pflichtschuldigster Devotion ersterben

Eur: Königliche Mayestät
meines Allergnädigten Erb-Königs und Herrn
Allerunterthänigster Knecht
Hinrich Wilhelm v. Gerstenberg
Lieutenant bey den oldenburgischen Cuirassier-Regiment.

Humillimè supplicatum
Itzehoe den 21ten Dec:
1762.

XIII. Louise Stolberg an Gerstenberg.[1]

Tremsbüttel, den 4ten Januar 1795.

Daß Ihre schöne Abhandlung über die zwei Kammern, werthester Herr von Gerstenberg, dem Scheine nach so undankbar in Tremsbüttel ist aufgenommen worden, daran sind Schuld: theils die vielen Geschäfte, die dem Herrn Amtmann zu Ende und Anfang des Jahres weder Zeit zum Lesen, noch zum Schreiben lassen, theils die Blödigkeit seiner Frau, die sich nicht überreden konnte, Ihnen einen weiblichen Dank für Ihre männliche Schrift zu sagen. Aber auf ausdrücklichen Befehl meines gestrengen Herrn nehme ich endlich heute die Feder, Sie bittend, es mir also nicht anzurechnen, wenn ich da rede, wo ich schweigen sollte. Ich habe Ihre Abhandlung mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme gelesen. Gerade, als wir Sie von Ihrer Güte erhielten, hatte ich de Lolme de la constitution anglaise geendigt, und es ward mir doppelt interessant, seine Beweise a posteriori mit den Ihren a priori zu vergleichen. Was mir aber in Ihrem Werke noch interessanter war, als die Entscheidung der aufgegebenen Frage über die Kammern, ist, was Sie im Eingange über die *** sagen: „jeder hell und wahr aus dem Urquell reiner Begriffe geschöpfte theoretische oder praktische Gedanke, er finde sich nun bei Plato oder Aristoteles, bei Leibnitz oder Locke, bei Cicero oder Hume, bei Tacitus oder —, ist ein Fragment aus der wahren Kantischen Philosophie etc.“ Dieser Satz hat auf mich eine große Wirkung gethan; auch io sono pittore! dachte ich, und beschloß, mich wenigstens in die Vorhöfe dieses vorgeblichen labyrinthischen Tempels zu wagen. Als ich die Ehre hatte, Sie vorigen Sommer in Borstel zu sehen, versprachen Sie uns, einmal mehr über Kant sagen zu wollen. Möchte der künftige Früh-

[1] Goethe-Museum Frankfurt a. M.

ling Sie aufs Land locken und zu uns führen; wir wollten dann unter heiterem Himmel der reinen Vernunft unter Ihrer Leitung nachspüren. Ich war durch Aeußerungen einiger Antikantianer sehr abgeschreckt, je ein Buch von diesem Zermalmer zu lesen: er glaube an angeborene Ideen, personificire Zeit und Raum, verwerfe jede Erkenntniß a posteriori, sey ein Idealist, ein Atheist. Nun ich mich aber in das Zauberschloß gewagt habe, geht es mir, wie dem Melchior von Bremen bei dem berüchtigten Ritter, der nur mit solchen Gästen unsanft verfuhr, die aus Furcht oder Weichlichkeit die derbe, gesunde Speise oder den edlen Wein, verax aperire praecordia, nicht mit gesundem Appetit zu sich nahmen. Ich kam mit unbestochenem Gemüth, mit warmem Herzen und bescheidener Aufmerksamkeit, in den Vorsaal des Ritters, wo ich weder Keulen sah, noch verriegelte Thüren fand, sondern die schönste Säulenordnung, die mich vermuthen läßt, die inneren Gemächer werden dem Peristyle an Schönheit und Harmonie nichts nachgeben. Aber in jene bin ich noch nicht eingedrungen, und wenn Sie, werthester Herr v. Gg., mich hinein leiten wollten, so würde ich es dankbar erkennen. Mit der Kritik der reinen Vernunft, dritte Auflage, habe ich angefangen; dabei habe ich Schultzens Prüfung der Kritik und Schmits Wörterbuch. Fange ich so recht an? — Sehr dankbar werde ich Ihnen für jeden Wink seyn, und darf ich Ihnen meine Zweifel vorlegen, wenn mir welche kommen? Stolberg wird sich ehestens, sobald er einen ruhigen Augenblick findet, die Freude machen, Ihre interessante Abhandlung zu lesen und Ihnen dann selbst danken und Sie seiner herzlichen Freundschaft versichern ...

Ich verbleibe mit der größten Hochachtung, werthester Herr v. Gg.

Ihre ganz ergebenste Dienerin
L(ouise) Stolberg

XIV. Gerstenberg an A. G. Carstens.[1]

1.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimerrath, Ritter pp.

Ew. Excellenz haben ein zu lebendiges Bild Ihres durch die entschiedensten Vorzüge ausgezeichneten hellen und edlen Charakters in meiner Seele zurückgelassen, als daß ich fürchten dürfte, Sie würden die Sprache, die dieser Brief redet, darum weniger gütig aufnehmen, weil sie die Sprache eines Mannes ist, der sich aus seiner Entfernung den Großen der Erde nur selten zudrängt. Nicht bloß, um Ewr. Excellenz in dem Posten, auf den der König Ihre längst bewährten Verdienste zu erheben geruht hat, die Devotion eines Subalternen zu bezeigen, schreibe ich diese Zeilen: bescheidenes Stillschweigen hätte die meinige nicht zweifelhaft machen können: sie sind der wärmste unverhaltenste Ausdruck eines Herzens, das seinem Staat, seinem Jahrhundert zu einer der allgemeinen Aufklärung des menschlichen Geistes so äußerst würdigen Wahl in jeder Betrachtung Glück wünscht. Ich habe genug um mich her gesehen, um es der allwaltenden huldvollen Regierung Gottes mit innigstem Gefühl zu verdanken, daß auch ich noch Zeiten erlebe, welche die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts in einem ausgebreiteten Kreise, ohne alle andern Rücksichten, nur dem reifen, dem wohlwollenden, dem erleuchteten Verdienste anzuvertrauen verstehen. Zeiten,

[1] Kgl. Bibliothek Kopenhagen.

deren jede Privat-Glückseligkeit selbst unter den Schrecknissen einer Revolution heilig ist; Zeiten, die Dänemark den übrigen Europäischen Staaten als ein Muster darstellen, wie eine Monarchie sich den Anforderungen ihres äußern Systems bequemen könne, ohne weder an der einen Seite gegen unstreitige Dienste, denen sie für die Zukunft entsagen muß, unerkenntlich, noch an der andern Seite, bey ihrer Compensation dessen, was sie dem äußern Bedürfniß aufopfert, gegen irgend einen gegründeten Anspruch der öffentlichen Sicherheit oder des bürgerlichen Vertrauens, gegen irgend ein Interesse des innern Systems sorglos erfunden zu werden. Ich bin voll von dem Edelmuthe und der Weisheit eines Verfahrens, das nach meinen Begriffen die höchste Staffel der Cultur erreicht, deren die menschliche Gesellschaft fähig ist; und nur durch das Bewußtseyn dieser Gesinnungen, die ich durch keine Handlungen meines Lebens verläugnen werde, glaube ich mich der ferneren Grace und Protection Ewr. Excellenz empfehlen zu können, indem ich mit der vollkommensten Verehrung beharre

Ew. Excellenz
ganz unterthänigster Diener
H. W. Gerstenberg

Lübeck den 28ten Nov.
1780.

2.

Hoch und Wohlgebohrener Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimerrath und Ritter p.

Der schwerste Druck, unter dem sich eine gefühlvolle Seele befinden kann, ist wohl die Furcht, von den wenigen Edlen vergessen zu seyn, deren gute Meynung ihr über alles geht. Ich habe seit einigen Jahren so sehr viel Anlaß gehabt, mich von der Wahrheit dieser traurigen Bemerkung zu überzeugen, daß Ew. Excellenz sich schwerlich die Wirkung vorstellen können, die der plötzliche Übergang zu einer ganz entgegengesetzten Empfindung auf meine ganze Seele gehabt hat. Ich darf wohl sagen, daß ich das theure Siegel, das einen so rührenden Beweis von Ewr. Excellenz fortdauernden gütigen Gesinnung einschloß, mit einem lauten Schrey des Vergnügens erbrochen habe. Die Sammlung lateinischer Gedichte selbst, mit der mich dieß anonymische Couvert beschenkte, war mir schon zu gut bekannt, als daß ich mich in der Person ihres edlen Verfassers hätte irren können, gesetzt auch, das etwas plattgedrückte und zusammengeflossene Siegel, verbunden mit den Merkmalen der mir unvergeßlichen Hand, von der die Adresse geschrieben war, hätte mich auf einen Augenblick in Zweifel gelassen. Ich hatte eben dieses elegante Werkchen schon bey meinem guten Freunde und Beichtvater, dem Herrn Pastor Bolte, gesehen, und es mehr als einmal mit dem innigsten Vergnügen gelesen. Es sind Sinngedichte darunter, mit attischem Salze gewürzt, die ich dem Schönsten an die Seite setze, was mir in diesem Fache je zu Gesichte gekommen ist. Das Ganze unterscheidet sich durch ein, in unserem Zeitalter immer seltneres, Gepräge von Urbanität, feinem Witze, castigischer Diction, durch eine so ächtrömische Kenntnis des hexametrischen Versbaus (selbst da, wo die Prosodie hin und wieder ihre kleinen Eigenheiten hat), durch so viele geschmackvolle und geistreiche Anspielungen auf alte und neuere klassische Litteratur, überhaupt durch so mannigfaltige und reichhaltige Züge eines schon gleich bey seinem ersten Austritt gebildeten Geistes, die dem, der auf die verschiedenen inneren und äußeren Data zu merken, und die Talente des Dichters mit den übrigen ausgezeichneten Verdiensten des großen Gelehrten und des großen Staatsmanns auf eine gemeinschaftliche Waage zu legen weiß, eine freudige Bewunderung

abdringen — daß ich mich gewiß auf kein Geschenk dieser Art zu besinnen wüßte, was mich in aller möglichen Rücksicht so glücklich, und meine Dankbarkeit so rege gemacht hätte, als gerade dieses Werkchen von leider nur — 28 Seiten!

Ich mag in die angenehme Stimmung, in die ich mich bey dem Schreiben dieser Zeilen versetzt fühle, auch nicht den kleinsten Laut einer weniger glücklichen Empfindung einmischen. Aber eben darum werden Ew Excellenz mir verzeihen, daß ich hier auf einmal abbreche, und, aus der Fülle meines Herzens, nur noch hinzusetze, wie ich mit wahrer und unverletzlicher Verehrung und Dankbarkeit beharre

Ewr. Excellenz p.

Altona den 8ten Nov. 1791.

ganz gehorsamster Diener
H. W. v. Gerstenberg.

XV. Gerstenberg an Moldenhauer.[1]

[1792.]

Mein theuerster und verehrungswürdiger Freund,

Ich kann mich der schönen traulichen Tage, die ich vor sechs Jahren mit Ihnen in Kopenh. verlebt habe, nie ohne den steten und freudigen Zuruf meines Herzens: daß Moldenhauer mein Freund ist! zurück erinnern. Erlauben Sie mir, meine unermeßliche Freude, daß ich mich bey den verzweiflungsvollen Aspekten, unter denen ich mich befinde, mit dem vollen Bewußtseyn des Mannes — des Freundes, an den ich schreibe, ganz allein bey Ihnen noch Raths erhole.

Es wird Ihnen bekannt seyn, mein Bester, daß durch den Entschluß des vortrefflichen Erbprinzen die große Frage: ob ich ungeachtet des Verkaufs meiner ehemaligen Charge noch fähig sey, meinem Könige und Vaterland zu dienen? nun endlich zu meinem Vortheile beantwortet worden: Man hat mir vor drey Jahren wirklich einen Posten im Staate, und zwar bey der Justizdirektion des hiesigen Lotto, anvertraut; man hat mich zugleich versichert, daß man den Schritt, den man dadurch genommen habe, nur als einen ersten Schritt zur Beförderung meiner eigentlichen Wohlfahrt betrachte: und der Prinz selbst hat sich eigenhändig gegen mich geäußert, daß es Ihm angenehm seyn würde, dazu auch Seinerseits etwas beyzutragen.

Wäre die Lage meiner Umstände nicht von der dringendsten Art, so wollte ich mich gerne noch Jahrelang mit dieser vielversprechenden Hoffnung aufrecht zu erhalten suchen. Ich stehe aber mit allem dem, was mein ist, d. h. mit allen denen, deren ganzes Schicksal von meinem eignen Wohl und Weh abhängt, gerade auf demjenigen Punkte, wo nicht weiter gesprochen, sondern gehandelt werden muß, oder vielmehr, um mich so stark und so nackt auszudrücken, als es die Natur der Sache mit sich bringt, wo Versprechen in wirkliche Schuld übergeht.

Meine beiden ältesten Söhne wollten schon im vorigen Jahre auf die Universität gehen. Ich setzte es aus, weil ich Briefe aus Kopenh. empfing, die mich eine schleunige Erfüllung meiner Wünsche erwarten ließen. Ostern rückt abermals heran, und noch bin ich nicht weiter, als ich vorm Jahre war. Von den 500 Th, die mir das Lotto einbringt, dem Wenigen, was mir zu meiner bloßen Subsistenz noch übrig ist, kann ich nichts für künftige Erndte aussäen. Und wie viele Ausgaben, die nicht mehr zur bloßen Subsistenz gerechnet werden können, fehlen nicht einem Vater von acht heranwachsenden Kindern, der bald ein Paar Töchter zur Confirmation zu

[1] Hof- und Staatsbibliothek München.

schicken, bald einen abwesenden Sohn in einem entfernten Lande zu unterstützen hat. Von andern dringenden Zufälligkeiten des Haushalts, Krankheiten u. d. gl. mag ich nicht einmal erwähnen: Ich rede jetzt nicht von meinem Leiden, sondern von einer Rechnungssache.

Wenn ich nur gewiß wüßte (oder gewußt hätte), daß ich hier im Lande weiter nichts zu erwarten habe, so hätte ich mir längst einen Plan machen müssen, der wenigstens nicht so eingehend gewesen wäre als mein bisheriger — den günstigen Moment, auf den ich so oft verwiesen werde, nach Möglichkeit abzuwarten. Noch vor wenig Monathen ward mir von einem Freunde in London der Antrag gethan, mit meiner ganzen Familie nach Nordamerika zu ziehen, wo ein Socitat von Engländern einen Strich Landes am Ontario-See angekauft hat, den sie mit dem Maple-Tree, einem zuckerhaltigen Baume von dem Geschlechte der Arika, nicht ohne vorhergegangene Versuche und beträchtliche Überschläge, die mir theils gedruckt ?[1] mitgetheilt wurden, anpflanzen und an Europäische Autoren, die gerade so viel, oder vielmehr so wenig, haben, daß sie in Europa nichts damit anzufangen wissen auf Erbzins veräußern wollen — sie sehen, mein theurer M., daß ich meine Aspekte nicht ohne Ursache verzweiflungsvoll genannt habe, da es schon zu spät für mich ist, auch nur einmal an solche Auswege zu denken.

Doch ich kann und will mir nicht vorstellen, daß es so mit mir gemeynt gewesen sey. Der edle B(ernstorff), der gewiß in seynen Zusagen nicht zu voreilig ist, hat noch vor zwey Jahren sehr ernstlich geglaubt, daß die vacante Amtsmannschaft im Wassertheil Hadersleben wohl eine Stelle für mich seyn könnte: ein Umstand, den ich Ihnen nicht verschweigen darf, wenn Sie von dem Grunde oder Ungrunde meiner Hoffnung oder meiner Besorgnisse ein vollständiges Urtheil fällen sollen. Und seitdem ich den Menschenfreund, unsern P. v. A.,[2] diesen Herbst gesehen, und gewisse Züge seines Charakters aus dem Munde seynes Reisearztes, des berühmten Plattners aufgefaßt habe, bin ich fest überzeugt, daß seyn herrliches Herz sich der Theilnahme an der Beförderung meiner bessern Glücksumstände nicht entziehen würde, wenn ich nur einen Freund hätte, der sich aus meinen Angelegenheiten selbst eine Angelegenheit zu machen, und ihn von der eigentlichen Beschaffenheit meiner Umstände eine Idee im Ganzen und im Einzelnen zu geben getraute.

Dieser Einzige, auf den ich den letzten Rest meiner Hoffnung baue, dieser Fels meines Vertrauens, guter lieber M., sind Sie. Von Ihnen allein darf ich erwarten, daß Sie sich in den Fall Ihres Freundes mit der Intuition eines Mannes von Herz und Seele hineindenken, und wenn es Ihnen irgend auf einige Weise möglich ist, ihm Ihren Beystand nicht versagen werden. Daß es Ihnen aber, mehr als sonst Jemandem, möglich sey, würde ich schon aus den Verbindungen, zu denen Ihnen Ihre Verdienste und persönlichen Vorzüge den Weg gebahnt haben, schließen können, wenn ich auch nicht aus näheren Nachrichten wüßte, wie viel sie gerade bey dem P. v. A. vermögen. Zwar ist es mir nicht entgangen, daß der Prinz selbst in den eigentlichen Lauf der Geschäfte keinen unmittelbaren Einfluß zu haben verlangt. Aber er ist Prinz, und was noch unendlich mehr sagen will, er ist der Prinz von A., dessen Seelengröße mir nicht nur durch die Bewunderung des Plattner, sondern durch meine eigne Erfahrung bewußt ist, der mich gewür-

[1] Unleserlich. [2] Prinzen von Augustenburg.

digt hat, meine Hoffnung auch für die Zukunft zu beleben, der für Menschenwohl und Menschenelend als Mensch zu empfinden, als Fürst zu handeln weiß. Es kann nicht fehlen, daß meine bedauernswürdige Lage nicht eine bessere Wendung nehmen sollte, wenn ein Mann, wie M., der von der Wahrheit meiner Angaben überzeugt ist, das Herz dieses großen und fürstlichen Menschenfreundes für mich persönlich zu interessieren sucht. Und kann ich zweifeln, daß M. sich einer solchen Bemühung gerne unterziehen werde? Nein, mein Freund, mein rechtschaffner und vielbewährter M., ich fühle, daß Sie der Mann sind, auf den ich mein ganzes Vertrauen setzen darf. Ihrer Beurtheilung darf ich es anheimgeben, ob ich nach einer jährlichen Einnahme von 1500 Th, die mir meine Lübeckische Charge einbrachte, mit 500 Th bey einem Alter von 55 Jahren und einer großen Anzahl heranwachsender und schon halb erwachsener Kinder hinlänglich abgefunden, ob ich überhaupt zu sonst nichts gut sey als wöchentlich einmal auf dem Lottogerüste zu A(ltona) u. W(andsbeck) auszustehn. Können Sie das, was Sie selbst über diesen Punkt begreifen, auch hohen Orts geltend machen, so wird mir gewiß geholfen. Wollte Gott! meine Wohlfahrt hinge nur von Ihren Wünschen, Ihrem Wohlwollen, Ihrem Bestreben ab! wie beneidenswürdig wäre

Ihr ewig dankbarer G.

XVI. Gerstenberg an die Hofmannsche Buchhandlung in Hamburg.[1]

Hochedelgebohrner, Hochzuehrender Herr,

Daß mir von den stipulirten zweyhundert Rthl für meine Minona durch H Rector Voß 75 dän. Ducaten oder Einhundert und fünfzig Rthl mit letzter hamb. Post eingehändigt worden, ermangle ich nicht durch gegenwärtiges Empfangsschreiben zu bescheinigen, welches ich statt einer förmlichen Quittung beyzulegen bitte. Da Ew. Hochedelgebh, wie ich sehe, sich vielleicht noch entschließen möchten, den Druk in Hamburg zu besorgen, und mir die Correkturbögen herüberzuschicken, so würde mir auf diesen Fall sehr damit gedient seyn, bald davon vergewissert zu werden, weil ich im Begriff stehe, eine Reise nach Copenhagen anzutreten, die ich dieses Umstandes halber vielleicht auf einige Zeit aufschieben könnte; wenns auch nur wäre, um über den Druck etwas bestimmteres, als in meinem vorigen Briefe geschehen ist, zu verabreden, und die ersten Probebögen in Augenschein zu nehmen. Zum Behuf der fernern Correktur würde dann meine Gegenwart nicht so nöthig seyn, da unser Voß sich bereits erbothen hat, sie statt meiner zu besorgen, und ich seinen Augen in einem Geschäfte dieser Art ohnehin mehr als meinen eignen traue.

Ew. Hochedelgeb. ergebenster Diener

Eutin 28 Jul. 1785 H. W. v. Gerstenberg

XVII. Gerstenberg an Basedow.[2]

Wohlgebohren

Hochgeehrter Herr,

Unser B. hat mir die angenehme Nachricht gebracht, daß Sie, mein verehrungswürdiger Freund, einen Hauslehrer für meine Kinder wißen, der sowohl ihren als meinen Bedürfnißen angemeßen ist. Ich setze voraus, daß

[1] Kgl. Bibliothek Berlin. [2] Bibliothek Braunschweig.

O. Ihnen bereits vorläufig geschrieben habe, mit wie vieler Freude und Dankbarkeit ich diese Ihre gütige liebevolle Erinnerung meiner ehemaligen dringenden Bitte erkenne, wie herzlich gern ich Ihr Anerbiethen annehme, wie glücklich mich die Aussicht mache, meinen Plan der Erziehung endlich, endlich, sogar durch die Mitwirkung eines der größten Erzieher in Deutschland, zur Ausführung zu bringen. Meine Absicht war, Ihnen das alles sogleich selbst zu sagen: allein da Prof. Cramer, der uns hier seit vierzehn Tagen besucht, eben damals im Begriff war, nach Hamburg zu reisen, so übertrug ich ihm diese ganze Angelegenheit in der Hoffnung, durch seinen mündlichen Bericht, nicht über die Hauptsache,— die überlaß ich Ihnen zuversichtlich, — sondern über die dahin einschlagenden Kleinigkeiten genauer unterrichtet zu werden, als es durch Briefe geschehen kann. Er ritt auch wirklich gleich den folgenden Tag nach Hamburg ab, kam aber noch an dem nämlichen Abend wie ein hinkender Bothe unverrichteter Sache zurück, weil sich sein Pferd am Hufe beschädigt hatte, und wird nun gar nicht nach Hamburg kommen. Was ich also lieber gleich hätte thun sollen, thu ich itzt: ich ersuche Sie, edler Mann, mir, sobald es Ihnen möglich ist, umständliche Nachricht zu geben, unter welchen Bedingungen Ihr Freund, der gewiß auch mein Freund seyn soll, bey mir eintreten will, wie bald ich ihm entgegensehen könne, und was insbesondere Sie selbst von beiden Seiten geleistet wünschen. Sie kennen mich, glaub ich, hinlänglich, Sie kennen meine Kinder, meine Familie, die Simplicität meiner häuslichen Einrichtungen, meine natürlichen und hausväterlichen Grundsätze. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, nur auf Ihre Vorschläge bin ich begierig, und folgsam sollen Sie mich auch finden. Ein wenig irre hätte Madam Pauli mich machen können, die mir vor einigen Tagen erzählte, daß der Freund, den Sie mir vorschlagen, eigentlich ein Prinzen-Hofmeister, ich weis nicht, bey welchem Prinzen, sey, der seines Postens überdrüßig geworden, und ihn mit einem andern in Ihrem eigenen Institut zu vertauschen suche u. s. w. Ich will mich aber nicht irre machen laßen: Sie haben den jungen Mann für mich ausgewählt, und wenn ich Ihnen, in jenem Verhältniße zu ihm, recht und gut bin, so darf ich mir schmeicheln, es auch ihm, dem liebenswürdigen, zu werden. Nur bin ich Ihnen das Geständniß schuldig, daß meine Söhne (ich rede von den drey erwachsenen) noch sehr zurück sind. Ich habe sie seit einiger Zeit zum künftigen bessern Unterricht einigermaßen vorzubereiten gesucht; viel habe ich sie nicht lehren wollen; sie werden etwa anfangen können, einen leichten lateinischen Autor zu lesen; für andere Kenntniße habe ich ihre Köpfchen blos empfänglich zu machen gesucht: und zu allem dem meyne ich Gründe gehabt zu haben, mit denen ihr künftiger Hofmeister zufrieden seyn würde. Wenigstens hat er freyes Feld vor sich, Schutt soll er nicht viel wegzuräumen haben.

Theurer Mann, ich umarme Sie, wie meinen Wohlthäter. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die gütigen Gesinnungen Ihrer würdigen Gemahlin für uns alle, und seyen Sie fest von der großen Hochachtung überzeugt, mit der ich unwandelbar beharre

Ihr verbundenster

Lübeck 15 April 1782 Gerstenberg.

(Fortsetzung folgt.)

Zurzeit Warschau. Albert Malte Wagner.

Wilhelm von Humboldt über Schiller und Goethe.

Der letzte, eben erschienene Band des Briefwechsels zwischen Karoline und Wilhelm v. Humboldt,[1] eines Werkes, das man sowohl nach seiner äußeren Ausstattung als nach seinem inneren Werte geradezu als Prachtwerk bezeichnen kann, voll der mannigfachsten, schier unerschöpflichen politischen und literarischen Nachrichten und zugleich ein unvergängliches Denkmal für zwei hochstehende, geistig und sittlich wahrhaft bedeutende Menschen. enthält so viel Unbekanntes und außerordentlich Wichtiges über Schiller und Goethe, daß es sich lohnt, besonders darauf einzugehen, besonders auch deswegen, weil nicht bloß die Stellen mitzuteilen sind, sondern weil auch manche kritische Bemerkungen darangeknüpft werden müssen.

Am 21. Dezember 1826 teilt Wilhelm v. Humboldt der Gattin eine Stelle aus einem Briefe Schillers an Huber vom 13. Januar 1790 mit. Es ist die Stelle, in der Schiller über Humboldt und seine damalige Braut Karoline sprach. Die Stelle lautet:

'Humboldt war mir vorläufig schon sehr genau aus Beschreibungen bekannt, die mir meine Schwägerin von ihm gemacht hatte. Er ist beides, ein äußerst fähiger Kopf und ein überaus zarter, edler Charakter. Vorzüglich lernte ich ihn bei einer Herzensangelegenheit kennen, in die er mit einem Fräulein von Dacheröden aus Erfurt verwickelt ist. Er ist mit ihr versprochen, und er hat Ursach, sich zu einer solchen Frau Glück zu wünschen. Sie ist ein unvergleichliches Geschöpf, nur fürchte ich für ihre Gesundheit. Denn diesen Herbst wurde sie schon von den Aerzten aufgegeben, jetzt hat sie sich aber wieder erholt. Humboldt hat hier (in Jena) bei mir gewohnt und wir sind in der

---

[1] Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, hg. von Anna von Sydow. 7. Band: 'Reife Seelen', Briefe von 1820 bis 1835, mit 8 Abbildungen. Berlin 1916, Mittler. Die früheren sechs Bände beginnend mit dem Jahre 1787, sind etwa seit einem Jahrzehnt erschienen; die ersten Bände sind in vielen Auflagen veröffentlicht worden. Die Bände sind außerordentlich umfangreich. Der letzte Band, der diesen Ausführungen zugrunde liegt, mit seinen 407 Seiten, ist fast der schmächtigste; manche der früheren haben über 500, ja über 600 Seiten. Die ganze Sammlung ist eine der wichtigsten historischen, literarischen Quellen, die wir in deutscher Literatur besitzen. Namentlich für die Zeit von Preußens Erniedrigung, für den Wiederaufbau des preußischen Staates, für die Zeit der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses und für Humboldts Ministertätigkeit ist hier ein ganz unvergleichliches Material zusammengetragen. Auch die Literaturgeschichte im allgemeinen wird hier in ganz eigenartiger Weise beleuchtet: neben dem Deutschen tritt das Französische und Italienische, Kunst- und Literaturleben in sehr bedeutsamen Mitteilungen hervor.

benachbarten Welt miteinander herumgestreift. Auch lagen unsere Herzensangelegenheiten auf dem nämlichen Wege, daß wir einander nicht einmal hätten ausweichen können.'

Bei der Mitteilung dieser Stelle bemerkt Humboldt:

'Jener Schillersche Brief an Huber ist nämlich in den Händen der Frau Huber gewesen. Sie hat auch Briefe von Schiller einmal drucken lassen, und vermutlich ist dieser, nur mit Auslassung der Stelle über uns, auch gedruckt. Denn diese Stelle ist mit Rötel angestrichen.'

Das ist ein Irrtum. Therese Huber nämlich hat in ihren Lebensnachrichten über den geliebten Gatten 1806, denen sie eine ziemliche Anzahl von Briefen beigab, jenen Brief nicht gedruckt. Das erste Bruchstück daraus ist vielmehr von Karoline v. Wolzogen veröffentlicht worden, vollständig steht unser Brief in Fritz Jonas' ausgezeichneter Ausgabe von Schillers Briefen, Band 3. Der etwas abfällige Ton, mit dem Humboldt an unserer Stelle über Therese spricht, ist um so merkwürdiger, als er in seiner Jugend sehr intim mit ihr gestanden hatte (Zeugnis dafür sind die ungemein merkwürdigen Episteln, die ich vor längerer Zeit in der Neuen Freien Presse abgedruckt und über die ich später in meinem Buche 'Therese Huber', Stuttgart 1900, gehandelt habe.) Die Kühle Humboldts erklärt sich daraus, daß Karoline einigermaßen eifersüchtig auf die früheren Verhältnisse ihres Gatten war und daher es wohl gern hatte, wenn Humboldt sich über jene Damen etwas abfällig äußerte. Man bemerkt solche ungünstige Urteile, die weniger Wilhelms wirklicher Gesinnung entsprachen, als daß er sie mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Gattin gebrauchte, auch in seinen vielfachen Äußerungen über Henriette Herz und andere, die, bevor Karoline in die Lebenskreise Wilhelms trat, seinem Gemüt oder seinen Sinnen ziemlich nahegestanden hatten.

Auf die von Humboldt berichtete Äußerung Schillers geht Karoline am 29. Dezember 1826 ein mit folgender sprachlicher Bemerkung:

'Der Brief Schillers an Huber, die Stelle über uns, hat mich sehr gerührt. Närrisch ist der Ausdruck, daß Du in eine Herzensangelegenheit verwickelt seist, man würde das vielleicht jetzt nicht mehr sagen. Mit der Nuancierung der Sprache ist das ein Eigenes, sie geht ins Unendliche.'

Und Humboldt seinerseits kommt wiederum am 3. Januar 1827 auf diese Stelle zu sprechen:

'Daß Dir auch das verwickelt im Schillerschen Brief aufgefallen ist, freut mich recht. Ich dachte es mir gleich. Es ist eine ordentliche Phrase aus "Kabale und Liebe", aber gut an der Stelle gebraucht, war sie auch damals nicht.'

Diese Bemerkungen verdienen ein kurzes Eingehen.

Leider ist die betreffende Lieferung des Grimmschen Wörterbuches noch nicht erschienen; aus dem mir vorliegenden Heynischen Wörterbuch ergibt sich, daß 'verwickeln' im Sinne von 'wickelnd umschlingen, fesseln' nicht eben ein besonderer Schillerscher Ausdruck ist und daß man nicht nötig hat, etwa eine Parallelstelle in 'Kabale und Liebe' zu suchen. Humboldt will nur sagen, daß die Stelle ein wenig an den Schwulst Schillerscher Jugendprosa erinnert.

Aber nicht bloß in der angeführten Stelle, sondern in gar manchen anderen Briefen, sowohl des vorliegenden 7. Bandes als der früheren Bände unseres Prachtwerkes, tritt die Bewunderung des Ehepaares für Schiller, für seine Werke und seinen Charakter häufig hervor. Allerdings die Hauptarbeit Humboldts über Schiller, die 'Vorerinnerung' zu der Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller, fällt in die Zeit, da Karoline v. Humboldt tot war, konnte also in unserem Bande nicht berührt werden; sie wird nur kurz in dem Anhang, der einige Briefe Wilhelms an seine Kinder enthält, gestreift, ohne daß in diesen Bemerkungen etwas wesentlich Neues vorgebracht wird.

Über zwei Angelegenheiten dagegen erhalten wir ganz neue, und zwar höchst merkwürdige Aufklärungen: über die Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe und deren Drucklegung, ferner über die Bestattung von Schillers Schädel.

Was die erstere betrifft, so waren darüber manche Äußerungen Charlottens von Schiller in dem prächtigen Buch von Urlichs 'Charlotte von Schiller und ihre Freunde' — einem Buche, das im deutschen Publikum lange nicht nach seinem vollen Werte geschätzt wird — sowie einzelne Mitteilungen des Schillerschen Sohnes Ernst (Karl Schmidt, 'Schillers Sohn Ernst', Paderborn 1893) wohl bekannt. Aus diesen Äußerungen geht hervor, daß die Familie Schiller mit Goethes Verhalten nicht zufrieden war, daß Mutter und Sohn dem großen Dichter, der sich sonst als wahrhafter Freund ihres Gatten und Vaters bewährt hatte, Eigenmächtigkeit und Eigennutz vorwarfen. Diese Urteile waren als einseitig und parteiisch von den Goethefreunden verworfen worden; daß sie nicht ganz unbegründet waren, geht aus folgendem aufschlußreichen Bericht Humboldts hervor (12. Nov. 1823): 'Zwischen Goethe und der Schiller ist eine Art Angelegenheit über die Briefe Schillers und Goethes. Goethe möchte diesen Briefwechsel zusammen drucken lassen und die Lücken von der Zeit, wo sie zusammen waren, erzählend ausfüllen. Wenn er diese Idee ausführt, so ist sie für die Leser offenbar die beste. Die Schiller aber möchte, und mit Recht, den aus diesen Briefen

zu ziehenden Vorteil nicht für die Kinder aufgeben. Sie hält also Goethes Briefe zurück und hat einige von Goethe gemachte Vorschläge, sie für eine geringe Summe zurückzukaufen, abgeschlagen. Ich habe nun dadurch, daß ich Goethen meine Schillerschen Briefe gegeben, ihn aber gebeten habe, sie, wenn er sie gelesen hätte, der Schillern zu geben, und daß ich ihm so indirekt zu Gemüte geführt, daß von Schiller geschriebene Briefe von seinen Freunden billig als Eigentum der Kinder angesehn werden, eine neue Bewegung in die Sache gebracht, und beide Teile haben mich nun gebeten, sie zu vermitteln. Ob das aber gelingen wird, steht doch dahin. Denn obgleich Beide sich ehren und lieben, so bestehen sie doch gegenseitig auf ihren Meinungen. Das alles muß natürlich ganz unter uns bleiben.'

Aus dieser Stelle ist zunächst zu entnehmen, daß Goethe, wenn man auch bei seiner hohen Gerechtigkeitsliebe nicht annehmen darf, daß er die Nachkommen Schillers geradezu schädigen wollte, doch nicht in dem Maße an ihren Vorteil dachte, wie es billig gewesen wäre. Sodann aber wird uns in der Humboldtschen Äußerung ein Plan offenbart, von dem man bisher gar nichts oder nur unklar wußte, daß Goethe nämlich an ein größeres Werk dachte, in dem er seine Beziehungen zu Schiller, wenigstens in gewissen Epochen ihres Zusammenlebens, erzählend darstellen wollte. (Aus diesem Plane wurde nichts, Goethe hat bekanntlich nur einen kleinen Aufsatz geschrieben, 'Erste Anknüpfung mit Schiller', die sich, wie man weiß, nicht in seinen biographischen Schriften findet, sondern seltsamerweise in die naturwissenschaftlichen verirrt hat.)

Die Angelegenheit der Herausgabe der Schiller-Goetheschen Korrespondenz aplanierte sich allmählich, aber sie durchlief noch mannigfache Phasen.

Der Briefwechsel erschien bekanntlich 1828. Goethe verlangte von Cotta 8000 Taler, d. h. 4000 Taler für jede der beiden Parteien; für sich beanspruchte er Barzahlung, die Schillerschen Erben sollten sich durch frühere Zahlungen Cottas befriedigt erklären. Darüber fanden Verhandlungen statt, die zu den unangenehmsten Auseinandersetzungen zwischen Ernst v. Schiller und August v. Goethe führten. Die eingetretene Verstimmung zwischen Goethe und Cotta wurde durch Boisserée, die Unzufriedenheit der Erben Schillers durch Karoline v. Wolzogen einigermaßen gedämpft, schließlich erhielten auch die Schillerschen Erben den von Goethe auf 4000 Taler stipulierten Anteil.

Während diese Angelegenheit spielte, wurde auch ein neuer Kontrakt über Schillers Werke zwischen Cotta und den Schillerschen Erben geschlossen. Darüber, zugleich aber über die Schiller-Humboldtsche Korrespondenz handelt ein Bericht Wil-

helms, der ganz abgedruckt werden muß. Er ist vom 17. Dezember 1826 und lautet so:

'Der Kontrakt zwischen Schillers Erben und Cotta ist nun abgeschlossen. Cotta gibt 70 000 Taler in Terminen, von denen der letzte 1833 ist. Er kriegt dafür das Recht, die Schillerschen Schriften allein herauszugeben auf 25 Jahre von 1827 an. Das Geld, das er den Schillerschen Kindern nach und nach vorgeschossen hatte und das er auf 12 000 Taler berechnet, geht in den Kauf, und er leistet Verzicht auf die Rückzahlung und gibt die 70 000 Taler außerdem. Sonderbar genug ist es, daß in dem Kontrakt meine Briefe an Schiller ausdrücklich mitverkauft sind. Ich werde sie indes erst sehen und streichen, was nicht zu drucken ist. Der General Wolzogen hat sie jetzt und läßt sie abschreiben, um sie mir dann zu schicken. Diese Operation des Abschreibens hätte man nun wohl verschieben können, bis ich die Briefe durchgesehen hatte. Ich bin aber über solche Dinge zu gleichgültig, um sie übel zu deuten, wo sie doch auch nicht übel gemeint sind. Offenbar ist es nur immer, daß bei Gelegenheit Wolfs und Schillers unsere Biographie bei lebendigem Leibe miterscheint. Ich fürchte nur, daß meine Briefe an Schiller die Bekanntmachung nur sehr teilweise verdienen. Der General sagt viel Lobendes davon, er ist aber kein gültiger Richter.'

Wilhelms eben mitgeteilte Angaben finden ihre Bestätigung in dem Auszug aus dem Honorarkonto für Schillers Erben (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Stuttgart 1876, S. 690). Der vom 3. Dezember 1826 geschlossene Vertrag, der die Zahlungen auf die Jahre 1826 bis 1833 verteilte, schloß Humboldts Korrespondenz und die Biographie der Karoline v. Wolzogen mit ein.

Die Schiller-Goethesche Korrespondenz dagegen wurde besonders behandelt und honoriert. Um das vielgeschmähte Andenken des Buchhändlers Cotta zu reinigen und um den Vorwurf zu entkräften, als habe er sich an Schillers Werken unrechtmäßig bereichert, sei hier nur kurz bemerkt, obgleich es, streng genommen, zu unserem Thema nicht gehört, daß Charlotte v. Schiller schon vorher in den Jahren 1812 bis 1825 ein Honorar von 30 000 Talern empfangen hatte. Obgleich dies ausdrücklich für 19 Jahre, d. h. bis inkl. 1831, verabredet worden war, erhöhte Cotta seine Zahlungen, wie oben gezeigt, in einer für jene Zeit geradezu erstaunlichen Weise.

Aus der zuletzt mitgeteilten Stelle ist ausdrücklich hinzuweisen auf Humboldts edle Bescheidenheit, die sich in der allzu geringen Meinung äußert, mit der er über seine an Schiller gerichteten Briefe spricht. Diese Briefe sind übrigens erst geraume Zeit später von Wilhelm v. Humboldt herausgegeben worden.

Dies geschah allerdings in sehr unvollkommener Weise, unvollkommen deshalb, weil Humboldt in den Briefen, die ihm vorlagen, infolge einer allzu zarten Rücksichtnahme sehr bedeutende Stellen ausließ, und sodann, weil er eine große Anzahl von Briefen, die er geschrieben und auch einige, die er empfangen hatte, damals nicht mehr besaß.

Die Lücken, die er in seiner Ausgabe gelassen hatte, sind erst in einer zweiten Ausgabe des Humboldt-Schillerschen Briefwechsels durch A. Leitzmann ergänzt worden, die zahlreichen Briefe Humboldts, die ihm bei seiner Ausgabe nicht vorlagen, wurden erst vor wenigen Jahren durch Ebraard aufgefunden und sind von diesem in einer Sonderpublikation veröffentlicht worden. Es wäre sehr zu wünschen, daß bei Eintritt ruhigerer Zeiten der gesamte Briefschatz in einer neuen Publikation dem Publikum vorgelegt werde; dabei würden dann auch alle Stellen des Humboldtschen Ehepaares über Schiller zu berücksichtigen sein, die erst in unserem Monumentalwerk bekannt geworden sind.

Die zweite Angelegenheit, auf die durch die hier gesammelten Briefe Wilhelms und Karolinens neues Licht fällt, ist die Bestattung von Schillers Schädel.

Erst neuerdings (Goethejahrbuch Band 25, 1904, S. 46 ff.) ist die von August v. Goethe gehaltene Rede 'Bei Niederlegung von Schillers Schädel auf der Großherzoglichen Bibliothek von Weimar' gedruckt worden. Dort ist erzählt, daß der feierliche Akt auf den 17. September 1826 anberaumt worden war, Goethe wollte dabei zugegen sein, erklärte aber im letzten Augenblick, daß es ihm unmöglich sei, dem feierlichen Akt beizuwohnen. Dieser im Goethejahrbuch enthaltene, nach den damals bekannten Quellen gegebene Bericht ist jedoch ungenau. Vermutlich war es ein frommer Betrug, den August v. Goethe sich seinem Freunde Ernst v. Schiller gegenüber erlaubte. In Wirklichkeit war die ganze Schaustellung gegen Goethes Absicht. Diese bisher unbekannte Tatsache geht aus folgender ausführlichen Stelle Wilhelm v. Humboldts vom 29. Dezember 1826 hervor, die auch sonst manches Wichtige enthält:

'Heute nachmittag habe ich bei Goethe Schillers Schädel gesehen. Goethe und ich — Riemer war noch dabei — haben lange davor gesessen, und der Anblick bewegt einen gar wunderlich. Was man lebend so groß, so teilnehmend, so in Gedanken und Empfindungen bewegt vor sich gesehen hat, das liegt nun so starr und tot wie ein steinernes Bild da. Goethe hat den Kopf in seiner Verwahrung, er zeigt ihn niemand. Ich bin der einzige, der ihn bisher gesehen, und er hat mich sehr gebeten, es hier nicht zu erzählen.

Zuerst mußt Du wissen, daß man den Kopf nicht absichtlich

vom Rumpf getrennt hat. Die oberen Särge hatten in dem Gewölbe, wo Schiller vorläufig hingestellt war, die unteren zerbrochen. Das Gewölbe war außerdem feucht gewesen. So waren die Gebeine der einzelnen Begrabenen auseinandergegangen und lagen entblößt. Man suchte nach den Schillerschen und fand das ganze Skelett bis auf einige Teile. Goethe nahm nur den Schädel und ließ die übrigen Gebeine in der Bibliothek in einen Kasten niederlegen. Da sollen diese ruhen, bis er selbst stirbt. Dann hat er auf dem neuen Kirchhof, wo sich auch der Großherzog eine Familiengruft errichtet hat, eine Gruft neben dieser zurichten lassen. In dieser will dann er mit Schiller begraben sein. Ob man den Schädel auch in die Gruft tut, überläßt er dann den Übrigbleibenden. Jetzt liegt er auf einem blausamtenen Kissen und es ist ein gläsernes Gefäß darüber, das man aber abnehmen kann. Man kann sich wirklich an der Form dieses Kopfes nicht sattsehen. Wir hatten einen Gipsabguß von Raffaels Schädel daneben. Der letztere ist regelmäßiger, gehaltener, in ganz gleich verteilter Wölbung. Aber der Schillersche Kopf hat etwas Größeres, Umfassenderes, mehr aus einzelnen Punkten sich ausdehnend und entfaltend, neben anderen, wo Flächen oder Einsenkungen sind. Es ist ein unendlich ergreifender Anblick, aber doch ein sehr merkwürdiger.

Daß man bei der Niederlegung des Kopfes Reden gehalten, daß Schillers Sohn dabei tätig gewesen ist, alles das ist gegen Goethes Absicht geschehen, der auch keinen Teil daran genommen. Er ist vielmehr den Tag verreist. Goethes Absicht ist allein gewesen, die Gebeine und besonders den Schädel herauszufinden, hervorzusondern von den übrigen, die durch eine Art Nachlässigkeit im Gewölbe vermischt lagen, und sie schicklich und anständig aufzubewahren, bis man sie der Erde auf eine angemessene Weise zurückgeben könnte.

So, liebe Li, wirst Du auch nichts hierin finden, das irgendeine Zartheit verletzte. Vielmehr liegt in der Vereinigung zweier großer Männer, die sich so nahe im Leben standen, auch im Grabe etwas Schönes und edel Empfundenes.'

Wie über Schiller, so enthalten Humboldts und Karolinens Berichte auch über Goethe manches Bedeutsame. Das Wichtigste daraus sind die Mitteilungen über zwei Besuche, die Wilhelm in Weimar machte 1823 und 1826.

Man weiß, daß im Jahre 1823 die Herzensangelegenheit zwischen Goethe und Ulrike von Levetzow spielt. Darauf einzugehen ist um so wichtiger, als gerade in neuester Zeit Äußerungen der Ulrike verbreitet worden sind, Äußerungen, die aus dem späteren Alter jener Dame herrühren, in denen sie der starken Leidenschaft Goethes zu widersprechen versucht und die An-

sicht vertritt. Goethe hätte nur eine väterliche Neigung, nicht aber starke Liebesglut zu ihr empfunden. Karoline hatte Goethe im Sommer 1823 in Marienbad getroffen und schrieb am 31. August 1823 an ihren Gatten folgendes:

'Von Goethe höre ich gestern, daß er es in Eger nicht hat aushalten können, sondern nach Karlsbad gegangen ist, wo das Fräulein mit ihrer Mutter ist, welches er anbetet. Sie heißt Levetzow. Es ist dies eine kuriose Geschichte, die der ganzen Familie und ihres Zusammenhanges. Genug, die Großeltern des Fräuleins, Herr und Frau von Brösigke, aus Preußen gebürtig, haben hier das größte Haus gebaut, wohnen im Sommer immer hier, und Frau von Brösigke hat Bekanntinnen, die in ihrem Hause wohnen, erzählt, Goethe habe ihrer Enkelin seine Hand angeboten und ihr gesagt, sie würde auch in seiner Familie von seinem Sohn und Schwiegertochter sehr geehrt und auf Händen getragen werden. Vom Großherzog aber würde sie als seine Witwe 2000 Taler Pension jährlich haben. Das Fräulein aber, sagt die Großmama, könne sich nicht zu einer im Alter so sehr ungleichen Heirat verstehen.'

Man erkennt aus dieser sehr merkwürdigen Stelle, daß die Gerüchte von dem Anerbieten der Ehe und einem Ausschlagen dieses Anerbietens von der Großmutter stammten, also in das Gebiet des Klatsches zu verweisen sind. An dieses eine Gerücht hat sich dann das zweite geschlossen, Goethe habe seitdem vermieden, mit der Familie Brösigke-Levetzow wieder zusammenzutreffen. Aber auch dies Gerücht ist falsch, wie aus der ganz bestimmten Notiz Wilhelms hervorgeht (2. September 1824), 'daß Goethe nicht in Marienbad ist, begreife ich nicht. Als ich ihn sah, schien sein ganzes Herz daran zu hängen. Vielleicht hat es sich in ihm umgewendet, er setzt gewöhnlich den beweglichen Fuß nur leicht auf. Vielleicht hat ihn aber auch das platte Gerede abgeschreckt.'

Ist diese ungemein wichtige Bemerkung nur ein Nachklang aus den 1823 geführten Gesprächen, so sind diese und der Bericht darüber von ganz eminenter Bedeutung.

Humboldt, der vom 12. November 1823 an mehrere Tage in Weimar verweilte, hat in Briefen an seine Frau über diesen Aufenthalt und den Verkehr mit Goethe anschauliche und ausführliche Mitteilungen gemacht. Er fand den Dichter krank, beklagte die Hitze seiner Zimmer, berichtete auch kleine, bisher wenig bekannte Züge von seiner Lebensweise, z. B. 'Goethe hat auf nichts Appetit, nicht auf Bouillon, Fleisch, Gemüse, er lebt von Bier und Semmel, trinkt große Gläser am Morgen aus und deliberiert mit dem Bedienten, ob er "dunkel" oder "hellbraunes" Köstritzer oder Oberweimarisches Bier oder wie die Greuel alle

heißen, trinken soll. Doch geht er meist in eine andere Stube dazu, wenn ich da bin.' (Zum Verständnis dieser Stelle ist zu bemerken, daß Humboldt ein geschworener Feind des Biertrinkens war, während Karoline, wie sie einmal gestand, ganz gern ab und zu ein Gläschen nippte.)

Humboldt ist von Goethes damaligem Benehmen, von seinen Äußerungen unangenehm berührt. Er schreibt: 'Es ist peinlich zu hören, daß er alle Augenblick "Ach Gott, ach Gott!" sagt, doch ist das mehr Angewohnheit, denn er klagt nicht über Schmerzen.' Neben solchen kleinen Bemerkungen, zu denen auch die gehört, daß er Goethes Schlaflosigkeit bemerkt, steht nun aber folgende Erzählung, die gewiß zu den bedeutendsten gehört, die über Besuche bei Goethe geschrieben worden sind. Sie ist freilich etwas lang, aber die außerordentliche Wichtigkeit der Darstellung muß die wörtliche Mitteilung entschuldigen. Diese Erzählung vom 19. November 1823 lautet folgendermaßen: 'Heute früh habe ich eine himmlische Stunde bei ihm zugebracht, die ein reicher Lohn für die ganze Reise ist. Ich muß Dich aber sehr bitten, niemandem ein Wort davon zu sagen, weil er äußerst geheim damit tut. Ich habe Dir erzählt, denke ich gewiß, daß er mich neulich hatte den "Paria" lesen lassen. Gestern gab er mir ein Buch des "Divans", zu dem er mehreres neu hinzugedichtet hatte. Es war sehr Hübsches darunter, doch nichts, was einem bei Goethes früheren Sachen verwundern konnte. Heute gab er mir ein eigen gebundenes Gedicht, eine Elegie. Ich sah schon, daß sie sehr zierlich und sorgfältig äußerlich in Band und Papier behandelt war. Sie war ganz von seiner Hand geschrieben, er sagte mir, es sei die einzige Abschrift, die davon existiere, er habe sie noch niemandem, ohne Ausnahme, gezeigt, und werde sie noch lange nicht, vielleicht nie drucken lassen. Er habe sich aber auf meine Ankunft gefreut, weil er vorher wisse, ich werde mit ihm fühlen. Er sagte das alles in einem bewegteren und sich mehr erschließenden Ton, als ihm sonst eigen war. So fing ich an zu lesen, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nicht bloß von dieser Dichtung entzückt, sondern so erstaunt war, daß ich es kaum beschreiben kann. Es erreicht nicht bloß dies Gedicht das Schönste, was er je gemacht hat, sondern übertrifft es vielleicht, weil es die Frische der Phantasie, wie er sie nur je hatte, mit der künstlerischen Vollendung verbindet, die doch nur langer Erfahrung eigen ist. Nach zweimaligem Lesen fragte ich ihn, wann er es gemacht habe. Und als er mir sagte: "Vor nicht gar langer Zeit", war es mir klar, daß es die Frucht seines Marienbader Umganges war. Die Elegie behandelt nichts als die alltäglichen und tausendmal besungenen Gefühle der Nähe der Geliebten und des Schmerzes des Scheidens, aber in einer so auf

Goethe passenden Eigentümlichkeit, in einer so hohen, so zarten, so wahrhaft ätherischen und wieder so leidenschaftlich rührenden Weise, daß man schwer dafür Worte findet. Die selige Nähe der Geliebten ist in ihrer ganzen faltenlosen Einfachheit des Glückes geschildert, mit dem Frieden Gottes, mit dem Gefühl frommer Seelen verglichen. Von dem, was eigentlich fromm sein heißt, ist in wenigen Zeilen eine namenlos schöne Beschreibung. Dann ist die Betrachtung der Natur, die Anschauung des Weltalls, also das, was Goethes innerste Beschäftigung ausmacht, der Geliebten gleichsam entgegengesetzt, indem der Dichter sich fragt, warum ihm das alles denn nicht mehr genüge? Und dieser Kontrast hebt das Gefühl der Liebe auf eine wundervolle Weise. Die Geliebte ist nur in einer einzigen Stanze (das Gedicht besteht aus sechszeiligen Stanzen) mehr angedeutet als geschildert. Wie er nämlich davon spricht, daß ihn Fels und Feld und Wiese nicht mehr ansprechen, sagt er "auch nicht der Wolken zart Gebilde", und wie er dies Gebilde beschrieben, heißt es, womit sie am ähnlichsten zu vergleichen ist, sie, "die lieblichste der lieblichen Gestalten". An dieser Stelle geht er gleich auf sie wieder über, aber gleich wieder vom Sinnlichen ab, indem er sagt: "Allein warum suche ich sie da und nicht im inneren Gemüt, wo ihr Bild so tausendfältig herrscht, daß es als eins sich zu vielen hinüberneigt." Zuletzt, da nun die Scheidung gewiß ist, wo gesagt ist, daß sie noch ihm nachgeeilt ist, noch nach dem letzten Kuß, ihm einen letztesten gegeben, bricht er in die volle Rührung aus: "So fließt denn meine Tränen unaufhaltsam" usf.

Nach der Lesung spann sich nun ein Gespräch darüber an; die Person wurde nie genannt, aber es war eigentlich immer von ihr die Rede, und es sei nun, daß sie noch sehr, wie ich glaube, in seiner Seele herrsche oder nicht, so ist gewiß, daß ohne sie diese wirklich himmlischen Verse nie entstanden wären, und damit hat sie denn ein bleibendes Verdienst. Denn es gibt doch eigentlich nichts Höheres, als ein Gefühl, selbst welches es sei, wahrhaft gelungen in Poesie vorgetragen.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich wirklich erstaunt wäre, ihm noch diese Jugendlichkeit des Talents und des Gefühls, da solchem Gedicht ein wirkliches zugrunde liegen müsse, zu finden, und daß diese Geistes- und Phantasiestärke wahrhaft Gewähr leiste, daß, wenn nicht ein Zufall ihn dahinraffe, er noch für lange Jahre Lebenskraft besitze, und wirklich hätte ich nie gedacht, daß er dessen noch fähig sei. Er sagte darauf selbst, daß man wohl damit dem Leser den Geburtstag des Dichters zu raten aufgeben könne. In keiner Silbe des Gedichts ist des Alters erwähnt, aber es schimmert leise durch; teils darin, daß alles darin so ins völlig Hohe und Reine gezogen

ist, teils in der umfassenden Fülle der Naturbetrachtung, auf die hingedeutet ist, und die Reife der Jahre fordert.

Goethe wurde über das Gedicht, von dem er selbst sehr naiv sagte: "Ich habe nicht aufhören können, es so lange zu lesen, bis ich es nun auswendig weiß; ich habe mir auch darin nachgesehen, warum soll man sich solche Genüsse versagen?" Er wurde, wollte ich sagen, über das Gedicht und meine Freude daran so gehoben, daß er, sein Übel vergessend, mit ganz ungewöhnlicher Heiterkeit sprach und sicher lange fortgesprochen hätte, wenn nicht der Großherzog plötzlich hereingetreten wäre. Dieser suchte mich auf, um mir bei dem schönen Sonnenschein, den wir heute hatten, das Palmenhaus in Belvedere zu zeigen, das ich neulich bei dunklem Wetter gesehen hatte.

Es ist mir sehr klar geworden, daß Goethe noch sehr mit den Marienbader Bildern beschäftigt ist, allein mehr, wie ich ihn kenne, mit der Stimmung, die dadurch in ihm aufgegangen ist, und mit der Poesie, mit der er sie umsponnen hat, als mit dem Gegenstand selbst. Was man also vom Heiraten und selbst von Verliebtheit sagt, ist teils ganz falsch, teils auf die rechte Weise zu verstehen. Nur glaubte ich doch, daß die Einförmigkeit, vielleicht sogar die geringe Erfreulichkeit des Familienkreises ihm, nach der lebendigeren Regung in Böhmen, nicht wohltut, und daß ihm dies Gefühl mehr lastet, weil seine Krankheit ihm den gewohnten Trost beständiger Beschäftigung raubt, wozu denn zufällig auch der Mißmut kommt, mir nicht das alles selbst lesen und wahrhaft darüber sprechen zu können.'

Man wird es Humboldt nicht verübeln, wenn er nicht ganz richtig zitiert; wörtlich angeführt ist nur die Stelle 'die lieblichste der lieblichen Gestalten' (Vers 92), das übrige ist sehr frei. Die längere Prosastelle ist eine unglückliche Umschreibung der Verse:

> Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
> So tausendfach, und immer, immer lieber.

Und ferner sind Goethes Worte:

> So quellt denn fort und fließet unaufhaltsam

gewiß viel ausdrucksvoller als die Humboldtsche Prosastelle.

Man beachte das Datum des Humboldtschen Briefes: den 19. November 1823, und das darin von Humboldt gebrauchte Wort, 'er habe es noch niemandem ohne Ausnahme gezeigt'. Dagegen weiß Eckermann am 16. November zu erzählen (Goethes Gespräche, hg. von Biedermann, Band 4, S. 320), daß er an dem genannten Tage die Elegie gelesen habe. Ich habe niemals weder Eckermanns Genauigkeit noch seine Wahrheitsliebe angestaunt. Nach dem ausdrücklichen Zeugnis Humboldts, das unmittel-

bar, nachdem er Kenntnis genommen, abgestattet ist, während man bei Eckermanns Aufzeichnungen niemals weiß, wann sie wirklich niedergeschrieben worden sind, muß man annehmen, daß Eckermann sich auch hier eine kleine Fälschung erlaubt hat. Stellt man übrigens beide Berichte zusammen, den Humboldtschen und den Eckermannschen, so erkennt man aufs neue Eckermanns Kleinheit der Großheit Humboldts gegenüber. Es war ein sehr weises Wort, das Humboldt einmal gebraucht hat: auf seine (Goethes) Zustände 'würde ein seiner Individualität zusagender Umgang seine Wirkung nicht verfehlen'. Ein Wort, das sich auf Eckermann, Riemer, Müller und tutti quanti mit Recht bezieht.

So wichtig wie dieser ganze Bericht über den Besuch von 1823 ist der über das Zusammensein von 1826 freilich nicht, aber er enthält außer den schon früher erwähnten Notizen über die Schiller-Goethe-Korrespondenz und über die Beisetzung von Schillers Schädel gar manches Bemerkenswerte. Gleich die erste Äußerung vom 25. Dezember 1826 ist sehr merkwürdig. Sie lautet: 'Ich war bis acht (er spricht von dem vergangenen Tage, dem 24.) bei Goethe, dann beim Großherzog zum Abend. Goethe schien sich um den Christabend seiner Enkel nicht zu bekümmern, der Herzog hatte es getan, war aber um acht fertig.' Sie ist schon deshalb merkwürdig, weil ja Goethes Zärtlichkeit für seine Enkel, ja geradezu die Verwöhnung, die er ihnen angedeihen ließ, bekannt ist. Humboldt spricht ja auch nicht von einer Tatsache, sondern er sagt 'Goethe schien'. Wirklich heißt es in Goethes Tagebuch vom 24. Dezember 1826: 'Abends Bescherung im Hause', eine Notiz, aus der man doch schließen darf, daß er, wahrscheinlich nach Humboldts Besuch, bei der Bescherung selbst zugegen war.

Aus dem zweiten Bericht, den Humboldt seiner Gattin abstattet, ist eine Stelle von sehr großer Bedeutung:

'Goethe spricht von seinem eigenen Tode mit einer großen Ruhe und Gelassenheit, mit mehr selbst, als ich erwartet hätte. Ich glaube aber, daß glücklicherweise der Zeitpunkt noch weit entfernt ist. Er hat eigentlich weder Krankheit noch Krankheitsstoff, wie es scheint. Ein großer Beweis dafür ist, daß er, der sonst regelmäßig ein Bad besuchte, jetzt ohne allen Schaden nun schon zwei- oder gar dreimal die Kur unterlassen hat. Er ist kräftig, heiter und sehr produktiv, auch an allem mehr oder weniger Anteil nehmend. Er hatte eine Geschwulst der Ohrdrüse (parotis), die aufging und mehrere Monate lang in Eiterung geblieben ist. Man glaubt, daß ihm dies heilsam geworden ist, und merkwürdig ist es, daß, da man alles tat, um ein Zuheilen absichtlich zu verhindern, das Geschwür sich von selbst geschlossen

und die Eiterung nach und nach aufgehört, und daß er auch davon keinen Nachteil gespürt hat. Alle seine Sinne sind noch von gewohnter Schärfe. Zu seiner Unterhaltung trägt wohl ein junger verständiger Arzt bei, von dem ich Dir schon geschrieben zu haben glaube. Er heißt Vogel, ist zuletzt in Liegnitz gewesen und von da hierher berufen worden. Rust muß ihn kennen, er soll ihn sehr geliebt haben. Er wirkt weniger durch Arzneien bei Goethe und vorzüglich auch beim Großherzog, als dadurch, daß er sich bei beiden Vertrauen und ärztliche Autorität verschafft hat, und nun beide eine bessere Diät führen läßt, sowohl im Essen und Trinken als in täglicher, aber mäßiger Bewegung. Der Großherzog hatte sich besonders an vieles Medizinieren gewöhnt. Goethe ißt indes doch ziemlich stark. Im Laufe des Vormittags trinkt er ein großes Wasserglas Wein und ißt Brot dazu, und am Weihnachtsfeiertag sah ich ihn des Morgens eine solche Portion Napfkuchen zu dem Wein verzehren, daß es mich wirklich wunderte.'

Gerade derartige Mitteilungen über Goethes Lebensweise sind so selten, daß wir nicht dankbar genug dafür sein können. Der in unserer Stelle berührte Vogel ist der bekannte Leibarzt Goethes, der sich auch durch ein Buch über Goethes amtliche Tätigkeit bekannt gemacht, ferner die freilich sehr ungenügende erste Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Karl August veröffentlicht hat, eine Ausgabe, die Jahrzehnte lang seit 1822 die einzige war, auf die wir angewiesen waren, jetzt aber glücklicherweise durch die Monumentalausgabe, deren erster Band vor wenigen Wochen erschien, ersetzt worden ist.

Wilhelm von Humboldt, der bei seiner Reise nach dem Gute Burgörner längere Zeit in Weimar verweilt hatte, kehrte dorthin auch bei seiner Rückreise von dem thüringischen Gute zurück. Bei dieser Fortsetzung des zweiten Besuches (am 4. Januar 1827), der nur eine Stunde dauerte, berichtete er wieder kleine allerliebste Züge von Goethe. Er schreibt nämlich: 'Ich hatte ihm beim Weggehen gesagt, daß ich den 4. oder 5. kommen würde und nichts wünschte, als Kaffee, Butter und Semmel. Er hatte sich das gleich aufgeschrieben, und ich war kaum im Hause, so waren auch Kaffee, Butter und Semmel da. Du wirst über das Aufschreiben sehr lachen. Es hat aber nie ein großer Dichter eine solche Pedanterie mit Aufschreiben aller Kleinigkeiten getrieben. Auch hat er, als ich das eine Mal bei ihm aß, den Puterbraten, so wie uns Bettina einmal erzählte, vorgeschnitten, daß er aufstand und an einen anderen Tisch deshalb ging. Er war aber sehr freundschaftlich und hat mit mir ausgemacht, uns alle drei Monate zu schreiben.' Solche Auseinandersetzungen eines so hochbedeutenden Mannes wie Humboldt können gar nicht hoch

genug eingeschätzt werden. Sie geben ein ungemein lebendiges Bild von Goethes Persönlichkeit.

Es ist natürlich, daß ein geistig so angeregter Mann wie Humboldt nicht bei dem Äußerlichen stehenbleibt, sondern daß er Gelegenheit nimmt, auch von der Tätigkeit und von den Werken seiner beiden großen Freunde zu reden. So heißt es einmal (23. Juli 1820) nach der Lektüre von Euripides: 'Ich liebte sonst den Euripides gar nicht und stritt oft mit Schiller darüber, dem er vorzugsweise gefiel. Es kam wirklich daher, daß er in der Tat moderner ist *und daß Schiller doch nicht sehr antik gestimmt war. Es war das das einzige, was ihm fehlte.*'

Auch dieser Äußerung kommt eine große Bedeutung zu. Vielleicht werden manche Schillerverehrer den Schluß unserer Stelle nicht ganz nach ihrem Geschmack finden. Aber wir dürfen dem großen Altertumskenner Humboldt wohl vertrauen.

Von Schillers Werken wird nur ein einziges beurteilt, und zwar Don Carlos. Hier ist Karoline diejenige, die ihr Urteil abgibt. Sie berichtet am 6. Dezember 1823 von einer Aufführung des Don Carlos, der sie am 5. beigewohnt hatte, und nachdem sie die Mitspielenden kritisiert hat, fährt sie fort: 'Das Stück verfehlte seine Wirkung nicht; es ist eine andere Welt, in die man gehoben wird. Gemeine Naturen werden wahrscheinlich finden, daß Posa ein affektierter Charakter ist. Wer aber den Dichter begreift, wird den Widerschein seines inneren Sonnenscheins, die Glorie seines Geistes erkennen, wie rein in diesem Posa strahlt. Im Stück sind Ungeziemlichkeiten. Doch muß man in dem, der diese Charaktere schuf, den göttlichen Ursprung erkennen.'

Etwas häufiger sind Bemerkungen über Goethes Schaffen. Auf die Betrachtung Karolinens: 'Ich lese Goethes Morphologie, es interessiert mich sehr. Er und seine Individualität am meisten. Denn er ist im Kleinen, was die Natur im Großen. Das Höchste und das Gewöhnlichste lebt und webt in ihm. Und mit ihm, ach, legt man doch eine Welt ins Grab', antwortet Humboldt (10. November 1823): 'Über Goethe schreibst Du sehr wahr und schön. Wohl begräbt man eine Welt mit ihm. Denn es ist seiner Natur eigen, alle die verknüpfenden Anschauungen, und dies Forschen nach dem ganzen und vollen Wesen der Dinge, wie sie über sich und unter sich aneinander grenzen, zu haben, auf dem auch alle Weltverknüpfung in der Wirklichkeit und Unendlichkeit beruht. Mir ist es oft mit großem Bedauern aufgefallen, wie ich die Stücke las, daß von eigentlichen Naturforschern das wohl wenig geschätzt, ja nur beachtet wird. Selbst Alexander möchte davon nicht Ausnahme machen. Wenigstens hat er mir von dieser Morphologie nie gesprochen noch geschrieben. Sie bedenken nicht,

daß ein Mensch die Form der Natur mit innerem und wahrem Genie und sogar erfinderisch auffassen und wie durch eine Inspiration erkennen und in der Erkenntnis des Stoffes sehr zurückstehen, wohl auch von diesem manches falsch anwenden kann. Da aber einmal Goethe in dieser Sache sich des Beifalls der ersten in der Wissenschaft schwerlich wird erfreuen können, sollte er den Beifall derer, die man fast die letzten nennen könnte, nur insofern privatim nicht verschmähen, als er guten Willen, einen unbefangenen Sinn und manchmal Anspruchslosigkeiten gewährt, dagegen sie nicht so öffentlich ausposaunen. Die Stellen über den Schütz[1] werden Dir auch mißfallen haben. Dieser Mensch ist wirklich zu flach und unbedeutend.'

Diese Äußerung ist deshalb so wichtig, weil man Bemerkungen der nicht naturwissenschaftlichen Zeitgenossen über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten nicht viel besitzt.

Die ausführlichste Stelle jedoch handelt über Goethes 'Helena'. Sie gibt zwar nicht viel Neues, ist aber so eigenartig, daß sie gleichfalls wörtlich mitgeteilt werden muß. Sie ist vom 26. Dezember 1826 und lautet folgendermaßen: 'Die "Helena" macht eine Episode im "Faust". Sie ist aber so abgeschlossen für sich, daß sie jetzt allein gedruckt werden wird. Sie beruht auf der Legende, daß Faust die Helena verlangte, der Teufel sie ihm herbeischaffte und beide einen Sohn miteinander zeugten. Das ganze Stück, das Goethe selbst eine Phantasmagorie betitelt, spielt also mit Gespenstern, geistigen und traumhaften Gebilden, und so, als eine Traumgestalt muß man es betrachten, um es richtig zu beurteilen. In den ersten Szenen sieht man ihm das aber nicht an. Vielmehr ist es da wie ein wirkliches Drama mit leibhaften Figuren, ungefähr wie die Gespenstergeschichten, die man hat, wo Leute glauben mit Menschen zu sprechen, und dann Gespenster sehen. Das Hauptmoyen im ganzen Stück ist wieder Mephistopheles, der aber in der Gestalt eines weiblichen, fabelhaften antiken Ungeheuers, der Phorkyas, die als von Menelaos zurückgelassene Schaffnerin auftritt, spielt. Nur nach dem Stück legt er die Maske ab und erscheint, aber ohne mehr zu sprechen, als Mephistopheles. Das Stück fängt damit an, daß Helena mit dem Menelaos zurückkehrt, aber vorausgeschickt wird, den Palast leer findet, nur die Phorkyas antrifft, die ihr ankündigt, daß Menelaos sie opfern wird. Von da zieht sie, um sich zu

---

[1] Der hier genannte Schütz ist Wilhelm von Schütz, ein als romantischer Dichter nicht unbekannter Mann; er hatte in einer Schrift zur 'Morphologie' Gedanken geäußert, die denen Goethes begegneten, und Goethe hatte in seiner Begierde, zustimmende Äußerungen seiner Zeitgenossen zu buchen, in seiner Schrift, die den gleichen Titel führte, die anerkennenden Meinungen des unbedeutenden Mannes wiederholt.

retten, in Fausts Burg, die im Peloponnes ist, und hier und in einem arkadischen Waldgebirge spielt nun das Stück aus. Das Sonderbarste und was man an sich nicht raten würde, ist, daß Faust und Helenas Sohn Lord Byron ist, der als wilder Knabe herankommt, vor den Augen der Zuschauer zum Jüngling heranwächst und endlich, weil er im Griechenkriege überkühne Flüge machen will, wie Ikarus versengt auf den Boden fällt. Genannt ist er nicht, auch so wenig bezeichnet, daß wenigstens ich ihn nicht erraten habe, aber wenn man weiß, daß er gemeint ist, so paßt alles wunderschön auf ihn. Von dem Ende der "Helena" an ist der "Faust" jetzt, wie mir Goethe sagt, so gut wie fertig. Ich muß auf die "Helena" ein andermal zurückkommen, heute habe ich nicht Zeit.'

Wenn man von Goethe spricht, so denkt man unwillkürlich auch an seine Umgebung, vor allem an Heinrich Meyer und Friedrich Wilhelm Riemer. (Es ist merkwürdig genug, daß Wilhelm von Humboldt von dem dritten der Goethischen Genossen, der am häufigsten mit dem Meister zusammen war, von Johann Peter Eckermann, gar nicht spricht. Dieses Schweigen ist bedeutsam. Gesehen muß Humboldt diesen Mann sicherlich haben; spricht er daher nicht von ihm, so hat er ihn gewiß absichtlich übersehen.) Riemer war durch Humboldt an Goethe empfohlen worden, war zunächst Hauslehrer von dessen Sohn und wurde dann Goethes Sekretär und Berater. Trotzdem äußert sich Humboldt einmal höchst ungünstig in folgender Weise über ihn (29. Dezember 1826): 'Von Riemer schrieb ich Dir, glaube ich, noch gar nichts, obgleich er mir immer Grüße und Empfehlungen an Dich aufträgt. So verhäßlicht in den Zügen hat sich kein Mensch. Alles ins Breite. Stiere und Schlaffe übertragen. Unglaublich und bedauernswürdig, aber man mag wohl selbst so werden, ohne daß man es weiß.' Ein ungeschminktes, aber leider sehr wahres Bild.

In gleicher Weise wenig schmeichelhaft hat Humboldt über Heinrich Meyer geurteilt, der freilich im Charakter und Wesen sehr hoch über Riemer steht. Karoline hatte den trefflichen Gelehrten, den fleißigen, aber nicht sonderlich begabten Künstler, der äußerlich einen recht unvorteilhaften Eindruck machte, 1823 in Karlsbad getroffen und gab ihrem Entsetzen über sein Aussehen folgenden bezeichnenden Ausdruck (12. August 1823): 'Hier ist Meyer, der Kunscht-Meyer aus Weimar, Goethes Freund; er sieht aber sehr gelb und krank aus, höchst verfallen und gealtert und vollführt eine Morgentoilette, daß, wie einfach ich über Toilette denke, ich mich doch besinne, mit ihm herumzugehn.' Auch Humboldt, der gegen solche Äußerlichkeiten noch weit weniger empfindlich war als seine Gattin, kann sein

Unbehagen nicht unterdrücken und schreibt (15. November 1823): 'Sehr hübsch ist doch, daß bei diesen Gesellschaften (gemeint sind die Versammlungen bei Hofe) auch Riemer und Meyer, trotz seines wunderbaren Aussehens sind und sehr geehrt werden. Meyer trägt dann eine schwarze Samtkappe, und graue oder gepuderte Locken hängen auf der Seite heraus.'

Bei der Umgebung des Olympiers ziemt es sich, auch von den Frauen um Goethe zu reden. Merkwürdig genug wird Christiane in diesen Briefen so gut wie gar nicht erwähnt. Vielleicht möchten manche dieses Schweigen nicht als besonders bemerkenswert hinstellen, da unseren beiden Briefschreibern, sowohl Wilhelm als Karoline, alles Schiefe in menschlichen Verhältnissen widrig war, und sie beide in ihrer aristokratischen Vornehmheit, die sich innerlich wie äußerlich bei ihnen bekundete, das niedere Wesen nicht leiden mochten, das Goethe zu sich erhob.

Aber eine andere Frau, die in Goethes Kreis unentbehrlich ist, Bettine von Arnim, wird geschildert. Ich habe in dieser Zeitschrift schon mehrmals auf Bettine hingewiesen und gegenüber den Übertreibungen so vieler, die sich neuerdings mit dieser merkwürdigen Frau beschäftigen, ein nüchternes Urteil geltend gemacht. Ich freue mich, bei dieser Anschauung in Wilhelm von Humboldt einen Helfer zu finden. Gegenüber den enthusiastischen Berichten mancher Zeitgenossen und vieler Späterer klingt es ungemein nüchtern, wenn Wilhelm 1823 berichtet (24. August): 'Als wir etwas nach sechs uns wieder dem Hause näherten, sahen wir einen fremden Wagen stehen. Indes war alles im Hause sehr still und Gabriele erst nicht einmal zu finden. Endlich entdeckten wir sie in der Partie, und wer zeigte sich an ihrer Seite? Bettina! Sie ist auf einige Tage oder Wochen in Berlin und war mit Franz Savigny herausgefahren. Sie sieht recht wohl aus und ordentlich embelliert. Sie hatte mit Gabriele das ganze Haus gesehen, und es schien ihr wirklich recht sehr gefallen zu haben. Mit mir hat sie ihre Art Roman, der aber gar keine Gefahr droht, fortgespielt. Sie ist immer mit mir gegangen, hat mich ordentlich genötigt, die ganze Lindenallee mit ihr ganz spät zu gehen, hat mich ordentlich glauben machen wollen, sie wäre gerade jetzt in die Stadt gekommen, weil sie gehört habe, ich käme jetzt, kurz sehr verbindlich und schmeichelhaft. Ich habe ihr versichert, daß ich zweifelte, daß wir je zusammenkommen könnten und daß sie Gefallen an mir haben könnte. Dabei aber sprach sie bisweilen auch ganz ernsthaft über sich, ihre Lage. Es ist doch ein eigenes Geschöpf, mit der ich gar nicht gern umgehe und die allemal eine gewisse Mattigkeit in mir zurückläßt, der man aber Geist und ich glaube auch, ein nur vor Eitelkeit, intellektueller Unruhe und auch ungünstiger äußerer Lage nie recht aufgekommenes

Gemüt nicht absprechen kann, und die einem, wenigstens ist das meine Empfindung bei ihr, immer eine Art Bedauern einflößt.'

Und wenige Tage später, am 31. August 1823, hat Wilhelm gleichfalls aus Tegel folgendes zu melden: 'Ich habe Dir doch neulich von der Arnim geschrieben, auch daß sie das Haus so hübsch gefunden hätte. Laroche behauptet nun, gegen ihn habe sie alles daran getadelt, außerdem hätte sie mit vielem Lachen erzählt, daß ich sehr verliebt in sie sei. Laroche hat sie ermuntert, das nur vielen Leuten zu erzählen. Sie werde dann sehen, daß es niemand glauben würde. - Ich lasse es mir auch gefallen, wenn ich darum nicht verliebt zu sein brauche. Das wäre sonst ein hartes Schicksal.' Das ist zwar eine etwas kühle, um nicht zu sagen wegwerfende Meinung, aber das Urteil über Bettinas Verlogenheit und Mannstollheit ist gewiß richtiger als die Verhimmelung dieser Frau, in der viele sich gefallen.

Man muß zugestehen, daß alle hier abgedruckten Urteile und Berichte Humboldts über Goethe und seine Umgebung der Verbreitung wert sind. In den Bemerkungen über Goethe speziell herrscht neben einzelnen Äußerungen über seine menschlichen Mängel eine Hochachtung, die mit tiefer Bewunderung gemischt ist. Goethe ist ihnen beiden, Wilhelm sowohl als Karolinen, ein Stück Leben, das notwendig zu ihrem Dasein gehört. Steht Schiller ihnen vielleicht auch persönlich näher, was schon aus dem Grunde begreiflich ist, weil die beiden Frauen, Karoline und Charlotte, von Jugend auf innig befreundet waren, so macht es ihr besonderes Glück aus, daß sie sich Goethes Intimität erfreuen durften. Die gemeinsame Anschauung faßt Humboldt einmal in folgende Worte zusammen, die man nicht ohne Rührung lesen kann (25. November 1823): 'Ich kann nicht leugnen, daß ich mit wahrer Wehmut von Goethe geschieden bin. Ich habe seine noch immer sehr schöne Stirn, die so das Bild seines freien, weiten, unbegrenzten Geistes entfaltet, mehrere Male, da er eben saß und ich ihn nicht aufstehen lassen wollte, geküßt, und ich zweifle, daß ich ihn je wiedersehe. Es geht unendlich viel mit ihm dahin, meinem Glauben nach mehr, als je wieder in deutscher Sprache aufstehen wird!'

Berlin. Ludwig Geiger.

Über Grimms 'Deutsche Sagen'.

Vor einiger Zeit fiel mir die Aufgabe zu, die vierte Auflage der 'Deutschen Sagen' der Brüder Grimm zu besorgen. Ich wies in meinem Vorworte darauf hin, daß ich bei der Zurüstung der Auflage durchweg das Handexemplar Jacob und Wilhelm Grimms zu Rate gezogen, ihre schriftlichen Besserungen und Zusätze genutzt und mich bemüht habe, den reinen Text der Sagen nach Möglichkeit wiederzugewinnen. Dies Bestreben führte mich, was den letzten Punkt anbelangt, gar bald zu der Erkenntnis, daß schon der Originaltext der Brüder, wie er in den beiden 1816 und 1818 nicht in Kassel gedruckten Bänden vorliegt, mehrfachen Schaden gelitten hat. Die handschriftlichen Druckvorlagen aber, die damals in den Druckereien verbraucht wurden, sind verlorengegangen, so daß auf diesem Wege mir keine Hilfe zukam. Es blieb das einzige Mittel, soweit möglich und nötig, zu den Quellen aufzusteigen, aus denen Stoff oder Text der Sagen einst geschöpft wurde. So mühevoll auch dieses Verfahren war, es enthüllte sich dadurch erst recht die fortblühende Unvergänglichkeit der Sage. Wie sich daraus so manche notwendige Berichtigung des Sagenvortrages ergab, wurde auch wiederum gar manche Bestätigung dessen erzielt, was, dem ersten Blicke auffällig, zu einer Änderung geneigt machen möchte, oder tatsächlich schon geändert worden war. Auch gewährte die Vergleichung der Sagen mit ihren Urstellen den eigentlichen Einblick in die historisch und dichterisch schaffende Tätigkeit der Brüder Grimm, wie es sonst nicht möglich gewesen wäre. Die sicheren Ergebnisse hielt ich damals der neuen, vierten Auflage nicht vor, versprach aber, Rechenschaft über die geschichtlich-literarische Seite meines Verfahrens in einem besonderen Aufsatze zu geben.

Dies tue ich jetzt, und zwar in dem Umfange, als er durch meine Arbeit an den Sagen bedingt ist.

I.

Das literarische Wirken der Brüder Grimm vollzieht sich in zwei großen, voneinander verschiedenen Epochen. Während sie bis in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein in die poetisch-produktive Art der romantischen Dichter einstimmten und in diesem Sinne brüderlich-gemeinsam ihre Arbeiten anlegten und zu Ende führten, wandten sie sich mit dem Beginn der zwanziger Jahre zu vorwiegend wissenschaftlicher Behand-

lung des deutschen Altertums. Seitdem ihre Korrespondenz mit Arnim vorliegt, sehen wir, daß Jacobs stärkere Persönlichkeit mehr und mehr von der Gegenwart abrückte und Wilhelm mit sich zog. Es war außerdem die Zeit, wo durch Lachmanns Nibelungenkritik (1816) eine Reaktion gegen die bis dahin geltenden Grundsätze eingeleitet wurde, und die Brüder Grimm entzogen sich diesem Einflusse nicht, der zumal durch persönliche Freundschaft gesteigert wurde. Die Altdänischen Heldenlieder, die Märchen, die Edda, die Sagen (1818) sind die entscheidenden Werke der ersten, die Grammatik (seit 1819), die Heldensage, die Mythologie die der zweiten Epoche, bis die Brüder nach mehr als zwanzigjähriger getrennter Arbeit sich wieder zum Deutschen Wörterbuche vereinigten. Ihren freien Standpunkt aber gaben sie auch der Lachmannschen Schule gegenüber niemals auf. Der latente Gegensatz brach ab und zu sogar in Zusammenstöße aus. In einzelnen Schriftstücken von beiden Seiten, sowohl in gedruckten wie noch ungedruckten, liegen dafür die Beweise vor. Sie konnten sich nicht dazu entschließen, bestimmte Ergebnisse der Nibelungenkritik, die allmählich heute sogar von erklärten Anhängern der Schule aufgegeben werden, auf ihre wissenschaftliche Überzeugung hinzunehmen. Das Bewußtsein ihrer literarisch-poetischen Herkunft mit praktischen, vaterländischen Gegenwartszielen blieb immer stark genug in ihnen, um auch ihren späteren Werken die wohltuende, unverletzende Behaglichkeit poetisch-künstlerischer Grundauffassung zu verleihen, die das meiste, was sie schrieben, aus dem engeren Bezirk der Fachwissenschaft in das breitere Gebiet der allgemeinen geistigen Teilnahme hinüberführte.

Als Marburger Studenten schon, am Anfang des 19. Jahrhunderts, wurden die jugendlichen Brüder Grimm durch Savignys Lehre und Umgang für die Absichten und Ziele der Romantik gewonnen. Damals lernten sie in Marburg Clemens Brentano, seinen Schwager, kennen, der mit Achim von Arnim alte deutsche Lieder sammelte und sich mit ihm 1805 in Heidelberg zur Herausgabe vereinigte. Diese Bestrebungen zündeten bei Jacob und Wilhelm Grimm, denen sich in Brentano und Arnim das allgemeine Zeitinteresse am wirksamsten und nachstrebenswertesten darstellte. In ihrer hessischen (eigentlich fränkischen) Heimat, den Main- und Kinziggegenden der Grafschaft Hanau, faßten sie nach mündlicher Erzählung Volkslieder, Märchen und Sagen auf, während daneben ihr literarisches Studium ihnen weitere gedruckte und handschriftliche Quellen erschloß. Die Arbeitsteilung unter den Freunden fand in der Weise statt, daß Arnim und Brentano das Volkslied in ihrer Pflege behielten, Jacob und Wilhelm Grimm in der Folgezeit für sich allein die Märchen und

die Sagen übernahmen. In wechselweiser Unterstützung führten die Freunde ihre Arbeiten durch. Es ist immer noch ein Wunsch von mir, den Grimmschen Anteil an dem Wunderhorn aufzuweisen.

Unter möglichster Einschränkung dessen, was sich auf Volkslied und Märchen bezieht, soll nun von der vorbereitenden Arbeit für die 'Deutschen Sagen' die Rede sein. Das früheste öffentliche Eintreten für Sagen finden wir in Arnims 'Berlin, im Januar 1805' geschriebenen programmatischen Aufsatze 'von Volksliedern', den Reichardt, an welchen er gerichtet war, zum Teil in seiner Musikalischen Zeitschrift veröffentlichte, und den Arnim dann mit einer Nachschrift 'Heidelberg im Juli 1805' dem ersten Bande des Wunderhorns zum literarischen Abschlusse mitgab. Darin heißt es (S. 462): 'Dem, der viel und innig das Volk berührt, ihm ist die Weisheit in der Bewährung von Jahrhunderten ein offnes Buch in die Hand gegeben, daß er es allen verkünde, Lieder, S a g e n, Sprüche, Geschichten und Prophezeiungen, Melodieen' — und abermals (S. 463): 'wir suchen alle etwas Höheres ... den Glauben und das Wissen des Volkes ... Lieder, S a g e n, Kunden, Sprüche, Geschichten, Prophezeiungen und Melodieen'. Gerühmt darin (S. 441) werden Otmars Volkssagen (Bremen 1800) als eine Sammlung aus einem kleinen Flecken von Deutschland, die bis auf einzelne Zusätze und Wortüberfluß als Muster ähnlicher aufgestellt werden könne: 'Es ist wie eine neue Welt schöner Erfindung, aber von den meisten vergessen, weil es weder Veilchensyrup noch Teufelskost, sondern weil es uns führt zu den Veilchen, auch wohl in die Behausung des Teufels.' Ein Urteil, das in gleicher Art später bei den Brüdern Grimm wiederkehrt und bei ihrer Ausnutzung der Otmarschen Sammlung in die Tat umgesetzt wurde.

Die beiden Herausgeber des Wunderhorns suchten nun rasch hintereinander, jeder für sich, die gewiß oft im Gespräch erörterte Sammelarbeit weiterer Kreise wachzurufen und für ihre Zwecke nutzbar zu machen. In einer 'Aufforderung' von Arnim, die am 17. Dezember 1805 im Gothaischen Reichsanzeiger erschien, wurden, außer Volksliedern, auf die es für die Fortführung des Wunderhorns ankomme, auch 'alte mündlich überlieferte S a g e n und Märchen' ins Auge gefaßt, um recht viele Fäden dem großen Gewebe wieder anzuknüpfen, worin unsere Geschichte sich darstelle. Brentano verfaßte in Heidelberg einen eigenen Zirkularbrief, den er im Juni 1806 versandte, und wenn er darin zunächst auch nur, mit guter Beschränkung auf das Nächstliegende, die Sammlung und Rettung der seiner Meinung nach am meisten gefährdeten V o l k s l i e d e e r einschärfte, so bewies doch die gerade damals (vom 1. Juli 1806 ab) mit Bren-

tanos tatkräftiger Hilfe ins Leben tretende 'Badische Wochenschrift', wie sein Sinn neben den alten Liedern auch auf die Sammlung und Erhaltung der Sagen des Volkes gerichtet war. Ich habe vor zehn Jahren in die Neuen Heidelberger Jahrbücher (6, 62 ff.) einen Aufsatz über Frau Auguste Pattberg in Neckaretz, geb. von Kettner, geschrieben, eine Frau, deren gesegnetes Andenken noch heute unter den Leuten der Gegend dort lebt, und die seinerzeit in freundschaftlicher Verbindung mit Brentano auch eine größere Anzahl von Sagen in die 'Badische Wochenschrift' geliefert hat: denen die Brüder Grimm wiederum durch Verwertung und Aufnahme in ihre Sagensammlung unbeschränkte Dauer und Wirksamkeit verschafften.

Die 'Badische Wochenschrift' ist von Arnim dankbaren Sinnes als Vorläuferin seiner Einsiedlerzeitung gepriesen worden, die mit dem 1. April 1808 zu erscheinen begann. In das sehr weit abgesteckte Arbeitsgebiet, wie es sich nach den zahlreichen Werbebriefen an Schriftsteller und Gelehrte, die zur Mitarbeit gewonnen werden sollten, darstellt, war Arnim von vornherein willens, auch die ihm bekannten Stoffsammlungen der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm einzubeziehen. Sein Brief vom 18. Februar 1808 an Jacob spricht in rascher Kürze aus (Arnim und Grimms S. 6), was Brentano in Kassel mündlich ausführlicher besorgen konnte. Für die Sagen erhielt Jacob Grimm, zugleich im Namen seines Bruders Wilhelm, freies Feld, und er begann in Nr. 19 der Einsiedlerzeitung seine frühesten Gedanken auszusprechen, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten. 'In unserer Zeit', sagt er, 'ist eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen, und wird auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen bringen, welche sowohl unter demselben Volk herumgehen, als auch an einigen vergessenen Plätzen aufbewahrt worden sind.' In der Erörterung vernehmen wir schon die Vorklänge der Einleitung zu der späteren Sagensammlung, und hier bereits in der Einsiedlerzeitung stellt und beantwortet Jacob Grimm die Frage: 'ob durch die Sammlung dieser Sagen ein Dienst für die Poesie geschehe'. Als Beispiele steuerte Grimm aus seinem Vorrat zwei Glockensagen bei, später in den 'Deutschen Sagen', über deren Stilverhältnis zueinander noch weiter unten zu handeln sein wird.

Diese beiden Sagen entflossen literarischen Quellen. So auch viele andere Sagen und Märchen, zu denen sich die aus dem Munde des Volkes aufgenommenen Erzählungen sagen- und märchenhafter Natur hinzugesellten. Die Sammlung besorgten sie der Hauptmasse nach allein, wurden aber auch von ihren Angehörigen, Freunden und Bekannten unterstützt. Grimms Briefe, soweit sie gedruckt sind, enthalten viele einzelne Angaben auch

über die Sagen. Sehr wichtige Äußerungen zwischen beiden Brüdern finden wir 1809, nachdem Wilhelm eben wieder mit Arnim und Brentano in Berlin zusammengewesen war, in den Jugendbriefen (S. 195, 198). Jacob schrieb: 'Das schon vor Deiner Reise angefangene Verzeichnis aller Sagenelemente ist beträchtlich und vollständig genug geworden. Ich halte diese Arbeit zwar noch sehr weitschauend, allein Du wirst sie mit mir für die allernotwendigste halten, und sie muß die Grundlage zu unserm künftigen Studium geben; ich wüßte nicht, wie man auf andere Weise in das innere Wesen der Geschichte der Poesie gelangen wollte. Sobald du kannst, mußt Du das Ganze Blatt für Blatt durchgehen und alles, was Du weißt, eintragen.' Worauf Wilhelm erwiderte: 'Unsere Sagensammlung wird auch durch einiges von mir vermehrt werden, und ich halte sie allerdings für das Wichtigste und ich habe auch immer in diesem Sinn gearbeitet.' Man sieht, daß die Brüder auf ernste wissenschaftliche Arbeit hinauswollten, und daß ihre Absicht war, der Geschichte der deutschen Poesie durch Sammlung und Verwertung der Sagen einen Dienst zu leisten.

Es entstand damals bei Jacob im Einvernehmen mit Wilhelm der Plan, einen 'Altdeutschen Sammler' zu begründen, ein Gedanke, der später in den 'Altdeutschen Wäldern' seine Verwirklichung gefunden hat. Clemens Brentano war, wie für alles Neue, so auch für den Altdeutschen Sammler enthusiastisch eingenommen, drängte zur Ausführung und forderte einen Plan ein, den Jacob ausführlich ihm lieferte. In dieser 'Aufforderung an die gesamten Freunde deutscher Poesie und Geschichte erlassen' (den ich in dem Briefwechsel Clemens Brentanos mit den Brüdern Grimm, 1914, mitgeteilt habe) legte Jacob das Hauptgewicht auf die Sammlung der deutschen Sagenschätze. 'Wir gehen aus,' heißt es, 'alle mündliche Sage des gesamten deutschen Vaterlandes zu sammeln, und wünschen nur in dem Nachstehenden die Allgemeinheit und Ausgedehntheit des Sinnes, worin wir die Sache nehmen, nicht verfehlt zu haben. Wir sammeln also alle und jede Traditionen und Sagen des gemeinen Mannes, mögen sie traurigen oder lustigen, belehrenden oder fröhlichen Inhalt haben, auch aus welcher Zeit sie seien, mögen sie in schlichtester Prosa herumgehen, oder in bindende Reime gefaßt sein (ja es scheint uns die erstere insofern wichtiger, als sie reichhaltiger verspricht), mögen sie mit unserer Büchergeschichte übereinstimmen, oder ihr (was der häufige Fall sein wird) stracks zuwiderlaufen und gar in einem andern Sinn sich als ungereimt darstellen. Gegen das vornehme Absprechen über die Sage brauchen wir blos die Beispiele edler, wahrer Geschichtschreibung von Herodot an bis auf Johannes Müller zu setzen. Ist nicht die

Volkspoesie der Lebenssaft, der sich aus allen Taten herausgezogen und für sich bestanden hat? und es so tun mußte, weil anders keine Geschichte zum Volk gelangen und keine andere vor ihm gebraucht werden könnte? Und diese Volksgeschichte ist wahrhaftig Bienenlauterkeit, keine Spinne hat dazu gesogen und keine Wespe papieren daran gearbeitet; ihr Geist aber von jeher ist allzu flüssig, rührig und bewegig gewesen, als daß er sich von Namen oder Zeiten hätte binden lassen, darum ist er doch unerlogen geblieben, ja äußerlich fast niemal gefälscht worden, obwohl er sich unaufhörlich von innerhalb neu gestaltet und wiedergeboren hat. Wenn wir also hiermit ganz besonders die Märchen der Ammen und Kinder, die Abendgespräche und Spinnstubengeschichten gemeint haben, so wissen wir zweierlei recht wohl, daß es verachtete Namen und bisher unbeachtete Sachen sind, die noch in jedem einfach gebliebenen Menschengemüt von Jugend bis zum Tod gehaftet haben. Sodann aber denken wir uns, daß auch in der abgeschlossenen Kraft der besonderen Stände wie unter kühlem Baumschatten die Sagenquelle nicht so versiegen können, während was in die Mitte, in die allgemeine Sonnenhitze geflossen, längst vertrocknen gemußt; gewiß, unter ehrsamen Handwerkern, still wirkenden Bergmännern, den grünen freien Jägern und Soldaten hat sich manche Eigentümlichkeit und damit eigentümliche Rede und Sage, Sitte und Brauch forterhalten, welche zu versammeln hohe Zeit ist, bevor völlige Auflösung erfolgt, oder neue Formen jener Traditionen Bedeutung mit sich fortgerissen. Dieses alles nun wünschen wir höchst getreu, buchstabentreu aufgezeichnet, mit allem dem sogenannten Unsinn, welcher leicht zu finden, immer aber noch leichter zu lösen ist, als die künstlichste Wiederherstellung, die man statt seiner versuchen wollte. Worauf wir durchaus bestehen zu müssen glauben, ist die größte Ausführlichkeit und Umständlichkeit der Erzählung, ohne alles Einziehen eines noch so kleinen gehörten Umstandes, ob wir uns gleich da, wo jene Genauigkeit der Tradition ausgeht, lieber noch mit dem bloßen Verlauf der Begebenheit begnügen, als auch seiner entbehren. Sowohl in Rücksicht der Treue, als der trefflichen Auffassung wüßten wir kein besseres Beispiel zu nennen, als die von dem seligen Runge in der Einsiedlerzeitung gelieferte Erzählung vom Wacholderbaum, plattdeutsch, welche wir unbedingt zum Muster aufstellen und woran man sehen möge, was in unserm Feld zu erwarten ist.'

Aus diesem altdeutschen Sammler wurde nun freilich nichts. Brentanos durch die strenge Grimmsche Auffassung von Sage und Märchen schnell abgekühlter Eifer kam auf die Angelegenheit nicht mehr zurück. Dagegen mahnte Arnim die Brüder fort und fort, mit der Veröffentlichung ihrer Sammlungen vorzugehen.

Bekannt ist, wie er 1812 bei einem Besuche in Kassel den letzten Anstoß zu der Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen gab, deren erster Band noch 1812 in Berlin bei Reimer erschien, während der zweite erst nach dem Kriege 1815 folgen konnte. Durch die Arbeit an den Märchen vollzog sich in Grimms Anschauung die grundsätzliche Unterscheidung von Sage und Märchen, wie sie in der Vorrede zum ersten Bande 1812 dargestellt ist. Diese Unterscheidung zweier nahverwandter Formen der Volkspoesie, die von Grimms Vorgängern wie gleichzeitigen Mitarbeitern, ja auch noch späterhin, ohne Unterschied durch- und füreinander gebraucht wurden, war wieder ein neuer Anstoß, als Seitenstück zu den Märchen nun auch ein eignes deutsches Sagenbuch zu schaffen. Schärfer als bisher tritt diese Absicht während der Kriegsjahre 1814 und 1815 in den Jugendbriefen zutage. Namentlich in Wien, im Kreise gleichgesinnter jüngerer Freunde, betreibt Jacob die Sagen-Angelegenheit. Er rät dem Bruder, Wyß' Volkssagen aus der Schweiz und Gottschalks Volkssagen anzuschaffen; er weist auf die Riesensage im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft 1815 hin (Sagen Nr. 136). Von Wien aus erfolgte aber auch nochmals eine öffentliche programmatische Aufforderung Jacobs zur Sammlung alter Volksdichtungen, insbesondere auch der Sagen.

Wenn auch in losester und später rasch aufgelöster Form, hatte sich in Wien eine Gesellschaft gestiftet, welche durch ganz Deutschland ausgebreitet werden sollte und zum Ziele nahm, alles, was unter dem gemeinen deutschen Landvolke von Lied und Sage vorhanden sei, zu retten und zu sammeln. Unter den sechs der Sorgfalt gleichgerichteter Freunde empfohlenen Gegenständen — es sind: Volkslieder, Sagen, Schalksknechtsstreiche, Volksfeste, Aberglaube, Sprichwörter — kommt für die Zwecke vorliegender Untersuchung der zweite in Betracht, der ausführlicher als die anderen lautet: 'Sagen in ungebundener Rede, ganz besonders sowohl die vielen Ammen- und Kindermärchen von Riesen, Zwergen Ungeheuern, verwünschten und erlösten Königskindern, Teufeln, Schätzen und Wünscheldingen, als auch Lokalsagen, die zur Erklärung gewisser Örtlichkeiten (wie Berge, Flüsse, Seen, Sümpfe, zertrümmerte Schlösser, Türme, Steine und alle Denkmäler der Vorzeit sind) erzählt und gewußt werden.' Die Wiener Zirkulare wurden mit Jacobs eigenhändiger Unterschrift an alle möglichen Leute innerhalb und außerhalb Deutschlands verschickt, ohne freilich durch reichlichen Erfolg die aufgewandte Mühe zu belohnen. Grimms erfuhren doch schließlich: eigene Arbeit hilft weiter als Unterstützung von fremder Seite. Die Brüder mußten auch bald zu einem vorläufigen Abschluß kommen, denn Herrichtung und Druck des ersten Bandes

ihrer Deutschen Sagen stand vor der Tür, nachdem 1815 der zweite Band der Märchen fertig geworden war.

Im Herbst des Jahres 1815 hatte Wilhelm Grimm das Glück, in Frankfurt mit Goethe zusammenzutreffen, dem er im Laufe des Gespräches erzählte, daß sie jetzt nach Art der Märchen auch die deutschen Sagen herauszugeben gedächten. Goethe stimmte dem bei, was sein junger Verehrer über das historische Leben der Sagen zu ihm äußerte. Gewiß ein neuer Anreiz für Jacob und Wilhelm Grimm, mit der Herausgabe ihrer Sagen nunmehr aber wirklich Ernst zu machen.

II.

Wie mit ihren Märchen, wandten sich die Brüder Grimm auch mit den deutschen Sagen nach Berlin. Jene waren bei Georg Andreas Reimer erschienen, den Verlag der Sagen übernahm die Nicolaische Buchhandlung, die heute noch besteht, und deren Inhaber, die Herren Stricker, die vierte, von mir besorgte Auflage der Deutschen Sagen dem Publikum vorgelegt haben. In welcher Weise 1815 die Anknüpfung mit Nicolai erfolgte, darüber sind wir genügend unterrichtet. Wir wissen auch, daß Ferdinand Grimm, Jacob und Wilhelms jüngerer Bruder, sein Auge auf die entstehenden Bände gelegt hatte.

Dieser Ferdinand Grimm, sehr begabt, doch bei schwankender Gesundheit ohne regelrechte Schulbildung, lebte in Kassel mit den Geschwistern zusammen, ohne für seine Zukunft feste Ziele ins Auge zu fassen. Er las und schrieb nach eigener Neigung und ging wohl auch den älteren Brüdern bei ihrer Arbeit zur Hand, indem er namentlich zu ihren Sammlungen aller Art beitrug, Märchen und Sagen einbrachte, auch ihnen Abschriften von altdeutschen Manuskripten anfertigte. Es ist rührend, zu sehen, mit welch brüderlicher, ja fast väterlicher Liebe die älteren Brüder immer wieder neue Anstrengungen machten, ihn in eine seinen Gaben und Neigungen passende Lebensbahn zu bringen. Als Ludwig Emil Grimm in München seinen Kunststudien oblag, ging auch Ferdinand aufs Geratewohl dahin ab und blieb dort während der Kriegszeit. Alsdann reiste er nach Berlin, wo er durch Arnims Vermittlung eine Stellung bei Reimer fand. Er arbeitete für mancherlei Zeitschriften mit und ohne Namensunterschrift. Mit Sagen beschäftigte er sich immerfort, weshalb er auch noch während des in Göttingen stattfindenden Druckes des ersten Grimmschen Bandes beisteuerte. Die Brüder haben ihm öffentlich am Schlusse der Einleitung des ersten Bandes gedankt.

Über Art und Fortschritt der Herstellung des ersten wie des zweiten Bandes vermag ich aus lauter ungedruckten Quellen eine hinlängliche Vorstellung zu vermitteln, und zwar benutze ich die

Korrespondenz zwischen Grimms und Nicolai und die Familienbriefe an und von Ferdinand, soweit sie erhalten worden sind.

Die früheste Äußerung Jacobs zu Ferdinand ist vom 4. Februar 1816: 'Nächste Ostern wird nun der erste Band unserer Deutschen Sagen herauskommen und fast dreihundert Stücke enthalten; nicht viel weniger bleiben zu dem folgenden über.[1] Du hast uns weniger dazu beigetragen, als ich von Deiner Lust an diesen Sachen, und Deinem Sinn für ihre getreue Sammlung früherhin gedacht hatte; oder Du müßtest etwa für Dich selbst etwas vorhaben wollen. Auch von andern Orten her hat man uns wenig mitgetheilt und es steht nun dahin, ob nach Erscheinung des Buchs selbst die Leute deutlicher merken, worauf es ankommt. Dobeneks Buch achte ich für sehr unreif und mitunter sonderbar verwirrt, aber in der Hauptsache hat er eine gute, wahre Meinung; gesammelt hat er wenig, wiewohl gerade auch einige bisher unbekannte Stücke aus Prätorius, die ich schon vor 6, 7 Jahren abgeschrieben hatte, eben darum aber auch jetzt nicht aus unserm Buch lassen mag.[2] Wir stellen vorerst die bloßen Sagen hin, ohne alle Noten noch Anhänge, wie bei den Märchen. Das muß demnächst ein besonderes Buch machen.' Ähnlich äußerte sich Jacob unter demselben 4. Februar zu Arnim über die Sagen-Unternehmung.

Hierauf erwiderte Ferdinand aus Berlin unter dem 24. Februar 1816: 'Es freut mich ungemein, daß ihr endlich anfangen wollt mit der Herausgabe der herrlichen deutschen Sagen. Aber ich weiß nicht, ob es nicht schöner wäre, gleich dabei Noten und Bemerkung zur Hand zu haben, da man doch manches gern vergleichen mag, wie man es kann bei den Kindermährchen. Doch ist es auch wahr, der eigentliche Zweck der Sache, nämlich dem Volk wieder zu geben, was von ihm gekommen, wird dann durch das Alleinstehen der Geschichten freundlicher, und auch das Buch für Jeden käuflicher. Nur dafür thut aber auch, und veranstaltet das Buch (das sonst immer schön und gut gedruckt seyn mag) so mäßig wie möglich im Preise, damit es auch dem ärmeren Käufer wirklich in die Hände kommen kann. Denn es ist zu arg, wenn Werke, die man verspricht, dem Volk wieder zu geben, sie ihm auf immer weg nimmt, wie es gegangen mit dem Buch der Liebe, Goldfaden, Narrenbuch u. a. ... Schreibt mir doch ja, wann ihr meine gesammelten Beiträge haben wollt: ich habe

[1] Band I (1816) enthielt tatsächlich 362 Stücke, Band II (1818) zählt weiter, bei einigen Einschüben, bis Nr. 579.

[2] Dobenek, 'Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Hexensagen', herausgegeben und mit Vorrede begleitet von Jean Paul, Berlin 1815 (im Reimerschen Verlage); vgl. Näheres darüber in 'Arnim und die Brüder Grimm', 1904, S. 339.

alles, zwar oft flüchtig, aufgeschrieben, doch ordentlich in Heimathsgegenden eingetheilt, zusammen liegen, und kann euch wenigstens vorerst das geben, was ihr vorerst haben müßt, denn von der Eintheilung des ersten Bandes weiß ich noch nichts. Es sind manche hübsche; hier in Berlin sind mir auch ein Paar zugekommen.'

Ungesäumt schrieb Wilhelm aus Kassel schon am 26. Februar zurück: 'Unsre Sagen sind schon zum Drittel gedruckt, willst Du uns dazu geben, so schick uns unverzüglich, wir bitten Dich recht sehr darum. Abtheilungen sollen erst nach dem Schluß des Werks erfolgen und jetzt geben wir die Sagen nur in einer gewißen natürlichen Folge. Das Buch wohlfeil zu machen, liegt blos in den Händen des Verkäufers und wohl in der gegenwärtigen Beschaffenheit des Buchhandels. Daß es ein Volksbuch werde, ist unser großer Wunsch, wir können aber nur sorgen, daß innerlich kein Hinderniß sey.' Und Jacob fügte am Schlusse des Briefes 'noch näher' hinzu: 'Der erste Band der deutschen Sagen wird etwa 300 Stücke enthalten, worunter also viel kleine. Soviel haben wir bereits zusammen. Es sind lauter örtliche Sagen von Riesen, Zwergen, Teufelsbau, versunkenen Städten und Menschen, wüthendem Heer und dgl. Alles getreu und wahr ohne Zusatz. In den zweiten Band sollen die schon an historische Namen geknüpften Sagen.'

Unter dem 4. März 1816 schickte Ferdinand seinen Brüdern von sich den 'Anfang der Volkssagen' und schrieb dazu: 'Ihr seht, daß ich alles untereinander aufschreibe, wie ich es zusammen liegen habe ... Die kleineren Sagen will ich jedoch zu Ende nachbringen, auch dann die des Auslandes. Sollte euch diese und jene schon bekannt (sein), so thut es ja nichts — ich will nächstens die Fortsetzung schicken.' Er fragte noch: 'Wo und wie werden die Sagen gedruckt?' Und am 12. März meldete er den Brüdern: 'Hier die Fortsetzung der Sagen.'

Darauf Wilhelm am 7. April 1816: 'Lieber Ferdinand, Deine sämmtlichen Beiträge zu den Sagen sind richtig nacheinander angelangt, wir haben sie soviel als möglich benutzt, wie Du in dem Buche sehen wirst; Schade, daß wir einige nicht früher erhalten hatten. Es sind jetzt schon 22 Bogen gedruckt, es wird wohl an 30 geben, dazu in gr. 8. Ich würde das Buch, wie alle, an Reimer gegeben haben, wenn ich nicht gerade, als es fertig war, lange auf Antwort gewartet, da wollte ich ihm nicht wieder einen Brief, dazu mit einem Antrag, schreiben, und bot es Nicolai an, der ohne weiteres bereitwillig war. Das Buch wird in Göttingen gedruckt, damit wir die Correctur besorgen können.'

Wie es üblich ist, waren die Aushängebogen vom Göttinger Drucker Röwer der Verlagshandlung zugeschickt worden. Die

letztere, vertreten durch Parthey, lernte die Sagen nun erst im Druck richtig kennen und zog den naheliegenden Vergleich zwischen der Gestalt der Sagen und der der Märchen. Dieser Vergleich scheint bei Parthey nicht zugunsten der Sagen ausgefallen zu sein. Er bemängelte die Kürze einzelner Sagen, die dem Interesse der Leser schaden könnte; er hätte wohl eine dichterische, seiner Meinung mehr anziehende Ausgestaltung der Sagen gewünscht. Auch wünschte er über Umfang und voraussichtlichen Abschluß des Buches sowie über seine Honorarverpflichtung ins reine zu kommen. Dies muß der Inhalt eines (nicht erhaltenen) Briefes gewesen sein, den Parthey an die Brüder Grimm richtete, und auf den Wilhelm — mit Jacobs Einverständnis nach Ausweis der einen Änderung — folgende Antwort gab:

Caßel am 4. April 1816.

Ew. Wohlgeboren

würde ich den Titel des Buchs zugeschickt haben, wenn nicht Hr. Röwer ihn schon vor 3. Wochen, wie ich glaubte, zu demselben Zweck für Sie von mir erhalten hätte. Er ist einfach:

Deutsche Sagen
[1][gesammelt] herausgegeben
durch
die Brüder Grimm.

Das Werk ist auf 3 Bände berechnet. Der zukünftige zweite enthält solche, die man Stammsagen nennen könnte, die nämlich mehr an geschichtlich bestimmte Personen gebunden sind; der dritte soll eine Untersuchung über das Wesen der Sagen und Erklärung des Ganzen enthalten. Doch besteht jeder Band als ein besonderes Werk für sich und um weder Ew. Wohlgeboren noch mich zu binden, habe ich nicht erster Band auf den Titel wollen setzen laßen.

Daß einige Stücke kürzer sind, als bei den Märchen, ist richtig und liegt in der Natur der Sache. Sollten sie, was ich nicht einsehe, darum weniger unterhaltend seyn, so wächst ihnen dagegen das besondere Intereße zu, das jeder an den Sagen seiner Gegend und seines Orts hat. Bei einer dichterischen Umarbeitung würde ihr wißenschaftlicher Werth verloren gegangen seyn. Wäre ich aber überhaupt nicht überzeugt, daß sie ein Publicum, wie die Kinder- und Hausmärchen fänden, von denen mir eben eine neue Auflage angekündigt wird, so würde ich gar kein Honorar gefordert haben.

Ich hatte als höchste Zahl 25 Bogen angegeben, ich sehe aber, daß etwa 30 ausgefüllt werden. Ich konnte dies unmöglich vor-

---

[1] 'gesammelt' von Wilhelms Hand, 'herausgegeben' von Jacobs Hand.

aussehen, da es zum Theil von dem Drucker abhing, den ich mehrmals ermahnt habe, so eng als möglich zusammenzurücken. (Er wird übrigens das Buch noch zur Meße liefern, denn es sind eben, wie ich glaube, 21. Bogen gesetzt.) Sollte Ihnen diese größere Anzahl der Bogen unangenehm seyn, so bleibt es bei meinem Wort und ich mache Ihnen, wenn Sie es so wollen, gern folgenden Vorschlag:

Sie bezahlen mir nur das ausgehaltene Honorar für die von mir im Voraus bestimmten 25 Bogen, für die übrigen erst dann, wenn Sie in der Folge den Absatz des Buchs beurtheilen können, oder wenn Sie auch den Verlag des zweiten Bandes wünschen. Es hängt dies natürlich ganz von Ihnen ab, aber ich bin dann versichert, nichts unbilliges anzunehmen.

Mit vollkommener Hochachtung
Ew. Wohlgeboren ergebenster
W. Grimm.

Indessen ging der Druck der Sagen rüstig weiter und war bereits beendigt, als Wilhelm am 10. Mai 1816 zu Arnim nach Wiepersdorf abreiste. Jacob meldete nämlich am 12. Mai seinem Bruder Ferdinand: 'Ich hoffe, daß Du nun die Sagen bald empfangen wirst, es ist Dir ein besonderes Exemplar besorgt worden, auch stelle ich mir im Sinn Deiner Meinung vor, daß Dir Art und Weise der Einrichtung gefällt. Einige neue wirst Du finden, andere beßer, als Du sie vorher kanntest. Was Du uns mitgeteilt hast, ist so gut es noch ging, genutzt; zu einigem war es zu spät. Einiges anderes konnte, als außerdeutsch, nicht aufgenommen werden. Daß Reimer das Buch nicht hat, ist Zufall, wo nicht seine Schuld, weil er einigemal auf Briefe nicht geantwortet; ich denke, er wird uns für andere Unternehmungen es nicht entgelten laßen. Ohnedem fragt sich: ob dies Sagenbuch so abgeht, wie das Märchenbuch; es ist nicht so fürs allgemeine Lesepublicum, namentlich nicht für Frauen; dagegen wird es vielleicht auf der anderen Seite mehr von sogenannten Geschichtsforschern gekauft. Lange war ich unschlüßig, ob nicht mit dem zweiten Band müßte angefangen werden, der in gewißer Absicht intereßanter wird; indeßen soll dieser erste (Localsagen enthaltende) sobald immer möglich zu weiterer mündlicher Sammlung ermuntern und sich den Leuten als ein Muster für Gegenstand und Darstellung anbieten. Hat die Sache Erfolg, so erwarte ich reichliche Beiträge, so daß der Inhalt dieses Theils der Sammlung sich aufs Doppelte und Dreifache vermehren kann. Den historischen Sagen, die im zweiten Theil folgen, wird dagegen nur wenig zugethan werden mögen.

Du erwähnst in Deinen Beiträgen folgender Sagen als zu be-

kannt, um sie uns mitzutheilen. Ich wünsche sie aber gelegentlich doch zu erhalten: 1) vom zweigeschwänzten Löwen im böhmischen Wappen, 2) von Hainz von Stain (bairisch), 3) von der Klettenberger Höhle, 4) von den nackenden Mägden zu Magdeburg, 5) von der verfluchten Todtenglocke zu Hartenstein im Erzgebirg, 6) von der Nonne zu Gehofen in Thüringen, 7) vom Twingherr zu Ringgenberg, 8) vom Alp auf dem Rützliberg, 9) vom Leukerthal, 10) vom Vöglein v. Kyburg, 10) vom Drachenfels, 11) von der Noth Gottes am Rhein.' (Vgl. die Sagen, die Wilhelm von Albert von Boyneburg haben mochte, 'Zeitschr. f. d. A.' 41, 117.)

Auf diese Fragen hat Jacob, wie es zu gehen pflegt, niemals einen schriftlichen Bescheid erhalten. Mit Wilhelm sah Ferdinand sich Anfangs Juni in Wiepersdorf wieder. Bald traf auch das fertige Exemplar der Deutschen Sagen bei ihm in Berlin ein. Der Band war 'Unserm Bruder Ludwig Emil Grimm aus herzlicher Liebe zugeeignet'; am Schlusse der Vorrede heißt es: '(Wir) danken hiermit öffentlich unserm Bruder Ferdinand Grimm und unsern Freunden August von Haxthausen und Carove, daß sie uns schon fleißig unterstützt haben'. Ferdinand antwortete am 15. Juni: 'Liebster Jacob, ich danke hertzlich für das schöne Sagenbuch, und daß ihr mich drinn erwähnt habt, für das Wenige, was ich zugegeben. Auch ists recht schön, daß ihr dem Luis das Buch zugeeignet, dem es gewiß Freude gewährt. Die Eintheilung ist auch recht gut; ich hoffe für das Buch viel Freunde, dann solls an Beiträgen nicht mangeln, denn unbestreitlich lassen sich noch eine bedeutende Zahl Sagen zusammenfinden. Vielleicht könnt ihr einen Band noch vor den historischen, oder einen Theil von diesen zu den örtlichen herausgeben. In diesen Tagen sind mir mehrere sehr schöne mündlich zugekommen, und denke mir durch das Buch andere zu gewinnen.'

Arbeitende Menschen machen die Erfahrung, daß ihnen bei jedem Werk, das sie fertigstellen, von seiten der Empfangenden bereits auch schon die Frage: Wann erscheint der nächste Band? entgegenschallt. So erging es damals Jacob und Wilhelm Grimm. Kaum daß ihr Sagenbuch da war, fragte auch schon Ferdinand am 21. August 1816 aus Berlin die Brüder: 'Wie geht es mit dem 2. Bande der Sagen? ich kann euch, sobald ihr wollt, was ich noch dazu habe, schicken. Nicolais zeigen das Buch fleißig an, und es geht recht ordentlich.'

Die in den öffentlichen Rezensieranstalten geübte handwerksmäßige Kritik verhielt sich ziemlich gleichgültig oder überklug gegen die Sagen, so daß Ferdinand Grimm, der die gewöhnlichen Blätter dieser Art verfolgte, am 8. September 1816 den Brüdern meldete: 'Im Freimüthigen hat einer (vielleicht Horn) die Sagen

schmutzig angezeigt, da dergleichen (so wie auch in d. Jen. Z.) keine Kritik genannt werden kann, so erregt das Geschwätz, wie es auch überall geschehen, nur großen Unwillen. Der Kuhnsche Freimüthige wird sich jedoch nicht lange mehr halten können.' Worauf Jacobs Brief vom 11. September 1816 insgesamt antwortete: 'Es soll mir lieb sein, wenn die Sagen gut gehen; die Märchen wurden wenigstens gar nicht recensirt, aber diese armen Sagen sind nun schon von Merkel im Freimüthigen und neuerdings in der Jenaer L. Z. von dem Esel, dem Vulpius (L. P.), angefochten worden, welches ihnen doch schaden könnte. Ich scheue mich daher Nicolai den zweiten Band, der ganz zum Druck fertig liegt, anzubieten, wiewohl er in vieler Hinsicht wichtiger, als der erste wird und auch ein größeres Publicum intereßirt. Schick mir aber immer, was du von Sagen gesammelt hast, es ist mir der Ordnung wegen je eher je lieber. Sonderbar, daß diese beiden Bücher von uns nie einem unschuldigen Recensenten, wie man ihrer doch viele voraussetzen müßte, in Hände gerathen sind.' Noch bat Jacob seinen Bruder Ferdinand: 'Könntest Du nicht im Freimüthigen von 1814, den wir hier nicht haben, die Sage von Zwergbroten bei der adlichen Familie Bomsen finden und ausschreiben? Erwähnt in Büschings wöchentlichen Nachrichten I. 292. wo glaub ich auch die Nummer angegeben steht.'

Ferdinand drängte weiter auf den zweiten Band zu; am 4. Oktober 1816: 'Hier kommen auch die Sagen, nächstens vielleicht noch ein Paar, die ich aus Breslau erwarte; ich denke, daß ihr anfangen könnt, den zweiten Band zu drucken, da er doch gewissermaßen zum ersten Band gehört, und deshalb gar leichtlich an Nicolais schreiben. Vulpius, von dem der Sagen Rec. in d. J. Z. herrührt, und der gewiß auch den Dobeneck dort angezeigt hat, muß doch ein höchst lächerlicher Mann sein; ich glaube, er erwartet, daß man seine Schriften, besonders die Bibl. d. rom. Wunderb., die er an allen Ecken citirt, erwähnen soll, und die Nichterwähnung derselben hat ihn geärgert.'

Wilhelm darauf am 22. Oktober 1816 an Ferdinand: 'Deinen Brief mit den Sagen haben wir richtig erhalten und danken Dir für alles, was Du uns hierin gesammelt hast. Der zweite Band ist wohl fertig, aber wir warten noch etwas, um erst gewißer über den Erfolg des ersten zu seyn, so daß Nicolai keinen Anstand dabei nimmt. Kannst Du mir etwas über den ungefähren Abgang des Buchs schreiben, so wäre es mir lieb, ich fürchte doch, daß die elenden Recensionen ihm etwas geschadet haben.' Noch am Schlusse dieses Jahres, am 31. Dezember, kam Ferdinand auf die Sagen zurück, nicht ohne außer dem zweiten Bande nun noch ein weiteres Werk zu fordern: 'Hier noch ein Paar Sagen, die liegen

geblieben waren. Nehmt ihr wol zu den geschichtlichen die des Michael Kohlhaas, die mir recht merkwürdig scheint, z. B. daß sein Körper noch drei Tage, als Zeichen der Unschuld, geblutet habe und a. m. viel davon in Haftiz märk. Chron. von 1540: jetzt wäre es auch wol recht, wenn ihr das Buch über Sagen Poesie herausgäbet, da es fast nothwendig zu den Sagen gehört, und Vielen lieb sein würde.' Die Sage vom Michael Kohlhaas, die seine Brüder aber nicht aufnahmen, weist auf Ferdinand Grimms damalige Neigung und Vorliebe für Heinrich von Kleists Werke, wie ich sie in meinem Buche 'Neue Kunde von Heinrich von Kleist' dargestellt habe.

Ein halbes Jahr lang ist nun zwischen den Brüdern von den Deutschen Sagen keine Rede. Die Ostermesse kam und ging vorüber. Als die Nicolaische Buchhandlung den Absatz übersehen konnte, wandte sie sich mit folgendem Schreiben an 'Herrn Bibliothekar Grimm' in Kassel:

Berlin d. 6. Juny 1817.

Ew. Wohlgeboren

haben mir erlaubt, meinen Entschluß wegen Annahme und Druck einer Fortsetzung der Sagen bis zum Schluß der Leipziger Messe unausgesprochen zu lassen. Ich sehe mich iezt genöthigt das Unternehmen mit diesem ersten Bande zu begränzen. Das Buch ist nicht eigendlich schlecht gegangen, aber doch nicht so, daß ich auf meine Kosten gekommen wäre. Wenn ich auch dahin nach und nach gelange, so ist dieß für den Kaufmann nicht Aufmunterung genug. Leider sind bey unserm Handel so viele Mißbräuche eingeschlichen, an die das kaufende Publikum seinen Theil nimmt, daß man fast nur kaufmännisch denken und iede lieberale Gesinnung unterdrücken muß. Von Vorliebe für ein Werk ist fast nicht die Rede mehr, diese muß ganz schweigen. Und ich kann sagen, daß ich Ihre Sagen mit wahrer Liebe gedruckt und gelesen habe. Auch an Anzeigen habe ich es nicht fehlen lassen, die zum Theil auch ihre Wirkung nicht verfehlten. Aber in Wahrheit, iezt ist fast keine Frage mehr danach und in der ganzen Messe, die ich selbst besorgt, ist nur 1 Exemplar verlangt.

Wenn Ew. Wohlgeboren meine Erklärung unangenehm seyn sollte, so trage ich dieß Gefühl als Mittheiler gewiß auch. Nichtsweniger bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihr Vertrauen und schätze es mir zur Ehre mit Ihnen in Verbindung gekommen zu seyn.

Mit größter Hochachtung bin ich Ew. Wohlgeboren

ganz ergeb.

Nicolaische Buchhandlung.

Unerkennbar bei der Lückenhaftigkeit des Materials ist es, wie es trotz dieser motivierten Ablehnung dennoch binnen kurzem

zu einem Angebot kam, das die Nicolaische Buchhandlung am 1. Juli 1817 Jacob Grimm machte. Das Schreiben selbst ist zwar nicht erhalten, aber am Kopfe des folgenden Briefes von Jacob steht seitens der Nicolaischen Buchhandlung notiert: '1. Juli ist ihm geschrieben: 1) der neue Band erscheint Ostern 1818. 2) Druck nicht in Göttingen, sondern Erfurt oder Halle. 3) Honorar statt 2 nur 1 Friedrichsdor, zahlbar gleich nach Ostern 1819, wenn wir auf die Kosten kommen.'

Auf diese beiden, die zweite die erste aufhebende, Zuschriften antwortete Jacob Grimm:

Caßel den 28. Juli 1817.

Ew. Wohlgeboren

danke ich für die Gefälligkeit, daß Sie auch den zweiten Band der Sagen verlegen wollen. Sie werden weder dabei wagen, noch es bereuen, denn das Buch enthält eine sorgfältige Sammlung von Dingen, die noch nicht zusammengestellt sind. Der Verzug ist mir das unangenehmste, indeßen ist es nicht meine Art, daß ich erst nochmals andern Verlegern neue Anträge machen möchte. Ich bitte mir blos einen Monat vorher zu melden, wann und an wen ich das Manuscript abzusenden habe, es ist noch an Kleinigkeiten letzte Hand zu legen und das thut man nicht gern lange voraus. Dem deutschen Buchhandel wird sein immer steigendes, ungeduldiges Wesen zuletzt Auflösung und andere Gestalt herbeiführen, es soll alles und mit jedem Werk in den ersten Meßen abgethan werden. Große Werke, die ruhig gearbeitet werden und sich darum auch ruhig verkaufen wollen, können, wenn nicht anderes Günstiges dazwischentritt, fast nicht mehr erscheinen. Wer hätte den Muth, Quartanten und Folianten voll Urkunden drucken zu laßen, wie noch vor 50 Jahren geschah?

Unter diesen Umständen werden Sie Sich wundern, daß ich Ihnen einen neuen Antrag thue, er ist von besonderer Art und von mir mehrfach überschlagen worden.

Ich habe seit mehreren Jahren durch fleißige unausgesetzte Arbeit eine Deutsche Grammatik zu stande gebracht, sie ist ganz ausführlich und geschichtlich und leitet, was noch nie geschehen ist, die heutige deutsche Grammatik aus der ältesten und mittleren ab, sie liefert daher eine vollständige Geschichte unsrer Sprache von Anfang bis zu Ende, ich habe den Ulfilas, Otfried pp kurz alle und jede Quelle mehrmals durchstudiert und bin auf die merkwürdigsten Entdeckungen gerathen. Es gibt in Deutschland nur eine gelehrte Grammatik, das ist die von Adelung, alle neueren von Reinbek, Heinsius und wie sie heißen mögen, sind oberflächliches Zeug. Adelung war gründlich, aber nicht historisch genug und sein ganzes System muß bei einer historischen Beleuchtung häufig zerfallen.

Über diesem Werk habe ich Tag und Nacht geseßen und es ist mir viel werth. Ich berechne es auf zwei starke Octavbände, die lauter neue Untersuchungen mit steten Belegen liefern. Wollen Sie es unter folgenden Bedingungen, von denen ich nicht leicht abgehen werde, übernehmen? Sie sind der erste Buchhändler, mit dem ich darüber spreche.

1) Der Druck des ersten Theils. der die Declinationen und Conjugationen enthalten wird (für jede Zeit der deutschen Sprache, auch mit Erläuterung der angelsächsischen und nordischen) muß binnen Monatsfrist beginnen und ich die Correctur selbst besorgen, denn es kommt auf eine Menge genauer und correcter Citate an. Dieser erste Band wird, soviel ich sehen kann, wenigstens 40. Bogen in sparlichem Druck und groß 8. ausmachen. Der zweite Band, enthaltend das übrige, namentlich Syntax, erfolgt erst nach zwei Jahren.

2) für den ersten Band nehme ich durchaus in dieser Auflage gar kein Honorar, halte mir aber aus, daß nur 250 Exemplare gedruckt werden. Deshalb kommt es mir auf einen redlichen Verleger an. Für die zweite Auflage hingegen bedinge ich mir drei Friedrichsdor p. Bogen aus.

3) für den zweiten Band, gleich bei der ersten Auflage, zwei Friedrichsdor p. Bogen.

Hiermit glaube ich alles vorzuschlagen, was bei der heutigen Lage des Buchhandels ein Schriftsteller, dem an der ungehemmten Erscheinung seines Werkes liegt, vorschlagen muß.

Ihre Druckkosten p. Bogen rechne ich auf 6 ℛ. macht 240 ℛ, laßen Sie uns aber, weil es auch mehr als 40 Bogen seyn können, annehmen 300 ℛ. Diesen ersten Band setzen Sie im Preis 2½ ℛ bis 3 ℛ, wir wollen also den Werth und Erlös dieser 250 Ex. zu 700 ℛ anschlagen. Verkaufen Sie nur 200 Ex. so sind Sie mir nichts schuldig. haben aber Ihre Kosten doch gedeckt, eigentlich schon mit 100 Ex. Ich glaube aber. daß die 250. bald abgesetzt seyn werden, weil das Buch ein Hauptbedürfniß ist und dient 1) denen. die unsre alte Sprache studiren 2) denen, die unsre heutige Sprache gründlich wißen wollen.

Hierüber antworten Sie mir gefällig sobald Sie Sich entschließen. und falls Sie keine Lust bezeigen. bitte ich der Sache gegen niemand zu gedenken. Wünschen Sie im Fall der Annahme eine Probe in Heinsius Sprachanzeiger eingerückt. so kann es geschehen. doch thue ich es eben nicht gerne.

Mit Hochachtung und Empfehlung

Ihr ergebenster Dr [Diener]

Jacob Grimm.

Man wird nebenher die Eröffnungen über die Grammatik nicht ohne Teilnahme lesen und ebenso von der ablehnenden Antwort der Buchhandlung Kenntnis nehmen:

Berlin, d. 28. August 1817.

Ew. Wohlgeboren

sind also wegen Herausgabe und Druck der Fortsetzung der Sagen mit mir einverstanden, und es macht mir dieß Vergnügen, da ich ganz mit Ihnen der Meinung bin, daß diese Sammlung einen bleibenden Werth behalten werde. Der Absatz wird aber immer nur langsam sein, und dies berechnen müssend, konnte ich nicht so ganz auf die alten Bedingungen eingehen. Da der Band Ostern 1818 zur Messe kommt, so hat es mit dem Anfang des Druckes noch bis im Dezember oder Januar Zeit, bis wohin ich sicher neues und gutes Papier zu haben gedenke. Ich werde, wie Sie es selbst wünschen, dann um das Manuscript schreiben und Sie wahrscheinlich bitten es nach Erfurt zu adressiren.

Möchte doch Ihre Prophezeiung, daß dem deutschen Buchhandel eine völlige Umgestaltung bevorstehe, in Erfüllung gehen! Nöthig ist diese gewiß, das drängt sich mir alle Tage auf. Das aber werden Sie auch gern einräumen, daß auch das Verhältniß des Gelehrten, des Autors gegen den Buchhändler ein ganz anderes geworden ist. Als man noch mit leichtem Sinne Folianten und Quartanten voll Urkunden druckte, da ward kaum an Honorarzahlung gedacht oder es war unbeschreiblich wenig. Ich kann darüber viel in den Urkunden dieser Handlung nachsehn, die nun über hundert Jahr besteht. Jetzt sind der Buchhändler viel wie Sand am Meer, von denen sich viele, vieles erlauben. In Berlin waren vor 40 Jahren 3 bis 4 Handlungen, jetzt über 30! In einer glücklichen Zeit wurde ein Buch studirt und die Wissenschaft gewann, jetzt ist (außer den belletristischen Büchern) eine Encyclopädie, ein Conversationslexicon oft für den ganzen Mann fürs ganze Leben hinreichend. Bei hundertmal mehr Büchern, die man alle anschaffen muß, wird nur halb so viel gewonnen. Es ist wirklich war, es muß einmal anders mit uns werden, die Zeit wird kommen, aber dazu läßt sich nichts thun.

Sie haben noch die Güte gehabt mir Ihre allgemeine deutsche Grammatik zum Verlag anzutragen. Es sind mancherlei Gründe, die mich abhalten, es zu übernehmen, einer ist auch die Art der Abrechnung, die Sie darüber machen und von der ich zweifle, daß sie ein Buchhändler eingehen kann. Aber ich habe auch schon wieder so viel zu drucken, daß ich fast zu vollauf beschäftigt bin. Diese Handlung wird nach s. Nicolais Tode in einer Art von Administration fortgeführt, was vielleicht Schuld ist, daß ich mit etwas mehr Besorglichkeit zu Werke gehe, als auf andere Weise

nöthig wäre, welche Besorglichkeit ich indeß mancher anderen Buchhandlung anrathen mögte.

Ew. Wohlgeboren scheinen mir so gesinnt zu sein, daß Ihnen eine offene und kurze Erklärung die liebsten sind, und in diesem Geiste habe ich Ew. Wohlgeboren immer geschrieben und auch heute.

Glauben Sie nun aber auch der Versicherung meiner wahren und vollkommensten Hochachtung, mit der ich mich unterschreibe Ew. Wohlgeboren ergebene

Nicolaische Buchhandlung.

Führte auch der Versuch mit der Deutschen Grammatik zu keinem Ergebnis, so war doch wenigstens der zweite Band der Sagen gesichert. Und auf die Nachricht davon antwortete Ferdinand Grimm am 10. August 1817 den Brüdern: 'Den zweiten Band der Sagen habt ihr also in Ordnung und enthält er nun bloß historische oder kommen auch noch andre hinzu? Ich glaube, daß das Buch hübschen Abgang hat, recht viele Menschen kennen es. Durch einen mir sehr gewognen Bekannten, Herrn von Kaiserlingk bei der Gesandtschaft in Petersburg, hoffe ich euch Sagen und Märchen aus Rußland zu verschaffen.' Indessen ging die Zurüstung des zweiten Bandes stetig vorwärts. Jacob, der ungeduldige, meinte am 20. November 1817 zu Ferdinand: 'Der zweite Band der Sagen muß nun bald in Druck kommen,' und dann am 13. Dezember: 'Es hat mit dem dritten Band der Sagen noch Zeit, mache gleichwohl Deine Beiträge unter der Hand fertig, sie sind mir sehr lieb.' Es war auch gerade hohe Zeit, denn unterwegs befand sich schon der Brief, der das Sagen-Manuskript zum Druck einforderte. Dieser Brief an Grimms lautete:

Berlin, den 12. Dezember 1817

Ew. Wohlgeboren

sind hoffendlich noch willens unter den zwischen uns ausgemachten Bedingungen den neuen Band der Sagen drucken zu lassen. Da nun Aussicht ist ein gutes Papier erhalten zu können, so ersuche ich Ew. Wohlgeboren das Manuscript recht bald

an die Müllersche Buchdruckerei
(Herrn Ohlenroth)
in Erfurt

zu adressiren. Für gute Correctur in Erfurt ist gesorgt. Wenn ich noch eine Bitte hinzufügen darf, so ist es die den Band nicht stärker als den ersten zu machen, eher minder, damit er wohlfeil wird und dadurch vielleicht auch der erste noch etwas abgeht, der iezt gänzlich danieder liegt.

Mit größter Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebene

Nicolaische Buchhandlung.

Die Brüder Grimm in Kassel legten jetzt rasch die letzte Hand an die Druckvorlage. In noch nicht zwei Wochen war die Arbeit beendet. Am 2. Christtag 1817 konnte Wilhelm an Ferdinand schreiben: 'Heute geht das Manuscript vom 2ten Bande unserer Sagen nach Erfurt, wo es für Nicolai gedruckt wird, zur Ostermeße wird es dann fertig. Es enthält die geschichtlichen Sagen von Tacitus an und viel merkwürdiges und auch schönes; manches ist aus den Heidelbergischen Handschriften dabei. Der Band wird indeß nicht so stark werden, wie der erste, dagegen haben wir auch schon ziemlich für einen zukünftigen dritten gesammelt, der wieder mündliche Sagen enthalten soll.'

Über das Vorschreiten des Druckes habe ich keinerlei Zeugnis. Von der Leipziger Messe aus geschrieben ist folgendes unfreiwillig komisch-sentimentale Blatt:

Ew. Wohlgeboren

empfangen hier 16 Ex. Ihrer Sagen 2 auf Druckpapier, 5 Ex. hell, 2 Ex. Velin, noch einige Aushängebogen und einen Brief, den mir der Erfurter Buchdrucker zu diesem Zweck gegeben hat. Gebe der Himmel seinen Segen zu dem Buche, zu unserem beiderseitigen Nutzen. Im Gedränge der Meßgeschäfte füge ich iezt nur noch die Versicherung meiner größten Hochachtung hinzu, mit der ich verbleibe Ew. Wohlgeboren ergebene Nicolaische Buchhandlung. Leipzig, am 30. April 1818.

Aber die angezeigten Exemplare blieben lange aus. Erst am 6. Juni 1818 schrieb Wilhelm Grimm nach Berlin: 'Lieber Ferdinand, ich habe immer auf die Sagen gewartet, um dir dabei zu schreiben, sie sind aber so lange ausgeblieben, daß Du sie vielleicht schon eher in Händen gehabt hast, als dieses Dir bestimmte Exemplar anlangt. Es wird nun noch ein Band werden, und da dieser wieder mündliche Überlieferungen aufnehmen soll, so kannst Du immer dafür noch sammeln.' Worauf nun Ferdinand aus Berlin am 14. Juli 1818: 'Liebste Brüder, ich danke herzlich für den zweiten Band Sagen, der mir wahre Freude bereitet. Das herrliche Buch geht seiner Vollendung entgegen, und wird mit dem dritten Band recht geschlossen und ausgewachsen dastehn, zur Freude Aller, die die Geschichte studieren und lieb haben. Man möchte nun gleich auch den Schlußband haben, und ganz besonders die erklärenden Anmerkungen, worauf ich mich so freue. Ihr habt übrigens, wie mir dünkt, mit dem Aufnehmen der einzelnen Sagen strenger verfahren.' Also auch gleich wieder die Forderung nicht bloß nach einem neuen Sagenbande, sondern sogar noch nach dem literarischen Bande über die Sagen. Beides, das hier so rasch gefordert wird, ist überhaupt nicht erschienen.

Der dritte Band mit Sagen, nicht über Sagen, wurde

wohl noch von den drei Brüdern im Sommer 1818, wo Ferdinand nach Kassel kam, mehrfach als möglich besprochen. Darauf bezieht sich Ferdinands neue Äußerung aus Berlin am 6. Dezember 1818: 'Wenn ihr den dritten Band Sagen zum Druck gebt, so sagt es mir, damit ich noch zusammenschreibe, was ich habe; ich habe es früher thun wollen.' Darauf Wilhelms Antwort am 14. Dezember: 'Der dritte Band der Sagen wird sich wohl, sobald wir zu Ostern Nachricht über den Erfolg des zweiten haben, entscheiden. Schick nur immer, was Du hast.' Doch erst am 23. Mai 1819 Ferdinand: 'Ich lege diese Paar Sagen bei, und meine fast, Dir damit etwas zu schenken, was ich so gern wollte, und ist so wenig, wie alles, was ich geben kann' — und weiter: 'Im dritten Band laßt doch endlich auch die Rheinsagen folgen, so wie die besten von Rübezahl. Vogts Buch ist unzugänglich und die andern meist unbekannt, die besten gewiß.' Die Mahnung über die Rheinsagen und Rübezahlsagen bezieht sich darauf, daß Jacob Grimm diese beiden Sagengruppen ausdrücklich in der Vorrede von seinem Plane ausgeschlossen hatte, die Rheinsagen unter Hinweis auf Nikolas Vogts Ankündigung 1816, die in seinem vierbändigen Werke 'Rheinische Geschichten und Sagen' (Frankfurt 1817) zwar erfüllt ist, aber im Sinne einer Sagensammlung doch nur unvollkommen.

'Dein wiederhohlter Beitrag zu den deutschen Sagen', erwiderte Jacob dem Bruder am 30. Juni 1819, 'war recht willkommen, wann aber die Fortsetzung, wozu ein reichlicher Haufe Sammlungen vorliegt, erscheinen soll, hängt vom Verleger ab, der nichts von sich hören läßt und wohl mit dem Absatz des zweiten Bandes wenig zufrieden ist. Das liegt weder an den Sachen noch an uns, sondern an der Erschlaffung des Publikums, die hoffentlich auch einmal aufhören muß.' Endlich kam der Bescheid des Verlegers:

Berlin, den 24. Juli 1819.

Wohlgeborner
Hochzuehrender Herr Bibliothekar!

Es ist meine Pflicht, nach beendigter Leipziger Juli-Messe, Ew. Wohlgeboren von dem stattgehabten Absatz Ihrer Sagen 2. Theil Auskunft zu geben. Zu meinem Vergnügen ist der Verkauf in dem Jahre so gut gewesen als man verlangen kann, doch sind die Kosten noch nicht gedeckt, wie das auch nur selten in einem Jahre geschieht. Dennoch mögte ich, wenn Sie es wünschen, Ihnen iezt einstweilen die Hälfte des besprochenen Honorars, also iezt 12½ Stück Frdor bezahlen. Wollen Sie mir anzeigen, auf welchem Wege ich diese Abzahlung leisten kann? vielleicht sogar hier in Berlin an Ihren Herrn Bruder?

In den Heidelberger Jahrbüchern 1819 Mai steht eine recht vortheilhafte Rezension von den Sagen, die vielleicht einige Wirkung thut. Ohne Zweifel ist Ihnen solche schon zu Gesicht gekommen.

Ew. Wohlgeboren Antwort entgegensehend unterzeichne ich mit wahrer Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebne

Nicolaische Buchhandlung.

Damit bricht jede Verhandlung über die Sagen zwischen dem Verleger und den Autoren ab. Der Verleger muß keinerlei Lust zu weiterer Übernahme bezeigt haben, und so ist alles, was die Brüder auf diesem Gebiete noch planten, ins Stocken geraten.

Dasjenige Werk aber, das einen guten Teil des nachgesammelten Sagenmaterials in sich aufgenommen hat, ja das in gewissem Sinne das beabsichtigte Buch über die Sagen, ihren Wert, ihre Bedeutung zu ersetzen vermag, ist: Die deutsche Mythologie. Alter, Ursprünglichkeit und Zusammenhang der deutschen und der nordischen Mythologie — denn um die beiden handelt es sich — beruhen auf dem deutlichen Niederschlag der Göttermythen in einzelne, heutzutage noch lebende Volkssagen und andere Redensarten. Z. B. die Zwergensage kennt fast überall einen König. Zwei ausführliche Wichtelsagen werden mitgeteilt, eine westfälische Sage. Hütchens Rennpfad und Heinze, Heinzelmann, Polterkater, Katermann drücken Schnelligkeit und Fußausstattung aus. Riesensagen finden sich vom Harz und aus dem Odenwald, der starke Hans und der schmiedende Siegfried mengt sich mit entgegengesetzten Helden usf. Die ganze Mythologie ist mit Anklängen an die deutschen Sagen, alten und neuen, durchzogen.

(Schluß folgt.)

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

French 'le' for English 'the'.

The object of this paper is to give a survey of the appearance and various uses of the French definite article in the English language. I shall also, although more incidentally, have occasion to discuss a syntactic question, viz. the various early NE correspondents to such modern expressions as 'three times a week', 'two shillings a pound' etc., where the indefinite article is used distributively in the sense of 'each', 'every'.

In a previous article (*Anglia* 34, pp. 308—353) I have subjected to a detailed examination the various cases where English *place-names* could appear with the French definite article. Two different types could be distinguished:

I. 'Le' ('la') has been prefixed to the place-name itself, e. g. *Le Asche* (= The Nash, Worc.), *la Kneppe* (= Knepp Castle, Suss.), *Ladone* (= The Down, Hants), *le Hugh* (= The Hough, Nhb.), *La lynd* (= Lynn, Staff.).

II. 'Le' appears in descriptive additions to place-names, e. g. Alsop (en) le Dale, Chapel en le Frith, Thornton le Moors, Chester le Street etc.

It should be clearly understood that the material adduced in my paper was not meant to be exhaustive. The former group could easily have been augmented with several thousand, the latter (although comprising all place-names where 'le' has been kept) with some hundred new examples. In point of fact, up to a certain date 'le' ('la') could take the place of 'the' in practically any English place-name.[1]

The following late references may serve to illustrate this.

Lancashire Pedes Finium (Lancsh. and Chesh. Rec. Soc., no. 50): — *le Frensshelee*, 1447. —

Calendar of Wills. (ed. R. Sharpe, 1889—90): — *le Fisshwharf at the Hole* (tenement), *le Egle on the hoop, le Anngell on the hoop, le Cony super le hoop* (tenements), 1458. — *le Andrew crosse* (mansion-house), 1456. — *le White Bulle on the hoope,* 1504. — *le Carpenters Halle,* 1575. —

---

[1] The conditions for the appearance of the definite article in English place-names are discussed in my paper just referred to, pp. 311—14. That the article can be kept in modern English names which are no longer used as appellatives is clear from The Mythe (< OE *gemȳþe*), according to Mrs. Craik (John Halifax) a little hill on the outskirts of Norton Bury (fictitious name for Tewkesbury), where the Avon joins the Severn. In the immediate neighbourhood are two hamlets called Mythe and a seat Mythe House (Bartholomews' *Gazetteer*). A ME **müthe* is not noted by Stratmann-Bradley, neither do we find its modern correspondent in Wright's *English Dialect Dictionary*.

Middlesex Pedes Finium (ed. Hardy and Page, 1896): — *lez Whyte Frers* 1551, *le Whyte Fryers* 1564 (a House of the Carmelites). —

Calend. Ducatus Lancastriæ (ed. Harper, Caley and Minchin), vol. IV. — *Le Halghe* (Lancash.), *Le Holmes* (Norf.), Eliz.

The appearance of the definite article in a French garb is easily accounted for when we consider that the early mediæval records[1] were drawn up by order of Norman Kings and by scribes who were French by birth or educated in French schools. As the majority of the early records were written in Latin and not in French, there is also the possibility that 'le', 'la', is due to a kind of latinizing. The tendency to latinize English proper names was very strong at one period. Personal names and place-names the etymology of which could be clearly seen, were occasionally translated into Latin, others appeared with Latin endings, sometimes even in stereotyped archaic forms which were utterly foreign to the spoken language. Cf. *Glovernia, Wigornia, Roffa, Dunelmia* = Gloucester, Worcester, Rochester, Durham, and other examples noted in my essay *Latin influence on English place-nomenclature.* Latin possessed no definite article; the nearest approach to it was French 'le', 'la' which was looked upon as a convenient substitute. From having been at first exclusively used in Latin records, 'le' was, in course of time, introduced into the English ones. These were of a considerably later date, Latin (and French) being the official language of mediæval England.

Surnames of occupation and nicknames often occurred with the definite article in early English. In this context 'the' was likewise translated into 'le' and subsequently transferred from the Latin to the English records. Thus we find entriés such as *Robert le poure, Robert le Gayt*[2] as late as 1456 in the *English Register of God-*

---

[1] For an excellent critical account of the most important of these records, see Brandl, *Zur Geographie der altenglischen Dialekte*, 1915, pp. 32—36.

[2] *Geit* is a fairly usual surname in ME times. References (*Hugh le Geyt, Rotuli Hundredorum, Robert le Gait, Writs of Parliaments, Thomas Gayte, Freemen of York* etc.) are given by Bardsley, *Dictionary of English Surnames*, p. 311, Björkman, *Nordische Personennamen*, p. 44, *Zur engl. Namenkunde*, p. 36. In my opinion Bardsley is right in assuming that the name often goes back to O. Fr. *gaite, geyte, gueite* (= 'sentinelle', 'guetteur', Godefroi), and consequently is equivalent to *Weyte, Wayte* (= mod. English 'Wait'), and *Geytere* (= O. Fr. *gueiteor*, Godefroi) in records from the same time. See Bardsley, *Dictionary*, pp. 311, 788. This explanation is disregarded by Björkman, who is inclined to derive the name from the Scandinavian appellative *geit* used as a nickname. That this derivation is possible is proved by the occurrence of the English equivalent *Simon le Got, William le Got* in *Rotuli Hundredorum* etc.

A number of place-names with 'Gate-', 'Gait-' for their first element are supposed by Lindkvist, *Middle English Place-Names*, pp. 51 ff., to contain

stow, p. 340 (Early English Text Society, no. 129—130). For numerous examples chiefly from Latin sources, see Bardley's *Dictionary of Surnames,* and *English Surnames* (Index).

If 'le', as I have tried to show in the above instances, can be looked upon as due to latinizing, we ought to find the French definite article also with other English words, which for some reason or other were not translated into Latin. And this is actually the case. In an Inventory of William Paston's property we find the entry: — "j. curtum lignum *in le carthows",* A. D. 1444, *Paston Letters,* no. 49 (ed. Gairdner, 1904), and in *Visitation of Southwell Minister* (ed. Leach, p. 8): "ad cantandum *le pryksonge",* A. D. 1506.

In instances of this kind 'le' is, of course, due merely to the writer's negligence or to his insufficient knowledge of Latin. In modern English we seem to find the French definite article only before surnames of *French* origin, such as L'Estrange, Lermit, (= 'the hermit'), Lesturgeon (= 'the sturgeon'). Early references are noted by Bardsley, *Dictionary,* pp. 478, 479. The official forms of place-names were naturally invested with more authority, and here the stranger could become naturalized more easily. In position *before* a place-name 'la' has been kept at least in one instance,

---

the Scandinavian noun *geit* or the proper name *Geiti.* This is most probably correct, although in one or two instances *Gait-* might stand for Northern English *gāt* (= 'goat') (cf. *Gotehurst,* 1584, *Index to Charters and Rolls in the British Museum* = Gayhurst, Buck.) or ME *gate* < Scandinavian *gata.* Lindkvist does not seem to have taken into consideration that *ai, ei* were occasionally symbols for *ā* in some early Northern and Midland texts. For references, see Luick, *Untersuchungen zur engl. Lautgesch.,* pp. 193—202. Cf. also the following spellings: — *Aykenesho,* 1201—02, *Pipe Rolls* (< Scand. *Hácon,* see Wyld & Hirst, *Lancashire Place-Names,* p. 141), *Geythampton, Gethampton,* 1216—1307, *Rotuli Hundred.,* early 14th cent., *Testa de Nevill* (< ME *gate* or **yet,* blending of *ȝet* × *gate,* the early spellings exhibit *a,* see Alexander, *Oxfordshire Place-Names,* p. 114), *Haywardeshow,* c. 1275, *Rotuli Hundredorum* (< Scand. *Hárarðr,* see Lindkvist, p. 182), *Wraiton,* 1229, *Lanc. Fin. Conc.* (< Scand. *vrá,* see Lindkvist, p. 199). We may also have to reckon with an OE personal name **Gæg,* **Gæga,* **Gaga,* found in OE *Gæging,* Birch, *Cartularium Saxonicum* III, 257 (= Ginge, Berksh.) and also, perhaps, in *Gegestueit, Domesday Book, Geystweyt, Rotuli Hundredorum* (= Guestwick, Norf.), and *Gæysæte,* 1038, *Index to Charters and Rolls in the Br. Mus.* (? = Guist, Norf.). For additional references, see Lindkvist, p. 169, who makes no attempt to explain the first component. Skeat, *Berkshire Place-Names,* p. 67, thinks the name **Gæga* is also contained in *Gayeleage* and *Geganlege,* Kemble, *Cod. Diplom.,* VI. 137, 148. This may be correct as regards the latter, but *Gayeleage* is, no doubt, composed of OE *gagel, gagol* + *lēah* (= 'the meadow overgrown with gale or wild myrtle'). Cf. Gailey, Staff. < earlier *Gaule, Gaueleye* (Duignan, *Staff. Place-Names,* p. 64). Duignan's interpretation of the last element as 'hay' is hardly correct. In OE charters we also find *gagol mōr* and *gagel brōce* (Middendorff, *Altengl. Flurnamenbuch,* p. 56). The whole question of 'Gait-' in place-names presents many difficult points, and should be made the subject of a special investigation.

viz. Lapal, Worc., from earlier *La pole.* When *added* to place-names 'le' came to be looked upon as a preposition with the meaning of 'in', 'on', 'at', 'with' etc. In this capacity it has not only often triumphed over its English competitor, but it has even been transferred to names where, as appears from the early spellings, it has no justification. Thus Stratford-le-Bow, Carlton-le-Moorland, Wilton-le-Wear, Newton-le-Wold, Marylebone etc. (see *Anglia* 34, p. 343 f.) are modern innovations of Stratford by Bow, Carlton in Moorland, Wilton on Wear, Woldnewton and Marybo(r)ne.

We will now discuss some instances where 'le' has taken the place of 'the' used distributively before names of weight, measure, and time.

That 'le' in this use cannot be due to a mere individual mixture of language, is apparent from the fact that the examples are derived from two different sources, *The Cely Papers* (ed. H. E. Malden, 1900) from the end of the 15th cent., and *The Accompte of John Fortescue Esquier Keaper of the Queenes Majesty's great Warderobe,* dated 'xiij^{o} Februarii 1587' (published in *Accounts and Papers relating to Mary Queen of Scots,* ed. A. J. Crosby, 1867, *Public. of the Camden Society,* 93).

The Celys were wealthy wool merchants living in London and trading with Calais and Flanders. The document entitled *Accompte of John Fortescue* belongs to a series in the Public Record Office called *Warderobe Miscellaneous Accounts.*

The examples are arranged alphabetically after the modern forms of the words to which 'le' has been prefixed. References are to pages. I have used the following abbreviations:

R. C. = Richard Cely } sons of Richard Cely, the head of the family.
G. C. = George Cely }
W. C. = William Cely, their agent in Calais.
W. M. = William Maryon, a friend of the family and god-father to Richard the younger.
Acc. = Accounts and Bills, often affording no clue to the name of the writer.

I. Cely Papers.

acre: — "Item for xxiiij akers *ad ix^{d} ob le aker* nettis and all xix^{s} viij^{d}", Acc., 158.

barrel: — "Item p^{d} be hym to Robard Lollay for iij barrellz peche & tare — *le barrell v^{s}*", Acc., R. C., 181.

c; it is doubtful whether this letter stands for the English word 'hundred' or for French 'cent' = 'centaine' (Littré). Perhaps the latter is more probable considering the entry *le mille* given below: — "I have bohut for hus xxvc pelles *pryse le c of xv^{c} iiij, li*", R. C., 32. — "ye have sowlld unto Henry c packe unto Jacob Tymanson and hys feleschype of Laythe xxiij c of my new

somer fellys London *for xvj noblis halffe le c* Argent clxiiij[li] ix[s] fl", W. M., 90. — "sold per me Wylliam Cely iij M[l] j[c] cl Cottes pell *prys le c xiiij nobulles sterlyng*", W. C., 142. — "sold per me Wylliam Cely iij M[l] cottes pelles *prys le c xiiij nobulles sterlyng*", W. C., 147. — "sold per me Wylliam Cely xv[c] Cottes pelles *prys le c xiiij nobulles Argent*", W. C., 151. — "wherin ys wrytten the sale .... of xv c cottes pells *prys le c xiiij nobulles argent* lxx[li] ster", W. C., 153. — "I hawe sold yowre felles *prys le c xvj nobulles v[s] ster*", W. C., 160. — "Item p[d] be hym for iij pessys of ropys whayeng ijc iij q[ters] iiij[lb], *le c, xj[s]*", Acc., R. C., 181.

die, ME *de, disse* (pl.) < O. Fr. *de,* here, perhaps, a measure which now seems to be forgotten, no quite analogous sense being noted either in the *Oxford Dict.,* or by Godefroy and Littré: — "Item pellettes *lxvj[li] le de* iiij[li] yryn dysse", Acc., G. C., 184.

li, a shortening for Latin *libra* used in early English for 'pound' (see *Oxf. Dict.*). Both the modern abbreviations £ 30 (more seldom 30 l) and 30 lb were rendered at this time with li placed after and, as a rule, a little higher than the letters denoting the sum: — "Item thys amountes in fl. *at xxvj[s] le li* to ... xl[li] xvij j[d] fl", Acc., 133. — "Item p[d] per me for lxij[li] gonpouder. *iiij[d] le li* xx[s] viij[d]", Acc., G. C., 184.

noble, coin, now obsolete, usually 6/8: — "payabull at usuance I delyverd hit *at a xj[s] ij[d] ob. fl. le nobull*", W. C., 159.

pair: — "ij men from Bordewys *vj[s] viij[d] le perre*". Acc., G. C., 186.

piece: — "xxxj rydars gyll iiij[s] x[d] ..... *le plese v[li] xviij[s] x[d] fl.*", Acc., 94. — "Of Jacob Wylliamson and his felles: *of vj lepesse*", Acc., 126. — "Item *in v[d] lepesse*", *ibid.* — "Item *in vj le pesse*", *ibid.* — "Item pd be me for iij hanker stolkes *v[d] le pesse*", Acc., G. C., 185.

pound: — "wagys schold abe payd .... be the last day of Jule ..... yn Flemische money *at xxvj[s] viij[d] le pownde*", W. C., 100. — "Item ytt amountes in fl[s] *at xxvj[s] le pound*", Acc., 133.

sack: — "sowld per me George Cely j sarpler good Cottes *pryse le sac xix marke*", G. C., 13.

sarpler = sack of wool; measure of quantity for wool (*Oxf. Dict.*): — "for the frayght of ij sarpleris *vj[s] viij[d] le sarpler premage ij[d]*", Acc., R. C. or G. C., 196. — "Item the same day p[d] be me unto Wylliam Koke master in the Mare undyr Scofft for iij sarpleris, *le sarpler vj[s] viij[d] premage iij[d]*", Acc., R. C. or G. C., 194.

stic in the examples which follow has apparently the meaning of 'piece', and is possibly a Northern[1] form of OE *stycce* < **stukkia.*

---

[1] In ME unfronted forms of medial *c* + *i, j* are found also in the Midl. and Eastern dialects, as in *ichin* ~ *ikin* (< OE *giccan*), *hek* ~ *hetch* (< OE *hæcc*)

The word is well evidenced in ME (*sticche, Lagamon* and *Lives of Saints, stechches, Ayenbite,* etc., see Stratmann-Bradley), but does not seem to have survived to the present day even in the dialects. There is, however, the possibility that 'stitch' in the dialectal sense of 'distance' (e. g. "he's come a lung stitch", Lanc., *Engl. Dial. Dict.*, cf. also "you have gone a good stitch", Bunyan, *Pilgs. Progr.*, quoted by *Cent. Dict.*) and 'piece of land' (a field at St. Ives, Cornwall, is called 'The Round Stitch', *Engl. Dial. Dict.*) go back to OE *stycce* and not to *stice* (= 'stitch') as is suggested by our Dictionaries. At the same time, as far as the modern forms go, no serious objection can be raised to this derivation. Stitch = 'field', 'piece of land' may be a generalisation of the more specific meaning 'ridge of ploughed land', 'as much land as is between two furrows' which seems to be a plausible sense development of stitch = 'pass of needle in sewing'. The association on which the metaphor is based is the resemblance between the act of ploughing and sewing. My explanation gains, however, in probability by the occurrence of Dutch and M. L. G. *stuk, stukke* = piece of land. According to Schiller-Lubben, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch, stukke* meant: *Stück von Ländereien; ein bestimmtes Maß scheint nicht dadurch ausgedrückt zu werden, wahrscheinlich ein Acker, der nicht zur eigentlichen Stelle zum Bau gehört:* tres partes terre que vulgariter dicuntur stucke, *Old Urk.*, v. 1301 etc. — Though it seems possible to account for *stic* in the Cely Papers as a Northern form of ME *sticke,* it is, perhaps, after all more probable that the word was borrowed from Dutch. For early references to *sticke, stucke, stic, stuc* in Dutch, see Verdam en Verwijs, *Middelnederlandsch Woordenbok.* Professor H. Psilander (Upsala) has informed me that *stik* is most probably a Flemish variant of *stuk,* which tallies very well with my explanation of the form, for as we have already seen the Celys used to make frequent journeys to the various Marts in Flanders: — "and they wull hawe noo noder money than nenyng grottes *at iiij^d ob. le styc*", W. C., 111. — Cf. "vj oblygaschons payabul at vj monthys *and vj monthis the stic*", W. C., 114. —

yard: — "Item ij ȝerdes di rede *xxij le ȝerde* for the tope armer", Acc., G. C., 184.

---

in *Promptorium Parvulorum* (Norfolk), and *flikke* (< OE *flicce*) in *Pr. Parv.* and *Bokenham* (Suffolk). Whether they are original or introduced from the North is difficult to decide. The Celys owned a country-seat in Essex (= Bretts), and their letters abound with dialectal forms. That *styc* should be due to Scand. *stykki*, seems to be excluded, this word being of late occurrence in the Scand. languages, and, in the opinion of some scholars borrowed from German.

II. Accompte of John Fortescue.

mille, French or more probably Latin for English 'a thousand'. Cf. above 'le c' = 'a hundred': — "hookes, M. M., *at xiij s. iiij d. le mille,* xxvj s viij d", 35.

piece: — "in clothe to the Erles of Rutlande and Lincolne, *at x yeardes le pece,* xx yerdes", 30. — "Barrons, vj, viz. v *at xij yerdes le pece*", *ibid.*

yard: — "Purple velvett .... Buckram to lyne the same, xviij yerdes, *at xiiij*[d] *le yerde* .... xxj s", 32. — "Fustyon for the pillowe, iij[e] yerdes, *at xxiij d le yearde* iiij s vi d", 33. — "and for a sparver in the said chamber vij[c] iiij[xx] xiiij yerdes qu., *at iij s. iiij d. le yearde* .... cxxxij[li]. vij s vj d", 34.

The occurrence of the French definite article in English letters and papers of the 15[th] and 16[th] cents. is very remarkable. In phrases of the kind in question we might certainly expect to find Latin or French prepositions (cf. '*per* day', '*ad* ix[d] ob le aker', *loc. cit.* p. 4, and such Swedish expressions as 'à 5 kr. metern' etc.) but hardly a word of so intimate a character as the article. In the Cely Papers 'le' has been written for 'the' in two instances where it is not used distributively, viz.: — "Wrytten at Callez *le x day of Aprell*", W. C., 151. "The master of Thomas Zoge iiij noblys *p[d] per le master*" (i. e. paid by the master), 186, and perhaps also in the following item. "*le master j pype at vj[s] x[d]*" (*ibid.*), if the meaning is "one pipe at 6/10 for the master of the Margett". In all probability 'le' in this case is due to temporary inadvertence. William Cely dates a letter from Calais in a mixture of French and English: — "Wrytten at Callez *the xij jor de September*", 161. To judge by the corroborative instances in Fortescue's Accounts, 'le' seems to have been confined to certain set phrases of a commercial character where it was practically used in the capacity of a preposition. To the linguistic feeling formulæ such as 'xxvj[s] le pownde', 'iij[s] le yearde' were equivalent to '26/- per pound', 'for the pound', '3/- for the yard', 'by the yard' etc., just as Chester le Street and Witton le Wear were interpreted as Chester in the Street, Witton on Wear.

To account for the appearance of the article in its French form, we need only call to mind the lively commercial intercourse between England and France at this time. English merchants were well versed in English and French and accustomed to read and write letters and accounts in both languages. In all probability 'le' was at first written only in connection with words of Latin or French origin, such as 'noble', 'piece', 'pair', 'libra', 'mille' etc. This paved the way for a more extensive use. It is significant enough that 'le' occurs 24 times with words of French (or Latin)

origin against 9 times with English words in the examples I have collected. In the 15th century the French influence on the English vocabulary had reached its zenith. In Caxton's translations we find many loan-words which would be inadmissible at the present time.[1]

The French form of the article did not become very popular. It is not noted in the *Oxf. Dict.*, and I have not found it in any of the following papers or accounts which I have scanned with a view of tracing the origin of the modern construction: *The Paston Letters,* A. D. 1422—1509 (ed. James Gairdner, 1904), *The Diary of H. Machyn,* A. D. 1550—1563 (Camden Society, 42), *Churchwarden's accounts of the town of Ludlow in Shropshire,* A. D. 1540—1574 (Camden Society, 102), *The private diary of Dr Dee,* A. D. 1554—1601 (Camden Society, 19), *Letters and Papers illustrative of Reigns of Richard III and Henry VII* (Chronicles and Memorials 24).

I will now add a few remarks on the early and modern usage in phrases such as 'two shillings a pound', 'five times a year', 'six shillings a day' etc. In comprehensive works, such as C. F. Koch, *Hist. Gramm. der englischen Sprache,* Kellner, *Historical outlines of English syntax,* and Franz, *Shakespeare-Grammatik,* this question is not dealt with, and it is only slightly touched upon by Mätzner, *Englische Grammatik,* II, 2, 183.

In modern English the indefinite article is found almost exclusively in this distributive use. Before names of weights and measure, as in 'two shillings the pound', 'seven shillings the pair', the definite article is still lingering, but before words denoting time (*three times the day, *four shillings the hour) it has become obsolete. The last reference in the *Oxf. Dict.* bears the date 1631. The Latin preposition per is mainly confined to certain words, some of which are of Latin origin, e. g. 'per day', 'per man', 'per foot', 'per pound', 'per diem', 'per annum'. At least in conjunction with words denoting time, the definite article can be preceded by a preposition, as in 'by the day', 'by the year' etc.

The English of the 15th and 16th cents. exhibits a much greater variety.

The definite article predominates in all the records I have examined: — "Item ij sarpleris, *the sarpler* vjs viijd", *Cely Papers,* 194. — "woll for xl d *the ston*; malt for iiij s *the quarter*", *Paston Letters,* no. 595, A. D. 1465. — "motun and velle, the best for 1d fardyng *the lb.*", *Machyn Diary,* 24. — "after vj d. *the day and the man* v d. *the day*", *Ludlow Accounts,* 34. — "at x s. *the weeke*;

[1] Of circa 800 French loan-words, recorded for the first time in Caxton's works, 50 have now fallen into disuse. See H. Faltenbacher, *Die romanischen Lehnwörter bei Caxton,* p. 11 f.

at vj s. *the weeke"*, *Accounts*, Queen Mary, 16. — "makinge cleane the house, at iiij s. *the monethe"*, *ibid.*, 17. — "cariage of twoe lodes of stuf at ij d. *the mile"*, *ibid.*, 60. — "gownes of rattes coler of vij s *the yerd"*, *Machyn*, 296.

The indefinite article is also found, although much more rarely. In *Accounts and Papers relating to Mary Queen of Scots* (cir. 62 pp.) I have noted only one instance of 'a' against several hundred instances of 'the'. In the *Ludlow Accounts* from the same time 'a' is not scarce, although 'the' predominates: — "y solde nott abowte ther wolle aboffe xiij s viij d *a tod"*, *Cely Papers*, 121. — "ze muste pay the parcar for hys paster iiij d *a wheke"*, *ibid.*, 124. — "spend xl *s. ayere"*, *Paston Letters*, no. 468, A. D. 1461. — "aftir xiiij d *a peece, a peny, a leef"*, *ibid.*, no. 695, A. D. 1469. — "cccc mrke *a yer* more than he had", *ibid.*, no. 830, A. D. 1473. — "for there wages for xlii weekes *a pece*, at x s. the weeke", *Accounts*, Queen Mary, 21. — "ij d. *a wyke"*, *Ludlow Accounts*, 100. — "vj d. *a pesse"*, *Machyn Diary*, 122. — "vj s. *a bussel"*, *ibid.*, 123. — "xlvj s. *a quarter"*, *ibid.* — "16 pence *a weke"*, *Dee Diary*, 20.

In one record (*Chardges of Diet for the Scottishe Queen's funeralls at Peterborowe* = *Accounts*, Queen Mary, pp. 49—63) the omission of the article is almost the rule. This is rare in other sources: — "iiij or lodes of wood, for furnage, at iij s iiij d. *lode"*, *Accounts*, Queen Mary, 49. — "xxv ells holland at ij s. iiij d. *ell"*, *ibid.*, 53. — "x plaine towells at viij d. *pece"*, *ibid.*, 54. — "v d. ob. *wyke"*, *Ludlow Accounts*, 100.

By the side of 'a' and 'the' we often meet with formulæ consisting of the definite article and a preposition, generally 'by', 'for', 'in', more seldom, 'on', 'of', etc. Before the indefinite article I have only in one instance found a preposition. Sometimes the article is missing here also: — "by the space of xvj ten daies at iiij s. *by the daye"*, *Accounts*, Queen Mary, 49. — "at iiij s. *by the daie"*, *ibid.*, 52. — "viij s. iiij d. *by the quarter"*, A. D. 1477, *Oxf. Dict.* — "at 6 s. 8 d. *by the Acre"*, A. D. 1647, *ibid.* (see **by** 24 c.). — "viij d. *by the day"*, A. D. 1495, *ibid.* — "two shillings *by the pound"*, A. D. 1781, *ibid.* — "ccc mark *be year"*, *Paston Letters*, no. 551, A. D. 1463. — "xl *s. by year"*, *ibid.*, no. 703, A. D. 1469. — "at xxvj s viii d *for the pownd"*, *Cely Papers*, 111. — "xxvj s vi d flemmyche *for the pound"*, *ibid.*, 130. — "twys *in the yere"*, *Ludlow Accounts*, 5. — "Thries *in the ȝeer* (~ a ȝeer)", *Wycliff*, A. D. 1388, *Oxf. Dict.* — "ij tyme *in the weke"*, *Machin Diary*, 297. — "Ance *in the ȝere"*, A. D. 1604, *Oxf. Dict.* (see **once**). — "*80 miles in the day"*, A. D. 1632, *Oxf. Dict.* — "yowre warrantes of xv s *of the pownde"*, *Cely Papers*, 119. — "to him *on the day* iij li", A. D. 1533, *Oxf. Dict.* — "Dearer by

about *six shillings in a Thousand"*, A. D. 1703, *Oxf. Dict.* (see in 4).

'Per' is found in some records, chiefly with Latin words: — "careinge of water, at xij d. *per diem"*, *Accounts*, Queen Mary, 17. — "for washinge the shetes, at xvj s. *per mensem"*, *ibid.*

I am not convinced that the explanation suggested in the *Oxf. Dict.* that 'a' used distributively stands for the OE preposition *on*, *an* applies to all modern instances, my chief objection being that in OE and early ME the construction seems to have been evidenced only in certain phrases made up of iterative adverbs and words denoting time, as in *seofan siþun on dæʒ*, *enes o day*, etc. (see *Oxf. Dict.*). I think Einenkel is right in supposing (Paul's *Grundriß*[2] pp. 1106, 1120) that we must make a clear distinction between constructions such as 'twice a day', 'once a year' etc. where 'a' represents the OE preposition, and 'six shillings a week', 'four miles an hour', 'sixpence a yard', etc. where 'a' is due to OE *ān*. Sweet, *New English Grammar*, II, 2046, is of the opinion that the distributive use is a development of the numerical.

Einenkel, *loc. cit.*, is inclined to look upon the definite article in phrases of this kind as due to imitation of the French usage: 'three shillings the week', 'five shillings the pound' < 'trois francs la semaine', 'cinq francs la livre'. Considering that the definite article has the same function both in Scandinavian and German (cf. 'tre kronor alnen, paret, stycket', 'fünf Mark das Stück', 'dreimal die Woche', 'vier Mark die Meile', 'drei Meilen die Stunde' etc.) it seems more probable that the construction is of *English origin*, although the *French usage may have contributed to its popularity*.

In my opinion the expressions 'three shillings *the* pair' and 'three shillings *a* pair' are equally original and are both due to elliptical shortenings of such prepositional phrases as have been noted above: 'viii[d] for the pound' > 'viii[d] the pound', 'iiij s by (in) the day' > 'iiij s the day', 'six shillings in a Thousand' > 'six shillings a Thousand'. Sometimes the ellipsis has led to the omission of both the article and the preposition as in 'iiij d ell' < 'iiij d for the ell', 'v d. ob wyke' < 'v d. ob in the wyke'. *The Chardges of Diet for the Scottishe Queen's funerall* exhibit a continual interchange of the three variants: 'by the daie', 'the daie', 'daie'.

That I have found the *indefinite* article with a preposition only once may be due to the scantiness of my material, instances of 'a' used distributively being very scarce in all the records I have examined. Besides, some phrases where the indefinite article now appears in this function may have originated by direct imitation of the corresponding constructions with the definite article.

It was probably for practical reasons that 'a' was ultimately preferred to 'the'. The old theory that 'changes in language are

due to ease and speed' undoubtedly holds good — in the language of *commerce*. An excellent illustration of businesslike economy in words is afforded by the following description of Mr. Shalford, draper at Folkestone, in Mr. Wells' *Kipps* (ed. Nelson, p. 38): — "When he wanted to say he had a sixpenny-ha'penny longcloth to sell, he put it thus to startled customers: 'Can DO you one, six-half, if y'like'. He always omitted pronouns and articles and so forth; it seemed to him the very essence of the efficiently business-like. His only preposition was 'as' or the compound 'as per'. He abbreviated every word he could; he would have considered himself the laughing-stock of Wood Street if he had chanced to spell socks in any way but 'sox'."

Stockholm. R. E. Zachrisson.

Walter Paters Beschreibung der Mona Lisa und Théophile Gautiers romantischer Orientalismus.

Das Eindrucksvollste, das Walter Pater geschrieben hat, ist seine Schilderung der Mona Lisa in dem Aufsatz über Leonardo da Vinci des Renaissancebandes. Sie umfaßt drei Abschnitte,[1] deren erster ziemlich bedeutungslos anhebt und ganz bescheiden zu den suggestiven Fragen des zweiten Abschnitts überleitet, der dann in Form einer Steigerung von den geheimnisvoll klingenden Sätzen der 'Vision' abgelöst wird.

1. Die Vision.

Fast ekstatisch liest Pater eine ganze mystische Welt aus Leonardos Bildnis heraus — oder, wie andere vielleicht sagen würden, liest sie in das Bildnis hinein. Das Bildnis wird für ihn zu einem Gefäß, das alles mögliche enthält, Wesenheiten, die jenseits von Raum und Zeit liegen. Die Welterfahrung aller Zeiten hat gewissermaßen an dem Antlitz der Gioconda Atome abgelagert. Was wir in unserem Gedankenflug durch das Zetenall an Zauberhaftem, Unergründlichem, Geheimnisvollem, sündhaft Schönem im Menschenherzen entdecken können, es findet sich hier wieder. Hier ist alles! Die Wollust Roms, die animalischen Neigungen Griechenlands, die mystische Liebe des Mittelalters, die Sünden der Borgias, die Rückkehr der heidnischen Welt! Mona Lisa ist uralt, sie kennt die Geheimnisse des Todes, denn sie ist schon oft gestorben, sie kennt die Tiefen der Meere, sie kennt den Orient, sie war Mutter der Helena und der Jungfrau Maria. Sie ist Zusammenfassung der Gedanken- und Lebensformen aller Zeiten.

Von innen heraus ist ihre Schönheit geschaffen worden. Die inneren Leidenschaften, die inneren Seelenkräfte haben ihr Antlitz gemalt und gemeißelt. Es ist uns zu einem Schriftstück mit geheimnisvollen Zeichen geworden, das wir nach und nach entziffern und immer besser verstehen können.

Einige Abschnitte weiter vorne erklärt uns Pater die Eigenart der Leonardoschen Frauenschönheit und gibt uns auch hier Winke darüber, wie sein Hineinfühlen in das Bildnis der Mona Lisa zu verstehen sei. Er sagt uns nämlich, daß die Frauen

[1] Ich schaffe einen zweiten Abschnitt nach dem Worte *Leonardo's work*, den ich also mit dem Satz *Besides, the picture is a portrait* anheben lasse.

Leonardos Seherinnen, Medien seien, durch die uns die Geheimkräfte der Natur und ihr magnetisches Wirken, wonach das Materielle schließlich geistig wird, fühlbar würden. Wer sie betrachtet, sieht mit eigenen Augen, wie jene Geheimkräfte am menschlichen Fleische an der Arbeit sind. Diese Frauen sind ganz besondere Wesen, denn sie empfinden unsichtbare Mächte der Luft, die wir kaum ahnen können. Sie sind Gefäße, in denen die geheimen Einflüsse sich ansammeln und von denen aus sie nach uns gewöhnlichen Sterblichen weitergeleitet werden. Leonardos Mona Lisa haben wir uns natürlich auch als ein solches Wesen, ein solches Gefäß voll Geheimkräften vorzustellen.

2. Traumbild und Wirklichkeit.

Im zweiten Abschnitt, den wir erst jetzt behandeln, sucht Pater zu beweisen, daß Leonardo dieses Bild von Jugend an erträumt und im Laufe der Jahre in seinem Gemüt in immer schärferen Umrissen gesehen habe. Dann aber habe er eines Tages die Verkörperung des Geahnten, des Erträumten im Hause des Giocondo als Mona Lisa von Angesicht erblickt und habe sie gemalt. Nun wirft Pater die Frage auf: 'Durch welche sonderbaren Verwandtschaften waren Traum und Lebewesen getrennt voneinander und doch so eng nebeneinander entstanden?'

Er nimmt also ein sympathetisches Verhältnis zwischen Traumbild (oder Träumer) und Traumverkörperung an. Ein ähnliches sympathetisches Verhältnis dürfen wir auch zwischen dem Bildnis der Mona Lisa und der Mona Lisa selber annehmen; denn Pater sieht ja nur das Bildnis, und nur aus ihm kann er die Geheimnisse herauslesen; nur durch das Bildnis kann er wie durch ein Medium in die Seele ferner Zeiten blicken. Die Geheimkraft des wunderbaren Weibes hat sich auch dem Bilde mitgeteilt. Sie schlummert in den Farben, wie ja Pater der Farbe einen Geist zuschrieb: *all colour is no mere delightful quality of natural things, but a spirit upon them by which they become expressive to the spirit* (Sandra Boticelli in *Renaissance* 58). Der Geist der Mona Lisa ist zum Geist der Farben geworden, der zum Geiste des Beschauers spricht.

3. Kritik.

Bei unserer Kritik wollen wir zunächst das Problem behandeln, das am einfachsten ist, nämlich 'Traumbild und Wirklichkeit', und dann die verwickelte Frage der Vision im Zusammenhang mit den sympathetischen Verhältnissen vornehmen. Ich betone: es handelt sich hier um Probleme der Literatur, nicht der Kunstgeschichte. Pater mag sich in kunstgeschichtlichen Fragen geirrt haben — hat sich auch tat-

sächlich öfters geirrt. Diese Irrtümer erniedrigen aber Pater, den Künstler der Literatur, nicht; denn was er uns geben will, ist 'romantische Wissenschaft'.[1]

a) Traumbild und Wirklichkeit.

Romantisch ist nun gerade jene oben gekennzeichnete sympathetische Verquickung von Traumbild und Wirklichkeitsbild. Was Leonardo im Traum und in der künstlerischen Vision geahnt, es tritt eines Tages in Fleisch und Blut vor seine Augen. Die Romantik verwendete dieses Motiv meistens in Verbindung mit der Freundschaft und Liebe. Das Verliebtsein auf den ersten Blick erklärt sich durch das Traumbild, das auf die erste leibliche Begegnung schon längst vorbereitet hat. Bald sieht der Held sein Liebesideal in einem gemalten Madonnabild, das er nachher in der leibhaftigen Gestalt der Geliebten wiedererkennt, wie der Prinz in Schillers Geisterseher oder nach dessen Vorbild Ambrosio in Lewis' Roman *The Monk* — oder es ist das Traumbild, das sich verwirklicht, wie in Kleists 'Kätchen von Heilbronn', wo wir zudem noch ein Doppelträumen erleben, nicht unähnlich den Träumereien und Ahnungen in der Seele Sentas und des fliegenden Holländers in Wagners gleichnamiger Oper. Künstlerisch ganz besonders fein und eigenartig hat Théophile Gautier das Traummotiv in seinem Roman *Mademoiselle de Maupin* (1834) verwertet. Hier wird nicht nur das Frauenbildnis, sondern die ganze romantische, dem Bildnis künstlerisch angepaßte Umrahmung, die örtliche Umgebung mit allen ihren bis aufs feinste ausgedachten Einzelheiten, Baumgruppen und Farbenzusammenstellungen vor der ersten Begegnung im Traume erschaut.[2] Die Romantik dürfte das Motiv kaum selber erfunden haben. Alt ist die Sage vom Zauberspiegel, der den zukünftigen Gatten verrät. Und was das Verlieben in das Bildnis betrifft, so erzählt uns schon der persische Dichter Nisami aus Gendsch († 1180), wie Schirin das Bild Chosrus erblickt und sich darin verliebt: 'Er (Schabur) hatte abgemalt das Bild und ausgebreitet

[1] Vgl. darüber Robert West, 'Romantische Wissenschaft' in 'Preußische Jahrbücher' 161 (Sept. 1915), S. 503 ff.: 'Poetische Begabungen schreiben über wissenschaftliche Probleme, wie Bölsche, Walter Pater und neuerdings Hermann Bahr, oder sie berauschen sich an neuentdeckten wissenschaftlichen Tatsachen, wie jener Amerikaner, dessen Buch "Im Palast des Minos" zur Besprechung vorliegt.'

[2] Gautier kommt später in *La Toison d'or* auf das alte Motiv zurück. Tiburce verliebt sich in das Bildnis der Magdalena der Rubensschen Kreuzabnahme in der Antwerpener Kathedrale und sucht und findet die lebendige Magdalena in einer Antwerpener Bürgerstochter. (Vgl. M. W. Franke, 'Das "Artifizielle" in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts'. Diss. Leipzig 1913.)

das Papier ... Schirin, jetzo das Aug' eröffnend, "Erblickt" sogleich das geistige Bild ... Dann schrie sie auf: Dies ist unmöglich! Ein Irrtum ist es! Ein Phantom! Sogleich befahl sie einer Schlanken: Bring' dieses Bild mir her geschwind! Sie ging, allein das Bild verschwand.'[1] Gleichgültig, ob Traumbild oder gemaltes Bild, es gleiten hier Geheimkräfte hinüber und herüber, von der leiblichen Geliebten in das Bildnis auf dem Papier oder auf der Leinwand und von dort in die Seele des Schauenden und sich Sehnenden, oder in die Phantasie des Schlafes und von dort schneller und leichter als im Wachen in das Bewußtsein des Träumenden. Der persische Dichter verkörpert die Geheimkräfte in den Peris. (Sie sprach: 'Das taten dir Peris. Dergleichen tun sie mancherlei.') Robert Petsch hat in seinem Aufsatz 'Das Kätchen von Heilbronn' G. R. M. VI (1914), S. 398—399 gezeigt, wie die Geheimkräfte bei Kleist erklärt werden könnten. Es ist das Walten der alten Sympathie der zwei sich suchenden Hälften, die Aristophanes in Platons 'Gastmahl' so drollig beschrieben hat. Jeder von uns ist ein Stück von einem Menschen; denn wie die Butte sind wir zerschnitten, aus einem zwei geworden. Demnach sucht nun immer jedes sein anderes entsprechendes Stück.

Eine verlockende Aufgabe muß es für einen Dichter gewesen sein, dieses blinde Suchen der beiden sich sehnenden Hälften näher auszumalen. Petsch zeigt uns, daß es vor allen Dingen der in Platons Schriften so tief eingedrungene Wieland war, der den Aristophanes-Mythus durch schöne Einzelzüge weiter ausgebildet hat. 'Kaum fühlen (diese befreundeten Seelen) sich selbst wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht, die ihnen selbst fremd ist, sie atmen nach einem Gute, das ihnen fehlt, sie staunen: oft sinken sie, im einsamen Schatten oder im Dunkel der Nacht, in ernste Träume; tausend Gestalten der Dinge gehen vor der denkenden Seele vorbei, ohne sie zu rühren; sie erfindet sich zuletzt ein liebenswürdiges Bild, sie malt es aus und liebt es und wünscht wie Pygmalion, daß es leben möge; unwissend, daß dieses Bild ein Urbild hat, und daß sie sich nur wieder auf seine Züge besinnt. Wie süß ist dann das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft finden! Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander, sie schauen sich an und lieben sich immer mehr, je länger sie sich anschauen ... sie scheinen nur zwo Hälften zu sein, welche die Freundschaft wieder in eine Seele zusammenfügt.' So sagt Wieland in seiner Jugendschrift 'Sympathien'[2] Bei Wieland, der unser

[1] Joseph v. Hammer, 'Geschichte der schönen Redekünste Persiens'. Wien 1818. S. 110—111.
[2] Ich zitiere nach Petsch, a. a. O.

Traummotiv häufig verwertet hat, z. B. im Oberon, und bei Kleist ist es also die Sympathie, die die geheimen Einflüsse zwischen Traumbild und entsprechendem Menschenbild erklären soll.

Pater, der an Stelle des Liebenden einen Maler, Leonardo da Vinci, gesetzt hat, glaubt auch an die platonische Sympathie, wenn er die Frage aufwirft: *By what strange affinities had the dream and the person grown up thus apart, and yet so closely together?* Er glaubt aber auch noch an etwas wie Telepathie, wenn er die Leonardoschen Frauengestalten Medien, *clairvoyants,* nennt; denn da geht etwas vom körperlichen Weibe in den Körper des Schauenden über, wie auch die Geheimkräfte der Luft im Wunderweibe körperlich gewirkt haben. Dies führt uns aber schon zur Frage der Wirkung der Seele oder seelischen Kräfte auf die Materie. (Von innen heraus, von der Seele, ja sogar von fernen und vergangenen Seelen, ist die Schönheit der Mona Lisa geschaffen worden!)

b) Die Vision.

Pater sagt nicht: Das Bildnis der Mona Lisa erinnert mich an die tierischen Neigungen Griechenlands, die Wollust Roms, die Sünden der Borgias, erinnert mich an Leda, an die heilige Anna. Er sagt nicht, man könnte glauben, diese Mona Lisa wäre ein Weib, das mit den Kaufleuten des Ostens gefeilscht hätte, das in die Tiefen des Meeres getaucht wäre (— das letztere klänge geradezu komisch!). Pater sagt: Die Leidenschaften des Altertums aller Völker haben dieses Gesicht gemodelt. Sie ist Leda, sie ist Anna, sie hat mit Orientalen gehandelt, hat die Tiefen des Meeres ergründet, dessen geheimnisvolles Dunkel sie an sich trägt. Alles das ist an ihr tatsächlich zu finden, es lebt hier weiter in der Zartheit, die die sich wandelnden Gesichtszüge geformt und die Augenlider und Hände gefärbt hat *(lives only in the delicacy with which it has moulded the changing lineaments, and tinged the eyelids and the hands).*

Wir merken uns: das Bild wird zu einer zeitlich und örtlich alles umfassenden Welt; bestimmte historisch bekannte Personen der Vergangenheit leben in Linie und Farbe weiter, indem ihre Leidenschaften gewissermaßen ihre Unterschrift hier eingezeichnet haben; animalisch Gleichhochstehendes geht ineinander über. Caesar Borgia wird z. B. zur Mona Lisa. Aber auch niedrige, fast materielle, tote Formen wandeln zu höheren, seelischen empor, das Meeresdunkel wird im Antlitz der Gioconda lebendig.

Was für ein künstlerisches Verfahren hat Pater sich hier zu eigen gemacht? Ich glaube, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in Paters Beschreibung der Mona

Lisa eine Nachbildung in Prosa von Gautierschen Gedichten zu erblicken haben. Es handelt sich nicht um die Übernahme einzelner Motive, sondern um die Aneignung von Gautiers Methode durch Pater.

Man lese nacheinander in Gautiers Band *Émaux et Camées* die Gedichte: *Variations sur le Carneval de Venise* Nr. II; *Symphonie en blanc majeur*; *Étude de Mains:* I. *Impéria,* II. *Lacenaire*; *Caerulei Oculi* und vergleiche sie mit Paters Vision, man wird sofort erkennen, daß der Engländer allerdings keine Motive, wohl aber das Geheimnis, Motive auf eine ganz bestimmte Art zu schaffen, dem Franzosen abgeguckt hat. Im Carnevalgedicht entnimmt Gautier einer Melodie die Vision Venedigs mit seinen Marmorpalästen, Lagunen und Gondeln. Dieses Heraushören einer farbenreichen Erscheinung aus einer farbenreichen Melodie eignet nicht nur Gautier, sondern auch anderen Dichtern. Man denke an Brownings dramatischen Monolog *A Toccata of Galuppi's,* wo das Venedig des 18. Jahrhunderts, tanzend und scherzend und küssend, von den Toten aufersteht. Aber Gautier geht einen Schritt weiter. Während Browning durch Galuppi wie durch einen Historiker in der Chronik der Toccata sich eine Geschichte erzählen läßt, behauptet Gautier, daß Venedig lebt in der gespielten Melodie: *Tout Venise vit dans cet air.*

Viel kühner wird aber Gautiers Verfahren in der 'Symphonie in Weiß-Dur'. Woher stammt die weiße Farbe dieser Germanin? Gautier kommt zum Schluß, daß hier das reinste Weiß aus den fernsten Regionen der ganzen Welt zusammengetragen worden ist. Der ewige Schnee, eine heilige Kerze, die Milchstraße, der Meeresschaum, der weiße Marmor, das matte Silber, das Elfenbein, der Hermelinpelz, der Schlehdorn, der Flaum der weißen Taube haben ihre Weiße für das Fleisch dieser Schönen hergeben müssen. Niedrige, materielle, zum Teil tote Formen finden sich hier am lebendigen Menschenleibe wieder.

Für uns viel wichtiger aber sind die folgenden Gedichte. In *Impéria* und *Lacenaire* beschreibt Gautier zwei Hände genau so, wie Pater das Bildnis der Gioconda schildert. Imperia ist die in Gips modellierte Hand der Aspasia oder der Kleopatra. Wie Gautier ihre Furchen und Linien betrachtet, öffnet sich ein Buch vor seinen Augen, das er zu lesen beginnt. Die Chiffren hat Venus eingezeichnet. Was ist nicht alles hier zu lesen! Diese Hand hat mit den Locken Don Juans gespielt, den Bart des Sultans gekämmt, das Zepter einer Königin oder das Zepter der Wollust gehalten, sich auf den Rücken des Löwen ihrer fliegenden Chimäre gelehnt. Träume der Unmöglichkeiten (*rêves d'impossibilités*) steigen vor des Dichters Augen auf. Man merke wohl: der Dichter phantasiert nicht darüber, was die dar-

gestellte Hand einer ganz bestimmten historischen Person, z. B. der Kleopatra, möglicherweise alles erlebt haben könnte während der Spanne ihres Lebens. Er überschreitet die Grenzen der Einzelperson, verbreitet sich über das ganze Reich der Geschichte, über den ganzen Erdball, erhebt die Hand zu einer alles — Zeitliches und Örtliches, Seelisches und Körperliches — umfassenden! *Romans extravagants, poèmes de haschisch et de vin du Rhin, Courses folles dans les bohèmes Sur le dos des coursiers sans frein; On voit tout cela dans les lignes De cette paume.* Wie Pater Griechenland, Rom, Orient und Okzident auf eine Linie bringt, so verschmilzt Gautier den Orient, die Rheinlande und Böhmen miteinander und verherrlicht wie Pater das sündhaft Schöne.

Die 'Mörderhand' liegt Pater noch näher. Hier hat das Laster mit scharfem Griffel seine Hieroglyphen eingekritzt, aber nicht etwa das Laster eines einzigen Mörders, des Mörders, dessen präparierte Hand auf dem Kissen liegt, sondern das Laster aller jener Zeiten, die mit dem Verbrechen einen Kultus trieben: *Les débauches dans les Caprées Des tripots et des lupanars, De vin et de sang diaprées, Comme l'ennui des vieux Césars!* Wiederum wird der Visionserreger zu einem glänzenden Denkmal der Großartigkeit tierischer Lust im Menschen (*criminelle aristocratie*).

Als Abschluß unserer Betrachtungen Gautierscher Visionsgedichte diene uns *Caerulei Oculi.* Hier steht eine geheimnisvolle Frau am Meeresstrand. In ihren Augen spiegelt sich des Himmels Blau und das eigentümliche Blau des Meeres. Die Augen werden nun zu Visionserregern für Gautier, wie das Lächeln der Gioconda für Pater. Nun höre man, was der Dichter aus den Tiefen dieser Augen nicht alles emporholt! Er entdeckt den Becher des Königs von Thule, die Perle der Kleopatra, das Siegel Salomonis, die Krone, die der König in Schillers Ballade in den Schlund geworfen, die aber noch kein Taucher emporgeholt. Schließlich taucht des Dichters Seele hinunter, und er hört Sirenengesang, der, wie Betz in seinem Buche 'Heine in Frankreich' (S. 299) nachgewiesen hat, an das Loreleilied Heines anklingt.

Hier, bei Gautier, hat sich Pater das Geheimnis einer neuen Methode geholt. Gautier hat ihm aber noch viel anderes, Motivartiges, geliefert. Die von uns erklärte Sympathielehre hat Pater die geschickte Einschiebung von zwei Beispielen, Leda und St. Anna, eingeflüstert. Diese Mona Lisa war einstens Mutter der Helena und später wieder Mutter der Maria! Das erinnert zunächst an Goethes Verse an Frau von Stein: 'Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.'[1] Goethe

[1] Zitiert bei Petsch, a. a. O. 398. — Man könnte leicht versucht sein, Paters Stelle über Leda und St. Anna von Flauberts *Tentation de Saint*

beschränkt sich aber auf eine Person. Nun ist gerade bei den französischen Romantikern eine der auffallendsten Erscheinungen die Vielheit des Individuums, nicht nur in den vom Dichter geschaffenen Gestalten, sondern auch im Dichter selber. Spronck[1] nennt dies *l'hypothèse de la multiplicité des individus dans l'individu,* die er vor allen Dingen bei Gautier, Baudelaire und Leconte de Lisle verwirklicht findet. Nicht ein Individuum ist Gautier, sondern viele; nicht eine Seele hat er, sondern viele. Pater schließt seine Vision mit der Betonung dieser Lebensvielheit im Einzelwesen ab: *The fancy of a perpetual life, sweeping together ten thousand experiences, is an old one; and modern philosophy has conceived the idea of humanity as wrought upon by, and summing up in itself, all modes of thought and life.* Man kann so viel in Mona Lisa entdecken, weil das Menschenleben aller Individuen sich in ihr wiederholt, in ihr, wie in uns selber auch. In uns ist alles!

Gautier hat diese Lehre von der bis aufs äußerste gesteigerten Metempsychose — animalischen, nicht materiellen — ganz besonders deutlich in seinem Künstlerroman *Mademoiselle de Maupin* ausgesprochen. Wenn Pater ihn las, mußte er der Lehre auf Schritt und Tritt begegnen.[2] Der Held des Romans, d'Albert, fühlt in sich die Leidenschaften eines Tiberius, Caligula, Nero. Er versteht, was sie wollten, weil eben etwas von ihnen in ihm lebt, nämlich ihre Krankheit (*je souffre de votre mal,* 155). Der jugendliche d'Albert hat eine Seele, die so alt ist wie die des

---

Antoine abhängig zu machen. Dort sagt (*Œuvres complètes* V [Paris 1885], S. 123) Simon von Ennoia: *Elle a été l'Hélène des Troyens, dont le poète Stesichore a maudit la mémoire. Elle a été Lucrèce, la patricienne violée par les rois. Elle a été Dalila, qui coupait les cheveux de Samson. Elle a été cette fille d'Israël qui s'abandonnait aux boucs. Elle a aimé l'adultère, l'idolâtrie, le mensonge et la sottise. Elle s'est prostituée à tous les peuples. Elle a chanté dans tous les carrefours. Elle a baisé tous les visages. — A Tyr, la Syrienne, elle était la maîtresse des voleurs. Elle buvait avec eux pendant les nuits, et elle cachait les assassins dans la vermine de son lit tiède.* — Wie ist diese Zeichnung so durchaus geistesverwandt mit Paters Darstellung der Mona Lisa, die mit Händlern des Orients gefeilscht hat! Flaubert mag diese Worte lange vor Pater geschrieben haben, aber der Engländer, der 1869 den Essai über Leonardo schrieb, hätte erst aus der letzten Fassung der *Tentation,* die 1874 veröffentlicht wurde, schöpfen können. Die erste Fassung war 1849 vollendet, wurde aber nie veröffentlicht, die zweite aus dem Jahr 1856 stammende ist erst 1908 durch L. Bertrand gedruckt worden. — Eine Beeinflussung Paters durch Flaubert ist somit ausgeschlossen.

[1] In *Les Artistes Littéraires,* Paris 1889, S. 28 und 219 ff.

[2] In *Avatar* (1856) spielt Gautier mit dem indischen Gedanken der Wiederverkörperung der Seele. Der Arzt Balthazar Charbonneau hat von Fakiren die Kunst, Seelen zu entkörpern und zu verkörpern, gelernt. (Vgl. Hubert Matthey, *Essai sur le Merveilleux dans la littérature française depuis 1800* [Paris, Payot & Cie., 1915], S. 142 ff.)

Saturn (172), dessen Unglück er immer noch, selbst in der Hülle des modernen Menschen, fühlt. Seine Seele wurde nicht genügend in Lethe getaucht, bevor sie sich seinem Körper verschwisterte. So plagen ihn immer noch uralte Erinnerungen. Wir halten daneben Paters Satz: *She is older than the rocks among which she sits,* sie lebte zur Zeit des Chaos, unter Saturn. Und dieser selbe Dichter d'Albert sagt genau so wie Pater: In uns ist alles! *Tout l'homme renferme en soi l'humanité entière* (265) [> *the idea of humanity as … summing up in itself all modes of thought and life*]. Und wenn wir d'Alberts Klage vernehmen, nur hunderttausend Jahrhunderte des Nichts könnten ihm Erholung von den Ermüdungen seiner zwanzig Jahre bringen (155), denken wir da nicht unwillkürlich an Paters Vorstellung eines beständigen Lebens, das zehntausend Erfahrungen in sich vereinigt?

Bevor wir Gautiers Lehre etwas näher betrachten, wollen wir noch kurz die Frage, inwieweit Pater mit Gautier bekannt sein konnte, beantworten. Da berufen wir uns zunächst auf die Aussage der Mrs. Humphry Ward, die, solange sie Paters Schülerin war, Paters Vorbilder noch nicht zu erkennen vermochte. später aber erkannte, daß ihr Lehrer bei Goethe und Gautier viel Wissen zu schöpfen pflegte: *Unfamiliar with Goethe at first-hand, and with the French romantics such as Théophile Gautier. the men about my standing had their first revelation of the neo-Cyrenaic philosophy and of the theory of Art for Art, in these papers.*[1] Sie spricht also von Gautiers Einfluß auf Pater als von einer ganz bekannten Tatsache. Fügen wir noch bei. daß Gautiers Name im Aufsatz über Leonardo da Vinci an einer Stelle ausdrücklich erwähnt wird und verweisen wir noch auf folgende — ich glaube doch nicht ganz nebensächliche — Übereinstimmung zweier Hinweise in Paters Aufsatz über Winckelmann und Gautiers Mademoiselle de Maupin:

Quelquefois j'ai d'autres songes. — ce sont de longues cavalcades de chevaux tout blancs, sans harnais et sans bride, montés par de beaux jeunes gens nus qui défilent sur une bande de couleur bleue foncée comme sur les frises du Parthénon (S. 211).	If a single product only of Hellenic art were to be saved in the wreck of all beside, one might choose, perhaps, from the 'beautiful multitude' of the Panathenaic frieze, that line of youths on horseback, with their level glances, their whole bodies in exquisite service (S. 218).

Wie dem auch sei. Gautier war Pater nicht unbekannt.

c) Gautiers Lehre.

Die behandelten Gedichte und die angeführten Stellen aus *Mademoiselle de Maupin* weisen auf eine gewisse Metempsychose,

[1] Bei A. C. Benson, Walter Pater (English Men of Letters), London, S. 26.

auf eine Sympathielehre hin. Auffallend ist dabei die materielle Metempsychose neben der geistigen (weißer Marmor schenkt dem menschlichen Fleisch seine weiße Farbe). Gerade das letztere spielt auch bei der Mona Lisa eine Rolle (das Meeresdunkel geht auf Mona Lisas Antlitz über). Nun hat Gautier eine prächtige Formulierung seiner Lehre in dem ersten Gedicht der Sammlung *Émaux et Camées* gegeben. Dort wird eigentlich so ziemlich alles erklärt, was wir in den anderen Gedichten an Metempsychosen wiederfinden. Es heißt: *Affinités Secrètes, Madrigal Panthéiste.* Da es für die richtige Beurteilung der 'Visionen' sowohl Gautiers als auch Paters wesentlich ist, sei es hier in Kürze wiedergegeben und erklärt.

Zwei blendendweiße Marmorblöcke einer alten Tempelfassade schreiben dreitausend Jahre lang ihre weißen Träume nebeneinander auf den blauen attischen Himmel hin. Zwei Perlen derselben Muschelschale flüstern im Meeresabgrund unbekannte Worte einander zu. Zwei Rosen lassen unter dem weinenden Wasserbecken zur Zeit des Boabdil ihre Blumen miteinander plaudern. Auf der Kuppel von St. Mark in Venedig setzen sich eines Abends im Mai zwei weiße Tauben liebesehnsüchtig nieder. Dann aber kommt der Wandel! Der Marmor stürzt, die Perle schmilzt, die Blume welkt, der Vogel flieht. In Atome löst sich alles auf und wandert in den Schmelztiegel, in dem Gott alle Formen zum Urstoff auflöst. Aber von dort aus ziehen die Atome wieder weiter: der weiße Marmor kehrt im weißen Menschenfleisch ein, die rote Rose findet auf der roten Lippe eine neue Heimstätte; die weißen Tauben girren aufs neue im Herzen junger Liebenden, und die Perlen erglänzen wieder in den weißen Zähnen eines lachenden Mundes. Sympathie hat die Atome gelenkt. Sympathie beherrscht sie auch heute noch, und der Sympathie gehorchend schafft die Erinnerung; denn wir Liebende erinnern uns, wenn wir vor der alten Tempelfassade stehen, der weißen Träume der Marmorblöcke; wir denken zurück, wenn wir am spielenden Brunnen weilen, an die Blumensprache der Rosen, und besteigen wir den Dom, dann erwachen die Küsse der Tauben. Marmor, Blume, Perle, Taube finden im Menschen sich wieder und tragen ihm die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen zu. (Viele von meinen Atomen haben viele von den Atomen meiner Geliebten gekannt.) Und der Dichter fragt am Schluß: Welche Tempelfassade, welche Meeresflut, welcher Rosenbusch, welcher Dom hat uns, o Geliebte, beieinander gesehen als Marmorblöcke, Perlen, Rosen oder Tauben? — Wer aber treibt die Atome zusammen? Die Sympathie! Faßbarer noch in der Phantasie des Dichters: Duft, Lichtstrahl und Farbe. *(Docile à l'appel d'un arome, D'un rayon ou d'une couleur, L'atome vole vers*

l'atome Comme l'abeille vers la fleur.) Gautier besingt eigentlich hier ausdrücklich nur die Farbensympathie. Die Farbe wird bei ihm, wie später in Merediths *Hymn to Colour,* der zwar sonst keine Ähnlichkeiten mit Gautiers pantheistischem Madrigal zeigt, zur Kraft der Liebe. Die Farbe ruft die Atome wieder: das Weiße wandert wieder zum Weißen, das Rote zum Roten. Im Schmelztiegel des Weltenmeisters, der alle Atome zum Urstoff zurückführt, erstirbt dem Atome die Liebe zu seiner angestammten Farbe nicht. Verläßt es den Schmelztiegel, gehorcht es gefügig wieder dem Rufe seiner Farbe.

Der Grundsatz 'In uns ist alles!' erfährt im pantheistischen Madrigal eine Erweiterung nach dem Materiellen und Sinnlichen hin. Nicht nur seelisch findet sich alles in uns wieder. Auch stofflich vereinigen wir alles in uns aufs neue.

Die von uns besprochenen Gedichte sind nur Anwendungen dieser hier ganz allgemein gefaßten Lehre. Die *Symphonie en blanc majeur* vereinfacht die Verhältnisse, indem sie nur die Entstehung eines Wesens und nicht zweier Liebenden mit den Wechselbeziehungen ihrer Atome sympathetisch erklärt. Die anderen Gedichte geben den geistigen Sympathien das Übergewicht. Überall sehen wir aber das leichte, ungehinderte Wandern des Fernen zum Fernen durch das Labyrinth ganz unmöglicher Metamorphosen.

Was für eine Lehre hat Gautier hier verkündigt? Begnügen wir uns ja nicht mit der billigen Antwort: 'Das ist ein damals allgemein beliebter Pantheismus, den man z. B. auch bei Schiller und Goethe findet. Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen Sich in trauter Harmonie. Sphären ineinander lenkt die Liebe. Weltsysteme dauern nur durch sie.' Gewiß ist einiges von dieser damals geläufigen pantheistischen Lehre auch auf Gautier übergegangen. Lesen wir beispielsweise S. 63 ff. in Gautiers Roman, wo die Frage beantwortet wird: 'Wo habe ich mein Idealbild gesehen?', so fällt uns sofort die Ähnlichkeit mit Wielands besprochener Sympathielehre und dem Traumbild in die Augen. Aber der Gedanke, daß die Formen zerschellen müssen, daß die Farbe alle ihr zugehörigen Atome wieder zusammenruft und daß alles in uns selber ist, wir also einem Zauberspiegel von endloser Tiefe gleichen, findet sich bei Gautiers Zeitgenossen nicht so leicht.

Man könnte zunächst an Leibnizens Monadenlehre denken. Die Monade, jene punktuelle Einheit, jenes substantielle Einzelwesen, das Leibniz annahm als Grundlage aller Wirklichkeit, ist eine Welt im kleinen, ein Spiegel des Alls. In ihr ist auch alles. Alles, was ist und geschieht, spiegelt sich in ihr wider. In ihr könnte alles gelesen werden, was in der Welt geschieht und je geschehen ist.

Aber dadurch hätten wir ja nur einen Teil von Gautiers Lehre erklärt und zudem doch nicht ganz befriedigend, da ja die Monade eine Art Atom ist. Ich glaube, Gautier hat seine Quelle selber in der Préface der *Émaux et Camées* verraten, die gewissermaßen dem Andenken Goethes, des Dichters des Westöstlichen Diwans, gewidmet ist. Wie einst Goethe zur Zeit des großen Weltkrieges unbekümmert um den Donner der Kanonen in Weimar sich in Hafiz vertieft habe, so schreibe er, Gautier, inmitten des lauten Straßenlärmes (der Februarrevolution) seine *Émaux et Camées*. Daß es sich hier nicht um ein bloßes Geistreichtun des Franzosen handelt, sondern daß Gautier durchaus klare Vorstellungen darüber hat, wie der Westöstliche Diwan Goethes entstanden war, geht aus weiteren zwei persischen Namen hervor, die in Strophe II vorkommen: Nisami und Hudhud. Gautier weiß also, daß Nisami Goethe die Namen Jusuf und Suleika geliefert hat, weiß auch, was für eine Rolle Hudhud, der Wiedehopf, in der persischen Dichtung spielt. Er hat also Goethes Diwan und dessen Anmerkungen über die persische Dichtung gelesen; denn er verstand ja Deutsch und übersetzte gelegentlich Verse deutscher Dichter ins Französische. Er las nicht nur die Werke seines Freundes Heine, sondern wußte auch von Rückert, den er auf S. 163 der *Émaux* erwähnt und von dessen Gedicht 'Flügel' er 1872 in *La petite Presse* eine Übersetzung hatte erscheinen lassen.[1] Er folgte Goethes Wink und griff ebenfalls auf den persischen Dichter Hafiz zurück, wahrscheinlich in der Hammerschen Übersetzung, und er machte sich wohl auch die vorzügliche Blumenlese, die Josef von Hammer in seiner 'Geschichte der schönen Redekünste Persiens' (Wien 1818) gibt, zunutze. Goethe kannte und schätzte sie, Rückert, der unter Hammer Persisch gelernt hatte, benutzte sie ebenfalls.[2] Damals war man völlig vernarrt in die erst kürzlich bekanntgewordene persische Dichtung. Hegel widmet ihr in seiner Ästhetik (Werke Bd. 10, 1. S. 476 ff.) unter Hinweis auf Hammers 'Redekünste' ein begeistertes Kapitel. Gautier wird von der Mode erfaßt und vertieft sich in die Farbenpracht persischer Rosenpoesie. Daß

---

[1] Spoelberch de Lovenjoul, *Histoire des Œuvres de Th. Gautier*, Paris 1887, Bd. II, 198. — In meinem Aufsatz *Oscar Wilde's The Harlot House* (*Archiv* 134) habe ich S. 72, Anm. 3 auf die Notwendigkeit, den deutschen Einfluß auf Th. Gautier zu untersuchen, hingewiesen. Wie ich nachträglich sehe, ist dieser Gegenstand kürzlich behandelt worden von L. Poulain, *Traces de l'influence allemande dans l'œuvre de Théophile Gautier*, Bâle 1914. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Unteren Realschule Basel.) Ob dort die Frage erschöpfend behandelt ist, wage ich noch nicht zu sagen.

[2] Die Parabel 'Es ging ein Mann im Syrerland' fußt auf Hammers Übersetzung in dem genannten Werk S. 183, wie schon die Reime zeigen.

er dabei Hammers Werke als Hilfsmittel benutzt hätte, ist ihm bei seiner Kenntnis des Deutschen und der deutschen Literatur durchaus zuzumuten.[1] Gautiers Orientalismus ist längst bekannt; er wird von jedem Kritiker zugegeben. Schon in dem ersten biographischen Aufsatz über Théophile Gautier, der 1838 erschien, verteidigte der Verfasser Auguste Maquet bei der Besprechung des Romans *Fortunio* Gautiers 'übertriebenen Orientalismus' (*Th. Gautier est d'un orientalisme que beaucoup trouvent immodéré*).[2] Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn auch persische Elemente in Gautiers Werken anzutreffen sind. Das ist nun auch tatsächlich der Fall. Etwa sieben Jahre, bevor die *Émaux et Camées* erschienen, schrieb er für *La Presse*, 28. April 1845, eine Gazele unter dem Titel *Autre Guzla* (jetzt in den *Poésies complètes* zu finden). Dort lesen wir in der ursprünglichen Fassung:[3] *(J'aime) La Fontaine où l'eau cause; l'arbre en fleur où se pose L'oiseau cher à la rose Pour conter son amour.* Wir erkennen also hier den bekannten persischen Mythus von der Nachtigall, die als Bräutigam ihre Braut, die Rose, ansingt. Schon oben haben wir erfahren, daß in dem Gedicht *Caerulei oculi* in der Meerestiefe des Frauenauges der Ring Salomonis verborgen liegt. Dies ist wiederum eine Anspielung auf eine persische Sage, wonach das Siegel Salomons, sein Zauberring, dem König Gewalt über Menschen, Tiere und Dämonen gab.[4]

---

[1] In französischer Übersetzung konnte Gautier keine persische Blumenlese vorliegen. Wie sich aus den höchst sorgfältigen, reichhaltigen Verzeichnissen von I. Th. Zenker, *Bibliotheca orientalis, manuel de Bibliographie orientale,* Leipzig 1846, Bd. I, S. 48 ff. ergibt, gab es damals nur Blumenlesen in deutscher oder englischer Sprache, abgesehen von einer wenig reichhaltigen Chrestomathie in lateinischer Sprache, die Gautier kaum zugänglich war (Nr. 383 bei Zenker: *Anthologia persica,* Wien 1778). Englische Anthologien wird Gautier, dem das Englische fremd war, nicht gelesen haben (Nr. 384 (1805), 387 (1805), 388 (1811), 391 (1824—1825). Die bequemste und reichhaltigste Auslese bot damals Hammers 'Redekünste'. — Saadis Rosengarten war wiederholt ins Französische übersetzt worden (schon 1634 [Nr. 491], 1789 [Nr. 498], 1834 [505]); ebenso die Alexandergesänge von Firdusi (1828 und 1843 [Nr. 528], 1827 [67]). Aber von Hafis gab es damals keine französischen Übersetzungen. Gautier konnte ihn nur in Hammers Übertragung kennenlernen (die lat. Übersetzung von 16 Oden Hafisens, Wien 1771, dürfen wir ruhig aus dem Spiel lassen).

[2] Bei Lovenjoul, a. a. O. I, 179.

[3] Ebenda 289.

[4] Durchaus persisch sind die Verse, die Gautier für Balzac schrieb, und die er aus dem Spanischen übersetzt haben soll (bei Lovenjoul I, 193: *traduction litérale de sonnets espagnols, si nous ne nous trompons*): *La lune ... roulait tristement sur le morne horizon, Car tu as dérobé au firmament toutes ses splendeurs. La blancheur de la lune luit sur ton front charmant; Tout l'azur du ciel est concentré dans tes prunelles, Et tes cils sont formés par les rayons des étoiles.* — Die Eifersucht des Mondes auf die Schönheit der Geliebten oder des Geliebten ist ein immer und immer

Im Jahre 1870 finden wir den 59jährigen 'Théo' an einem Winterabend in einer warmen Pariserstube, wie er seinem Freunde, dem guten Chennevières, die Vierzeiler des persischen Dichters Omar Khayyàm analysiert (*Journal des Goncourts*, 2ième serie, 1. Bd., S. 111, 1. Nov. 1870). Es handelt sich hier wohl um die Übersetzung des Franzosen Nicolas, der zwei Jahre vorher eine sehr gute französische Wiedergabe des persischen Textes veröffentlicht hatte. Es ist dies derselbe Nicolas, gegen den sich Fitz-Gerald in seiner Einleitung zur zweiten Auflage (1868) seiner jetzt wohlbekannten Übersetzung wendet, weil der Franzose statt 'Wein' die 'Gottheit' gesetzt hatte. Eine andere Übersetzung kann Gautier damals seinem Freunde nicht vorgelesen haben; denn Fitz-Geralds englische Übersetzung (1859) war damals soviel wie unbekannt (vgl. Marie E. de Meester, *Oriental Influences in the English Literature of the nineteenth century*, 'Anglistische Forschungen' 46 [1965], S. 65), und frühere Übersetzungen Omars gab es damals noch nicht. Nun ist es aber klar, daß der 59jährige Gautier sich auf Nicolas' Übersetzung nicht gestürzt hat, weil er durch sie in ein ganz neues Gebiet, die persische Literatur, geführt wurde, sondern nur deshalb, weil sich ihm hier ein längst bekanntes Land von einer neuen Seite aus erschloß. Die persische Dichtung hatte ihn in jüngeren Jahren beschäftigt, als er die Gedichte der *Émaux* schrieb, die er ja in ihrer ersten Fassung teilweise *Variations nouvelles sur un vieux thème* nannte (so nannte er *Les Affinités secrètes* und *Le Poème de la Femme*, die am 15. Januar 1849 in der *Revue des Deux Mondes* erschienen,[1] also, wie er in der *Préface* richtig sagt, im Revolutionsjahr 1848 gedichtet wurden). Er mag schon damals einige Verse Omar Khayyàms gelesen haben, wenn er Hammers 'Geschichte der schönen Redekünste Persiens' zur Hand nahm, wo er S. 81—82 eine Auswahl von etwa 30 Strophen vorfand. Da konnte er die schönen Verse vom Töpfer und Lehm lesen: 'Ich schaute gestern einem Töpfer zu, Der schlug auf frischen Lehm gewaltig zu. Da sprach der Lehm mit seinem eignen Wort: Schlag mich nicht so! Bin ich denn nicht was du?'[2] Da mochte er auch den Vers vom Königsblut, aus dem rote

---

wiederkehrendes Motiv in der persischen Dichtung, bei der der Mond Symbol der Antlitzschönheit ist. Die Elemente leihen ihre Schönheiten einem bestimmten Körperteil der Geliebten. 'Zu deinem Gesichte und Wuchse hat sich geflüchtet Edens Flur' (Hafiz-Hammer I, 35). — Wenn die obigen Verse spanisch sind, so hat der spanische Dichter den persischen Einfluß schon verspürt.

[1] Lovenjoul, a. a. O. I, 406—7.

[2] Sehr eindrucksvoll gestaltet bei Fitz-Gerald: *For in the market place one dusk of day I saw the potter thumping his wet clay: And with its all obliterated tongue it murmur'd — 'Gently, brother, gently, pray!'*

Blumen sprießen, vorgefunden haben: 'Wo Tulpen auf den Feldern sprossen, Trank jeder Fleck das Blut der Großen; Die Veilchen, die auf Wiesen prangen, Sind Muttermale schöner Wangen.'[1]

Diese beiden wichtigen Gedanken bilden die Grundpfeiler der Lehre, wie sie Gautier in seinen Gedichten verwendet. Er fand sie zehnfach wieder in den Werken anderer persischer Dichter und vor allen Dingen in dem Diwan des Hafiz.

Ich möchte nun nicht so sehr auf die bekanntesten Motive persischer Dichtung, wie sie Goethe in seinen Erläuterungen zu seinem Diwan so vortrefflich dargestellt hat, hinweisen, sondern mehr auf seitwärtsliegende Elemente aufmerksam machen, die wir bei Gautier wiederfinden. Da ist gerade der Gedanke vom Lehm, den der Töpfer formt (*la pâte universelle*) wichtig und, verbunden damit, die materielle Metempsychose, aus der sich ein allgemeiner sympathetischer Pantheismus ergibt.

Gautier sagt uns: *grossir la pâte universelle faite des formes que Dieu fond.* Ohne jegliche Originalität wäre die umgekehrte Wendung, die man halbwegs erwartet, gewesen: Gott gießt Formen aus dem Universalstoff. Das war natürlich schon oft genug gesagt worden. Hier aber heißt es: Nein, die Formen werden von Gott verschmolzen zum allgemeinen Stoff. Die natürliche Folgerung, daß daraus wieder Formen gemodelt werden, verschweigt Gautier, weil wir uns das selber denken können. Die persische Dichtung besingt diesen Doppelgang von der Form weg zur Form hin immer wieder. Besonders häufig sind es die Formen der Menschenköpfe, die zerschellen müssen, um den Lehm zu liefern, aus dem die Trinkkanne und das Trinkgefäß geknetet werden: 'Einstens wirst du zum Ton der Kannengießer und Töpfer' (Hafiz-Hammer II, 384). 'Gieße mir fröhliches Naß in den goldenen Becher, Ehe dein Schädel zum Staube den Staub gießt' (Ebenda II, 40). Gelegentlich liefern auch die anderen Gliedmaßen den allgemeinen Schöpfungsmörtel: 'Die Erde ist nur ein Bau, zu dem unser Gebein den Mörtel hergibt' (I, 105). Aus diesem Menschenlehm wird nun der Topf geknetet. War es der Schädel eines Trinkers, so entsteht ein durstiges Gefäß, das stets nach Wein verlangt. Umgekehrt zerschellen auch die Töpfe, und aus ihnen werden Schädelformen gegossen. War es eine Weinkanne, so erinnert sich dessen der Menschenschädel noch und lechzt nach Wein: 'In dieser trunknen, bösen Welt Sind außer mir noch Trunkne; Gar viele Köpfe sind allhier Geformt aus Ton der Kanne' (I, 45). Ebenso wird das Glas, der Topf, die Kanne zu

[1] Auch dieser Strophe hat Fitz-Gerald eine schöne Fassung gegeben: *I sometimes think that never blows so red The Rose as where some buried Cæsar bled; That every hyacinth the garden wears Dropt in her lap from some once lovely head.*

einem Wesen mit einer Erinnerung an alte menschliche Zeiten. Ja, in diesem Glase z. B. leben die Elemente des allmächtigen Dschemschid und Keikobad fort: 'Halte bescheiden das Glas, es ist zusammengesetzt aus den Schädeln Dschemschids, Keikobads und Behmens' (I, 328). Dadurch wird das Glas zu einem allumfassenden Wesen, ähnlich Gautiers Mörderhand oder Paters Bild der Mona Lisa. Man kann dieses Wesen erhorchen, kann die Kenntnis vergangener Zeiten ihm ablauschen: 'Fülle das Glas, und horch' dann mit dem Ohr des Verstandes, Was von Keikobad, was von Dschemschid es erzählt!' (I, 426). — Beim Dichter A t t á r fängt das Gefäß sogar selber zu sprechen an: 'Herr Jesus, ich bin ein alter Mann, ich ward auf dieser irdenen Welt Als Schüssel, als Kanne, als Topf schon mannigfaltig zerschellt' (Hammer, 'Redekünste' 150—151). Welch ein inniges Sympathieverhältnis zwischen totem Stoff und lebendigem Menschen, der, wenn er Wein trinkt, des Staubes nicht vergißt, der zu seinen Füßen dürstet, weil es vielleicht der Staub eines früheren Weinverehrers ist! 'Trinkst du Wein, so schütt' die Hefen auf die Erde aus, Fürchte nicht die Sünde, welche andern Nutzen bringt'[1] (II, 125). — Alles irdisch Konkrete wird so zum Behälter eines vergangenen, zum Teil seelischen Lebens: 'Jeder Klumpen Lehms hienieden Ist ein Schädel Alexanders, Meere sind das Blut der Fürsten, Wüstenstaub der Staub der Schönheit' (II, 500). 'Die Rose brennt itzt mit dem Feuer Moses' (II, 389). [*Where the white hand of Moses on the bough Puts out, and Jesus from the ground suspires* (Fitz-Gerald, IV)]. Das Mal auf den Wangen des Geliebten ist das Körnlein des A p f e l s, durch den einst Adam verführt worden war (I, 47).

Die Topfmetamorphose beruht nun auf F o r m e n s y m p a t h i e. Die zerstobenen Teile gehorchen der Stimme der Form, die sie wieder in sich zusammenbringt. Schädel wird zum Schädel aus Ton, der wie der lebendige Schädel auch seine Lippen hat und trinken will. Dadurch gestaltet die persische Poesie einen alten Gedanken zu etwas neuem um. Daß der Menschenleib in Staub zerfällt, ist eine alte Vorstellung. Anakreon singt: *ὀλίγη δὲ κεισόμεσθα κόνις ὀστέων λυθέντων*, aber er bleibt beim Staube stehen und bekümmert sich um die Form, die die ihr angestammten Atome wieder in sich vereinigt, nicht. Mit der Formensympathie verknüpft sich aufs engste die F a r b e n s y m p a t h i e, wie

---

[1] Dieser Gedanke ist sehr schön in der Fitz-Geraldschen Übersetzung Omar Khayyàms (39) wiedergegeben: *And not a drop that from our cups we throw For earth to drink of, but may steal below To quench the fire of Anguish in some eye There hidden — far beneath, and long ago.* Wenig pietätvoll spricht Anakreon dagegen: *τί σε δεῖ λίθον μυρίζειν, τί δε γῇ χέειν μάταια; ἐμὲ μᾶλλον, ὡς ἔτι ζῶ, μύρισον, ῥόδοις δε κρᾶτα πύκασον·*

wir sie von Gautier her kennen. Aus dem Blut der Könige — lasen wir bei Omar Khayyàm — entsprießen Rosen, weil das Rote im Roten sich wiederfindet. Sinken Rosenwangen ins Grab, finden sie in den blühenden Rosen des Rasens sich wieder: 'Was Wunder, wenn die Ros' dem Staub entblüht, Der über Rosenwangen Grabflor zieht' (Saadis 'Bostan' bei Hammer, a. a. O. 218). — Stirbt einer, der im Liebesfeuer verbrannte, so entwachsen seinem Staube Tulpen, die ja von Natur mit Brandmalen gezeichnet sind, und die Geliebte wird dann beim Anblick dieser gebrannten Tulpen den Liebesgram des Verstorbenen vernehmen: 'Einstens wird dein Herz von unserem Gram und Leiden unterrichtet, Zu der Zeit, wenn Tulpen blühen, Aus vermodertem Gebein' (Hafiz I, 151). Und aus dem Staub solch gebrannter Tulpen wird wiederum ein Mensch geknetet, den das Liebesfeuer verzehrt: 'Ich bin aus Gräberstaub verbrannter Tulpen gleich entstanden und nähre nun die Lust nach deinem Mal in deinen Wangen' (I, 322). Hier gibt uns Hafiz ein gutes Beispiel der Form- und Farbensympathie. Das Mal der Tulpe, Flecken und Brand, findet im Innern des Dichters Hafiz eine Wohnstätte und entzündet dort mit seinem Brand die Sehnsucht nach dem Mal der Wange der Geliebten. Immer aber ist es etwas ganz Äußerliches, Farbe oder Form, das als Brücke dienen muß, um über endlose Weiten von Raum und Zeit die Sympathie von einem Wesen zu dem anderen fernen Wesen zu leiten. Dadurch unterscheidet sich die persische Auffassung auch wieder von verwandten abendländischen Vorstellungen. Hier entsprießen Lilien dem Grabe der Heiligen oder sich umarmende Pflanzen der Ruhestätte zweier Liebenden (*the lovers' knot* der englischen Balladen). Die Formen- und Farbensympathie fehlt, weil unsere Dichtung nicht so leicht Entsprechungen zwischen fernen Dingen sieht und die Metapher immer noch Metapher sein läßt. Der Perser vergleicht aber mit Blitzesschnelle auf Grund eines gemeinsamen Merkmals die entferntest liegenden Erscheinungen miteinander. Sieht er die Lippe, so erblickt er darin auch gleichzeitig den Rubin, die Rose, den Granatapfel; erscheint ihm die Rose, so gedenkt er der Glut im Ofen, in den Abraham auf Befehl des Nimrod geworfen wurde. Das Haar erinnert ihn an die Nacht, an die Laute, an das Tatarenland. Der Wuchs seiner Geliebten gemahnt ihn an die Zypresse, ihr strahlendes Antlitz an den Mond. Aber diese Entsprechungen bleiben für ihn nicht Metaphern, sie werden zu Gleichungen. Die Zypresse ist der Wuchs seiner Geliebten, der Mond hat ihr Antlitz, die Rosen sind ihre Wangen. Goethe hat diese persische Auffassung dem 51. und letzten Gedicht des Buches Suleika Nameh seines Diwans zugrunde gelegt und den persischen Dichter an Kühnheit der Identitätssetzung noch übertroffen:

'In tausend Formen magst du dich verstecken, Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich; Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken, Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich. An der Zypresse reinstem, jungem Streben, Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich dich. In des Kanales reinem Wellenleben, Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich' usw. Hier heißt es nicht mehr: In ihr ist alles, sondern: Sie ist in allem! Diese persische Motivumgestaltung ist bei der abendländischen Literatur freundlich aufgenommen worden. Auf Umwegen verirrt sie sich in das Gemüt eines so modernen Dichters wie Richard Le Gallienne:

She's somewhere in the sunlight strong,
Her tears are in the falling rain,
She calls me in the wind's soft song,
And with the flowers she comes again.[1]

Gautier hat außer der Farbe und dem Licht[2] den Wohlgeruch zum Sympathieleiter und Vereiniger der Atome gemacht. (*Docile à l'appel d'un arome ... l'atome vole vers l'atome.*) Nun ist aus Goethes Diwan bekannt, was für eine wichtige Rolle der Duft in der persischen Dichtung spielt, der auf den Flügeln des Ostwindes durch weiteste Fernen dem Liebenden Botschaft von der Geliebten bringt. Wenn sie mit ihrem Kamm durch ihr Ambrahaar fährt, haucht der Ostwind Moschusduft und die Erde Ambra, und der Geliebte fühlt in der Ferne die Gegenwart seiner Angebeteten (I, 45). Der Duft ist etwas so Feines, Durchdringendes, daß er dem Geistigen gleicht und den Geist erreicht. 'Es duften die Seelen vom Duft deiner Locken' (I, 65). Er ist allerdings nicht so sehr wie Farbe und Form die Brücke, die sich über das unendliche Meer der Zeit spannt, als der kühn fliegende Bote, der mit Hilfe des Windes den ganzen Raum durcheilt und nicht nur Menschen, sondern auch Blumen benachrichtigt: 'Gestern floh ein Lüftchen aus deinem Gemach über die Flur und gab der Rose Kunde von dir; die Rose riß sich den Busen auf, aus Sehnsucht oder Eifersucht' (I. 72). Aber der Duft kann auch über die Zeit hinweg wirken. Der Staub des längstverstorbenen

[1] Das bekannte Gedicht von Matthisson, 'Adelaide', wo das Bild der Geliebten überall, in der Flut, im Alpenschnee, im Goldgewölk, im Sterngewimmel erstrahlt, und wo schließlich eine Blume am Grabe des Liebenden aus der Asche seines Herzens entspringt, mit dem Namen der Geliebten auf jedem Blumenblättchen, muß auch in diesem Zusammenhang genannt werden. Über die Entstehung dieses Gedichtes weiß ich nichts Näheres.

[2] *L'appel d'un ... rayon.* Wie der Strahl die Sympathie eingibt, hat Gautier nicht gezeigt. Mir scheint, er denkt hier an die Sonnenstäubchen, die der Stimme des Lichts gehorchend zur Sonne sich vereinigen. Wie das Schillersche Zitat weiter oben zeigt, spielt das Sonnenstäubchen in der damaligen pantheistischen Literatur eine ziemlich wichtige Rolle. Aber auch Hafis weiß davon zu berichten: 'Zwar bin ich ein Sonnenstäubchen, Unansehnlich klein, Fliege durch das Glück der Liebe Wangensonnen zu' (II, 160).

Getreuen, atmet er den Duft des Weines oder der Geliebten, er erhebt sich tanzend oder seufzend: 'Sitz anders nicht an meinem Grabe Als mit dem Becher, mit Gesang, Ich stehe dann von deinem Dufte Mit Springen und mit Tanzen auf' (II, 268). 'Nach hundert Jahren, wenn dein Duft An meinem Grabe wehet, Wird aus dem Staube mein Gebein Zum Tage sich erheben' (II, 233).[1]

Daß die persische Dichtung auf dem Grundsatz aufgebaut ist: 'Im Menschen ist alles', brauche ich nach dem bisher Gesagten nicht weiter auszuführen. Ich möchte nur noch betonen, daß der Mensch nach dieser Auffassung sich eines oder mehrerer vorgeburtlicher Leben erinnert, gleich der Flöte, die erzählt, wie es ihr ging, als sie noch als Rohr ein Spiel des Windes war, während jetzt der Hauch des Mundes auf ihr spielt; oder der Laute, die sich noch erinnert, wie sie als grüner Baum mit ihren Blättern ein Instrument war, auf dem die Himmelslüfte spielen, wie jetzt, wo Menschenfinger durch ihre Saiten schwirren (Hammer, 'Redekünste' 26). Denn auch eine menschliche Seelenwanderung kennt der Perser: 'Einstens war ich ein Engel und wohnte hoch in dem Himmel, Vater Adam hat mich in die Wüste geführt, Doch den edenischen Baum, die Flut Selsebils und die Huris, Alles, alles vergaß ich aus Erinn'rung an dich' (II, 231). Und was sich heute Liebendes zum Liebenden gefunden, gehorcht nur jener Liebe, die schon vor aller Zeit die Liebenden aneinandergekettet hat: 'Vor des Himmels grünem Dom, Vor dem blauen Luftgewölbe, Sind schon ihre Augenbrau'n Meines Blicks Gewölb gewesen' (I, 300). Denn Liebe ist der Architekt des Weltengebäudes. Liebe hat auch den Menschenton geknetet (II, 366).

d) Bedeutung der persischen Dichtung für die abendländische Literatur des 19. Jahrhunderts.

Diesem großen Gegenstand gegenüber ist der Einzelne ohnmächtig. So viel ist aber sicher, daß aus orientalischen und besonders persischen Quellen vieles der neuesten Literatur zugeflossen ist. Jene Dichtung, alt und naiv, wie sie teilweise war, hat bei modernen Menschen Verständnis gefunden zu einer Zeit, wo der Entwicklungsgedanke alle Gemüter zu beschäftigen begann —

[1] Wenn wir hier vom Dufte als Boten absehen, so gemahnen diese Verse an Tennysons Zeilen in *Maud*, Part I (XI): *She is coming, my own, my sweet; were it ever so airy a tread, My heart would hear her and beat, were it earth in an earthy bed; My dust would hear her and beat, Had I lain for a century dead; would start and tremble under her feet, And blossom in purple and red.* Daß vieles in Tennyson wie in anderen modernen Dichtern, das uns ganz natürlich und heimisch vorkommt, orientalischen Stiles ist, kann nicht bezweifelt werden.

natürlich schon vor Darwin. Die Kraft, durch die die Welt sich entwickelt, ist ihr immanent und liegt nicht neben dem Weltall. Alles ist Wandel! Diese Gedanken wohnen dem Darwinismus wie der persischen Dichtung inne. Aber die persische Dichtung zeigt auch, wie der Pantheismus farbenreich und plastisch gestaltet werden konnte. Man hatte die Möglichkeiten der Sphären- und Weltenseelen mit ihren Sympathien und Liebeskräften erschöpft. Schiller und Shelley hatten hier das Menschenmögliche getan. Aber Shelley vernachlässigte die Plastik und schuf mit Vorliebe ätherische, unbestimmt gestaltete Gebilde. Die persische Dichtung zeigte, daß auch die kleinen, naheliegenden Erscheinungen, Rose, Topf, Haar, Mund und Zähne, pantheistisch behandelt werden können. Gautier, der alles Sinnliche, zumal das Sichtbare so hochschätzte, mußte hier sich besonders angezogen fühlen. Mit jeder Sensation mischte sich jetzt die Erinnerung an das Weltall.[1] Die persische Dichtung gab aber nur Fingerzeige. Große abendländische Dichter schlugen die angegebene Richtung ein und gelangten zu weit schöneren Fluren und blühenderen Gärten, als Hafis und Saadi geahnt hatten. Man lebte sich in die persischen Anschauungen gründlich hinein und durchsäuerte sie mit abendländischem Empfinden. So entstand eine Neuschöpfung, deren orientalischer Ursprung sich vor unseren Augen verwischt. Wer denkt, daß Rückerts Lied 'Du bist die Ruh' ein Weiterspinnen von Hafisens Versen ist? Aber auch Rückerts 'Liebesfrühling', der doch reine abendländische Lyrik sein will, ist voll persischer Elemente. Ich nenne im ersten Strauß Nr. 11: 'Rose, Meer und Sonne sind ein Bild der Liebsten mein', Nr. 22: 'Gestern sprach der Mond zu mir', im zweiten Strauß Nr. 7: 'Die tausend Grüße, die wir dir senden'. Es gibt noch viele versteckte persische Motive, bei Rückert und bei anderen Dichtern. Man muß nur nicht zu sehr auf die Motive im engsten Sinne des Wortes (Wo ist 'Rose und Nachtigall'? Wo ist 'Moschusduft'? usw.), sondern mehr auf die Methode des Dichters sehen.[2]

Unendlich viel verdankt Baudelaire dem Orientalismus (ich will hier die Möglichkeit außerpersischer orientalischer Einflüsse offenlassen). Was für eine gewaltige Rolle spielt bei ihm der Duft des Haares, genau so wie beim persischen Dichter! Man

[1] Vgl. Jules Lemaître, Jean Lahor in 'Les Contemporains', 4ième série, S. 303 (Ausgabe 1893).

[2] Als klassisches Beispiel einer Methodenbeeinflussung nenne ich die von Betz, a. a. O. 299 entdeckte Übertragung des Heineschen Fichtenbaumheimwehs auf einen ägyptischen Obelisken in Paris (in Gautiers *Émaux)*. Wer am engen Motiv klebt, sieht nur die Palme oder den Fichtenbaum und sucht nur nach diesem. Er sieht nur das Stammwort. Wer weiter blickt, sieht die Gruppierung, das Paradigma.

lese Sonett XXIV der *Fleurs du Mal*: *La Chevelure*. Wie bei Gautier wird das Haar der Geliebten mit seinem Duft zum Visionserreger: *Extase!*[1] *Pour peupler ce soir l'alcôve obscure Des souvenirs dormant dans cette chevelure, je la veux agiter dans l'air comme un mouchoir! La langoureuse Asie et la brûlante Afrique, Tout un monde lointain, absent, presque défunt, Vit dans tes profondeurs, forêt aromatique* usw. Das vorhergehende Sonett XXIII *Parfum exotique* ist ganz ähnlich. — Das vorgeburtliche ferne Leben wird besungen in XII: *La vie antérieure: J'ai longtemps habité sous de vastes portiques.* Ganz persisch mutet uns CV *L'Héautontimorouménos*, das Lied der Gegensätze, an: *Je suis la plaie et le couteau? Je suis le soufflet et la joue! Je suis les membres et la roue, Et la victime et le bourreau!*[2] Diese Tirade erinnert an eine längere Aufzählung im zweiten Diwan des Persers Mewlana Dschelaleddin Rumi: 'Ich bin des Sultans Knecht, ich bin der Welt Sultan ... Ich bin das Licht und Tag und Nacht und Finsternis ... Ich bin Verstand und Geist, die Seele und der Leib ... bin Wunde und das Pflaster, bin Stachel und Arznei, bin Krankheit und das Mittel' usw. (etwa 38 Zeilen solcher Gegensätze, Hammers 'Redekünste' 188).

Der Orientalismus von Leconte de Lisle ist hinlänglich bekannt. Leconte hat bei den Brahmanen sein Wissen geschöpft. Das Nirwana, das Traumhafte, das Unendliche kommt bei ihm in sonoren Versen zum Ausdruck in *La Vision de Brahma*, in den *Poèmes barbares*, *Poèmes tragiques* und *Poèmes antiques*. Diese brahmanische Gedankenwelt ist aber der Plastik nicht günstig.

Jean Lahor (Henri Cazalis) gehört derselben Richtung an. Der göttliche Çakia-Muni hat auch seine moderne Weltanschauung eigenartig gestaltet. Eine Blumenpoesie, die uns zeitweise an Shelley oder an Tennyson erinnert, kommt hier zu prächtiger Entfaltung. An persischen Einsprengseln fehlt es nicht: *Les roses ... Tandis qu'un rossignol par la lune exalté Pour elles chante et meurt sous cette nuit d'été, ... semblent s'offrir aux baisers des étoiles.*[3] Der Gedanke 'In mir ist alles!' wird ebenfalls besungen: *Tu fus la goutte d'eau qui reflète les cieux, Et l'univers entier est entré dans tes yeux: Et bénis donc Allah, qui t'a pendant cette heure Laissé comme un oiseau traverser sa demeure.*[4] Sehr schön sind die Erinnerungen an das vorgeburt-

[1] Vgl. Hafis I, 146: 'Immer bin ich betrunken vom Hauch deiner krausen Locken', wobei allerdings zu bedenken ist, daß dies bei Hafis zu einer Redensart geworden war, während Baudelaire sich wohl ernsthaft Mühe gegeben haben mag, sich im Haaresduft richtig zu betrinken.

[2] Am Schluß kommen dann die Schlußverse von Poes *Haunted Palace* (s. meinen Aufsatz 'O. Wildes The Harlet's House', *Archiv* 134, 72).

[3] Bei J. Lemaître, a. a. O. 303. [4] Ebenda 306.

liche Leben geschildert, allerdings nicht mit der scharfen Plastik und der orientalischen Farbenpracht, die Baudelaire in das 12. Sonett der *Fleurs du Mal* hineingelegt hat. Lahor sagt: *Quand mon esprit aspire à la pleine lumière, Je sens tout un passé qui le tient enchaîné: Je sens rouler en moi l'obscurité première: La terre était si sombre, aux temps où je suis né! ... toujours en moi vivra ce monde De rêves, de pensers, de souvenirs confus, Me rappellant ainsi ma naissance profonde.*[1] Daneben halte man die scharfgeschaute Vision Baudelaires: *C'est là que j'ai vécu dans les voluptés calmes, Au milieu de l'azur, des vagues, des splendeurs Et des esclaves nus, tout imprégnés d'odeurs* usw.

Gehen wir zu den Engländern, so finden wir in Sir Edwin Arnold einen englischen Rückert. Im Jahre 1888 veröffentlicht er sein Buch *With Sa'di in the Garden, or the Book of Love*, das Übersetzungen aus Saadi und selbständig erfundene, in der persischen Manier gehaltene lyrische Stücke enthält.

Der persische Orientalismus Oscar Wildes ist auf Umwegen in seine Dichtung gelangt. Wo er den Stoff für sein Märchen *The Rose and the Nightingale* gefunden, ist mir zurzeit noch nicht bekannt. Edwin Arnolds *Sa'di* erschien gleichzeitig mit Wildes *The Happy Prince and other Tales* (1888), kann also nicht Quelle gewesen sein.

Ganz gewaltig hat Gautier auf Wilde gewirkt und ihm so indirekt persische Elemente zugeführt. Es ist schwierig, festzustellen, wann Gautiers Einfluß eingesetzt hat. Ich glaube eine der frühesten Wirkungen in dem Gedicht *Panthea* feststellen zu können. Es wird wohl nach der italienischen Reise (1877), d. h. etwa 1878 oder 1879 entstanden sein.[2] Gegen den Schluß hin (S. 169 ff.) verkündigt Wilde eine Art Pantheismus. Bock nennt ihn einen 'billigen' Pantheismus. Ich glaube nicht, daß 'billig' die richtige Bezeichnung dafür ist. Allerdings ist die ganze Pantheismustirade von Grund aus verfehlt und gehört zum Schwächsten, was Wilde je geschrieben. Es mischen sich griechische Vorstellungen mit modernen Gedanken. Mir scheint, Wilde, der Gautiers Gedichte später auswendig konnte, habe hier Gautiers farbensympathetischen Pantheismus nachahmen wollen, mischte ihn aber zu sehr mit dem Darwinismus und der Lehre von der kosmischen Seele. Aber Farbensympathie ist da! Der rote Mund

---

[1] Ebenda 307.

[2] Ich gebe hier Arthur Ransome, dem bekannten Verfasser des unerwartet berühmt gewordenen Buches über Oscar Wilde (1912) recht. Bock ('Walter Paters Einfluß auf Oscar Wilde', *Bonner Studien zur engl. Philologie* VIII, 1913, S. 22), dessen Arbeit ich sonst durchaus schätze, kann ich nicht zustimmen, wenn er *Panthea* vor die italienische Reise legt. Er hat diese frühe Datierung unternommen, weil er den größten Teil des Gedichtes *Humanitad* viel zu früh gelegt hat.

der Geliebten wird zu einer Rose, ihre blauen Augen zu taubeperlten [blauen] Glockenblumen (169);[1] unser Herzblut färbt eine Sonne rot, unser junges Leben läßt dem Baum grüne Blätter entsprießen (167). Dann ist auch etwas von Gautiers Liebessympathie vorhanden: Weil wir zwei einst liebten, lockt die Narzisse die Biene zu sich her, behängt der Rosenbusch sich mit roten Lampen, sprießen die Zweige im Frühling (170—171). Aber Wilde kehrt hier Gautiers Metamorphosen ins Banale um. Seine Metamorphose marschiert in der Richtung vom Menschen zum niedrigen Lebewesen, zur Pflanze. Das Schöne bei Gautier aber war der umgekehrte Gang: vom niedrigen Wesen zum Menschen hinauf! Wir haben nur einen bescheidenen Versuch nach der Gautierschen Richtung bei Wilde: *And when the white narcissus wantonly Kisses the wind its playmate some faint joy will thrill our dust, and we will be again fond maid and boy* (169). Aber hier lebt die Liebe der niedrigen Wesen nicht wieder auf in zwei lebendigen Menschen wie bei Gautier, sondern nur in ihrem Staube, der wie bei Hafis vom Dufte der Geliebten erregt wird.

Als Wilde seinen *Dorian Gray* schrieb, war er viel tiefer in Gautiers Werke eingedrungen. Die Verse der *Émaux et Camées* waren ihm so geläufig, daß sie ihm als Zitate öfters aus der Feder flossen. Er dachte an die Überschrift *Affinités secrètes* und die Verse *De là naissent ces sympathies ... Docile à l'appel d'un arome ... l'atome vole vers l'atome*, als er von dem verhängnisvollen Bildnis schrieb: *might not things external to ourselves vibrate in unison with our moods and passions, atom calling to atom in secret love or strange affinity* (Tauchnitz 139). Gautiers Duftsympathie interessierte ihn in erhöhtem Maße. Düfte wecken Erinnerungen: *wondering what there was in frankincense that made one mystical, and in ambergris that stirred one's passions, and in violets that woke the memory of dead romances* (173).

Bei der großen Verehrung, die Wilde für Gautier und Pater hatte, ist es nicht zu verwundern, wenn die persisch angehauchte Vision der Mona-Lisa-Rhapsodie und die verschiedenen Visionsgedichte in den *Émaux et Camées* auch Wilde reizten, sich beim Anblick eines interessanten Kunstgegenstandes in Visionen zu stürzen, Träume der Unmöglichkeiten zu träumen. So wurde ihm die Sphinx zur Visionserregerin. Wie ich mir die Entstehung dieses langen Gedichtes vorstelle, will ich später einmal erklären.

Dresden. Bernhard Fehr.

[1] Natürlich darf die Patersche Stelle in der *Conclusion*, die aber die Farbensympathie nicht kennt, auch beigezogen werden: *the springing of violets from the grave.*

Das Sardische im Romanischen etymologischen Wörterbuch von Meyer-Lübke.

(Lieferung 4—8. Schluß.)[1]

5729. **mulgere:** Der vom Anon. Bonorv. erwähnte Ausdruck *kasu mústyu, regotta mústya* 'cacio di primo sale' hat nichts mit **mulgere** zu tun, wie Guarnerio, RILomb. XLIV, 1906 und mit ihm M.-L. meint; die Ableitung aus *multu,* part. pass. von *múlghere* 'melken' würde auch lautlich keineswegs unbedenklich sein. Das Adj. *mústyu* ist nichts anderes als das lat. **musteus** 'jung, frisch', (M.-L. 5779), das schon Plinius, H. N. XI, 42 (97) in Verbindung mit **caseus** gebraucht.

5740. **multus:** log. *multu* 'viel' ist ein Latinismus oder Italianismus der Dichter seit Araollas Zeiten: die Volkssprache kennt seit den ältesten Urkunden nur *meda.*

5756. **muria:** Lies camp. *murǧa* statt *murža*[2]; log. *murža* 'Ölschaum', eine Kreuzung zwischen der Form von **muria** mit der Bedeutung von ***amurcula** (camp. *murga,* log. auch *muša,* nuor. *murka*; cf. M.-L. 435).

5764. **murus:** Über *unnu'e muru* usw. vgl. das unter 5469 Gesagte.

5768. **muscerda:** Ist es angängig, log. *muskerda* 'Schnake' direkt von lat. **muscerda** 'Mäusekot' abzuleiten? Zunächst ist die von Spano angegebene Bedeutung 'zanzara' nicht richtig; die in Sardinien leider nur zu häufige Malariafliege heißt überall: nuor. *pípula,* log. *títula, tíntula,* camp. *zínzula.* Die *muskerda* ist dagegen jene lästige, aber harmlose kleine Fliege, die sich auf Fleisch, Obst, Wein setzt und die man auf italienisch *moscerino* nennt (so auch Marcialis, Picc. Voc. 22). 'Fliege' = 'Mäusekot' zu setzen, ist begrifflich doch zu bedenklich. Ich halte das Wort für zusammengesetzt aus *musk' 'e (γ)erda* [od. *(b)erda*]. Log. *(b)erda,* camp. *čerda, ǧerda* bezeichnet das ausgelassene Schweinefett (it. cicciolo), in dem auch M.-L. 1825 lat. **cerda** sieht.

Salvioni, RILomb. XLII, 832 hat sich an der camp. Form *mušerda* gestoßen, die er bei Marcialis fand; er dachte daher an denselben Stamm, der in it. *moscerino* zugrunde liegt, oder sogar

[1] Für den bilabialen stimmhaften Reibelaut wird mangels anderer Typen β, für den entsprechenden velaren γ gedruckt.

[2] Denn *múrǧa* ist die gewöhnliche Form (s. Porru, s. v.); wenn daneben in den Dörfern auch *murža* (Porru, s. v. 't. r.') gesprochen wird, so hat das nichts Auffälliges; es geht auf die übliche Metathese zurück; in der Tat ist *mrúža* auf dem Lande die häufigste Form, ähnlich wie *sruéžu* = *suérǧu* usw. Aber da M.-L. sonst die cagliaritanischen Formen angibt (nach Porru und Spano), hat es keinen Zweck, hier gerade die bäuerische Fo.m zu bevorzugen.

(ebd. S. 850) an ein *moscarda* mit *a* > *e*[1]. Aber in der Anmerkung zu Nr. 124, wo er an den Parallelismus von log. *piske* und camp. *piši* erinnert, kommt er der Wahrheit näher.

5771. ***musculus** 'Moos': Spano kennt im 1. Teil nur *muscu*, *nuscu* (M.-L. 5775); im 2. ist unter *muschio* und *muschioso* ein sard. *muschiu* gedruckt. Wenn dieses zu Recht besteht, so kann es nur it. *muschio* sein. Denn aus ***musculus** könnte log. nur **muskru*, **mušu* werden, wie aus **masculus** > *maskru*, *mašu*. Der gewöhnliche Ausdruck ist jedenfalls *musku* und noch häufiger und volkstümlicher *lanu de matta*, *lanu* (*laneḍḍa*) *'e árβore* (Nuoro), *laneḍḍa 'e βerda* log. u. camp., *lanedda 'e pretu* (Nuoro).

5779. **musteus:** s. u. Nr. 5729.

5794. **muttire:** Neben *mutire* 'schweigen' ist im Nuoresischen, im Gennargentugebiet und im Tirsotal *muttire* in der Bedeutung 'rufen' verbreitet (vgl. Nr. 5798).

5797. **mutulus:** log. *muyu* 'sterpo, grosso tronco' (An. Bon.), camp. *murgu* 'pancone da segare' (t. r.); cf. **oc'lu** > *oyu*, *oγru*, *oγu*. — Neben dieser Entwicklung haben wir wieder die Lautl. § 146 besprochene Entwicklung **c'l** > **ly** in Urzulei: *muǧǧu* (wo **ly** > *ǧǧ*). — M.-L. verzeichnet ein log. *mullone*, das aus kat. *molló* entlehnt sei. Das ist irreführend; das Wort ist keineswegs allgemein logudoresisch, Spano gibt *mullone* 'limite' für Fonni an, das durch seine wandernde Hirtenbevölkerung viele campidanesische Ausdrücke besitzt. Sonst ist das Wort nur im Campidano üblich, wo es wohl kat. *molló* entsprechen kann. Im Logudoresischen gibt es aus historischen Gründen wenige katalanische Ausdrücke. Die geographische Verbreitung und die Bedeutung 'Grenzstein' (während *muyu* nur 'Holzklotz' heißt) machen die Entlehnung aus dem Katalanischen wahrscheinlich; denn an und für sich könnte ***mutulonem** über **-ly-** auch zu *mulloni* führen, entsprechend der Form von Urzulei.

5798. **mutus:** Auch log. *mutire* 'schweigen machen', *ammutire* 'verstummen' dürfte eine Kreuzung von **mutus** × **muttire** darstellen (vgl. Nr. 5794).

5804. **myxa:** Als die übliche allgemeinsardische Form müßte *mečča* (aus span. *mecha*) angeführt werden; die übrigen sind Kontaminationen.

---

[1] Die bei Salvioni a. a. O. angeführten Beispiele von *a* > *e* bedürfen alle einer besonderen Erklärung; camp. *skerda* 'Splitter' ist sicher kat. *esquerda*, wie schon die Beschränkung auf den Süden nahelegt; log. *kitérra* könnte aus dem Gallur.-Korsischen (Campus § 29) stammen, eine Entlehnung, die aber für sich stände und daher wenig wahrscheinlich ist; nun kommt auch in Süditalien *kitérra* vor, so in Otranto (oft in den Liedern bei Pellizzari, Canzoni d'amore del contado magliese); und für das Vulgärkatalanische vermerkt Saroïhandy, Gröbers Grdr. I² 849 *guitérra*. Es handelt sich wohl um Kreuzungen zwischen *guitarra* und **cithera** (App. Probi 23: *cithara non cithera*), welch letzteres im Romanischen (it. *cetera* etc.) vertreten ist.

5807. **naevus:** camp. *neu* 'Knoten im Holz'.

5825. **naricula:** nuor. *narikru* 'Nasenloch der Tiere'.

5826. **naris:** Abl. *narile, narule,* s. u. Nr. 5331.

5865. **nebula:** log. *nebbia* 'Zorn'. *annebbiare, annebbiu* sind dem Italienischen nachgebildet.

5866. **nebula** 'Oblate': Das nur camp. *néula* 'Waffel' ist ein Küchenausdruck und. wie die meisten (AStSa III, 391). aus dem kat. *néula* entlehnt.

5876. **negare:** sa. *negare, -ai* ist, wie das erhaltene *-g-* zeigt, it. Lehnwort (Rechtsausdruck).

5892. **nepta:** Daß sa. *netta* 'Nichte' zu **nepta** und nicht zu **neptia** gehört, ersieht man aus altcamp. *neta* (Carte volg. VIII, 4, 18) und aus der Tatsache, daß heute das Wort campidanesisch und logudoresisch ist.

5913. **nidus:** Das im ganzen log. Gebiet mit *-d-* auftretende *nidu* ist auffällig; das Camp. hat die Form, die man auch im Log. erwarten sollte, *níu,* ebenso *niáli* (Nr. 5908) gegenüber log. *nidale.*

5962. **nota:** camp. *noda,* meist im Plural *nodas* 'die Löcher der Rohrflöte' (*launeddas*).

5979. **nucella:** camp. *nuẓedda* 'Haselnuß'.

5980. ***nuceola:** Im log. *niẓóla, linẓola* (Planargia), *nuẓóla* (Nuoro), lauter Formen, die nicht direkt auf ***nuceola** zurückgehen können und (nebst vielen Nebenformen von Dorf zu Dorf) auch nicht den Eindruck machen, in neuester Zeit aus dem Italienischen entlehnt zu sein. Sie kamen wohl durch norditalienische Händler, die die Landfeste und Messen besuchen, nach der Insel, wie ja nach der Angliederung Sardiniens an Piemont viele Piemontesen dorthin kamen.

5988. **nudus:** log. mer. *nudu* gewiß entlehnt, aber noch volkstümlich camp. *kuaddu assa núa* 'Pferd, das ohne Sattel geritten wird'.

6026-7. **obviam, -are:** Ich glaube doch, daß Salvioni recht hat, wenn er log. *abboyare* mit gleichbedeutendem log. und camp. *oβyare* 'begegnen' gleichstellt. Denn das von Salvioni. RILomb. XLII, 828 Anm. mit Stern versehene *boyare* existiert neben *abboyare* an vielen Orten, und zwar dort. wo 'Donnerstag' *ğoya, ẓoya* heißt, während *oβyare* dort gesprochen wird, wo **Jovia** zu *ğóβia* wird.

6029. **occasio:** log. *kayóne* 'Ursache' (Spano II).

6030. **occidere:** nuor. *okkídere,* log. *okkíere,* (*b*)*okkire,* camp. *boččiri.*

6032. **ocellus:** camp. *oẓéddu* entspricht nicht lat. **ocellus,** sonst müßte die Form **oẓeddu* lauten: es ist erst von sard. *óẓu* abgeleitet.[1]

[1] Dieselbe irrtümliche Angabe bei Bourciez, Éléments de linguistique romane, Paris 1910, S. 65.

6037a. **oculata:** log. *oyada* als Fischnamen kann ich nicht finden. Der Fisch heißt im Süden nur *orβada*, und dies ist camp., nicht log. In der Gallura allerdings sagt man *oččada*, in Siniscola nach Marcialis *okrata* (so ist zu lesen statt des verdruckten oder falsch transkribierten *okraha*); es mag also auch *oyađa* existieren; ich konnte es aber selbst bei Marcialis nicht feststellen.[1]

6038. **oculus:** Hierher gehört log. *oyađa* 'Blick'.

6041a. **offa:** log. cp. *fitta* muß wohl als Lehnwort aus it. *fetta* angesehen werden (mit *i* nach falscher Proportion wie in log. *terrinu* = it. *terreno*: *allirgu* = *allegro* u. ä.).

6043. **offerre:** asard. *offere*? Woher? Heute jedenfalls log. *offérrere*, cp. *offérriri*.

6045. **officina:** M.-L. leitet davon camp. *fožina* ab, das er mit 'Höhle', 'Lache' übersetzt. Die Bedeutung 'Höhle' soll wohl das 'cova, covacciolo' Spanos wiedergeben. Diese it. Wörter bedeuten aber nicht 'Höhle', sondern 'Brutstätte'. Das Wort *fožina, fužina* ist im Campidano der Ausdruck für die Lagerstätte der Wildschweine. Im Append. definiert Porru das Wort als 'forada di acqua e de ludu aundi s'imbruxínat su porcu', it. 'pozzanghera'. Die Etymologie M.-L.s wäre trotzdem ansprechend, aber neben *fožina* sagt man auch *foža*, und neben diesen steht *affožai, infožai* 'guazzare, far camminare le bestie nell'acqua perchè rinfreschino le gambe, ammelmare', die sichtlich von *foži* = ***foce** (M.-L. 3225) abgeleitet sind.

6052. **oleastrum:** log. *ožastru*.

6056. **oliva:** camp. *olioni* 'Frucht des Erdbeerbaumes' hatte Herzog, ZRPh XXVII, 126, verleitet durch die lautliche Ähnlichkeit, von *olía* abgeleitet. M.-L. folgt ihm. Nun ist die Frucht des Erdbeerbaumes eine rote runde Kugel von der Größe einer Aprikose, ohne Steinkern, und man sieht nicht ein, wie sie nach der kleinen grünen länglichen Olive benannt sein soll. *Olidone*, *lidone* heißt Baum und Frucht im Log., *olyoni* im Camp., die Frucht auch *melalidone*. Schon Schuchardt, ZRPh XXVIII, 194 erkannte hierin **unedo**, das mit einem anderen Baume, dem Zürgelbaum, **lotus**, verwechselt wurde.

6066. **onus:** M.-L. zweifelt offenbar an der Volkstümlichkeit von log. *onus*, da er es in Klammern setzt. Es ist aber doch auch **opus** (log. *oβus*), **pignus**, **tempus** usw. erhalten geblieben.

6093. **ordire:** Die gewöhnliche Form ist *ordire*, camp. *ordiri*; daneben kommt allerdings auch *bordire* und an Orten, die Vorliebe

[1] P. Barbier fils, Mod. Lang. Review VII (1912), 441 zitiert ein log. *ojata*, das er nach dem bei Carus, Prodromus Faunae Mediterraneae (Stuttgart 1884) II, 636 angegebenen italianisierenden *occhiata* selbst — und zwar falsch — gebildet hat; Carus verzeichnet als einzige sardische Form (nach Targioni): *orbada*.

für *l* + Kons. statt *r* + Kons. haben, *(b)oldire* vor; doch dürfte man die Form *boldire* nicht an erster Stelle nennen.

6097. **organum:** Da neben log. *árgada, árgana* 'Hanfbreche' im Camp. *órganu, óγranu* dasselbe Werkzeug bezeichnet, welch letzteres doch nur **organum** sein kann, so stellt das log. *árgana* (das auch auf camp. Gebiet, in der Ogliastra, vorkommt) wohl sicher eine Kreuzung von **ergata** × **organum** dar.

6099. **origanum:** Lies camp. *arégumu* statt verdrucktem *arégunu,* meist übrigens *arrégamu.*

6109. **oryza:** log. *risu* ist natürlich nichts anderes als it. *riso*; daneben camp. *arrósu* = span. *arroz.*

6176. **palpebra:** log. (Dorgali) *párpalas,* camp. *prupédda* wohl = kat. *parpella,* vielleicht auch durch *peddi* 'Haut' beeinflußt; denn an manchen Orten sagt man für Augenlid *peddi dess' oγu,* nuor. *pedde dess' okru.*

6186. **panaricium:** Auch log. *panaríγe* gehört nicht direkt unter **panaricium**, sondern unter die Rubrik: Mit Suff. W.

6209. **panucula:** nuor. *prannúka,* camp. *pannúγa* 'Büschel des Maiskolbens'.

6210. **papaver:** Daß log. *paβarile, paβorile,* camp. *paβarili* 'Brachfeld', nicht zu **pabulum** gehören kann, liegt auf der Hand, vgl. auch AStSa II, 88. M.-L. schließt sich Subaks Erklärung (LBlGRPh XXX, 114, so statt 140, wie bei M.-L. verdruckt ist) an, wonach die Wörter zu **papaver** gehören sollen. Subak verweist dabei auf Körting, wo unter **papaver** Bezeichnungen stehen sollen, die 'Brachfeld' bedeuten. Man findet dort aber nur die höchst hypothetische Bemerkung, daß das span. *amapola* durch das arab. *habba bauru* 'Samen des Brachfeldes' beeinflußt worden sei. Abgesehen davon wächst auf den sardischen *paβariles* so ziemlich alles, Cistus, Lentiskussträucher, Erdbeerbäume usw., doch gewiß kein Mohn; diesen findet man eher in den bebauten Feldern. Doch was viel ausschlaggebender ist, hat M.-L. auch übersehen. In den altsardischen Urkunden schon kommt der Ausdruck *páperu* in der Bedeutung 'Brachfeld' vor (Solmi, La Costituzione Sociale p. 47, Carte Volgari, Gloss. 59). Die Gleichung Mohn = Brachfeld ist begrifflich und formell unangängig, abgesehen davon, daß man aus **papáverem** eine Form mit betontem zweitem *a* erwarten müßte, wie sie das heutige zentralsardische *pupáile* 'Mohn' aufweist (dann log. *paβaúle,* camp. *paβaúli* mit Akzentwechsel durch Einmischung eines vermeintlichen Suffixes). Daß das altsard. *páperu* 'Brachfeld' = **pauperu** 'unfruchtbarer, armer Boden' zu setzen ist, glaube ich AStSa V, 89 nachgewiesen zu haben. Das moderne Wort ist eine Ableitung davon.

6217. **papyreus:** camp. *piβillu* 'Docht' setzt M.-L. gleich dem im CGlL belegten **papilius**; log. *pavilu* dagegen leitet er unter

Nr. 6218 von kat. *pabil* ab. Da das Log. mit Ausnahme weniger von Cagliari aus verbreiteter Modewörter fast nur spanische, dagegen wenige katalanische Lehnwörter besitzt, ist log. *parilu* = span. *pabilo* zu setzen (das neben jüngerem *pábilo* steht). Daß auch das camp. Wort nichts anderes ist, vermutete Porru, und ich glaube, daß er recht hat, wenn auch gegen das Etymon **papilius** sonst nichts einzuwenden wäre. Aber das Wort ist in dieser Form nur camp.; in der log. ist es bestimmt Lehnwort; es handelt sich also gewiß um kein ursprünglich sardisches Wort. Ist doch auch *mečča* entlehnt. Die Angleichung des vortonigen Vokals an das betonte *i* in cp. *piβillu* entspricht sardischen Lautgewohnheiten.

6260a. **partus:** Zu log. *partera* 'Gartenbeet' vgl. jetzt Jud, Rom. XLIII. 454, der das Wort für kat. hält; allerdings fehlt es in den kat. Wörterbüchern, was jedoch nicht viel beweisen würde. Da es übrigens auch log. ist, ist es besser als span. zu betrachten, und in der Tat kennen die span. Wörterbücher *parterre* 'arriate de flores, cuadro de un jardín ó parque', natürlich im Spanischen ein Gallizismus, ebenso wie *fuete*, das heute noch im Spanischen ganz Amerikas gebraucht wird (s. Pichardo, Dicc. provincial de voces cubanas, 3ª ed., S. 109; Gagini, Dicc. de Barbarismos y provincialismos de Costa Rica, S. 337; Toro-Gisbert, Pequeño Larousse, s. v.). Da in Sardinien *fuette, fuettu* dem ganzen Lande angehört, ist es ebenfalls als spanisches Lehnwort anzusehen. Vgl. auch siz. *perterra* 'giardinetto' (Traina 315).

6264. **pascha:** Lies *ghilarẓ.*, nicht *ghilard.* (von Ghilarza), wie schon 5409.

6267. **passare:** log. *passadorẹ*, camp. *passadori* 'Riegel' ist eher = span. *pasador* (Kulturwort).

6268. **passer:** camp. *passarellu* ist nach den Lauten aus kat. *passarell* entlehnt (*ll* > *ḍḍ*).

6270. **uva passa:** log. cp. *paβassa*, nuor. *papassa* ist aus it. *uva passa* entstanden; denn **uva** ist kein sardisches Wort und müßte überdies, wenn es volkstümlich vorkäme, sein *-v-* verlieren; vgl. übrigens Salvioni, RILomb. XLII, 838.

6285. **patata:** sa. *patata* ist natürlich it. oder span. Lehnwort.

6294. **patire:** log. *patire*, camp. *patiri* ist mit seinem *-t-* sicher it. Lehnwort und gehört auch nicht der Umgangssprache an; das bei M.-L. vermerkte *padir* (für *padire*? oder verdruckt?) ist nicht sardisch.

6305. **pauper.** Man ist erstaunt, hier log. *póβaru* als volkstümlichen Vertreter von **pauper** anzutreffen. M.-L. hat selbst zuerst erkannt, daß lat. **au** im Sard. *a* entspricht (Altlog. p. 4). Seinen Beispielen reihen sich die von mir Lautl. § 20 hinzugefügten an, die man noch um einige vermehren könnte, z. B. camp. (Camp. di Oristano) *kali* = **caulis**. An der Entwicklung von **au** > *a* zu zwei-

feln, ist nicht möglich.[1] Im Altlog. kommt *páperu* in einer juridisch lange umstrittenen, heute aber wohl endgültig festgestellten Bedeutung vor; daß das Wort dem **pauperes** der lateinischen Urkunden Sardiniens entspricht, ist auf jeden Fall nie bestritten worden: auch M.-L.. Altlog. S. 4 ist dieser Ansicht. Heute noch heißt 'arm' nicht nur, wie ich bei Abfassung meiner Lautl., § 20, glaubte, in einigen Dörfern des Campidano von Oristano: *páβaru, páβuru*, sondern, wie mich seither meine Nachforschungen lehrten, so ziemlich im ganzen Campidanesischen in den Dörfern im Munde der ungebildeten ländlichen Bevölkerung. Zanardelli, Appunti lessicali VII, 15 hat sich den billigen Scherz geleistet, die Feststellung der Existenz von *páβaru* als eine Erfindung meinerseits zu stempeln. Wenn er sagt, nach seinen Erkundigungen sage man in Cabras *póβuru*, so wundert mich das nicht. Es kommt eben ganz darauf an, von wem man das Wort hört und an wen man die Frage richtet, nicht nur bei diesem Wort, sondern bei allen. Nachdem eben das it. *povero* dem alten sardischen Reflex überall Konkurrenz macht und es großenteils schon verdrängt hat, ist es ganz klar, daß die gebildeteren Kreise immer nur *póβuru* sprechen. Aber ich stelle nochmals fest, ich habe *páβuru* so ziemlich im ganzen Campidano, von den volkstümlichen Vierteln von Cagliari bis Oristano und ins Gerrei neben *póβaru* gehört.[2] Die Sache hat auch gar nichts Verwunderliches an sich. Gerade die gewöhnlichsten Wörter werden durch ähnliche der Schriftsprache am leichtesten verdrängt. In Sardinien hat das it. *vecchio* das alte *beclu* (Cond. S. Pietro 190 usw.) fast völlig verdrängt, man sagt heute überall *bezzu* (log.), *bečču* (camp.); nur auf dem Lande in der Sprache der Hirten lebt *(b)eγru, (b)eγu* in der Bedeutung 'alt, wurmstichig' (von Bäumen) fort. Herr Zanardelli kann so viele seiner sardischen Bekannten als er will darüber schriftlich befragen; ich bin sicher, sie werden ihm alle antworten, daß sie das Wort nicht kennen. Doch die Hirten, die ich befragt habe, kennen es sehr wohl (s. übrigens auch Spano). So hat das it. *giovane* überall (wie es scheint) den sard.

[1] Es ist merkwürdig, daß Zauner noch in der 3. Auflage seiner Romanischen Sprachwissenschaft I, 1914, S. 31 u. 68 lehren kann: 'Lateinisch *au* bleibt erhalten im Sardischen.'

[2] Auch der Einwand Zanardellis, meine Angabe könne deshalb nicht stimmen, weil das Wort *páβaru* nur im Camp. erhalten ist, während ich doch selbst behaupte, die Zentraldialekte haben die alten Wörter bewahrt, ist natürlich in jeder Weise hinfällig. Es ist richtig, daß die Zentraldialekte am konservativsten sind, lautlich, morphologisch und lexikalisch: doch hat gerade das vulgäre Camp. manches alte Sprachgut bewahrt, das heute selbst im Innern der Berge verdrängt ist; ich erwähnte hier *nìa* (Nr. 5988); so lebt *bidu* 'Witwer' = **viduus** nur in den camp. Bauerndörfern, während sonst überall *viudu* nach span. *viudo* vorherrscht (neben altem *battiu* = **captivus**); das alte *thurpu* ist gerade im Log. vielfach durch *ẓéqu* = it. *cieco* verdrängt, während die Ebene nur *ẓurpu* kennt, usw.

Vertreter von **juvenis**, der doch auch einmal existiert haben muß, verdrängt — alles Vorgänge, die niemand wundern können, der sich einmal mit der geographisch-historischen Schichtung des Wortschatzes einer Sprache befaßt hat. Da M.-L. selbstverständlich diesen Tatsachen stets die ihnen gebührende Wichtigkeit eingeräumt hat, wundert es mich, daß er sich hier mit dem italianisierenden *poßaru* als reinem Vertreter abgefunden hat.

6308. **pausare:** Wenn man *pazare* (d. h. *pašare* mit stimmhaftem *s*) schreibt, muß man auch *paza* statt *pasa*, *pázidu* statt *pásidu* schreiben.

6391. **pensare:** camp. *pešari* 'Kummer' ist, wie die Endung zeigt, = span. *pesar* ds.

6404. **perdix:** log. *perdíγu*, *perdíya* 'Rebhuhn' kann nur **perdicula** sein (cf. *oγu*, *oyu* aus **oc'lu**); doch kommt an manchen Orten auch *perdíγe* vor, das wie camp. *perdíži* direkt **perdix** entspricht.

6420. **pernio:** bitt. *pirinžónes* (Campus, Fon. § 143), camp. *piriñǵonis* scheint dem Grundwort nahezustehen, während log. *pedinžones*, *maninžones*, camp. *pediñǵoni* durch **pes** bzw. **manus** beeinflußt sind.

6426. **persequere:** log. *persigire*, camp. *persiǵiri*, set. *persigì* zeigen durch ihr *-g-*, daß sie dem span. *perseguir* (warum hat M.-L. nur *porseguir*?) entsprechen.

6427. **persica:** Spano gibt *pérsighe* neben *péssighe*. Die erstere Form ist zum mindesten nicht die gewöhnliche, falls sie nicht überhaupt eine der Spanoschen Latinisierungen ist. Ich erhielt: nuor. *péssike*, log. *péssiγe*, camp. *préssyu*.

6429. **persicus:** wie 6427.

6430. **persona:** Lies log. *sa persone* statt *la p.* (heute meist *pessone*).

6447. ***petrica:** Neben log. *appedriγare* steht *appedreare*, so daß das span. *apedrear* näher liegt.

6451. ***pettittus:** Die Annahme M.-L.s, das camp. *pitikku* 'klein' sei mit Ferndissimilation aus kat. *petit* entlehnt, scheint mir wenig wahrscheinlich. Im Cond. S. Pietro 205 kommt schon *Gosantine Piticu* vor. Außerdem gibt es noch *pitirrinkinu* 'klein', an anderen Orten *pistirinku*, *pistiriñǵinu* (Sanluri, Serrenti), wozu gewiß auch *pisterku* 'Knabe', *pistérka* 'Mädchen' (Lodè, Torpè) gehört. Alles deutet auf einen weitverbreiteten Stamm *pit-* 'klein'. Davon kann man wohl auch (M.-L. 6494) *piččokku*, *-a* 'Knabe, Mädchen' (vgl. nap. *pišokka* 'bambinella, puttina', *pišúkkolo* 'bambino'; offenbar spielt auch *pišare* herein, cf. it. *pisciuccheru* 'kleines Kind') und *pizzinnu* 'klein' nicht trennen, wenn es auch nicht möglich ist, alle diese Wörter Laut für Laut zu erklären; es sind eben Kosewörter, die der Umformung besonders unterworfen sind.

Pitzinnu behandelt M.-L. getrennt unter Nr. 6550. Dieses kommt als *πιτζῆνα* schon in der griechischen Urkunde, als *pithinnu* im CSP vor; in den Carte Volgari dagegen *pikinnu* (X 3, XI 4). Im Innern hört man heute neben *pizzínnu* auch *pisínnu* (Gavoi, Ollolai), das zum lat. **pisinnus** der Vulgärsprache (Peregrin. Aetheriae IX 2. XXIV 5; App. Probi Nr. 146 usw., s. Geyer, ALL VIII 480; Heraeus, ALL XI 322) paßt, neben dem aber auch **pitinnus** belegt ist (Geyer. ALL VIII 480). Endlich haben wir in Sardinien noch *piséddu* 'Knabe', das M.-L. 6534 mit Rolla lieber zu **pisellum** 'Erbse' zieht, während ich mit Salvioni, AStSa V 232 *pis-* (von **pisinnus**) den Vorzug geben möchte. Jedenfalls ist aber auch der Stamm *pit-* zu reichlich in Sardinien verbreitet, als daß die Entlehnung aus dem Katalanischen, noch dazu mit einer wenig wahrscheinlichen Ferndissimilation, in Betracht käme.

6493. **pigritia:** nuor. *príþya*, log. *preitt(y)a*, camp. *preízza*.

6494. ***pikk-:** Die gewöhnliche log. Form ist *pizzínnu*, wenn daneben auch an gewissen Orten *piččinnu* wie im Campidano, und an anderen *pisinnu* vorkommt. Vgl. Nr. 6451.

6503. ***piliare:** log. *ispiyare* 'entfalten' gehört nicht hierher, sondern zu *piyare* = ***piclare**, Nr. 6601.

6504. **pilleum:** log. *pizu*, camp. *pillu* heißen beide zunächst 'Schicht', dann 'Fettschicht, Sahne', auch 'Holzspan'. Das camp. *billa* 'Falte' kann man mit log. *piza* ds. nur zu Nr. 6601 stellen, s. dasselbe.

6514. **pinna:** Warum soll log. *esser in pinna* aus span. *peña* entlehnt sein? Daß *pinna* im Sinne von 'Zufluchtsort, Schutz' ursprünglich sardisch ist, zeigt nuor. *alapinna*, log. *alaβinna* 'riparo, ridosso' und *pinneta*. Bei *pinneta* lies im Text 'Hütte' statt 'Hülle'.

6534. **pisellum:** Zu sa. *piseddu* s. Nr. 6451.

6543. **pisum:** log. u. camp. *pisufà* ist nicht 'dicke Bohne', sondern der Name der Pflanze Lathyrus sativa, einer Art wilder Erbsen.

6550. **pitzinnu:** s. Nr. 6451.

6591. **plebs:** Abl. log. *plebanu*, bitt. *probánu* (schon alog. *su pleuanu de Thathari*, CSP 253, *plovanu* 410).

6596. **plenus:** sa. *pienu*, *prenu*.

6601. **plicare:** Das unter 1) genannte *piγare* gehört nicht hierher; es lautet im Nuor. *pikare*, im Camp. *piγai*, bedeutet 'nehmen' (*pigliare*) und steht bei M.-L. an anderer Stelle richtig unter **picare**, Nr. 6477. Unter 2) führt M.-L. richtig log. *piyare* 'falten' an, und *piza* 'Falte, dessen Ableitung von ***piclare** er bezweifelt. Gewiß mit Unrecht, denn es steht fest, daß im Sardischen ebenso wie im Toskanischen die Verbindung **-c'l-** auch wie **-ly-** behandelt werden kann; *becla* neben *beione* im CSP ist ein altes Beispiel dafür: Guarnerio hat AStSa I 153 und Krit. Jahresber. VIII, 1,

162—3 weitere gebracht, wozu man die meinen, Lautl. § 146, hinzufüge. — Wir haben im Sardischen folgende Formen: 1) **plicare** (ohne Metathese): bitt. *prikare* 'falten' (Campus, Fonet. p. 36). — 2) ***piclare,** a) mit **-c'l-:** log. *piǧare, piǧa* (2. log. Spielart), *piyare, piya* (3. Spielart), vgl. Campus, Fonet. § 79. *ispiyare* 'entfalten' (cf. unter Nr. 6503); b) mit **-ly-:** log. *piža,* camp. *billa* 'rimboccatura' (das M.-L. 6504 fälschlich zu **pilleum** stellt). Die Identität von *piya, piža* und *billa* bezeugt die Stelle bei Spano, s. v. *pija*: *fagher sa pija assu lentolu* 'rimboccare', die genau dem *poniri sa frassada a dua billa* entspricht. — Was diese Erklärung noch mehr bestätigt, ist die Tatsache, daß — es sei, da sich die Gelegenheit bietet, hier erwähnt — das Vulgärcamp. in der Trexenta und im Gerrei den Ausdruck *appillai* im Sinne von 'ankommen, kommen' kennt, z. B. *appill' a ddomu* 'komme nach Hause', also ein neues Beispiel für **applicare** ≐ 'ankommen', so daß die Reihe von griech. *ἀπλικεύω* über Unteritalien bis port. *chegar* nunmehr geschlossen ist (vgl. Jud, ZRPh XXXVIII, 28, Anm. 4).

6620. **pluvia, plovia:** *proya* ist nur bittesisch.

6644. **pompilus:** log. *pampana* finde ich nirgend, nicht einmal in der reichhaltigen Fischnamenliste von Marcialis.

6661. **porcile:** log. *porkile.*

6667. **porrigere:** log. (*ap*)*porríre* neben *pórrere.*

6675. **porticus:** log. (Baunei-Urzulei) *pórtyu* 'Laube', s. Lautl. § 184.

6694. **postremos:** Die von Salvioni, RILomb. XLII, 844 wiederholte Angabe Spanos unter *proste* 'antipasto' beruht auf Irrtum, wie schon der Zusatz 'dolci, frutta' lehrt, da diese doch überall im Süden als Nachtisch und nicht als Vorspeise genossen werden. *proste* ist genau dasselbe wie *postre* = span. *postres.*

6737. **prehensio:** log. *preyone* 'Gefängnis'.

6738. **premere:** log. *prémere,* camp. *prémiri.*

6739. **premitus:** log. *prémiđa* 'Ruhr, Diarrhöe'.

6767. ***prodicare:** log. (Meilogu) *proiɣare* 'far bene, giovare'.

6828. **pullus** 1: nuor. *pužone de ape* 'Bienenlarve', camp. *aβuddu* ds. (vgl. Jud, Rom. XLIII, 456).

6852. **pupa:** Unter den Nuraghennamen, die Flecchia, Atti Acc. Torino VII, 872 Anm. zu deuten sucht, befindet sich *sa pua vera*; dieses setzt er = 'poppa vecchia'. Sowenig aber *vera* = **vetula** sein kann, wie er behauptet, sowenig gibt es einen Anhaltspunkt dafür, daß *pua* 'poppa' bedeuten könne. Schon lautlich bestehen Bedenken; anderseits läßt sich ein ähnlicher Ausdruck für 'Brust, Brustwarze' weder im Alt- noch im Neusardischen nachweisen. Es handelt sich also um eine bloße Konjektur Flecchias, der jeder tatsächliche Boden fehlt. — Sowohl log. *pupuyóne* wie die Nebenform *pipyóne* und ep. *piβyóni* bedeuten weder 'Traubenkern'

noch 'Obstkern', sondern nur 'Traubenbeere' (die falsche Übersetzung beruht wohl auf einer irrtümlichen Auslegung des it. *granello*, das 'Beere', nicht 'Kern' bedeutet).

6853. **pupillus:** Das *o* des heutigen *poβiḍḍu* macht wohl keine Schwierigkeiten, nachdem das Wort in den alten Texten immer *pupillu* lautet (Stat. Sass. I, 17, CPS 62 und oft).

6921. **quadrus:** Das nuor. *bardana* heißt nicht 'Herde' schlechtweg, wenn man das auch nach Spanos Angabe glauben könnte; *bardana* ist der technische Ausdruck für den meist in größerer Gesellschaft ausgeführten Viehdiebstahl (abigeato) in einem Nachbardorf, dann bezeichnet es allerdings auch eine bei einer solchen Gelegenheit weggetriebene Herde. Daher *bardanare* 'einen Viehdiebstahl ausführen'. Es hat nichts mit **quadrus** zu tun, und auch nichts mit *guardare*, wie Guarnerio, Kr. Jhb. VI, I, 190 meinte, sondern ist offenbar das altit. *gualdana* 'Plünderungszug'. Es ist anzunehmen, daß es durch die Sprache der Behörden, die mit *bardanas* damals vermutlich noch mehr zu tun hatten als leider auch heute noch die Gerichte im Innern der Insel, sich eingebürgert hat. Ich erinnere nur daran, daß im Süden bis heute die Rechtsausdrücke katalanisch geblieben sind.

6922. **quadruvium:** Spano gibt *carrugiu* als gallures. und *carruzzu* für Bosa. Ich konnte das Wort in Bosa und Umgebung nicht feststellen. Jedenfalls bedeutet es nicht 'Tanzplatz'; Spano übersetzt 'vicolo, stretta'. Das Wort ist vom Norden gekommen und genuesischen Ursprungs.

6938. **quasillum:** cp. *kasiḍḍu* war unter 1728 fälschlich zu **casa** gezogen worden.

6941. **quassicare:** Das camp. *kaskai* heißt nicht 'töten', sondern 1) 'zerbrechen, zerknüttern', 2) 'prügeln', genau wie das span. *cascar*; es ist ein span. Lehnwort.

6952. **querquedula:** Lies statt *čukuredda*: *čirkureḍḍa*, Dim. von *čirkuri* 'Wachtel'. [Die Angabe *crucúri* bei Spano ist falsch aus Porru abgeschrieben, wo auf die Pflanze *carcúri* 'saracchio' verwiesen ist.]

6954. **quia** 2: log. camp. *ka* 'weil, daß'.

6973. **quottidianus:** Dazu gehört gewiß auch sa. *fittyanu*, das im Innern der Insel (Nuoro) die Bedeutung des apul. *uttišana* hat. In Nuoro sagt man *sa roβa de fittyanu* 'das Werktagsgewand', *fittyanu* 'Werktag'; im Log. *fittyanu* 'Kunde, häufiger Gast', als Adj. 'häufig', so auch im Camp. Die Anlautsilbe ist gewiß durch *fittu* beeinflußt; aber das *y* ist nur aus **-dy-** erklärlich; denn die von Salvioni, RILomb. XLII, 691, A. 1, gewollte Erklärung über **fittajanu* befriedigt diesen sichtlich selbst nicht und entbehrt auch der Wahrscheinlichkeit. Bedeutung, Laute und die Übereinstimmung mit dem Süditalienischen sprechen für **quottidianus** — **fittu**.

6980. **rabies:** Abl. log. *arrayolare* 'wütend werden', *rayólu* 'Wut'.

6981. **rabiosus:** log. *rayósu* 'wütend'.

6990. ***radica:** camp. gewöhnlich *urraiγa, urreiγa, arriγa*; letzteres hält M.-L. 6996 für **radīcula**, ich glaube, ohne Berechtigung.

6999. **radius:** Eine Notwendigkeit, log. *rayu* 'Blitz', mer. *arrayu* 'Strahl' von span. *rayo* abzuleiten, besteht nicht.

7050. **raphanella:** camp. *ravanellu* natürlich = it. *ravanello*.

7054. (2): camp. *arrattapiñatta* 'Fledermaus' ist nur cagliarit. und = kat. *ratapinyada*.

7109. **recens:** log. *reγente*, adv. = 'kürzlich'.

7134. **rectus:** log. cp. *urrettu*.

7156. ***refodicare:** *refogare* ist altsardisch und kommt im Statut von Castelsardo in dem Ausdruck *refogare sas terras* vor, der dort bedeutet 'die Felder abschwenden, um sie zu düngen'. Die Etymologie ***refodicare** stammt nicht von Bartoli, Arch. Triest. XXIX, 154, sondern von Subak, A proposito di un antico testo sardo, Triest 1903, p. 10. Für das Altsard. ist der Ausfall des **-d-** und die Synkope nicht anzunehmen; die Parallelen, die Subak aus dem heutigen Sardischen gibt (camp. *arroγu* und log. *innojare*), treffen nicht zu, da ersteres Wort altcamp. *orroglu* lautet und nichts mit **rodicare** zu tun hat, letzteres **-c'lare** entspricht, vgl. it. *nocchio* und Salvioni, RILomb. XLII, 671. Abgesehen von allem dem handelt es sich nicht um ein Graben, sondern um das Verbrennen des Gestrüpps, das alljährlich im Herbst vorgenommen wird, um dadurch ein anbaufähiges und zugleich gedüngtes Feld für das Frühjahr zu schaffen. Das Wort ist eine Ableitung von *fogu* (im Statut von Castelsardo ist **-c-** schon *-g-* geworden, vgl. ebenda *fogu* [212, 214], *logu* [295] usw.). Das Schwenden der Felder heißt im Nuor. *affokare*, in Korsika *affučinà* (Falcucci-Guarnerio, Voc. dei dial. della Corsica, 1915, S. 36).

7177. **regula:** Bezüglich des log. *rega* 'Benehmen' muß ich nach wie vor die ZRPh XXXIV, 584 geäußerten Bedenken geltend machen.

7202. **remulcum:** log. camp. *remurku, murku*, camp. *arremúkku*.

7210. **renio:** Da log. *runżones*, set. *rugnoni* der Küchenausdruck neben *renúle* ist, halte ich ersteres (auch des vortonigen *u* wegen) für Lehnwort aus it. *rognoni* (cf. *punżu* aus *pugno*).

7223. **replum:** Lies camp. *ribbiri* oder besser *arribbiri* statt *ribire*.

7225. **reponere:** Die kat. Wörterbücher geben auch *rebost*, das dem camp. daraus entlehnten *rebustu* näher steht.

7270. **retrocedere:** M.-L. zieht hierzu log. *trókere* 'retrocedere', das bei Spano steht. Auffällig ist die Akzentverlegung; noch auf-

fälliger, daß das Wort auch im Nuor. *trókere* heißt. Wenn man bedenkt, daß auch *tórkere,* camp. *tróčiri* nicht nur 'winden, drehen' heißt, sondern auch 'rimuovere. derivare', *tórkiđu* 'derivato', wird man nicht daran zweifeln, daß auch *trókere* 'retrocedere' = **torcere** zu setzen ist.

7271. **retrogradare:** log. *attrogare* 'etwas zugestehen, was man zuerst geleugnet hat' ist nichts anderes als *attorgare* 'confessare' = altspan. *atorgar* (neuspan. *otorgar*).

7272. **retrorsus:** log. *redóssu* 'restio, arrogante'.

7277. **reversus:** log. *reversu* kann mit *-v-* und *-rs-* nicht einheimisch sein, ebensowenig camp. *revešu,* das = it. *rovescio* ist, während ersteres vielleicht latinisierende Schreibung ist für auch vorkommendes *rebéssu.*

7300. **ricinus:** Ein log. *riži* gibt es nicht; Spano s. v. will auf *rézini* verweisen, vgl. Porru unter *riži,* das ausschließlich camp. ist.

7311. **riga:** log. camp. *riγa* 'Streifen, Zeile' erweist sich durch das erhaltene *-g-* als it. Lehnwort; dagegen lebt es im nuor. *fáker sa ría* volkstümlich fort; dieser Ausdruck bezieht sich auf die Totenfeier, bei der die Frauen zu beiden Seiten des Totenlagers auf dem Boden hocken (vgl. dazu meine Sardische Volksdichtung, Festschrift zum 12. deutschen Neuphilologentag, S. 251).

7342. **rixa:** log. camp. *rissa, riša.*

7352. **roboria:** log. *ruárżu* heißt nicht 'Eichenwald' (rovereto), sondern 'Dorngestrüpp' (roveto) von *rù* (= **rubus** 7414). Spano gibt richtig an 'roveto', der Zusatz 'luogo di rovero' statt 'rovo' beruht auf Zerstreutheit, vgl. das gleichbedeutende camp. *arruárǧu* bei Porru, und Spano II, s. v. 'roveto', wo richtig log. *ruaržu* steht.

7354. **robur:** Ist camp. *arróli* wirklich = kat. *roure?* Um den Gennargentu heißt der Baum (Aritzo, Désulo, Arzana): *orrǫele.* Der direkten Ableitung von **robur** steht lautlich nichts im Wege, die Gennargentu-Formen stützen sie sogar. Höchstens könnte das Fehlen von **robur** im eigentlichen Log. für die kat. Ableitung ins Feld geführt werden.

7358. **rodere:** Log. (*ar*)*róere,* camp. *arróiri.*

7371a. ***ronia:** Daß log. *runža,* camp. *arrunǧa* aus dem Süditalienischen entlehnt sei, ist doch nicht anzunehmen, da man kaum von einem süditalienischen Einfluß in Sardinien sprechen kann. Das *u* allein beweist doch nichts (vgl. M.-L. selbst, Altlog. p. 59). Übrigens scheint M.-L. in der Schlußbemerkung die sard. Wörter wieder als bodenständig anzusehen.

7374. **ros:** Die log. Form ist *rore*; ihr gegenüber muß camp. (*ar*)*rožu* Zweifel erwecken und als Lehnwort aus kat. *ros* aufgefaßt werden.

7396. ***rotulare:** alog. *ruclare,* nlog. *rugare* stellen eine Kreu-

zung von ***rotulare** × **cruce** dar, wie Campus, Fon. 19 zuerst erkannt und M.-L., Altlog. 66 ebenfalls angenommen hatte. Weshalb er jetzt von dieser Annahme abgekommen ist (s. unter **crux** 2348), ist mir nicht ersichtlich. Die heutige nuor. Form *uggrukure* zeigt noch deutlich den Einfluß von *gruke* = **cruce**. (In Nr. 2348 ist der Verweis auf Nr. 3453 falsch, und statt Caix, Stud. 19 soll es heißen Campus, Fon. 19.)

7408. **rubeus:** log. *ruyu*, camp. *arrúβyu*.

7409. **rubia:** log. *ruya*, camp. *arrúβya*.

7416. **ructare:** log. *rutture*, camp. (*ar*)*ruttai*; Abl. *rúttidu* (Subst.).

7426: **ruga:** Da *-g-* im Sard. fällt, muß log. *ruga*, camp. *arruga* altit. Lehnwort sein, aus der Zeit, da die Pisaner in Cagliari und anderen Städten die Straßen benannten.

7428. **rugire:** Salvioni hat AStSa V, 207 log. *fridu* 'mormorío' aus alttosk. *bruida* abgeleitet. Spano gibt das Wort für den Márghine. Es existiert auch im Nuor., wo es *fríγiđu* lautet, und zwar bezeichnet es zunächst nicht (wenigstens nicht im Nuor.) ein beliebiges Geräusch, sondern das Zischen des Wassers, das entsteht, wenn man ein glühendes Eisen darin abkühlt; in diesem Falle sagt man in Nuoro: *a ffattu sa fríγiđa*. Daraus ergibt sich, daß das Wort = **frigida** zu setzen ist. (Es existiert in Sardinien die nicht synkopierte Form neben der synkopierten *frittu*.)

7440. **rumigare:** Log. *moriγare*, camp. *muriγai* 'umrühren' können nicht ohne weiteres von **rumigare** abgeleitet werden, da ihr *-γ-* auffällig ist; auch lautet das Wort im Nuor. *amurikare*, Subst. *múrika*. Unter Nr. 3597 hatte M.-L. das Wort aus ***furicare** + **movere** erklärt. Das vortonige *o* statt *u* ist nichts Seltenes; jedenfalls ist das Suffix **..icare** im Spiel; vielleicht ist eine Kreuzung von **rumigare** + ***furicare** das Richtige.

7445. **runcina:** nuor. *ruśinitta*, log. camp. *rośonittu*, aus älterem it. *rosnetta* (vgl. Schuchardt an Mussafia, S. 28), heute *rosetta*.

7456. ***rusca:** log. *ruska, ruška*, camp. (*ar*)*rusku* 'zweite Rinde der Korkeiche'.

7468. **rusticus:** log. *irrustiγare* zu it. *rustico* 'Bossenwerk' (eingewanderter Handwerksausdruck).

7496. **saepes:** Das camp. *sèβađa* 'Aloe' hat damit nichts zu tun; es ist altspan. *azabara* 'Aloe', heute *zabila, zábila, zábida*, kat. *cerer* = arab. *ṣabbàrah* 'Aloe' (wovon auch siz. *gammaru*, siehe Avolio, AGI Suppl. VI, 78).

7506. **sagina:** Das angegebene *saγina* ist bittesisch, was wegen des erhaltenen *-g-* nicht gleichgültig ist.

7541. **saliva:** log. camp. *salía*.

7542: **salix:** *saliγemuru*, die Nebenform des Namens einer Pflanze, die sonst *káliγemuru*, *áliγemuru* heißt, hat mit *sáliγe*

'Weide' (Guarnerio. Misc. Ascoli 241) gewiß nichts zu tun, da jeder begriffliche Zusammenhang fehlt. Es ist nichts als *(k)áliγe* mit dem Artikel *s'*- (vgl. Nr. 1519).

7551. **saltare:** camp. *saltai, sartai.*

7561. **sambucus:** Auch log. *sambuku,* daneben *saúkku,* das = span. *sauco* zu setzen ist.

7586. **sapere:** Lies camp. *sápiri* statt *sapéri*; auch log. *sapire.* Salvioni, RILomb. XLII, 850 betrachtet es trotz des *-p-* für volkstümlich, doch überzeugt seine Erklärung nicht. — Log. *sinkapat* 'vielleicht' erklärt man doch wohl richtiger als *s'ink'apat* 'wenn etwas (ein Grund) vorhanden ist'.

7599. **sarcire:** log. *sarzíre* mit stimmlosem, nicht, wie M.-L. angibt, stimmhaftem *z*; camp. *sarčiri*; s. dar. unter Nr. 5345 Anm.

7601. **sarculare:** log. *isargare* davon abzuleiten, geht nicht an, denn Kons. + *c'l* führt weder im Log. noch im Camp. zu *g* (im Log. selbst nicht intervokal. *-c'l-*), vgl. **cooperc'lu** > nuor. *kopérku,* log. camp. *koβé(r)ku.* Das Wort ist von *arga* 'Unrat, Unkraut' mittels **ex-** abgeleitet, gehört also zu Nr. 334 (wo *áliga* fälschlich als log. aufgeführt ist, während dies die camp. Form ist; vgl. RDR IV, 132).

7612. **sarpere:** camp. *sarpa* erklärt Spano nach Porru als 'salcio appuntato'. Die Übersetzung M.-L.s mit 'abgeschnittener Rebenschößling' beruht wohl auf Verwechslung von *salcio* mit *tralcio.* Es handelt sich um eine Weidenart (vgl. Porru: 'una specie de saliži'); ich weiß nicht, wie dies Wort zu erklären ist; aber aus diesem Artikel muß es gestrichen werden.

7627. **sauros.** Das kat. Wort *sorell,* von dem M.-L. log. *surellu* ableitet (wie schon AStSa III. 391), gehört nicht nur den Balearen an, sondern ist auch in Barcelona gebräuchlich (Barbier fils, Rev. des langues rom. LIII, 50, Anm. 120).

7628. **saut:** log. gewöhnlich *azzótta,* camp. *aččottu.*

7649. **scamnum:** sa. *iskannu.*

7652. **scandula:** log. (Fonni) *is'andula.*

7658. **scarabaeus:** camp. *skraffagoni, skraffgoni.*

7678. **scheda:** camp. *šeda* nicht 'Notiz' (nota), sondern 'Nachricht (notizia), Antwort'.

7704. **scholaris:** Es fällt auf, daß das log. *iskolanu* nur 'Schüler' bedeutet, während kat. *escolá* 'Chorknabe' heißt (neben *escolar* 'Schüler'). Das kat. Wort ist auf jeden Fall im camp. *skolanu* 'Chorknabe, Küster' erhalten.

7719. **scindere:** camp. *skinníri* kann, wie ja auch M.-L.s Fragezeichen andeutet, nicht von **scindere** kommen; weder der Anlaut noch *nd* > *nn* sind camp. Erscheinungen. Auch log. *kinnire* 'fendersi' ist dasselbe; *tazza kinnida* = bicchiere fesso, che risuona. Eine ähnliche Bedeutung hat *tinnire* 'suonare' (*fáγer* ~ *una dassa*

= far suonare un bicchiere), das lat. **tinnire** entspricht. Jedenfalls hat letzteres das erstere beeinflußt.

7740. **scorpaena**: camp. *skórpula, skrópula* erst aus it. *scropula* entlehnt (-*p*-!).

7760. **scyphus:** log. (*i*)*skiru*, (*i*)*skíu* heißt ebenfalls 'Trog' wie camp. *širu*, und dazu gehört auch camp. *šireḍḍu, šireḍḍa* 'Trog, Scheffel, Eimer', das M.-L. unter Nr. 2969 fälschlich mit Subak zu ***excipellum** stellt (-*p*- wird > *b*; -*f*- > *r*).

7811. **semus:** alog. *semu* (CSP 32 und Carta de Logu) kann schon aus historischen Gründen kein kat. Lehnwort sein.

7821. **senior:** Das heute ganz veraltete camp. *mussan* ist nichts anderes als die kat. Anrede *mossen*.

7843. **serenus:** log. camp. gewöhnlich *serenu* 'Abendtau' neben *selenu*.

7855. ***serpes:** camp. *zerpi* 'serpe. biscia' (Marcialis), gall. *salpi*.

7861. **serra:** Auch sa. *serra* bedeutet 'Bergkette', und zwar schon im Altsard. (Carte volg. II 2, XX 3, 5).

7889. **si:** Von einem nuor. *seski* 'wenn' als feststehender Konjunktion kann keine Rede sein; Cian-Nurra teilt gewöhnlich richtig *s' es chi*; man fühlt deutlich die Zusammensetzung = *si es*(*t*) *ki*; auch das von Salvioni, AStSa V, 226 n. 4 über nuor. *si che, si che passa* 'se passa' Bemerkte, wonach sich in diesem Ausdruck die Konstruktion 'se passi' mit der Konstruktion 'se è che passi' begegne, beruht auf Irrtum. Die Transkription Cian-Nurras ist daran schuld; es handelt sich nämlich um nuor. *ikke* = *inke*, und man müßte schreiben: *s' ikke passa*, wie man in Nuoro sagt: *M' ikk' appo irmentikau* = me ne sono dimenticato. Analog sagt man sonst im Log. *s' inke βássa*(*đa*), camp. *s' inči βássađa*.

7943. **singultiare:** Da neben log. *singurtare, singultare* camp. *singurtai, sungurtai* steht, müssen die Wörter zu 7942 gezogen werden.

7944. **singultus:** log. *singurtu*, camp. *sungurtu*.

7964. **siuro:** log. *suzone* bedeutet nicht nur 'Käsemilbe' (was Spano für das Márghine angibt), sondern im Nuor. und Meilogu auch 'Kornwurm' (*curculio*); *triγu suzonadu* heißt das von diesem angefressene Getreide. Es gibt auch log. *suγuzone* 'punteruolo', das jedenfalls damit zusammenhängt. Die Wörter gehören, wie ich glaube, zu **subula**.

7992. **skilla:** Der Vokal von log. *iskil'a* deutet mehr auf span. *esquila* als auf kat. *esquella*.

8056. **socius:** camp. *sozzu* 'Oberknecht' (Carta de logu: *sotso* = *cumonargiu*).

8071. **solitarius:** Das camp. *solteri, soltera* beruht auf kat. *solter, -a* (wie die Endung *-i* zeigt), nicht auf span. *soltero*.

8083. **somniculosus:** log. *sonniγošu* kann nicht direkt davon kommen, da *c'l* nicht zu *-γ-* führt; also Abl. von *sonnu*, wie camp. *sònniγa* 'Schmetterlingspuppe'.

8094. **sorbere:** log. *surżire* hat stimmloses *ż*, nicht stimmhaftes; Salvioni, RILomb. XLII, 697 leitet es, ich glaube mit Recht, von *sorso* ab. – Gehört log. *surrušare* 'annasare, aspirare col naso' mit dem sonderbaren Suffix wirklich hierher, oder ist es nicht dasselbe wie *surrušare* 'russare, rantolare'? Das scheint mir näher liegend.

8095a. **sordicula:** Die direkte Ableitung der sard. Wörter ist unmöglich, da *-c'l-* log. nicht *-g-* ergibt. Auszugehen ist von log. *sorde* f. Wurm (und zwar der Pferde, Pferdekrankheit), camp. *sordi* 'Schmutz' = lat. **sordes**; log. *insordiγare*, camp. *insordiγai* sind Abl. hiervon mittels **..icare.**

8120. **spargere:** 'Wäsche aufhängen' ist nur eine Nebenbedeutung von camp. *spárğiri, sprážiri*, das sonst wie log. *ispárğere* 'ausbreiten' bedeutet.

8130. **spatula:** camp. *spadulai* bedeutet nicht 'Flachs schwingen', sondern 'die Wäsche klopfen' (scotolare i panni lini).

8154. **spinula:** Lies camp. *spíndulu* statt *spíndula*.

8170. **sponda:** log. *ispunda*.

8195. **spurius:** camp. *spurra* über ***spur-ŭla.**

8204. **squatus:** camp. *skwádru* natürlich aus it. *squadro*.

8250. **sternutare:** Lies log. *istúrridu* statt *istarridu*.

8269. **stiva:** log. *istera* aus span. *estera*.

8307. **stridulare:** Abl. von camp. *skrillittai* schwierig.

8325. **studiare:** camp. *stuğğai* = kat. *estojar*, denn *-dy-* gibt nicht *-ğğ-*, sondern *-y-*.

8329. **stunda:** Spano verweist unter *istunda* auf seine Ortografia I, 171; dort zitiert er das Wort aus der Vita di S. Gavino, ed. Mondovì, d. h. aus der zweiten Ausgabe von Girolamo Araollas 'Sa Vida, su martiriu et morte dessos gloriosos martires Gavinu, Brothu et Gianuari', erschienen 1615 zu Mondovì (das einzige erhaltene Exemplar heute in Cagliari). Als alog. darf man also das Wort nicht bezeichnen. Daß das Wort nicht direkt aus dem Gotischen stammen kann, sagt schon Meyer-Lübke, und gegen die Ableitung aus kat. *estona* bestehen ebenfalls, wie M.-L. bemerkt, schwerwiegende Bedenken. Das Wort ist = alttosk. *stonda*, das in gleicher Form noch heute in der Toskana und in Korsika vorkommt (s. Falcucci, Voc. dei dial. della Corsica S. 341): *u* aus *o* durch Proportionsbildung wie *rużu* aus it. *rozzo* (REW 7421), cp. *breγunğa* aus it. *vergogna* u. ä.

8357. **suber:** Die Angaben über die Benennungen der Makrele stehen in Widerspruch mit Nr. 7627.

8415. **suctiare:** log. *suttsare*, camp. *suččai* erweist sich nach

den Lauten als aus it. *succhiare* entlehnt (wie *bezzu*, *bečču* aus *vecchio*). Das echt sardische Wort ist *súcre*.

8449. ***suminio:** Lies *siminǧoni* statt *simunǧoni* (wenigstens ist für mich diese Form unauffindbar und mir unbekannt); die verbreitetste Form ist aber *čiminǧoni*. Guarnerio, Misc. Ascoli 233 dachte an **cyma**, wobei aber für die Ableitung formelle Schwierigkeiten bestehen. Da jedoch *s*-Formen neben *č*-Formen stehen, ist vielleicht M.-L.s Vermutung richtig, und für die *č*-Formen ist dann eine Kreuzung mit *čima* wahrscheinlich.

8478. **susum:** log. camp. (*in*)*susu*.

8494. **sycoton** etc.: In Sardinien herrscht im Zentrum und fast im ganzen log. Gebiet **fícatum** vor: nuor. *fíkatu* (bitt. *íkatu*) usw.; log. *fíγađu*. Die von Spano sonderbarerweise allein als log. verzeichnete Form *fíđiγu* gehört nur dem äußersten Norden an, in der Nähe des Sassaresischen. Das Camp. hat überall *fiγáu*.

8502. **syriaca:** Lies log. *surzáγa* statt *surgaga*.

Berlin. Max Leopold Wagner.

Aus dem Nachlasse[1] von Wendelin Foerster:

I. Das Carmen Rotolandi und sein Verfasser. II. Identität des Beneoit des Trojaromans und der Reimchronik.

Herausgegeben[2] und von einem Nachruf begleitet von Alfons Hilka.

I. Das Carmen Rotolandi und sein Verfasser.

Das von Fr. Michel entdeckte und in seiner *Editio princeps* (1837) des Rolandsliedes gleich abgedruckte lat. Rolandslied in Distichen[3] ist von G. Paris nach langen Jahren wieder ans Tageslicht gezogen und in der *Rom.* 11, 466—480 abgedruckt worden. Das in einer Hs. des 15. Jahrhunderts erhaltene Gedicht wurde von Fr. Michel keiner bestimmten Zeit, von G. Paris der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zugewiesen. Kennt man heute schon das mittelalterliche Kunstlatein so genau, daß man imstande ist, dessen Zeit nahe oder auch nur ungefähr zu bestimmen? G. Paris, S. 465 glaubte dies Argument zu besitzen. Für den vorliegenden Fall mag eine andere als sprachliche Erwägung (die paläographische scheidet ja sofort aus) mit im Spiele gewesen sein. Das Carmen nämlich enthält, wie man bei näherer Untersuchung entdeckte, bloß die zweite Gesandtschaft, die Schlacht in den Roncevalpässen und Ganelons Strafe, aber ohne Zweikampf. Nun hat die von Deutschland (Laurentius!) ausgegangene und mit großem Fleiß und scharfer Eindringlichkeit betriebene Rolandforschung bereits die Notwendigkeit betont, ein älteres

[1] Die folgenden beiden Aufsätze sind mir von W. Foerster einen Tag vor seinem Tode zur Veröffentlichung im *Archiv* zugesandt worden. Vor der sehr schwer lesbaren Handschrift des dahingeschiedenen Gelehrten stand ich ratlos und bat Herrn Privatdozenten Dr. Hilka, der viel vertrauter mit derselben war, sich des Manuskriptes anzunehmen. Für seine Bereitwilligkeit und Mühewaltung bin ich ihm zu besonderem Danke verpflichtet. Sch.-G.

[2] Die stets zunehmende Krankheit W. Foersters hinderte ihn daran, die letzte Hand an die erste der beiden Studien zu legen. Druckfertig sind nur die historische Einleitung und der 1. Teil: 'Das Carmen und sein Zweck'. Für den 2. Teil: 'Die Sprache und die Technik des Carmen', hat sich nur der Anfang erhalten, alles andere ist lediglich skizzenhaft auf Zetteln angedeutet. Leider eignete sich dies — überdies schwer zu entziffernde — Material nicht dazu, hier noch verwendet zu werden. Eine solche Arbeit muß man von neuem ganz selbständig in Angriff nehmen, wozu mir die Zeit mangelt. Es war W. F.s ausdrücklicher Wunsch, daß die drei den zweiten Teil betreffenden Briefe von Wilhelm Meyer aus Speyer als Quelle *in extenso* im Anhang abgedruckt würden. A. H.

[3] Wiedergabe von Casp. Orelli im Züricher *Index lectionum* (Sommersemester 1839) — sie ist G. Paris' Kenntnis entgangen.

Rolandslied, als es uns in der Oxforder Fassung erhalten ist, zu erschließen, und zwar ein solches, das nur eine Gesandtschaft, und zwar die zweite, enthielt (diese, weil der unentbehrliche Verrat Ganelons darin enthalten ist), dann die Roncevalschlacht ohne Baligant und Ganelons Züchtigung, und diese ältere und ursprünglichere Fassung glaubte nun G. Paris in dem Carmen wiedergefunden zu haben, da sie ja inhaltlich mit dieser erschlossenen Fassung zusammentrifft. Daher müßte sie selbstverständlich älter sein als die Oxforder Handschrift, die ja selbst nicht viel später sein kann als die Mitte des 12. Jahrhunderts, sowohl in paläographischer als in sprachlicher Beziehung. Daher finden wir also bei G. Paris die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts [als Entstehungszeit des Carmen festgesetzt]. Wie man sieht, ist dies doch eigentlich recht unsicher. Dem Carmen müßte also eine solche ältere Vorlage in einer Hs. noch vorgelegen haben, was ja nicht unmöglich, aber recht unwahrscheinlich ist. Denn daß dem Carmen eine schriftliche Fassung vorgelegen haben muß, ist sicher zu erschließen aus der im großen und ganzen sehr getreuen Wiedergabe des langen und ausführlichen Inhalts, ganz besonders aus der Schilderung der Einzelkämpfe: C 302—344 = Oxf. 1494—1667.

Eine genaue Vergleichung des Carmen (C) und des altfrz. Textes, wie er in O und in den anderen Hss. erhalten ist, ist bis jetzt bereits unternommen worden, nämlich von G. Paris, *Rom.* 11, S. 489—513 auf vierundzwanzig Seiten, also sehr eingehend. Aber sie ist recht unübersichtlich geworden dadurch, daß der Verfasser die Turpinchronik (T)[1] parallel daneben behandelt hat. Diese Vergleichung ergab ihm eine ganze Reihe von Feststellungen nicht nur für T, sondern auch für unser C. Gleichwohl wird deren Sicherheit sehr beeinträchtigt, weil die daraus für T gezogenen Schlüsse unrichtig sind, da T später als O ist und davon abhängig, vielleicht sogar der β-Familie[2] angehört. Jedenfalls muß diese Tatsache auch ein berechtigtes Mißtrauen erwecken gegen die Ergebnisse für C, da diese auf demselben Wege zustande gekommen sind und wir doch sehen, daß diese Methode

[1] Mit C stimmt Turpin, der auch nur eine Gesandtschaft kennt, und zwar die Karls an Marsilie (c. XXI: quibus Karolus per Ganalonum mandavit, ut baptismum subirent, aut ei tributum mitterent). Und dann stimmt alles sehr genau mit R, indem die Gaben Marsilies aufgezählt werden (doch ohne die tausend schönen Sarazenerinnen) und die Bestrafung Ganelons. Und während im Eingang Marsilie und sein Bruder Beligandus in Saragossa herrschten, verhandelt und handelt jetzt Marsilie allein: dicens quod Marsirus vellet effici christianus etc. = R. Aber im folgenden finden wir wieder Marsirus et Beligandus (p. 42).

[2] Wohl ganz sicher, s. Gondebuef T, p. 54, der nur in C V und P (γ) vorkommt.

nicht geeignet ist, zu irgendwelchen sicheren Schlüssen zu führen.[1]

Dann folgt W. Taverniers scharfsinnige und anregende Vergleichung in seinem Buche 'Zur Vorgeschichte des frz. Rolandsliedes' (Berlin 1903) und endlich eine dritte mechanische und mehr kompilierende von G. Brückner, 'Das Verhältnis des frz. Rolandsliedes zur Turpinschen Chronik und zum Carmen' (Diss. Rostock 1905; gekrönte Preisschrift). Vgl. dazu die ausführliche Anzeige von Voretzsch in *Zeitschr.* 32 (1908), S. 713—724. Nach ihm ergibt sich aus all diesen Arbeiten (S. 718): 1. 'Die Stellung des C gegenüber dem R ist von neuem gesichert (d. h. als ältere Fassung!).' 2. 'Die relative Altertümlichkeit des C gegenüber dem R hat durch die beiden Untersuchungen neue Begründung erfahren.' 3. Nachdem der Rez. 'eine spezielle, dem C gewidmete Untersuchung' als seinen Wunsch hingestellt hat, die uns 'eine genauere Bestimmung der Abfassungszeit und der ungefähren Heimat des Verfassers' liefern soll, fährt er am Schluß fort: 'An solchen Beispielen (die zeigen sollen, wie C genau R wiedergibt — nebenbei gesagt ist das eine Beispiel betreffs Walthers von Hum richtig) läßt sich feststellen, in welcher Weise ungefähr C zu kürzen pflegt; und wenn sich zeigt, daß C in großen und sehr verschiedenartigen Partien dieselbe Methode befolgt, wird man umfangreiche Lücken der Handlung in C (Baligant, Plaid Ganelon und Zweikampf Tierris mit Pinabel) oder tiefgehende Abweichungen (Ganelons Botschaft ohne Blancandrin) nicht ohne weiteres auf Willkür des Bearbeiters, sondern auf die Eigenart der benutzten Vorlage zurückführen dürfen.'

Demgegenüber stelle ich im folgenden fest, daß sämtliche drei Punkte unhaltbar sind, wobei ich auch noch seinen Wunsch betreffs des C erfülle.

1. Das Carmen und sein Zweck.

Da nur etwa zwei Drittel des Gedichtes nicht die sehr lückenhafte Erzählung, sondern statt dessen ein ungemein reiches und mannigfaltiges, rhetorisch-moralisches Beiwerk gerade an Stellen, wo das Original nichts Ähnliches bot und auch C kaum Anlaß hatte, enthalten, so ist klar, daß der Verfasser gar nicht die Absicht hatte, das Rolandslied wiederzugeben — er hätte es mit derselben Verszahl reichlich und vollständig bewältigen können.

Da er es also nicht getan hat, so muß er einen anderen Zweck gehabt haben, es muß das rhetorisch-moralische Beiwerk

[1] Von Bédier, III 188, wurde das Carmen ganz preisgegeben. Er sagt mit vollem Recht: 'on l'attribue d'ordinaire au XIIe siècle; on peut l'attribuer aussi bien, si l'on veut, au XIIIe ou au XIVe'.

für ihn die Hauptsache, der eigentliche Zweck seines Unternehmens gewesen sein.. Welches mag nun dieser Zweck gewesen sein? Offenbar der der Belehrung. So weit wären wir mit unseren Mitteln gekommen, jeder weitere Schritt ist auf diesem Wege unmöglich. Hier ist der Ort, meine Entdeckung, die die ganze Frage löst, mitzuteilen. Der Verfasser des Carmen ist nach meiner genauen Vergleichung der durch die lat. Fabeln, die unter dem Namen des Anonymus Neveleti gehen, bekannte Waltherus Anglicus, der Erzbischof von Palermo († 1194), der Hofkaplan bei Heinrich II. von England gewesen und von ihm 1177 zum Erzieher seines Sohnes Wilhelm (s. *Hervieux,* Les fabulistes latins I² [1893], S. 494) ernannt worden ist. Die Fabeln sind ebenso moralisch-rhetorisch angelegt wie unser Carmen, die Sprache ist dieselbe, und was noch zwingender ist, wir finden hier dieselbe Stilistik, dieselbe gekünstelte und gedrechselte, meist recht dunkle, mit vielen Abenteuer-Kunststückchen verzierte Darstellung. Die Übereinstimmung ist so offenkundig, die Identität so einleuchtend, daß ich kein Wort weiter dazu zu verlieren brauche. Wir werden wohl kaum irregehen, wenn wir auch das Carmen für eine seinem Zögling bestimmte moralische Unterweisung ansehen. Dieser Zweck erklärt dann, daß das stoffliche Interesse[1] des Verfassers ein geringes war, er sich seiner nur bediente, um seine moralischen Unterweisungen in ihrem buntschillernden rhetorischen Staat daranzuknüpfen. Dadurch ist jede Lücke in der Erzählung sofort als beabsichtigte Auslassung gesichert.

Dadurch ist aber auch die Zeit des Carmen jetzt sicher bestimmt: es gehört tatsächlich dem 12. Jahrhundert an, aber nicht, wie G. Paris wollte, der ersten Hälfte, sondern dem letzten Viertel, ist also später als die Oxforder Hs. Wenn die Fabeln um 1177 angesetzt werden, so dürfte dies auch die Zeit des C sein; eher wird man noch geneigt sein, sie etwas später anzusetzen, da es nahe liegt, die Fabeln, die auch etwas verständlicher sind als C, als leichtere Lektüre voranzusetzen. Was folgt aber nun daraus, wenn C dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts angehört? Es folgt daraus, daß die ihm vorgelegene schriftliche Fassung (G. Paris will zwar auch mémoire zulassen, was aber bei genauerer Vergleichung sich als unausführbar erweist) nicht älter sein kann als unser R. Daß C und O in vielen Dingen nahe zusammengehen, hat schon G. Paris S. 465 angemerkt, aber nach seiner Hypothese ist dann eben anzunehmen, daß hier in C die

[1] Der Zögling soll die Rache nicht kennen, so fehlt denn die Rache für Rolands Tod. Auch ist die Rache an Ganelon kurz mit zwei Zeilen als Richterspruch abgetan. Auch erfuhr der Zögling nichts von Alda, die in C ganz fehlt, die aber Walther sicher in seiner Vorlage hatte.

ältere Fassung unverändert (oder fast unverändert) erhalten ist. Allein auch das ist nicht sicher. Darauf führt die bereits von G. Paris, S. 489 angebrachte Stelle Morindia in C 17, das in O 198 Commibles heißt, dagegen in '*tous les mss. autres que celui d'Oxford Morinde, comme il faut sans doute lire*'. Dies letztere ist doch sehr unsicher. Denn '*tous les mss. autres que celui d'Oxford*' sind bloß C V und Konrad und Karlamagnussaga, d. h. die Familie β. Was in α eigentlich gestanden hat, läßt sich mit voller Sicherheit nicht bestimmen, da M gerade hier fehlt (es hat die ganze Stelle mit all den Ortsnamen ausgelassen). Aber nach der Theorie ist auch für M, falls es hier nicht bereits durch β geändert worden ist, was wegen der Auslassung nicht anzunehmen ist, conimbles anzunehmen, da eine Verlesung von morinde, wenn es in α (verderbt durch O und M[1]) gestanden hätte, in conimbles ausgeschlossen ist — commibles ist durch Verlesung aus conimbles 'Coimbra' entstanden (sechs Grundstriche statt der vorhandenen sieben). Morinde ist von G. Paris als die Residenzstadt Marsilies in Aie von Avignon nachgewiesen, sie ist es ganz besonders auch in Anseïs von Carthago; aber an unserer Stelle bedeutet sie etwas ganz anderes, kann also durch diese beiden späteren Hss. nicht gestützt werden. Es ist eine der von Roland eroberten Städte, also Morinde neben Noples, beide sonst unbekannt und geographisch nicht zu bestimmen; nördlich vom Ebro heißt kein Ort so, bemerkt G. Paris. Aber Sevilla, das doch allein in O 200 Sezilie stecken kann, liegt dort auch nicht, und ebensowenig Cordova, das Karl kurz vorher eingenommen haben soll. Daher ist auch G. P.s Verzweiflung an Coimbra 'mais C n'est pas dans la région où il faut se restreindre' ohne Gewicht, und die Lesart von α, mithin die ursprüngliche, ist eben Conimbles. Allein ich habe noch eine zweite Stelle gefunden, die beim C ebenso für β spricht, nämlich C 343, die also lautet:

Hunc clavo stimulat et eidem laxat habenas.

Turpin hat seinem Pferde, das in sechs Versen (!) gepriesen worden ist, die Sporen gegeben, und es stürmt gegen Abismes. Dem entspricht in O 1658:

Li arcevesques brochet par vasselage,
Ne laisserat qu'Abisme nen assaillet.

Auch hier war ein Pferd sogar in sieben Versen verherrlicht worden, von einer besonderen Art der Anspornung steht da aber nichts. Jedoch in β steht sie, wo zwischen 1658 und 1659 folgender Vers eingeschoben wird:

Le frein ad or, tutes les resnes laschet,

den daher Gautier, der $\alpha + \beta$ zur Grundlage genommen, ohne weiteres einschiebt. Dieser Vers steht in M, ähnlich C V, ferner

T, fehlt P und L — doch bei diesen beiden scheint es sich um Auslassung zu handeln. Es ist einer der vielen Einzelverse, die β gegen O mehr hat.

Aus all dem folgt, daß die geschriebene Vorlage Walthers eine Hs. gewesen sein dürfte, der unser M nahegestanden haben wird, aber jedenfalls eine Fassung, die jünger ist als O. Dadurch verliert aber jeder Schluß aus dem Fehlen irgendwelcher Teile in C auf eine ältere Fassung seine Berechtigung — all dies Fehlende ist eben als bewußte, beabsichtigte Auslassung anzuerkennen.

Es fehlt also die erste Gesandtschaft: diese hat Walther mit richtigem Gefühl und Überlegung einfach gestrichen. Er hat bloß die zweite mit Gano und seinem Verrat; denn ohne Verrat wäre dann der Schluß 479, 480 gegenstandslos gewesen. Es folgt dann die Roncevalschlacht in den Pässen vollständig bis zu Rolands Tod, und zwar in getreuer O-Fassung, die ja auch in der M-Fassung zugrunde liegt. Es fehlt aber dann nicht nur der Baligant, dessen Fehlen man stets so nachdrücklich betont hat, es fehlt überhaupt (G. Paris hat dies S. 512 kurz erwähnt) alles nach dem Tode Rolands, also sogar Karls Rache an Marsilie für Rolands Tod, die Einnahme Saragossas — also ein Teil, der in keiner Fassung des Roland, mag sie noch so alt gewesen sein, gefehlt haben kann. Damit haben wir also eine sichere, gewollte Auslassung, die G. Paris S. 512 durch eine akephale Hs. erklären möchte. Aber das Rolandslied war allgemein, sicher auch in England so bekannt, daß Karls Rache an Marsilie dem Verfasser des C auch auf anderem Wege hätte bekannt sein müssen. Wenn also darin auch Baligant fehlt, so ist ebensowenig daraus auf sein Fehlen in der Vorlage Walthers zu schließen. All das, was nach Rolands Tod folgt, hat C also absichtlich ausgelassen und bloß am Schluß in zwei Zeilen (479, 480) den Ganelon noch vierteilen lassen. Er folgt also hierin der allgemeinen Überlieferung, wenn auch in O selbst die Sache nicht ganz sicher ist; denn dort heißt es 1408 von Ganelon: *Puis en perdit et sa vie et ses membres. El plait à Ais en fu jugiez à pendre, De ses parenz ensemble od lui tels trente, Ki de morir nen ourent esperence.* Hier, wo zum erstenmal auf den Schlußteil angespielt wird, ist also von einer Vierteilung keine Rede — er wird einfach gehenkt, wie seine 30 Geiseln (der v. 1411 ist recht dunkel und ungeschickt und steht bloß in O!). Im Schlußteil selbst kehrt unmittelbar nach Dietrichs Sieg über Pinabel, den er tötet, 3931 derselbe Gedanke wieder:

Escrïent Franc: Deus i a fait vertut.
Assez est dreiz que Guenes seit penduz
Et si parent qui plaidié ont por lui.

Es ist zwar hier erst die Volksstimme, noch nicht der Gerichtsbeschluß. Von einem solchen ist überhaupt keine Rede, sondern die Geiseln werden 3951 durch Akklamation allgemein zum Tode verurteilt, den dann Karl mit Henken bestimmt, während bei O 3962 *sor toz les altres* (die anderen deutschen Völkerschaften in Karls Heer) *l'ont otrïé li Franc*, daß Ganelon gevierteilt werde. Wie man sieht, steht die frühere Stelle 1408 damit in schroffem Widerspruch. Nun ist diese ganze Strophe, die auch sonst Schwierigkeiten macht, für eine späte Interpolation erklärt worden. Dadurch aber wird diese eine Schwierigkeit nicht behoben; denn ein Interpolator, also jemand, der nach der allgemeinen Fassung dem geltenden Text eine Strophe einschiebt, muß doch eine Veranlassung dazu gehabt haben, und dann erst wird er doch nicht eine Anspielung auf das Ende des Liedes einschieben, die mit diesem allgemein bekannten Ende in solchem Widerspruch steht. Ist übrigens eine Fassung des Rolandsliedes bekannt, in der Ganelon gehenkt wird?

Mithin ist Baligant durch C in keiner Weise getroffen. Daß er sicher ein späterer Einschub ist, ist auf andere, vielfache Weise bewiesen worden, und es wäre zwecklos, darüber noch ein Wort zu verlieren. Gleichwohl soll noch eine Betrachtung hier angeführt werden, die noch nicht gemacht worden ist, aber zu demselben Ziele führt: sie läßt sich mit Nutzen für das ganze Rolandslied anstellen. Es betrifft dies den höheren oder geringeren Grad, in dem sich die einzelnen Schreiber und Bearbeiter an den einzelnen Teilen vergangen haben. Wenn wir das Rolandslied in vier Teile scheiden, so ergeben sich für

I v. 1—1016,
II „ 1017—2487,
III „ 2488—3681,
IV „ 3682—4001.

Und nun sehen wir uns an, wie sich die Plus-Einzelverse und die Plusstrophen auf diese vier Teile verteilen:

I =	190	Einzelverse	und	3	Strophen,
II =	80	„	„	21	„
III =	24	„	„	keine	Strophe,
IV =		„	„	„	„

Wir finden also, daß I und II stark überarbeitet sind, also die ältesten Teile des Gedichts darstellen, daß dagegen III beinahe und IV ganz unberührt geblieben sind. Da ist auf zweierlei aufmerksam zu machen: bis jetzt hat man allgemein IV als alt und echt angenommen — mein Widerspruch ist nicht der einzige, der bis jetzt erhoben worden ist (vgl. Morsbach, Festband S. 183), während auf diesem Wege dasselbe sichergestellt wird, was ich ausschließlich aus inneren (auch sprachlichen u. ä.)

Gründen angenommen hatte. Durch diese Abweichung ergibt sich IV als der jüngste Teil. Aber auch der I. Teil verlangt eine nähere Untersuchung dieses vorliegenden Tatbestandes. Danach wäre dieser Teil am meisten überarbeitet, besonders was die Einzelverse betrifft; betreffs der Strophen steht er gegen II etwas zurück. Nun ist aber auf anderem Wege genügend nachgewiesen worden, daß die erste Gesandtschaft später hinzugefügt sein muß, wobei auch die zweite notwendigerweise etwas mitbekommen hat. Da das Gedicht mit Ganelons Züchtigung schließt, muß Ganelons Verrat in einer Gesandtschaft vorgekommen sein — dies ist nur in der zweiten möglich. Wenn wir nun I in diese zwei Teile scheiden, so ist die Naht zwischen beiden nicht scharf zu bestimmen — es muß der Anpassung von II an I wegen eine ansehnliche Änderung an der Verbindungsstelle vorgenommen worden sein. Wir werden also die zweite (ursprünglich die einzige) Gesandtschaft um v. 168 anfangen lassen, da in ihr Roland seinen Ohm Karl in einer allgemeinen Sitzung veranlaßt haben wird, den noch unbesiegten Marsilie vorzunehmen und deshalb einen Boten an ihn abzusenden (die Schwierigkeit mit Basin und Basilie haben wir bereits erwähnt) — damit kämen wir in eine verlorene, noch ältere Partie, über die sonst nichts gesagt werden kann. Ich komme darauf weiter und ausführlich zurück. Also

I a = 1— 194,
I b = 195—1016.

Wir sehen dann, wie geringfügig dieser Zusatz der ersten Gesandtschaft ist, der auch keine Plusstrophe hat. Plusverse finden wir sieben, aber drei sind abzügig, da sie bloße Wiederholung aus einer früheren Strophe sind. Von den übrigen sind zwei merkwürdige Glossen (93 a, 105 a), während die zwei Verse 33 a, 46 a von der übrigen gesamten Überlieferung verlangt werden (mit 33 a aber steht es so wie mit 198: alle Hss. außer O). Es ist also im Grunde genommen I a so gut wie unberührt, wird also auch auf Grund dieses von mir hier aufgestellten Prüfsteins als späterer Zusatz gelten können.

Es dürfte nicht überflüssig sein, das Wichtigste über die Gesandtschaften hier kurz nochmals zusammenzufassen. Nach der Sachlage gab es an Gesandtschaften bloß folgende Möglichkeiten. Karl hat, wie der Eingang sagt, alles besiegt (natürlich, wie die Geschichte lehrt, alles diesseits des Ebro), nur Saragossa nicht. Er will also, bevor er nach Hause geht, auch dort reinen Tisch machen und fordert Marsilie zur Übergabe auf. Also schickt Karl die Botschaft.

Oder aber Karl hat alles besiegt bis auf Marsilie. Da bekommt dieser Angst, daß er jetzt auch drankommt, und will sich daher

sichern. Er schickt also eine Gesandtschaft an Karl mit Vorschlägen und will die Bedingungen erfahren.

Andere Gesandtschaften haben keine Möglichkeit. Da nun unser R mit dieser Gesandtschaft des Marsilie beginnt, so fragt sich: was konnte und sollte hernach geschehen? Klar ist, daß Karl dann gar keinen Anlaß hat, eine Gesandtschaft seinerseits zu schicken — er benutzt einfach die Boten Marsilies, um durch sie ihrem Herrn seinen Entschluß mitzuteilen. Von einer Möglichkeit oder Anlaß, daß er auch eine Gesandtschaft hinschickt, kann keine Rede sein. Er braucht einfach zu warten, daß Marsilie die Geiseln und das Lösegeld schickt, oder wenn er zu ihm Vertrauen hat, kann er auch, aber immer ohne Gesandtschaft, nach Hause ziehen und sich diese Sachen dorthin nachschicken lassen. Der Gedanke, einen Boten nach Saragossa zu senden, kann niemand kommen. — Ja, aber er ist doch jemand gekommen, denn O hat ihn ausgeführt. Gewiß, dann muß der Überarbeiter aber einen bestimmten Anlaß dazu gehabt haben, und da müssen wir etwas ausholen.

Der R schließt mit Ganelons Züchtigung, weil er Roland und die 12 Pairs Karls verraten hat. Also muß der Verrat erzählt und motiviert worden sein. Wie steht's damit in O? Der Verrat kommt darin vor, aber er wird so dargestellt, daß Ganelon dazu durch Blancandrin verführt wird. Nun kann nach der Sachlage Ganelon zum Verrat auf zwiefache Weise gebracht werden, entweder aus Rache oder aus Habgier oder aus beiden. Dies finden wir auch in O. Es entsteht nun die Frage, ob dazu eine Verführung nötig war. Gewiß nicht, dazu konnte (und es ist natürlicher) Ganelon durch seine Charakteranlage gebracht worden sein. Wozu also die Verführung? Dies läßt sich wohl nur so erklären, daß der Überarbeiter den Ganelon einigermaßen entschuldigen wollte.

Sehen wir uns aber den R einmal an, wie sich Ganelons Verrat und seine ganze Gesandtschaft ausnimmt ohne den Blancandrin. Zunächst die Wahl Ganelons — gut in O, daß Roland seinen Stiefvater dazu bestimmt, offenbar als Auszeichnung, da von einer Feindschaft nichts zu merken ist. Ganelon nimmt das aber sehr übel und sieht darin eine Bosheit seines Stiefsohnes, der ihn der Gefahr aussetzen will. Empörung Rolands über diese Anschuldigung: da wolle er selbst hingehen. Alles stimmt gut zu der reinen Ganelonfassung. Ganz besonders stimmt dazu nicht nur, sondern ist die notwendige Vorbedingung die prächtig stolze Pose Ganelons vor Marsilie, wo er ihn anspricht und so kräftig für seinen Herrn Karl eintritt (so schon G. Paris). Wenn er vorher durch Blancandrin schon gewonnen ist, so ist es reiner Unsinn.

Mit Ganelons Sendung ist also Blancandrin unvereinbar; Ganelons Sendung ist aber nötig wegen des Verrats. Also muß Blancandrin späterer Zusatz sein. Und da ist es eine wahre Überraschung, in M eine Strophe zu finden (G. Paris), in der Ganelon allein, in der Nacht bei Mondschein, voll schwerer Gedanken, zu Marsilie zieht — eine Strophe, die natürlich in O fehlt, weil sie ja in Widerspruch stände mit der Erzählung. Dies tut sie zwar auch in M, aber hier ist durch einen glücklichen Zufall dieses Trümmerstück der ursprünglichen Fassung erhalten. In dieser also stand bloß eine, und zwar Ganelons Botschaft — also das, was uns Walther in seinem Carmen erzählt. Dies hat am meisten bei den Kritikern Eindruck gemacht und hat dann C die hohe Wertschätzung des Vertreters einer älteren, ursprünglichen Fassung eingetragen. Das beliebte Argument ist, 'er hätte geradezu genial die Frage gelöst, und es sei unmöglich, daß er so etwas selbst erfunden hätte'. Er hat nun gar nichts Geniales geleistet, er hat, bei dem geringen Interesse an der Handlung, diese verzwickte Doppelgesandtschaft seinem Prinzip nach einfach vereinfacht und nahm die zweite Botschaft als die von der Natur der Sache allein verlangte auf.

Wir wollen noch zugeben, daß auch im R nichts wäre, bloß Blancandrins Botschaft, die Karl zum Aufbruch bestimmt, und dann alles bis Rolands Tod — aber dann hat Ganelon überhaupt keinen Platz in einem solchen Gedicht. Also ist es abzulehnen.

Aber auch die von uns erschlossene Fassung, so klar und selbstverständlich sie ist, hat ihren Haken, und zwar einen sehr schlimmen, und damit kommen wir auf eine Frage, die sich leider in keiner Weise sicher irgendwie entscheiden läßt. Es betrifft dies die Stelle in O 207 ff.:

Dous de voz contes al paien tramesistes.
L'uns fu Basanz et li altre Basilies,
Les chiés en prist es puis soz Haltoïe.

Vgl. noch Ganelons Angst 290:

n'i avrai garant,
Ne l'out Basilies ne ses frere Basant.

Daraus folgt also, daß Karl bereits vordem, also nach seinem Eintritt in die Mark, während seines Feldzuges Boten an den Emir geschickt hat, die dieser dann wider das Völkerrecht ermordet hat. Da entstehen lange Fragen: Wie konnte Karl so eine Schmach ungerächt lassen? Warum ist er nicht sofort gegen ihn gezogen? Oder, wenn er gerade in einem Feldzug begriffen war (aber dann hätte er doch gerade zu einer so ungelegenen Zeit keine Boten geschickt), warum nicht danach? Und wie kann dann das Rolandslied stolz und prahlend beginnen, daß Karl in sieben Jahren das ganze Land besiegt und sich dienstbar

gemacht hat? Wie kann er dann, zufrieden mit seinen Feldzügen, nach Hause wollen?

G. Paris hat diese Anspielung einfach als Einschub beseitigen wollen. Aber wie konnte es jemand einfallen, einen so widersinnigen Einschub vorzunehmen? Es lag doch nicht nur kein Anlaß dazu vor, sondern im Gegenteil: die ganze Sachlage, wie es in der Auseinandersetzung der ganzen Lage vorher geschildert worden, schließt etwas Derartiges von selbst aus. Er muß also unbedingt als Rest einer früheren, älteren Fassung oder als Anspielung auf ein anderes Karlsepos aufgefaßt werden. Diese ältere Fassung wäre dann in O umgemodelt worden, und durch ein Versehen werden diese paar Verse erhalten worden sein. Vielleicht — der Gedanke liegt nahe — hatte die ursprüngliche Fassung wirklich von früheren Gesandtschaften an den Emir gehandelt, diese der beiden B-Männer wäre, nehmen wir an, die erste gewesen. Altertümlich wenigstens muten die Namen an, ein Paar mit germanischer Alliteration, die noch andere Paare uns ins Gedächtnis ruft, wie *Gerin* und *Gerer* (107, 174, 794) und *Ivoie* und *Ivon* (1895, 2404), die Söhne Naimes, des Bayernherzogs (s. *Prise de Pampelune*). Hat vielleicht der Überarbeiter von O diese Schmach verwischen wollen, und hat er für die erste Gesandtschaft eine andere, die Blancandrins, erfunden? Die zwei Anspielungen wären dann übersehen worden. Aber auch diese Annahme ist doch zu plump. Übersehen konnte kein Zuhörer den ungesühnten Mord der zwei Gesandten Karls! Weiß denn donst keiner, kein Text, von diesen beiden Opfern? Wenn wir Langlois nachschlagen, finden wir bloß *Prise de Pampelune* (2548, 2657), sonst nichts Brauchbares. Hier finden wir nun diese Unglücksgesandtschaft genau geschildert, ihre verständige Veranlassung, sehen auch Roland noch in gutem Einvernehmen mit Ganelon, was auch für O anfangs anzunehmen ist, und wie Marsilie sie ohne weiteres, ohne zu wissen, wer sie sind, hängen läßt. Wir erfahren auch, daß der eine ein Pair Karls ist, *Basin* von Langres (Langles), der andere heißt einmal *Basel*, dann *Basent*. Ihre beiden Knappen schickt er zurück zu Karl, dem sie melden sollen, daß Marsilie jeglichen weiteren Versuch, ihm nur unangenehme Boten zu schicken, ähnlich behandeln werde. Bemerkenswert ist, daß Marsilie sich zu einer solchen Behandlung der beiden Gesandten berechtigt glaubt, weil Karl ihn seinerzeit überfallen hat, ohne ihm vorher den Krieg zu erklären (2636 *sens desfier moi point*). Das ist offenbar die alte Überlieferung. Sollte das ursprüngliche Rolandslied wirklich damit begonnen haben, so bleibt auf alle Fälle unverständlich, wie Karl dann noch einen Boten, und zwar allein, wie in unserem Falle Ganelon, schicken konnte, da er über sein Schicksal keinen Zweifel haben konnte. Den hat auch

Ganelon nicht, wie in O deutlich zu finden. Dann ist aber Karls Verfahren unverständlich. Nun könnte ja Marsilie später, nachdem er die beiden Boten gemordet, Angst vor Karls Rache empfunden haben und schickt ihm deshalb seinen Blancandrin. Das läßt sich anhören, aber dann müßte doch Marsilie, der mit seinen Großen diese Botschaft berät, diese seine Befürchtung geäußert haben. Hier war eine Anspielung auf Basan und Basilie unumgänglich nötig — aber keine Spur davon, auch nicht im Franz. Das übrige würde stimmen: Marsilie hat Angst, denn er hat kein Heer, ist also gegen Karls Heeresscharen, deren Anzug er fürchtet, wehrlos. Es ist schon oft hervorgehoben, wie der ganze Verlauf im Franz dieser Sachlage widerspricht: nun auf einmal hat Marsilie 400 000 Mann (O 715).

Wie man sieht, ist irgendeine Lösung bis jetzt nicht zu finden. Man muß daher versuchen, ihr auf einem anderen Wege beizukommen. Vielleicht daß die *Entree* und *Prise de Pampelune* u. a. hier helfen werden. In der *Entree* und *Prise* wird 1) erzählt: Karl beschließt in Aachen den Feldzug nach Spanien. Marsilie von Saragossa übergibt das auf dem Wege liegende Laçarain (Nájera) dem Ferragu mit 10 000 Mann. Durch Karl wird der Gegner besiegt, die Stadt eingenommen, und Karl macht sich an Pampeluna (der Streit zwischen den Alamant hat sein Seitenstück in der *Prise*, wo die Lombarden die Rolle spielen). Roland nimmt heimlich durch einen Handstreich Noble ein. 2) Dann wird Pampeluna eingenommen und Estella, wo Ivon und Ivoire sich auszeichnen. Jetzt soll der Hauptzug gegen Cordova losgehen. Vorher aber schickt Karl auf Anraten Ganelons Basin und Basilie an Marsilie als Boten, die wider das Völkerrecht gehängt werden. Darauf, wieder auf Ganelons Rat, eine zweite Gesandtschaft (!). Guron zieht hin, kommt mit dem Leben davon, aber überfallen und schwer verletzt kehrt er zu Karl zurück, wo er stirbt. Trotzdem läßt Karl alles ungerächt und zieht gegen Cordova, das durch List[1] eingenommen wird. Noch andere Städte werden erobert. Der Rest fehlt, aber es kann nicht viel fehlen, da sich unser R unmittelbar glatt anschließt.

Wir finden hier alles in Ordnung: denn jetzt, wo Karl endlich heimkehren will, muß er mit Marsilie abrechnen. Da nun dieser selbst sich an ihn wendet, ist in dieser Verbindung die erste Gesandtschaft von R gerechtfertigt, die ohne diese Vorgeschichte unverständlich war. Mithin hat die ältere verlorene

[1] Man erinnert sich sofort an die *insidias*, durch die in C Morindia (= Conimbles in O) eingenommen wird. Woher hat Walther diesen Zug? Im R ist keine Spur davon, aber es ist doch kaum zu umgehen, diese Einzelheit auf die so zustande gebrachte Einnahme von Cordova zurückzuführen. Aber nach R (97, 98) ist die Stadt mit Gewalt eingenommen worden.

Rolandsfassung nur eine Gesandtschaft gehabt, die Ganelons. Diese Fassung begann ebenso unvermittelt wie die jetzige O-Fassung. Ein Bearbeiter nahm nun Anstoß daran, daß die Zuhörer nichts von der Vorgeschichte erfahren, die er aus einem besonderen Gedicht kannte. Er machte sich also daran, die Vorlage mit der *Entree* und *Pampelune* in Verbindung zu bringen. Es bleibt aber auch jetzt unklar, warum Karl den Ganelon hinschickt, statt durch Blancandrin zu antworten. Alles übrige verläuft dann einwandfrei. Wie soll man sich nun den Inhalt von *Entree* und *Pampelune* erklären? Gab es eine Handschrift, die diese Vorgeschichte enthielt? Dies ist doch das naturgemäße; denn anzunehmen, daß jemand strebte, die unverstandenen Anspielungen in R, wie die auf *Basan* und *Basilie* oder Heldentaten von einem in R bloß genannten Paar (*Ivon* und *Ivoire*) anzubringen, ist nicht möglich. Auffällig sind aber die zwei Gesandtschaften in *Prise*, beide ohne Ganelon (denn dieser kann erst nach der *Prise* den Verrat fassen), aber doch auf Anraten Ganelons. Denn die zweite Botschaft (Garin) ist ebenso unberechtigt wie die zweite in R. Gleichwohl aber, wie ich schon bemerkt habe, ist durch die *Prise* wenigstens die Gesandtschaft in R begründet.

Eine einleuchtende Erklärung ergibt sich also auch auf diesem Wege nicht — nur die Wahrscheinlichkeit, daß es Gedichte (eines oder mehrere) gab, die die Gesandtschaften des R enthielten.

Wir stehen also wieder, wie vor vielen Jahren, vor einem Roland, der einen falschen Anfang hat (mit schwerer, kunstloser, bis jetzt nicht aufgeklärter Interpolation), einen Rumpf von großer Einfachheit und majestätischer Schönheit, mit einem großen, unnützen und beschwerenden Einschiebsel (Baligant) und einen ganz verfälschten Schluß, den Plait, worin ein ganz sinnloser Zweikampf[1] vorkommt, wo die im Epos bis jetzt so edlen und biederen Pairs auf einmal sich als eine feige, speichelleckende Bande entpuppen, und wo Ganelon statt gehenkt, wie ihm be-

[1] Taverniers Versuch im letzten Bande der *Zeitschr.* zeigt sich als eine juristische Spitzfindigkeit, die man in einem juristischen Fachwerk, aber in keiner volkstümlichen *chanson de geste* erwartet. Seit so vielen Jahren beschäftigt man sich mit den juristischen Verhältnissen des Plait — bis jetzt ist noch niemand und gerade kein Jurist auf solch eine Spitzfindigkeit verfallen wie Herr Tavernier. Daß der gottesgerichtliche Zweikampf in O eine späte Interpolation ist, habe ich gleich von Anfang an wahrgenommen, und zwar zuerst aus sprachlichen und stilistischen Gründen (ganz verschiedene Art der Erzählung mit ungewöhnlicher Knappheit, man vgl. dagegen die Zweikämpfe in Heiligen-Erzählungen). Dazu kam dann später die durch Coulins Monographie erwiesene, ganz unnormannische und späte Art des Zweikampfes selbst. Also ich sah dies ohne jeden Gedanken au das Carmen, das ich von seiner ersten Wiederausgabe durch G. Paris an (vorher hatte ich es nicht beachtet) stets als kein brauchbares Zeugnis für unsere Untersuchungen abgelehnt habe.

stimmt war, gevierteilt wird, wobei noch 30 unschuldige Geiseln ihr Leben lassen müssen.

Dieser elende Schluß ist aber von seinem Verfasser, dem letzten Überarbeiter des Rolandsliedes, schon in den ersten Teil eingeschmuggelt worden, man siehe z. B. Pinabel; dagegen fehlt auffallenderweise im Plait der Baldewin, seine Mutter und Ganelons Verwandtschaftsverhältnis zu Karl dem Großen. Und wie kommt auf einmal der Dietrich hineingeschneit? Der jetzige Schluß des Rolandsliedes ist geradezu empörend — nachdem durch Ganelons Rachsucht Roland mit den zwölf Pairs samt 20 000 Mann ihren Tod gefunden haben und Karl rasch die Mark bestraft hat. mußte sofort Ganelons Strafe einsetzen, ein Plait Ganelons und Vollstreckung des Urteils. Ein Zweikampf ist sinnlos, und dies Schwanken der Großen und Angst vor Ganelon ist geradezu gemein. Das Carmen hat sicherlich das einzig Richtige.

2. Die Sprache und Technik des Carmen.

Ich habe mir die von Tavernier S. 13 ff. und 202 ff. angeführten Beispiele sorgfältig gedrechselter Verse angesehen und gestehe, daß sie auf den ersten Anblick überzeugend wirken. Als ich aber mir dann die Mühe nahm, diese und andere Texte mir selbst anzusehen, änderte sich sofort das gesamte Bild. Es handelt sich in Taverniers Arbeit um Grabinschriften, d. h. um ganz kurze, gleichsam zugespitzte und in ein paar Zeilen gesteigerte außerordentliche Kunstanstrengung (vgl. Schluß des Sonetts) oder um Beispiele, die aus längeren und langen Gedichten geholt sind und, so einzeln herausgegriffen, sich mit dem Carmen noch vergleichen lassen. Aber es sind Fälle, die sich innerhalb von vielen Dutzend Zeilen einmal ganz vereinzelt vorfinden. also mit unserem Carmen, wo solche Einstellungen fast in jedem Verspaar durch fast 500 Zeilen hindurch sich vorfinden. in keiner Weise vergleichen lassen. Solche Wiederholung einzelner Wörter ist z. B. im Baldrich von Bourgueil († 1136; Teppichgedicht an Adele) ganz selten, in den ersten 80 Zeilen nur zweimal (s. *Rom.* 1. 27), ebenso Migne 166. S. 1182—1267. Sein Lehrer. Gottfried von Rheims († 1095), den Tavernier S. 203 anführt. ist noch spärlicher damit. s. bei Wat-

[1] Eine sehr unliebsame Vergeßlichkeit meines *Kristian-Wörterbuches* S. 5* Anm. muß ich wieder gutmachen. Ich sprach dort von Einwänden, die ich in der Anzeige von Bédier I im *Lit. Zentralblatt,* das ich ja genau anführe, entgegengestellt hatte, und vergaß dabei Rajna zu nennen, dessen Origini ja trotz Bédiers 4. Bande zum großen Teil aufrecht und fest stehenbleiben. Der Irrtum erklärt sich einfach: ich sprach dort (Sp. 848, Z. 8) von Rajnas Buch, und dieses Buch im Kopf, schrieb ich dann weiter, ohne es hier in der Bemerkung, wo kein Raum mehr war, nochmals zu erwähnen.

tenbach, *Sitzungsber. Berl. Akad.* 1891, S. 104, 107; S. 104 ist in einem Stück von 40 Zeilen nichts davon zu merken. In lateinischen Versen mag es vielleicht sich mehr zeigen. Der etwas ältere Guido von Amiens († 1076), von dem wir die so wichtige Versschilderung der Schlacht von Hastings haben, bietet so gut wie gar nichts (835 Verse in Distichen). Das einzige, was hie und da mehrfach begegnet, ist die Alliteration — aber kaum zahlreicher als man sie z. B. in Virgils *Aeneis* z. B. IV, 456/7, 460/1, 504 vorfindet. Also, was sich vor dem Carmen dafür auftreiben lässt, sind einzelne kurze, gar nicht übel wirkende Kraftleistungen mit besonderem Zweck oder ganz vereinzelte Erscheinungen, die in einem langen Gedicht überhaupt nicht auffallen. Dagegen im Carmen ist das ganze Gedicht in diese unnatürliche Kunstform gepreßt, die auf die Dauer ermüdend und abschreckend wirkt, und das eigentliche Seitenstück dazu bildet nur die Fabelsammlung Walthers, der sie zu pädagogischen Zwecken abgefaßt hat, also genau wie das Carmen, das ja, wie wir gesehen haben, gar nicht die Tendenz selbst gehabt hat, dies Karlsepos in seinem Ganzen mitzuteilen. Jenem pädagogischen Zweck gemäß unterdrückt er große, unbedingt nötige, nicht feststehende Partien und läßt sich daneben in brauchbaren Sprüchen und moralischen Exkursen und rhetorischen Ergüssen gehen, die mit dem Epos nichts zu tun haben. Es stimmt also 1) Sprache und Technik, 2) pädagogischer Zweck, 3) Zeit, daher ich zum Schluß gekommen bin, das Carmen dem W a l t h e r A n g l i c u s zuschreiben zu müssen. Es ist nun einigermaßen auffällig, daß B a i s t vor vier Jahren (s. Kölner Phil. Versammlung, 91) das Carmen bereits einem Engländer zugeschrieben hat, freilich ohne seine Gründe zu verraten.

A n h a n g.[1]

Göttingen, 7. Okt. 1914.

Hochgeehrter Herr!

In Ihrem Brief vom 1. Okt. haben Sie mir mitgeteilt, daß Sie glauben, das R o l a n d gedicht (Romania XI 466—480) sei von demselben Manne gedichtet, der den lateinischen Ysopet (Aes.) (Rom. Bibliothek 5, 96 ff.) gedichtet habe. Sie wünschen, ich möchte meine Ansicht darüber Ihnen mitteilen. Ihre Gründe für jene Ansicht haben Sie mir nicht angegeben. Ich habe das R o l a n d gedicht (241 Distichen) mit den Fabeln (Aes.) no. 1—36, 10 (241 Distichen) in einigen Punkten verglichen: I. Metrik, II. in einem stilistischen.

I. Der sogenannte klassische Hexameter und Pentameter (Ovid und Genossen bis etwa 500 n. Chr.) hatte eine Anzahl feiner Regeln. Diese wurden im 5.—11. Jahrhundert mehr oder weniger vergessen und mißachtet. Aber

[1] [Daraus ergibt sich freilich, daß W. F.s Annahme der Autorschaft des Walther Anglicus für das Carmen vom Standpunkte des Mittellateiners aus recht anfechtbar ist. A. H.]

die Gelehrten der Blütezeit des Mittellateins haben diese Regeln, durch das Studium der prosaischen *clausula* oder des *cursus* dazu geführt, selbst wieder erkannt und vielfach verwendet.

Elision haben die ml. (mittellateinischen) Dichter fast alle gemieden. Nur ganz wenige haben, was sie so oft in ihren Mustern sahen, selten nachgemacht. Aes. und Rol. scheinen sie durchaus zu meiden; denn Aes. 28, 4 *Se metui et ramos* scheint das *et* unsicher.

Schluß. Aes. schließt nach der klassischen Regel den Hexameter stets mit einem Wort von zwei oder drei Silben: *presens*[6], *favorem*[6]. Rol. kennt wohl die Regel, aber er mißachtet sie oft; er schließt 16 Hexameter mit einem viersilbigen Worte, wie *oneratur*[6], 11 mit einem fünfsilbigen, wie *adnichilavit*[5, 6]. Dieser Unterschied ist wichtig. — Den Pentameter schließt Aes. nur mit zweisilbigen Wörtern: *iocis*[6]. Rol. kennt und achtet diese Regel, und nur in zwei Pentametern verletzt er sie: 242 *non*[5] *memoro*[6], 338 *sufficiant*[5, 6].

Zäsur. Die schulmäßige Zäsur des ml. Hexameters war im 11./12. Jahrhundert die nach der dritten Hebung; nur wenige Dichter wendeten die weibliche an, und dann, nach der Regel des klassischen Hexameters, so, daß $\overset{3}{-\smile}$ ummauert ist von zwei männlichen Zäsuren: $\overset{2}{-}$, und $\overset{4}{-}$: *si fructus*[2] *plus flore*[3] *placet*[4]. Es ist bemerkenswert, daß Aes. und Rol. in der Zulassung und Bildung der weiblichen Zäsur sich ähnlich sind.

1)	*si fructus*[2] *plus florĕ*[3] *placet*[4]:	Aes. 12 mal	—	Rol.	5 mal
2)	*dum rigido*[2] *fŏdĭt orĕ*[3] *fimum*[4]:	„ 16 „	—	„	3 „
3)	*muris iter*[2] *rūmpentĕ*[3] *lacu*[4]:	„ 12 „	—	„	5 „
4)	*res vili*[2] *prĕtĭosă*[3] *loco*[4]:	„ 3 „	—	„	4 „
	$\overset{2}{-}$, $\overset{3}{\smile\smile-\smile}$, $\overset{4}{\smile-}$	Aes. 43 mal	—	Rol.	17 mal

Dazu kommen noch Verse mit *que*: *Rupisti*[2] *potumque*[3] *mihi*[4] in Aes. 9 mal, in Rol. nur 1 mal (371).

Der Bau der Zäsuren im Hexameter des Aes. ($\overset{3}{-}$ oder $\overset{2}{-}+\overset{3}{-\smile}+\overset{4}{\smile-}$) ist damit erschöpft. Er ist also dem des klassischen Hexameters ganz gleich.

Anders Rol. Dieser Dichter hat auch die bei den Alten seltene Zäsur nach der vierten Hebung gekannt und hat sie selten angewendet:

1) *inque vicem*[2] *dānt*[3] *amplēxus*[4] 99. 461
2) *dumque phalanx*[2] *sĭnĕ*[3] *tūtēla*[4] 201. 209. 215. 277. 293. 345. 455
3) *Marsilii*[2] *tămĕn*[3] *insĭdias*[4] 197. 253. 361

} = 12 mal.

Der Vers 341 *Crus*[1] *perlargum*[2] *pes*[3] | *carus*[4] *et pectus*[5] *spaciosum*[6] ist sehr schlecht, 405 *Rollandum*[2] *ferit*[3] *inscius*[4], *ast minime*[5] *nocet [illi]* ist wohl falsch hergestellt.

Rol. hat also auch die Zäsur nur nach der vierten Hebung gekannt und angewendet, — Aes. nicht.

Aes. und Rol. kennen beide die Schulregeln; aber Aes. beachtet sie streng, Rol. gestattet sich erstens Schlußwörter von vier und fünf Silben, zweitens Hexameter ohne Zäsur im dritten Fuße.

II. Zur eingehenden Untersuchung des Stiles habe ich keine Zeit; ich beschränkte mich auf V. 1—200. Ich möchte nur auf einen Punkt hinweisen. Rol. liebt die ärgsten rhetorischen Künstlichkeiten und hetzt damit manche Wörter zu Tode; so 95 *satis* 105. 111. 143. 159. 195. Besonders liebt er es, parallele Sätze zu zerhacken und die grammatikalisch gleichen Glieder zusammenzuflicken. So ist es ein Wunder, daß er sagt V. 14: *adnichilarit Vi populos, bello castra, rogoque domos.* Sein Stil verlangte: *Vi*[a], *bello*[b], *rogo*[c] *adnichilarit populos*[a], *castra*[b], *domos*[c]. So V. 8 *mirificabant*

Gloria[a] *Fama*[b] *decus*[c]: *maxima*[a] *digna*[b] *decens*[c]

28 *perdunt Pacem*[a] *iura*[b] *fidem*[c]: *bella*[a] *rapina*[b] *dolus*[c].

55 *Talis*[a] *tanto*[b] *gravis*[c]: *Furor*[a] *indignatio*[b] *livor*[c].

117 *Oppida castra domos: sternet vastabit, aduret*

155 *donantur vasa Vestis quadrupedes*

aurea pulcra citi.

Hier sind zwei Reihen von je drei Gliedern zerschnitten. Aber in 125 sind drei Reihen zerhackt:

Perdent
comburent
urgebunt

qui regionem
Urbes
urbanos

hostibus
igne
fame.

Bis jetzt bestand jede Reihe aus drei Gliedern. Aber Rol. geht noch weiter:

177 *Marsilium gazas urbem tentoria regis*

Gueno means linquit accipit exit adit.

Diese Beispiele der fast närrischen Ausdrucksweise sind aus V. 1—200 genommen. Ich las noch den Schluß des Gedichtes und fand da:

427 *Stat Rollandus adhuc et adhuc*

secat, efficit, arcet

ense caput, telo vulnera, Marte viros.

453 *Rollandus cedem, gemitus, loca cede referta*

aspicit, emittit, deserit itque mori.

Diese höchst auffallende Redeweise ist also bei Rol. gewöhnlich. Wo bei Aes.?

In den von mir untersuchten Stücken finden sich also bedeutende Verschiedenheiten zwischen Aes. und Rol. Der Reim spricht nicht mit; denn nur Rol. 1 und 2 sind leoninisch, 481/2 als Unisoni gereimt.

Es grüßt bestens Ihr ergebener Wilh. Meyer.

Göttingen, 18. Okt. 14.

Sehr geehrter Kollege!

Das Gedicht über Rolands Ende ist zwar mit übertriebener Rhetorik geschrieben, aber es packt einen doch beim Lesen durch warmes Gefühl; dem Dichter lag sein Stoff am Herzen, und er wollte ihn mit Eifer so eindringlich als möglich darstellen.

Die metrischen Charakteristika sind ziemlich deutlich. Vergleichen Sie z. B. den Reinardus Vulpes ed. Mone 1832, V. 1—484 vom 4. Buch = 282 Distichen. Elisionen 86. Schluß des Hexameters nur zwei- oder dreisilbige Wörter, des Pentameters nur zweisilbige. Zäsur in den 242 Hexametern nach der dritten Hebung; nur 28 Hexameter haben die Zäsur $\overset{3}{-\smile\smile}$, aber mit den Nebenzäsuren nach $\overset{2}{-}$ und nach $\overset{4}{-}$. Nur in 4 Versen fehlt eine dieser Nebenzäsuren: die nach $\overset{2}{-}$ in 97. 179. 451, die nach $\overset{4}{-}$ in 63. In keinem Verse fehlt die Zäsur nach $\overset{3}{-}$ oder nach $\overset{3}{-\smile\smile}$.

Die berühmte Alexandreis des Walther von Chatillon (ed. Müldener 1863) hat in den ersten 250 Hexametern des I. Buches 44 Elisionen; Schlußwörter nur von zwei oder drei Silben. Zäsur nach der dritten Hebung; dann 22 Hexameter mit den Zäsuren $\overset{2}{-} + \overset{3}{-\smile\smile} + \smile\smile\overset{4}{-}$ und dazu 141 *Hic equus a*[2]*ppona*[3]*tur equi*[4]*s*, wo also die Nebenzäsur (nach $\overset{2}{-}$) fehlt. Durch die Elision unsicher ist V. 73 *accusabat eni*[3]*m o*[3]*ccult*[4]*am rubor i*[5]*gneus iram*. Sonst fehlt in keinem Hexameter die Zäsur des dritten Fußes.

Mit herzlichem Gruß Ihr ergebener W. Meyer.

Göttingen, 23. Okt. 14.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Meine veschiedenen Angaben deuten an, daß der Aesop wie Reinardus und Walther von Chatillon die feine Schulmetrik der ml. Blütezeit aufzeigen, wobei Reinardus und Walther sogar Elisionen nachmachen.

Das Carmen kennt die ml. Kunstmetrik, unterscheidet sich aber, auch vom Aes., dadurch, daß es oft den Hexameter mit Wörtern von vier oder fünf Silben schließt, und dadurch, daß es nicht selten Verse mit Zäsur nach der zweiten und vierten Hebung, aber ohne Zäsur im dritten Fuße hat. Dann hat es das seltsame Charakteristikum der Redefigur abc : $\alpha\beta\gamma$: **abc**, welche ich nicht im Aes. sah, der ich mich aber auch anderswoher nicht erinnere.

Ich urteile also, daß das Carmen in den von mir untersuchten Punkten sich zum Teil stark auch vom Aes. entfernt.

Andere Distichen der Zeit, welche den Hexameter so schließen, zugleich die weibliche Zäsur ebenso bilden und Verse ohne Zäsur im dritten Fuße ebenso zuließen wie das Carmen, und die zugleich jene seltsame rhetorische Figur anwendeten, sind mir nicht bekannt.

Mit bestem Gruße Ihr ergebener Wilhelm Meyer.

II. Identität des Beneoit des Trojaromans und der Reimchronik.

Die Identität der Verfasser des Trojaromans und der Reimchronik, die durch F. Settegast (1876) und H. Stock (1879) eingehend nachgewiesen worden ist, wurde von dem Herausgeber des Trojaromans in einem (mir unbekannt gebliebenen) Aufsatz über die Sprache des Romans (*Revue des Universités du Midi* IV, 1 ff.)

angezweifelt und wird jetzt im Schlußband seiner prächtigen Ausgabe (*Le Roman de Troie*, t. VI [1912], 165 ff.) schlankweg geleugnet. Er behauptet '[*Aujourd'hui nous croyons pouvoir nier formellement cette identité, et affirmer*] *catégoriquement que le versificateur habile de Troie, l'ingénieux inventeur des amours de Troïlus et de Briseïda n'a pas pu postérieurement devenir le rimeur pénible tantôt vulgaire (notez en particulier l'accumulation des proverbes et, pour les expressions triviales,* v. 21 605—7, 36 308—9 etc.), *tantôt prétentieux et diffus, de la Chronique, que nous n'hésitons pas, à la suite de G. Paris* (Manuel⁴ § 93),[1] *à mettre au-dessous de son rival Wace. Et il ne s'agit pas simplement d'une impression vague: outre que le clerc scrupuleusement dévot qui a rimé la Chronique n'a pas dû se complaire dans les scènes purement courtoises de Troie et dans les subtiles analyses psychologiques qui donnent leur marque caractéristique aux amours de Médée, de Briseïda ou d'Achille, il faut bien avouer que les ressemblances constatées par M. Settegast dans les procédés stylistiques chez les deux Benoit se retrouvent ailleurs à la même époque, en particulier chez les auteurs du Roman de Thèbes et d'Éneas, poèmes qu'on ne saurait plus aujourd'hui, sans parti-pris, attribuer à Benoit de Sainte-Maure*' (S. 166).

Gewiß nicht, aber doch besonders deswegen, weil ihre Sprache verschieden ist und also unbedingt einen anderen Verfasser verlangt. Was nun die stilistischen und anderen Übereinstimmungen betrifft, so sprechen sie wenigstens nicht gegen die Identität. Was aber das übrige. was dagegen vorgebracht worden, betrifft, so wird man wohl kein Gewicht darauf legen können, denn ein klassischer Liebesroman ist eben etwas anderes als eine Reimchronik, in der natürlich für Minneerörterungen und psychologische Seelenschilderungen kaum ein Platz ist. Wenn nun der Verfasser der Chronik, der die ihm kaum sympathische Arbeit im Auftrag für Entlohnung verrichtet und dabei lateinische Chroniken und andere Quellen verarbeiten muß, nicht so poetisch ist wie im Minneroman, sondern hie und da vulgär wird, wer wird sich hierüber wundern? Und wenn er, was ihm Constans in einer Fußnote (S. 166, A. 3) vorwirft, fromme Wendungen hie und da einstreut, so geschah es sicher, weil er wußte, daß es dem

[1] G. Paris, dem nie eingefallen ist, die Identität zu bezweifeln, bespricht den Unterschied zwischen Beneoit und Wace, aber durchaus nicht in der schroffen von Constans ausgesprochenen Weise, ja, er meint '*il* (Beneoit) *arrive à produire plus d'effet, mais il n'a pas la fine bonhomie*' des Wace u. a. Uns genügt das Urteil des Auftraggebers des Beneoit, der ihn dem Wace so vorzog, daß er ihm die Arbeit abnahm und jenem übertrug. Der gewandte höfische Beneoit sucht eben andere Effekte als der schlichte Kanonikus.

Auftraggeber genehm war; und wenn er die Ergebenheit seiner Vorgänger gegen die Kirche preist, so hielt er sich genau in den Grenzen seiner Aufgabe, wird vielleicht auch sonst nicht viel zu preisen gefunden haben. Und die Erwähnung des Pergaments, '*qui lui sert à écrire sa chronique*', was im Troie fehlt, kann doch als ernsthafter Grund nicht gemeint sein. Man denkt bei dieser Art der Beweisführung unwillkürlich an dieselbe Methode, mit der man gegen den 'Wilhelm von England' vorgegangen ist — freilich mit demselben Erfolg (vgl. *Zeitschr. f. rom. Phil.* 35 [1911], 470—485). Allein L. Constans fährt dann (S. 167) noch weiter fort: '*Quant au vocabulaire, s'il y a quelques ressemblances incontestables* (dieses 'wenn' ist gut, und noch besser, wie wir gleich sehen werden, die 'ressemblances', die eigentlich nur Identität von ganz seltenen Vokabeln, darunter eines ἅπαξ εἰρημένον sind!), *les différences sont infiniment plus nombreuses.*'

Es folgt eine Aufzählung von unbedeutenden Verschiedenheiten in der Laut-[1] und Formenlehre, die also nichts Entschiedenes beweisen: es ist in der Hauptsache mundartliche Nachlässigkeit und Sichgehenlassen, es gehört aber alles einer und derselben Mundart, wobei nicht zu vergessen ist, daß den Dichter eine geraume Zeit — wohl zwei Jahrzehnte — von seinem ersten Werke trennt, er dabei in anderer Umgebung gelebt und manche Änderung angenommen haben kann. Die Masse des Übereinstimmenden überwiegt so stark, daß sie allein schon entscheidet. Die kurze Bemerkung über die Syntax können wir ohne weiteres übergehen.

Der Verfasser sammelt all sein Gewicht auf das Vokabular (S. 170—177), dessen Verschiedenheit er nachzuweisen versucht. Es sind sechs Seiten Vokabeln der Chronik, die in Troie fehlen. Ich weiß nicht, ob dem Verfasser ein eigens angefertigtes, vollständiges Glossar der Chronik (was ja F. Michels Glossar nicht ist) zu Gebote gestanden hat, es ändert aber nichts an der Sache. Das Fehlen einer Vokabel beweist nie etwas, nur eben gemeinsames Vorkommen seltener Vokabeln ist allein beweisend. Ein hübsches Beispiel hierfür liefert eine ähnliche Vergleichung des Vokabulars der einzelnen Romane Kristians, wie ich sie jetzt bequem in meinem eben ausgedruckten Kristianwörterbuch vornehmen kann. Da-

[1] Ich greife hier nur eine winzige solcher Verschiedenheiten heraus: *plait* in Tr. gegen *plait* und *plai* in Chr., letzteres ist die westliche, also der Mundart Beneoits entsprechende Form, für die sich aber doch Analogien finden wie *cui* (auch in Tr.), *cuie, cuier* statt *cuit, cuide, cuidier*; *vui* (*voi*), *vuie*, statt *vuit, vuide*, was sich ja in Tr. 11 150 im Reim findet, also ein hübscher Beweis für die Identität: es ist eben die dialektliche Form. Beneoit läßt sich in der endlosen Chronik eben etwas mehr gehen.

bei kann jeder Roman auf diesem Wege dem Dichter abgesprochen werden, ein Beweis, daß diese Methode nicht die richtige sein kann.

Es folgt dann S. 177 eine Reihe von mehr oder weniger gelehrten Bildungen, die nicht immer auf die lat. Quelle zurückgehen. Es genügt die Bemerkung, daß in einem Minneroman für solche Vokabeln kein Platz war.

'*Voyons, par contre,*' fährt der Verfasser S. 177 unten fort, '*quels sont les mots spéciaux communs à Troie et à la Chronique: ils se réduisent à cinq: 1º ainsos "angoissé" — 2º die, fém. pour di — 3º macaing, macainz, genz macaigne — 4º queinement "comment" — 5º veilier "mettre à la mer, embarquer"*.' Wie jeder sieht, das sind keine bloßen *ressemblances*, als die sie S. 167 vom Verfasser eingeschätzt worden waren, sondern ganz sichere, für sich allein schon genügende Beweise. An die Spitze ist *macaing* zu stellen, das der Verfasser mit *rusé* (?) im Glossar[1] erklärt: es steht je einmal in Tr. und Chron., jedesmal neben *sage* (F. Michel hatte sich mit einem (?) begnügt) — es ist sonst nirgend nachgewiesen. Dasselbe gilt von *ainsos* = anxiosus, eine Ableitung von *ainse*, *ai[n]sse* = anxia, vgl. sp. ansia, welches Grundwort übrigens in der Chron. öfters vorkommt. — *veilier* kommt außerdem noch sonst vor, s. God. *voillier*; es ist eine Ableitung von *veile* 'Segel', also ein im Westen gebräuchlicher Seemannsausdruck. — Beweisender ist aber *queinement*, voller *queienement*, eine Ableitung von *queien* 'wie beschaffen', also von *quei* (= quid) + -anus oder -ianus. Es findet sich sonst zwar nicht als Adverb, wohl aber als Fragepronomen zweimal im *Livre des Manières* 234, 968 (beidemal *ne sai queien* 'ich weiß nicht, welcher'). — Was endlich *die* = prov. *dia* betrifft, so ist es eine altertümliche und auch sonst belegte Nebenform von *di*, die sich sogar noch im *Atre perilleus* 2723 (durch Reim gesichert) findet, wenn sie auch im God. gänzlich fehlt.

Der Verfasser führt dann selbst S. 179 noch andere seltene, aber doch nicht ausschließlich Tr. und Chron. angehörige Vokabeln an, denen also die von mir in dieselbe Kategorie fallende 2), weniger 4) und 5) anzureihen sind. Aber 1), ganz besonders 3), gestützt durch 4), genügen als Beweis für die

[1] Beim Blättern fiel mir darin auf *puellent*, wozu der Verfasser bemerkt: '*sans doute forme fantaisiste de pueent amenée par la rime*'. Es handelt sich um die wohlbekannte, öfters bereits belegte, mundartlich noch heute fortlebende Analogieform nach *vuelent*, wie ich schon vor 38 Jahren (*Zeitschr. f. österr. Gymn.* [1874], S. 152) erklärt und gegen Stengel, der es fälschlich für ein Pf. = *porent* gehalten hatte, ebenda S. 187 unter 3) verteidigt habe.

Identität. Es ist 1. *adés* 'assez' (ebenso Meraugis, s. Friedwagners Glossar, wo 1803 einzufügen ist — es fehlt im God.). — 2. *desplei* 'despleié' (steht auch ein paarmal im Folque von Candie). — 3. *joi* = gaudium, prov. *gaug, jau,* sb. m. (das ist so oft behandelt worden, daß man die Fußnote des Verfassers, *joie* als m. [drei Stellen im God., Erec 6636, Antioche II, 148 'sont peut-être à corriger'] staunend liest, um so mehr, als er dann fortfährt: 'cependant, cf. Fœrster, note à Erec, 6636'. Also auch dem Verfasser sind, wie den meisten außerdeutschen Romanisten, meine kleinen Kristianausgaben unbekannt geblieben [vgl. dazu noch Kl. Cligés [3], IX, Anm. Z. 6]; er hätte Kl. Erec [2] [1909] zu 6636 S. 204 und Kl. Cligés [3] [1910] zu 6616 S. 224 [s. auch noch die ausführliche Anm. 2 ebenda S. LXXXI, worauf ich in der *Ztschr. f. rom. Phil.* 36 (1911), 479, Anm. verwiesen habe] einsehen können. Übrigens kommt *joie m.* auch sonst vor, so öfters durch Reim gesichert im Folque von Candie 4036, 8508, 8958, vgl. noch 4387; es steht noch in den Prosalegenden hg. Gartner-Mussafia I, 3, 16; F. Michel Raguidel S. 196; schon richtig erklärt von Scheler, Trouv. belges II, 285). — 4. *navie* m. (ebenso z. B. Pembroc 9639, also im Westen und England üblich). — 5. *sousi* 'trou profond' (es ist part. pf. von *sousir*, vgl. Diez II c *sumsir,* dessen Ableitung unmöglich ist) findet sich nur Tr., Chron. und Theben. — 6. *tenerge,* im Westen und England vorkommend; es findet sich noch im hl. Alban 553 (tenagre), aber ebenso auch als *tenergre* in der Cron.-Hs.; vgl. noch *teniecle* im Ambroise: *siecle* (s. Glossar) und endlich prov. *tenerc* im Gir. von Rossillon (schon von Diez II c belegt und behandelt, von E. Levy ausgelassen im Petit Dict. prov.), ferner *teniebre* im Ps. Oxf. 34, 7. All dies dürfte statt auf tenebricus auf *tenebrius zurückgehen. Vgl. noch *atenerge* in La Curne de Sainte Palaye und A. Thomas, Nouv. Essais, S. 176, s. v. *entenerge.* — 7. *travaille* f., das nach God. in der Mons-Hs. von Kristians Perceval p. 5 a stehen soll, ist nicht kristianisch, sondern steht in der Monser Vorgeschichte v. 358, gehört also ins nördliche Sprachgebiet.

Ich habe absichtlich all diese recht seltenen Vokabeln zusammengestellt und dabei deren sonstiges Vorkommen betont. Wenn also das Vorkommen des einen oder anderen Wortes in zwei Texten wie Tr. und Chron. nicht viel beweisen kann, so ist doch der Umstand, daß ihrer eine große Anzahl vorliegt, nämlich nicht weniger als zwölf Wörter, die sich alle beisammen, mit besonderem Nachdruck auf den beiden ἅπαξ εἰρημένα gerade in den beiden Texten finden, schon an und für sich beweisend und verstärkt die anderen gewichtigen, vorher angeführten Beweise.

Wenn der Verfasser dann schließlich S. 180 noch das Überwiegen weiblicher Reime in der Chron. erwähnt, so ist diese

größere Bequemlichkeit bei dem Charakter der Chronik leicht erklärlich. Der Dichter wird eben nachlässiger bei der unliebsamen Fronarbeit.

Es hat also ein Verfasser, ein Beneoit von der hl. Maura (bei Tours, so der Verfasser t. V, S. 82, aber dann stimmt die Mundart nicht recht, oder bei Poitiers, so der Verfasser t. VI, S. 190) den Trojanerkrieg und später die Normannenchronik verfaßt.

Wendelin Foerster zum Gedächtnis.

Mitten im Toben dieses Weltkrieges ist Wendelin Foerster still von uns nach der ewigen Heimat gegangen, nach einem Leben rastloser Arbeit für die Ideale der romanistischen Wissenschaft, die ihm bis zum letzten Atemzuge keine Ruhe gegönnt haben, als schon seit vielen Jahren ein tückisches Leiden, das er mit stoischer Gelassenheit ertrug, ihm die fruchtbare Feder der nimmermüden Hand zu entringen drohte. Mit ihm ist wiederum einer jener Pioniere der Romanistik dahin, die das weite Feld ihrer Tätigkeit voll Meisterschaft aufzuklären und im Sinne wahrer philologischer Forscherarbeit späteren Geschlechtern von Dornen und Disteln befreit zu hinterlassen als ihre vornehmste Aufgabe erachtet haben. Er war einer jener Großen, die mit weitem Blick, aber auch mit vertieftem Eindringen in die dunklen und mühsamen Einzelprobleme der romanischen Philologie, voll besonderer schöpferischer Eigenart, als Streiter wie Führer ihrem Auftreten innerhalb der noch jungen Fachwissenschaft den Charakter einer starken, mannhaften Persönlichkeit aufzuprägen gewußt haben, deren Spuren selbst in den alles nivellierenden Zeiten nicht so leicht zu verwischen sind. Dafür ist ihm in den Annalen der Romanistik, für die er auf dem Gebiete der Sprach- und Literaturgeschichte als meisterhafter Paläograph und Herausgeber hochbedeutender Texte, als Verfechter bedeutsamer Theorien für die Würdigung hervorragender dichterischer Talente des Mittelalters und dessen Gesamtentwicklung überhaupt, schon bei Lebzeiten sein Ruhmestitel gesichert worden. Mochten manche literarische Fehden seine festgefaßten und stets unentwegt bald heiteren, bald grimmen Mutes verteidigten Überzeugungen umbranden, er blieb sich selbst getreu, und immer verstand er es, dem Gegner neue, wohldurchdachte Argumente des strittigen Gegenstandes entgegenzuhalten, stets darauf bedacht, ihn mehr zu überzeugen denn zu vernichten, aber auch darauf gefaßt, daß das Überzeugtsein mitunter viel Zeit und auch guten Willen zur Einigung bei der Gegenseite erfordert. Dies mag wohl auch von jenem üblen

Mabinogionstreit gelten, über den ein fertiges Urteil so leicht sich vorwagt, wofür aber doch alle Voraussetzungen bei unsrer lückenhaften Kenntnis der Überlieferung noch lange nicht gegeben sind. Jahrzehntelang beschäftigte ihn gerade diese so oft aufgeworfene Frage, ihr galt sein vornehmstes Sinnen und Trachten, in impulsiver Art — und wer wollte ihm diese Freiheit, dem liebevollsten Herausgeber der Werke Kristians von Troyes, absprechen oder die Wucht seiner über diesen Stoff vorgetragenen Ansichten einseitig vorwerfen und nachtragen! — bis zu seinem Tode wirkte er voll Aufopferung dafür, hier Wahrheit und Licht zu schaffen, und auch den greisen Forscher, dem zuletzt sich manche Enttäuschung über sein großes Lebenswerk aufdrängen wollte, übermannte nie das Gefühl des schwächlichen Nachgebens, noch fehlte ihm der klare Blick beim Abwägen der Endergebnisse, die er unermüdlich teils redlichem Bestreben, ins Dunkel hineinzuleuchten, teils phantastischer Sucht, durch neue Theorien zu glänzen und zu blenden (vgl. das Kapitel der Artus- und Gralsage, Ursprungsfragen der Keltologen, der Folkloristen) glaubte entgegenhalten zu müssen. Als dem Meister kritischer Textbehandlung verdanken wir ihm das meiste, der uns wichtige Denkmäler von den ältesten Zeiten an, aber auch die Neuzeit nicht ganz verschmähend, in feinsinniger Rekonstruktion, stets fußend auf peinlichster Betrachtung der Überlieferung, nahegebracht hat, und seinen Ausgaben namentlich altfranzösischer Texte, als klassisch und musterhaft im In- und Auslande anerkannt, werden noch lange Zeit Fachkreise und Schülergenerationen bewundernde Anerkennung zollen müssen, da wahre Philologie, nicht ephemeres Streben, sie sämtlich durchdringt. Gerade diese seine Seite inmitten neuer verflachender Strömungen wußte er gar oft auch als Zukunftsideal, bald mit beißender Ironie auf seltsame Neuerscheinungen seines Faches hinweisend, bald mit kopfschüttelndem Bedauern über das Verkennen maßgebender und belebender Prinzipien bei einer nicht immer von selbstlosem Streben nach schlichter Wahrheit eingegebenen wissenschaftlichen Arbeit klagend, hervorzuheben und seine so zahlreichen Schüler für sein Ideal zu begeistern, die für Lob wie Tadel empfänglich waren.

Dem Verfasser dieser wenigen trauererfüllten Zeilen, die er an Wendelin Foersters 72. Geburtstage in wehmütiger Erinnerung an die kurzen Stunden abfaßt, die er auf seine Einladung hin in den Arbeitsräumen des zuletzt in freiwilliger Vereinsamung nur noch mit seiner Wissenschaft und seinem unheilbaren Leid fortlebenden Meisters der romanischen Philologie in Bonn im Winter 1914/15 verbringen durfte — und sie werden ihm unvergeßlich sein —, kann es nicht obliegen, über W. Foersters überragende Bedeutung nach allen Seiten seiner Betätigung hin ein wenn auch

von bescheidener Ehrfurcht erfülltes Urteil zu fällen. Hierzu bedarf es beredterer und erfahrener Kenner der Zweiggebiete, die dem Wirken des Altmeisters gerecht werden können und mit ihm in ständiger Verbindung als Schüler und Fachgenossen geblieben sind. Die ernsten Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß eine solche Gesamtwürdigung von W. Foersters Lebenswerk in den engeren Fachzeitschriften bisher verschoben wurde. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß das herbe Weh, das uns alle ob dem Hingange des teuren Forschers noch nach Monaten durchzittert, in den weitesten Kreisen tief empfunden und auch mit dem Bedauern verknüpft wird, daß es ihm nicht mehr vergönnt ward, sò manche bedeutende Arbeit zu vollenden, wozu auch die Gralsausgabe gehört, die er uns noch viribus unitis zusammen mit G. Baist schenken wollte. Aber es gereichte ihm zur tröstlichen Freude, daß er noch die Abhandlung über die Interpolationen im Alexiusliede in der Göttinger Akademie der Wissenschaften, das Wörterbuch zu Kristian von Troyes nebst revidierten Einleitungen zu dessen Gesamtausgabe bei seinem getreuen Verleger Niemeyer in Halle, dazu noch eine neue umfängliche Edition des Alexiusliedes vollenden durfte, deren Publikation der Unterzeichnete als eines seiner letzten Vermächtnisse neben der Fortführung der Neuauflagen seines Altfranz. Übungsbuches und der Textausgaben nebst Wörterbuch Kristians von Troyes in besonderem Vertrauen übertragen erhielt. Auch einiges aus seinem Nachlasse, soweit es noch druckreif gemacht werden konnte, wird man mit aufrichtigem Dank entgegennehmen, zumal diesem Zwecke das letzte Schreiben W. Foersters an den Herausgeber unseres *Archivs* galt. Von größeren sorgfältig vorbereiteten Publikationen hat einer seiner talentvollen Schüler, Herr Dr. W. Breuer (Meppen), die endgültige Redaktion in höchst dankenswerter Weise übernommen, wie bereits mehrere Bände der Gesellschaft für romanische Literatur bekunden. Das Schicksal seiner kostbaren Bibliothek ist noch nicht entschieden.

Geboren ward Wendelin Foerster am 10. Februar 1844 angesichts des Riesengebirges, das die Scheide zwischen Schlesien und Böhmen bildet, in Wildschütz bei Trautenau. Er war ein Jugend- und Schulfreund des berühmten Chirurgen Czerny, besuchte die Gymnasien in Neutomischel und Königgrätz, absolvierte sodann die theologischen Studien und das Alumnat in Königgrätz, gab aber kurz vor Empfang der Weihen die Theologie auf und widmete sich klassisch-philologischen Studien in Wien 1865—68 unter Bonitz und Vahlen. Namentlich das Griechische fesselte ihn zeitlebens, und der Unterzeichnete hatte oft das Vergnügen, zu hören, daß er sich ihm auch als begeisterter Gräzist vorstellte und mit Vorliebe längere Stellen aus griechischen Klas-

sikern zitierte, die ihm, dem Neuphilologen alten Schlages, überaus vertraut waren. Er mußte nach Beendigung des Universitätsstudiums 1868 die praktische Laufbahn eines Gymnasiallehrers einschlagen und war als solcher in Brünn und in Wien tätig. Doch hatte er bald die Genugtuung, frei von diesem Zwange sich seiner Lieblingsneigung, die ihn zu romanistischen Studien trieb, durch umfängliche Studienreisen widmen zu können. In den Jahren 1872—74 arbeitete er in den Handschriftensammlungen der Bibliotheken der Schweiz, Frankreichs und Italiens, hörte auch Vorlesungen bei Gaston Paris in Paris und konnte sich Ostern 1874 in Wien als Privatdozent für romanische Philologie habilitieren. Im Herbst desselben Jahres wurde er als Extraordinarius auf den neugegründeten Lehrstuhl in Prag berufen, wurde dort 1876 Ordinarius und wiederum im Herbst des nämlichen Jahres, als inzwischen am 29. Mai 1876 der Begründer der romanischen Philologie gestorben war, als der Würdigste auf den Diezschen Lehrstuhl in Bonn berufen, wo er seitdem eine überaus fruchtbare Tätigkeit als Lehrer wie Forscher ausgeübt hat. Von schweren Krankheiten und Schicksalsschlägen blieb sein persönliches Leben nicht frei, aber alles überwand er dank seiner Energie und dem Lebensmut, der ihn nicht verließ, auch als er seit 1908 von der Vorlesungsverpflichtung entbunden ward. Sein reichgesegnetes Leben verschönte manch lindernder Aufenthalt in Italien und an der Riviera. Uns allen ist noch in lebhafter Erinnerung, wie er von letzterer aus seine Dankschreiben für die ihm anläßlich seines 70. Geburtstages von nah und fern dargebrachten Glück- und Segenswünsche absandte, mitten in der Arbeit an seinem Kristian-Wörterbuch, das er fern von jeder Bibliothek zu vollenden wußte. An äußeren Anerkennungen hat es ihm nicht gefehlt, so war er Mitglied der Akademien München, Göttingen, Brüssel, Turin, Mailand, Palermo. Das schwere Emphysemleiden, das ihn schließlich zu völliger Abgeschiedenheit verurteilte, hätte im Winter 1914/15 durch die auf ärztlichen Rat hin geplante Reise nach Ägypten vermindert werden können, aber der Ausbruch des Weltkrieges zwang ihn, in Bonn zu bleiben. Noch immer war er, den unerbittlichen Tod vor Augen, rastlos tätig, alles ordnend und die großen Zeitereignisse mit Schmerz wie Ingrimm gegen die Welt unsrer Feinde und Verleumder verfolgend. So sah auch der Unterzeichnete oft das noch immer leuchtende, jedem Schüler unvergeßliche Auge der hohen Gestalt aufblitzen, wenn er von einer neuen Tücke des seinen Bundesgenossenverrat langsam vorbereitenden Italien beim Lesen italienischer Zeitungen zu berichten hatte, schon lange vorbereitet auf den endgültigen Abfall dieses Landes. Dies helle, lebhafte Auge, das dem Schreiber dieser Zeilen stets vorschwebt, verlor auch

seinen Glanz nicht, als sein Träger ihm Anfang März 1915 zum letztenmal die Hand drückte. Es sollte der ewige Abschied sein, und etwas von diesem herben Gefühl mischte sich bereits in die Trennungsstimmung von Bonn. Immerhin traf den Unterzeichneten ganz unvorbereitet ein rührender, nähere Anordnungen über seinen Nachlaß treffender Abschiedsbrief, vom 16. Mai datiert, der neben der Todesstimmung die Klage über Italiens Verrat als Schlußsatz enthält: 'Und dieses Italien mordet mich täglich noch mehr.' Diese seines Lieblingslandes Kriegserklärung an die alte österreichische Heimat erreichte den Todkranken zum Glück nicht mehr, er starb wenige Stunden vor Bekanntmachung dieser Nachricht und verschied schmerzlos im Schlaf am Herzschlag, was er sich immer gewünscht hatte, am 18. Mai 1915.

† Have, pia anima! †

Seiner stillen Eigenart entsprach es, daß auf seinen besonderen Wunsch die sterbliche Hülle ohne jegliche akademische Begleitung in der Morgenfrühe aus dem trauten Arbeitszimmer seines Heimes in der Arndtstraße der alten Rheinstadt zur Einäscherung nach Mainz überführt und auch keinerlei offizielle Anzeige seines Hinscheidens hinausgesandt wurde, so daß dieses der Gelehrtenwelt noch längere Zeit ganz verhohlen blieb und auch der Unterzeichnete, während er noch jenen Abschiedsbrief in den Händen hielt, nur durch einen Zufall die erschütternde Kunde durch eine Berliner kurze Zeitungsnotiz erhielt. Mir wie so vielen anderen war er ein aufrichtiger Gönner und liebevoller Berater, dessen Bild uns zur unvergänglichen Dankbarkeit und Verehrung vorschweben wird.

Breslau, 10. Febr. 1916. Dr. Alfons Hilka.

Zwei Quellen von Molières Misanthrope.

(Schluß.)

II.[1]

Ich komme nun zu der zweiten zu behandelnden Quelle des *Misanthrope,* François de Molières *Polyxène* und ihrer Fortsetzung durch Sorel.

Bezüglich des Autors und seiner Werke verweise ich auf die im Druck befindliche Rostocker Dissertation von Werner Werth, *François de Molière, sein Leben und seine Werke,* Berlin (Ebering) 1916. Ich beschränke mich hier auf einige kurze orientierende Bemerkungen:

F. de Molière, mit seinem vollen Namen *de Molière et d'Essertines,* war 1601 oder 1602 in Burgund geboren, wahrscheinlich in der Diözese Autun. Er hatte eine Stelle am Hofe inne, wurde aber durch eine Intrige aus ihr verdrängt und lebte nun auf dem Lande. Zu seinen Freunden gehörten Saint Amant und Théophile de Viaud. Sein Ende war ein tragisches: er wurde im März des Jahres 1624 durch einen, den er für seinen Freund hielt, im Bett ermordet; er ist also nicht älter als 22 oder 23 Jahre geworden.

Seine Hauptwerke sind der sentimentale Liebesroman *Les Amours d'Alcide et d'Hermize,* das erste und einzige zur Ausführung gekommene Stück der nicht vollendeten Rahmenerzählung *La Semaine Amoureuse,* und der idealistische Roman *La Polyxène,* erschienen 1622, der Fragment geblieben ist und infolge seiner großen Beliebtheit zwei Fortsetzungen erfuhr, eine durch den Buchhändler Pomeray, und eine zweite, die uns hier allein interessiert, durch Charles Sorel. *La vraye Suite des Advantures de la Polyxène, du feu Sieur de Molière, suivie et concluë sur ses Memoires,* erschienen zwei Jahre nach der Fortsetzung Pomerays im Jahre 1634, ein starker Band von 994 Seiten. — *la vraye Suite* also deshalb genannt, weil, wie Sorel auch im Vorwort angibt, seiner Darstellung im Unterschiede von der Pomerays die Aufzeichnungen und die Disposition des verstorbenen Autors zugrunde liegen.

François de Molière erscheint in seinen Werken nicht nur als eine sympathische Persönlichkeit, als ein Mann von warmem Herzen und sehr gesundem, nüchternem Urteil, er darf auch als ein Schriftsteller von nicht gewöhnlicher Begabung bezeichnet werden: seine *Semaine Amoureuse* ist keine unwürdige Vorläuferin von Fr. von Lafayettes *Princesse de Clèves,* und die *Polyxène,* die in dem nur ganz äußerlich umgehängten antiken

[1] S. *Archiv* 134, 321.

Gewande durchaus modernes Empfinden und moderne Sitten schildert, bietet mancherlei von kulturhistorischem Interesse und ist in einem vorzüglich flüssigen Stil geschrieben.

Inhaltsangaben der *Polyxène* und ihrer Fortsetzungen gibt Werth S. 76 ff. Daß der Roman dem Lustspieldichter Molière bekannt war, beweist der Umstand, daß in den *Précieuses Ridicules* Sz. 4 Madelon sich den Namen *Polyxène* beigelegt hat.

Ich benutze die *Polyxène* in der Ausgabe vom Jahre 1635, deren Titel lautet: *La Polyxene de Moliere*, die Suite Sorels in der obengenannten Ausgabe vom Jahre 1634. Beide Ausgaben befinden sich in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

Die *Polyxène* hat im Zusammenhang mit Molières *Misanthrope* m. W. zuerst erwähnt Emile Roy, *La Vie et les Œuvres de Charles Sorel* (Paris 1891), S. 178, n. 3: Roy nimmt hier Bezug auf Mesnard, a. a. O. S. 442, n. 1, der zu dem Namen Alceste im Personenverzeichnis die Anmerkung macht:

'Ce nom, dans l'usage, répondait à un nom grec féminin; Molière l'a fait répondre à un nom masculin, de formation très-régulière, que nous ne trouvons pas employé en grec comme nom propre, mais seulement comme nom commun, avec le sens d'homme fort, vigoureux champion' [nämlich ἀλκιστής = ἀλκήεις, stark, mutig, tapfer].

Roy sagt von Molière:

'... dans le Misanthrope, il n'a pas été obligé de créer le nom masculin d'Alceste, avec le sens de vigoureux champion, comme le dit M. Paul Mesnard ... Depuis le XVIe siècle le nom d'*Alceste* était souvent porté par les héros de roman ou de théâtre. (*Complainte d'Alceste sur l'ingratitude de Lydie*, dans la *Tricarite* de C. de Taillemont, traducteur de l'Arioste, 1556, in-8. — *Les admirables faits d'armes d'Alceste, par* Des Escuteaux, 1613. — *Alceste* et *Philinte* héros du roman de la *Polyxene* et de la *Suite* de Sorel. — *Alceste*, successivement prince et charbonnier, dans une pièce qui fit fureur à l'hôtel de Bourgogne, suivant Racan (édit. Tenant de Latour, tome I, p. 357). Le nom d'Alceste ne signifie donc rien, pas plus que celui d'Oronte.'[1]

Hier ist es also Roy nur darum zu tun, zu zeigen, daß der Name *Alceste* damals in dichterischen Werken öfter vorkam und Molière ihn aus einem solchen entlehnt haben kann, — ob er ihn gerade entnahm aus einem der zitierten Werke, und wenn ja, aus welchem derselben, läßt Roy durchaus unentschieden.

Nun hätte aber, meine ich, Roy doch wohl der Umstand,

---

[1] Hermann Fritsche, *Molière-Studien. Ein Namenbuch zu Molières Werken mit philologischen und historischen Erläuterungen*, 2. Ausgabe (Berlin 1887), S. 41 leitet *Alceste* von dem griechischen Frauennamen Ἄλκηστις ab und bemerkt: 'Hardy hat eine Tragödie Alceste = Alcestis, aber Quinault und Beys (im Jaloux sans Sujet) hatten schon vor Molière einen männlichen Alceste. Man könnte freilich denken, Alceste sei eine ins Männliche übersetzte Alcestis, welche der verwerflichen Célimène ebenso mit hingebender Treue sich widmet, wie Alcestis dem freilich nur unbedeutenden Admet. Schwerlich dachte Molière an ἀλκηστής, mutig, wenn auch Mut seinem Helden nicht abzusprechen ist; der Name ist wohl nur zufällig gewählt.'

daß in der *Polyxène* und ihrer Sorelschen Fortsetzung außer dem Namen des Alceste auch noch der seines Freundes Philinte auftritt, stutzig machen müssen: ist denn dieses auffällige Zusammentreffen nicht dazu angetan, sofort den Verdacht rege zu machen, daß Molières Quelle für die beiden Namen eben F. de Molières *Polyxène* gewesen sei? Der Name Philinte ist doch wahrlich in der Literatur der damaligen Zeit nicht so häufig, daß sein Erscheinen neben dem des Alceste in zwei sich zeitlich nahestehenden Werken als etwas ganz Natürliches bezeichnet werden müßte!

Nimmt man nun den Roman des Molière und die Fortsetzung des Sorel vor, die Roy nur einer mehr flüchtigen Durchsicht unterzogen zu haben scheint — eine sonderlich anmutende Aufgabe ist es ja auch nicht, sich durch die beiden Wälzer von 896 und 994 Seiten mit ihrem Wust von Abenteuern hindurchzuarbeiten —, so erkennt man bald, daß es sich hier in der Tat um keinen Zufall handeln kann, insofern nicht nur der Charakter des Alceste bei François de Molière mit dem des Alceste im *Misanthrope* gerade in dem für die eigentliche Handlung des Lustspiels wesentlichsten Zuge übereinstimmt und auch der des Philinte im Romane — welcher aber nicht, wie es nach Roys Worten scheinen könnte, gleichfalls in der *Polyxène* auftritt, sondern nur in der Sorelschen Fortsetzung — mit dem des Philinte im Lustspiel verwandt erscheint, sondern auch eine bekannte Szene des *Misanthrope*, nämlich die Sonett-Szene, sich als durch den Molièreschen Roman inspiriert erweist.

Dies soll nun auf den folgenden Blättern im einzelnen dargetan werden.

Wie wir in I sahen, erscheint, soweit die Handlung in Betracht kommt, im Lustspiel als die eigentlich herrschende Leidenschaft im Charakter des Alceste die Eifersucht.

Ebenso ist nun für den Alceste in der *Polyxène* charakteristisch eine maßlose, nie ruhende, sein ganzes Handeln bestimmende Eifersucht: er ist von Anfang bis zu Ende der *amant jaloux*, und zwar ist seine Eifersucht wenigstens teilweise eine berechtigte.

Folgendes wird von ihm berichtet — ich bemerke gleich, daß im übrigen die Handlung in ihren allgemeinen Zügen mit der des *Misanthrope* keine Ähnlichkeit hat:

Alceste ist der Sohn des Königs von Cilicien:

'Le roi de Cilicie, voisin du roi [de Syrie], avait un fils nommé Alceste, qui ne manquait pas de courage, mais qui n'avait pas toutes les bonnes conditions qui sont nécessaires à un prince.'

Als Alceste von der Schönheit und Anmut der Isménie, der Tochter des Königs von Syrien, hört, beschließt er, sich um ihre Hand zu bewerben: er reist an den syrischen Hof, aber Isménie liebt bereits den Prinzen Cloryman, der ihr den Hof macht, obgleich seine Neigung in Wirklichkeit gar nicht ihr, sondern der Polyxène, der Tochter des Prinzen von Cypern, des Bruders des Königs der Insel, gilt. Deshalb gibt Isménie dem Alceste zu verstehen, '*que sa recherche ne lui était pas agréable*'. Doch leistet Alceste darum noch nicht Verzicht: er findet denn auch ein williges Ohr bei Isménies Vater, welcher seiner Tochter erklärt, es sei sein fester Wille, daß sie Alcestes Werbung annehmen solle.

Nun beschließt Cloryman, Isménie von Alceste zu befreien: er will ihn eifersüchtig machen, um ihn auf diese Weise dahin zu bringen, daß er ihn fordert, und ihn dann im Zweikampf womöglich zu töten:

'Il résolut de lui donner tant de sujets de jalousie, que s'il était amoureux d'Isménie, comme il le témoignait, il ne faudrait point d'autre injure et le porter à en désirer vengeance' (S. 172).

Bei einem Ball, den die Königin gibt, erscheint Cloryman in prächtiger, mit Gold und Edelsteinen reich geschmückter Kleidung, seine Schönheit und seine Anmut ziehen aller Augen auf sich: dem Wunsche der Königin folgend, eröffnet er den Ball: er engagiert dazu Isménie, die ganz bezaubert von ihm ist. Sein Plan ist gelungen: Alceste bleiben die Gefühle der Isménie nicht verborgen, und die Eifersucht regt sich in ihm.

Dies gibt dem Dichter Anlaß, die ausführliche Schilderung des Geisteszustandes eines Eifersüchtigen zu geben:

'Tout lui fait peur, tout lui est contraire, il se défie de ses meilleurs amis, et ne se peut empêcher de devenir ennemi de soi-même. Rien ne lui plaît, ce vénin lu fait treuver de l'amertume dans la douceur, les pensées l'accablent, les soins l'éveillent, et [il] n'est jamais assuré de ce qu'il possède, qu'il ne craigne de le perdre, il croit que tout ce qu'il peut craindre peut arriver, que tout ce que sa maîtresse voit lui est agréable, qu'elle est amoureuse de tous ceux à qui elle parle, et qu'elle ne hait que ce qui lui ressemble. Comme toutes actions ont un revers, il interprète les meilleures en mauvaise part, son mal le suit partout, et quoi que lui seul en soit coupable, il le communique à celle qu'il aime' (S. 175).

Alceste glaubt endlich Gewißheit erlangt zu haben, daß Cloryman sein begünstigter Rivale ist, und es kommt nun infolge einer Reiberei zwischen beiden zu einem Duell (S. 191), in dem Alceste verwundet wird (S. 203: die Erzählung von dem Duell wird eine Strecke weit durch die Rahmenerzählung unterbrochen). Clyante, sein Sekundant, bleibt für tot auf dem Platze. Da Alceste Clyantes Tod nun rächen will, schließt sich bald darauf ein zweites Duell an, in dem Alceste und Cloryman sich gegen-

seitig verwunden; da erscheint ein Kurier, der die Nachricht bringt, daß Clyante lebe, und nun wird der Zweikampf abgebrochen (S. 236).

Trotz ihrer heftigen Abneigung wird Isménie schließlich doch Alcestes Gemahlin. Auf die näheren Umstände, die uns hier nicht interessieren, gehe ich nicht ein; s. darüber Werth S. 85 ff.

Aber Alcestes Eifersucht kommt auch jetzt noch nicht zur Ruhe, er macht seiner Gattin das Leben zu einer wahren Hölle:

'Alceste à qui la jalousie ne permettait pas une heure de repos, avait chargé à tant de personnes de prendre garde aux actions de sa femme, qu'elle ne disait pas un mot qu'il ne le sût aussitôt. Encore le mal était qu'il interprétait tout à son désavantage. Au commencement il cachait son défaut, et il faisait tout ce que lui était possible pour empêcher que la princesse ne s'en aperçût. Mais cette rage lui eut fait violer le respect qu'il lui devait, il lui fit des indignités que j'aurais honte de vous dire, et la rendit si misérable, que la plus pauvre femme de Cilicie n'eût pas voulu changer sa condition à celle de cette princesse infortunée.'

Alceste wird später eifersüchtig auf den nahe mit ihm verwandten Prinzen Clyante, den begünstigten Liebhaber der Polyxène; wiederholt ist S. 799 von der 'Grausamkeit' die Rede, mit der er die Isménie behandelt; S. 804 gibt Clyante folgende Schilderung von ihm:

Alceste ist von Leuten umgeben, die seiner Eifersucht beständig neue Nahrung zuführen und in ihm einen wahren Haß gegen Isménie rege machen. Er duldet an seinem Hofe nur Leute, die seinen Leidenschaften schmeicheln, derselbe ist ein Asyl für alle Bösewichte, es gibt kein Laster, das an ihm nicht eine Stätte fände. Freigebig ist Alceste nur gegen die, welche ihm über seine Gemahlin Übles zutragen. Isménie muß sich von ihren eigenen Dienern insultieren lassen; sobald sie mit irgend jemand nur ein paar Worte wechselt, beschuldigt man sie gleich, sie sei in ihn verliebt.

Nun setzt Sorels *Suite des Advantures de la Polyxène* ein: hier heißt es von Alceste, sein Hang zur Grausamkeit habe mit den Jahren zugenommen:

'Ainsi de toutes les cruautés qu'on se peut imaginer, il rechercha les plus sensibles pour en affliger sa vertueuse compagne ... Cette dangereuse frénésie s'augmenta quand et son âge' (S. 54).

Der alte König, Alcestes Vater, grämt sich über die Schlechtigkeit seines Sohnes dermaßen, daß er erkrankt und bald darauf stirbt (S. 55); Alceste besteigt den Thron (S. 152). Dieser trachtet nun seiner Gemahlin sogar nach dem Leben: eines Tages findet ihn der bei ihm in hoher Gunst stehende Bruder des Philinte in Gedanken versunken; nach dem Grunde seiner '*mauvaise humeur*' befragt, antwortet Alceste:

'Isménie est l'objet de ma pensée; Isménie a trop souffert et je voudrais bien lui retrancher les moyens de souffrir davantage' (S. 171).

Sie soll nun durch gefälschte Briefe der Untreue überführt werden, aber der Anschlag, auf dessen Einzelheiten ich nicht eingehe, mißlingt.

Schließlich übernimmt es Isménies Bruder, der Prinz Thyrsée, seine Schwester von der Tyrannei des Alceste zu befreien: gelegentlich einer Jagd stellt er im Walde den Alceste, er fordert ihn zum Duell heraus; Alceste nimmt die Herausforderung an, und Thyrsée verwundet seinen Gegner nun mit drei Degenstößen tödlich; sterbend bekennt Alceste sich schuldig und ruft die Götter um Verzeihung an (S. 237). Sein Leichnam wird dann im Walde gefunden.

Dies das Wesentlichste, was die *Polyxène* und Sorels, wie bemerkt, auf des Autors eigene Aufzeichnungen sich gründende Fortsetzung von Alceste berichten.

Philinte tritt zuerst in Sorels *Suite* S. 33 auf:

Cloryman und Clyante, auf dem Wege nach Syrien begriffen, kommen am Meeresufer gerade dazu, als eine Mörderschar drauf und dran ist, einem Edelmanne den Garaus zu machen; als die Bande aber der beiden Reisenden ansichtig wird, ergreift sie die Flucht. Letztere nehmen nun den aus zwei schweren Wunden blutenden Edelmann mit sich nach dem nächsten Dorfe, wo sie ihn der Behandlung eines Chirurgen übergeben; der Fremde erzählt dann den beiden seine Lebensgeschichte (S. 46 ff.):

Sein Name ist Philinte; er stammt aus einer der vornehmsten Familien Ciliciens und besitzt einen ihm sowohl geistig als körperlich sehr unähnlichen Zwillingsbruder Pancaste. Herangewachsen, kamen beide an den Hof des Königs von Cilicien, wo sie sich so auszeichneten, daß sie den alten Glanz ihres Hauses wiederaufleben ließen. Doch betritt Pancaste bald die Bahn des Lasters.

'Clyante alors reconnaissant tout à fait ce chevalier qu'il avait toujours tenu pour l'un des plus honnêtes Gentilshommes de la Cilicie, ne se put plus retenir de l'embrasser' (S. 49).

Philinte erzählt dann von der Eifersucht Alcestes und der Grausamkeit, mit der er seine Gattin behandelt. Eines Tages begleitet er, Philinte, die Isménie zum Tempel, da begegnet ihnen Alceste, der sofort Verdacht schöpft: die Folge ist, daß Philinte in Ungnade fällt. Isménie, die in Philinte die einzige ihr ergebene Person am Hofe sieht, teilt ihm mit, sie sehne sich nach Kunde von Cloryman und beauftragt ihn, diesem einen Brief zu überbringen. Der König erhält Nachricht von dieser Zusammenkunft Philintes mit Isménie und gerät darüber in solchen Zorn,

daß er ihm nach dem Leben trachtet; daraufhin entflieht Philinte schleunigst mit dem Briefe und schifft sich nach Syrien ein. wo er nun den Räubern in die Hände fällt.

Philinte tritt dann in der *Suite* nochmals nach dem Tode des Alceste auf. S. 462. wo er der Isménie die Fortsetzung der Abenteuer des Cloryman erzählt. S. 491 wird er bezeichnet als '*le généreux Philinte*', S. 588 als '*le plus courtois et le plus accompli des gentils-hommes de Cilicie*', S. 589 als '*chevalier parfait*'.

Die hier skizzierten Vorgänge haben als solche offenbar mit der Handlung des *Misanthrope* keinerlei Ähnlichkeit, aber es ist klar, daß bezüglich der Charaktere des Alceste und des Philinte bei Poquelin-Molière und bei François de Molière-Sorel eine teilweise nahe Übereinstimmung besteht: derjenige Zug, der in dem Charakter des Alceste im *Misanthrope* sowohl, wenigstens soweit es sich um das Verhältnis des Alceste zu Célimène handelt, als auch in der *Polyxène* am stärksten hervortritt, ist sein Hang zur Eifersucht. die dann zur Folge hat. daß Alceste sich hier wie dort stets in sauertöpfischer. gereizter. ja zorniger Stimmung befindet.

Diesen Zug im Charakter des Liebhabers der Célimène hat ja der Dichter selbst besonders betont in dem im Druckprivileg vom 21. Juni 1666 sich findenden Untertitel. den er dann aber wieder beseitigt hat: *L'Atrabilaire amoureux*. 'der griesgrämige (eig.: schwarzgallige) Liebhaber'. Alceste ist durch das ganze Stück hindurch in seinem Wesen übellaunisch. mürrisch. heftig, hochfahrend. rücksichtslos; bei jeder Gelegenheit läuft ihm die Galle über: er selbst sagt von sich:

V. 89: . . . . la cour et la ville
Ne m'offrent rien qu'objets à m'échauffer la bile;
Et j'entre en u n e h u m e u r n o i r e, en un chagrin profond ...

Célimène urteilt von ihm in ihrem Briefe im V. Akt. Sz. 4:
'Il est cent moments où je le trouve le plus fâcheux du monde'.

Nicht anders erscheint der Alceste in der *Polyxène*, der nicht aufhört. mit seinem Mißtrauen. seiner *male humeur*, seiner 'Grausamkeit' seiner Gemahlin das Leben zu verbittern.

Im übrigen sind freilich die beiden Charaktere insofern grundverschieden. als der Alceste im *Misanthrope* als ein im Kern seines Wesens wahrhaft edler Mensch geschildert wird, während der Alceste des Romans zwar tapfer. aber im Grunde seines Herzens schlecht ist.

Von dem Alceste des Lustspiels urteilt Eliante:

V. 1165: ... la sincérité dont son âme se pique
A quelque chose en soi de noble et d'héroïque.
C'est une vertu rare au siècle d'aujourd'hui,
Et je la voudrais voir partout comme chez lui.

Siehe dagegen die oben S. 152 mitgeteilte Schilderung von dem Treiben am Hofe des Alceste in der *Polyxène*.

Doch fällt dieser Unterschied deshalb weniger ins Gewicht, weil eigentlich in dem ganzen Roman sich die 'Grausamkeit' Alcestes allein darin betätigt, daß er seine Gattin durch seine Eifersucht aufs äußerste quält, sie überwachen läßt, hinter jeder harmlosen Unterhaltung, die sie mit anderen Männern führt, gleich Schlimmes wittert und zuletzt, in der Fortsetzung Sorels, ihr sogar nach dem Leben trachtet.

Philinte ist im *Misanthrope* ein Freund des Alceste; er erscheint als ein kluger, sehr nüchtern denkender, die Schwächen der Menschen und die Fehler der Zeit mit philosophischem Gleichmut betrachtender Weltmann und ist insofern Kontrastfigur zu seinem Freunde. Wenn auch die Auffassung des Dichters unzweifelhaft so wenig mit der Philintes als mit der Alcestes identifiziert werden darf, vielmehr zwischen beiden in der Mitte liegt, so erscheint Philinte doch durchaus in sympathischem Lichte: er gewinnt die Hand der trefflichen, verständigen Eliante, und das Stück schließt damit, daß er die Hoffnung äußert, es werde beider vereinten Bemühungen gelingen, Alceste von seinem Entschluß, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, noch wieder abzubringen und so schließlich doch noch alles zu einem guten Ende zu führen.

Philinte bei Sorel ist ein Hofmann des Alceste, hat also mit dem im *Misanthrope* das gemein, daß er zu dem eifersüchtigen Liebhaber in nahen persönlichen Beziehungen steht; er erscheint, wie der Philinte im *Misanthrope*, als eine sympathische Persönlichkeit: er wird als 'vollkommener Ritter', als der 'höfischste, vollendetste Edelmann' des Landes bezeichnet, s. oben S. 153.

Ich meine nun, schon diese Übereinstimmungen würden genügen, um uns zu der Behauptung zu berechtigen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Poquelin-Molières Alceste und Philinte aus François de Molières *Polyxène* und ihrer Fortsetzung durch Sorel stammen, und zwar nicht nur die Namen, sondern zum Teil auch die Charaktere.

Der letzte Zweifel muß aber schwinden vor der Tatsache, für die im folgenden der Beweis erbracht werden soll, daß die bekannte Oronte-Episode des *Misanthrope*, die Sonettszene im ersten Akt mit der anschließenden Duellaffäre, augenscheinlich beruht auf einer Episode des gleichen Romans des François de Molière, die ebenfalls in eine Duellangelegenheit ausläuft.

Der Inhalt der Oronte-Episode ist in Kürze dieser:

Akt I, Sz. 2 des *Misanthrope* sucht der Höfling Oronte, einer der Liebhaber der Célimène, in Abwesenheit der letzteren in ihrem Salon den ebendort in Gesellschaft Philintes weilenden Alceste auf, dem er sich in recht aufdringlicher und selbstgefälliger Weise als Freund anbietet; um 'mit der Knüpfung eines so schönen Bandes den Anfang zu machen', will er ihm ein Sonett zeigen, das er kürzlich verfaßt hat, und sein Urteil einholen, ob es wohl wert sei, der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Er liest nun Alceste seine '*petits vers doux, tendres, et languoureux*' vor. Während Philinte sich lobend äußert, kritisiert Alceste das Gedicht in der abfälligsten Weise: er sieht in ihm ein Produkt des schlechten Geschmackes der Zeit, der ihn geradezu mit Besorgnis erfülle, und deklamiert als Beispiel echter, aus dem Herzen kommender Poesie ein einfaches Volkslied: '*Si le roi m'avait donné Paris sa grand ville*' ... Oronte, durch dieses Urteil aufs höchste verblüfft, erklärt, sein Gedicht sei gut, und beruft sich dafür auf das Urteil 'anderer Leute', zu denen ja auch Philinte gehört. Es folgt ein gereizter Wortwechsel zwischen beiden, der damit endet, daß Oronte sich zornig entfernt:

V. 436: Ah! j'ai tort, je l'avoue, et je quitte la place.
Je suis votre valet, Monsieur, de tout mon cœur.

Akt II, Sz. 6 wird Alceste durch einen '*Garde*' vor das Marschallsgericht ('*les Maréchaux*', d. i. das *Tribunal des Maréchaux de France*) zitiert, dem u. a. die Schlichtung von Ehrenhändeln zwischen Edelleuten oblag — bekanntlich war das Duell damals in Frankreich streng verboten. 'Sobald der *doyen des maréchaux*', bemerkt Fritsche in seiner Ausgabe des *Misanthrope* zu V. 774, '... von einem Ehrenhandel Nachricht bekam, schickte er zu jedem der beiden Gegner einen Garde, der ihn vorlud und sich an die Fersen des Mannes heftete, um das Duell zu verhindern, ... bis er ihn dem Marschall zuführte.' Der Garde war vermutlich ein Offizier.

Das Marschallsgericht hat also von dem Zwist zwischen Oronte und Alceste gehört — wie, erfahren wir nicht: vermutlich hat Oronte geäußert, daß er Alceste fordern wolle, oder er hat schon Schritte getan, ihm eine Forderung zu übersenden —, und das Gericht beeilt sich nun, womöglich einen Ausgleich zwischen beiden zu bewerkstelligen. Alceste leistet widerstrebend der Ladung Folge, aber er erklärt, nichts in der Welt werde ihn vermögen, sein über Orontes Verse abgegebenes Urteil zurückzunehmen, es sei denn, daß der König es selbst befehle.

Akt IV, Sz. 1 hören wir dann aus Philintes Mund, daß der Ausgleich, obschon Alceste hartnäckig auf seiner Meinung beharrte, schließlich doch zustande gekommen ist, indem Alceste sich zu der Erklärung herbeigelassen hat, 'er würde von Herzen

gewünscht haben, daß er Orontes Sonett hätte besser finden können':

V. 1159: . . . . je voudrais, de bon cœur,
Avoir trouvé tantôt votre sonnet meilleur.

Eine Umarmung der beiden Gegner macht der Affäre ein Ende:

V. 1161: Et dans une embrassade, on leur a, pour conclure,
Fait vite envelopper toute la procédure.

Die Episoden des François de Molièreschen Romans, auf welchen dieser Teil der Handlung des *Misanthrope* — der eine die Haupthandlung begleitende, aber in keiner Weise beeinflussende Nebenhandlung darstellt — beruht, finden sich in der Erzählung, welche die Heldin des Romans, Polyxène, S. 176 ff. selbst von ihren Schicksalen gibt:

Alceste hat den vertraulichen Verkehr zwischen Cloryman und Isménie, um deren Gunst er wirbt, bemerkt, und die Eifersucht regt sich in ihm. Eines Tages treffen sich die beiden Rivalen im Zimmer der Prinzessin. Cloryman, der es ja geradezu darauf anlegt, Händel mit Alceste zu bekommen — s. oben S. 151 —, bemüht sich absichtlich, diesen zu reizen, indem er eine Geschichte von einem Eifersüchtigen mit so viel Witz erzählt, daß alle Anwesenden in Gelächter ausbrechen. Nur Alceste verzieht keine Miene, was Polyxène und Clyante — der eigentliche Liebhaber der Prinzessin, denn Cloryman macht ihr ja nur zum Schein den Hof — sich damit erklären, er sei wohl übler Laune oder in Gedanken mit irgendeiner Sache beschäftigt. Cloryman fragt nun Alceste lachend, warum er nicht in die allgemeine Heiterkeit einstimme, worauf Alceste kalt erwidert, er habe an der Geschichte nichts Lächerliches finden können. 'Nun,' meint Cloryman, 'Madame (d. i. Isménie) hat sie doch sehr gelungen gefunden, aber vielleicht wart Ihr mit Euren Gedanken gerade anderswo.' Er fragt ihn, ob er die Geschichte nicht noch einmal erzählen solle, aber Alceste lehnt das ab, es müßte denn sein, daß er, Cloryman, ihn ärgern und einen Teil der Achtung einbüßen wolle, die er für ihn hege. Darüber gerät Cloryman in Zorn, er läßt aber seine Erregung nicht merken, sondern antwortet nur kühl, er habe nie geglaubt, daß seine Achtung von Alceste abhänge, er sei stets der Überzeugung gewesen, mehr zu sein als dieser, usw. Da beide die volle äußere Ruhe bewahren, denkt niemand daran, daß die Angelegenheit üble Folgen haben könne. Beide gehen dann nach Hause.

Am nächsten Morgen sendet Alceste, dem die Eifersucht keine Ruhe läßt, zu sehr früher Stunde schon dem Cloryman wegen der ihm angetanen Beleidigung durch Clyante eine Herausforderung. Der Kartellträger trifft Cloryman noch im Bett —

dieser ahnt nicht, was Clyante so früh am Morgen zu ihm führt. Cloryman erhebt sich nun, da aber seine Diener anwesend sind, die ihm beim Ankleiden helfen, kann Clyante seinen Auftrag zunächst noch nicht ausrichten, und beide unterhalten sich über gleichgültige Dinge. Um nun endlich doch zur Sache kommen und mit Cloryman, unbelauscht von den anwesenden Dienern, reden zu können, bringt Clyante das Gespräch aufs Dichten: 'er las ihm einige Verse vor, die er bei sich hatte, und erweckte in ihm den Wunsch, deren noch andere zu sehen, die, wie er ihm versicherte, noch unvergleichlich viel schöner seien als die ersten'. Cloryman bittet den Clyante, sie ihm zu zeigen, und sagt ihm, 'es gebe auf der ganzen Welt nichts, was ihm solche Freude bereite, wie schöne Verse, in denen neben Geschmack und schönen Gedanken sich Leichtigkeit und Anmut offenbarten'. Clyante läßt sich lange bitten, endlich stellt er sich, als ob er seinem Drängen nachgebe und sich nicht scheue, seinem Versprechen zuwiderzuhandeln. [Von einem irgend jemand gegebenen Versprechen, die Verse niemand zu zeigen, ist aber doch im vorhergehenden nicht die Rede gewesen: es liegt wohl eine kleine Flüchtigkeit des Autors vor, der als Grund dafür, daß Clyante dem Cloryman die Verse nur heimlich zeigen will, ihn ein solches Versprechen hatte vorschützen lassen wollen.] Er zieht Cloryman nun beiseite, als ob er ihm die Verse zeigen wolle, und entledigt sich seines Auftrages: Alceste wünsche sich unverzüglich mit ihm zu schlagen; wenn Cloryman bereit sei, ihm Satisfaktion zu geben, so wolle er ihn an den Ort bringen, wo Alceste ihn schon in größter Ungeduld erwarte — die Wahl der Waffen überlasse er ihm. Cloryman bewahrt seine volle Ruhe und erklärt ohne Besinnen, die Forderung anzunehmen; man einigt sich dahin, daß Polyxènes Vater Armante als sein Sekundant fungieren soll.

Nach eingenommenem Frühstück besteigen alle drei die Pferde und begeben sich an den Ort, wo Alceste schon ihrer wartet. Das Duell findet nun statt: Clyante, welcher der Sitte der Zeit gemäß als Alcestes Sekundant mit Armante den Degen zu kreuzen hat, sinkt schwer verwundet zu Boden und wird für tot liegen gelassen — später findet ihn ein armer Mann, der entdeckt, daß noch Leben in ihm ist und ihn mit nach seiner Hütte nimmt; der Zweikampf zwischen Alceste und Cloryman selbst endet damit, daß ersterer niedergestoßen wird — Cloryman könnte ihn töten, aber er schenkt ihm das Leben und begnügt sich, ihm den Degen abzunehmen; Alceste reitet nach der Stadt zurück, um sich seine nicht tödlichen Wunden verbinden zu lassen (S. 204).

Da Alceste aber Clyante, der als tot gilt, an Cloryman rächen will, findet bald darauf am gleichen Platze ein zweites Duell zwischen beiden statt, bei dem sie sich gegenseitig Wunden

beibringen; bevor aber eine Entscheidung erzielt ist, erscheint ein Kurier, Lucidan, der die Nachricht bringt, daß Clyante noch am Leben sei. Daraufhin wird das Duell abgebrochen (S. 231 f.).[1]

Über ein drittes Duell, welches aber mit den beiden anderen in keinem Zusammenhang steht, und an dem nur Cloryman, nicht Alceste, beteiligt ist, wird S. 260 ganz kurz berichtet:

Armante hat den Cloryman beleidigt. Dieser stellt sich ihm zur Verfügung, der Zweikampf soll ausgefochten werden auf einer Wiese, die von dem Fluß Oronte nicht weit entfernt ist. Aber der König ist von der Sache benachrichtigt worden: als Cloryman seine Leute fortschicken will (damit das Duell stattfinden kann, ohne daß sie davon Kenntnis erhalten), sendet der König seine Garden, und am nächsten Tage söhnt er die beiden Gegner miteinander aus.

Ich gebe die Stelle hier gleich im Wortlaut:

'Alors Cloryman se mit en colère et oubliant la crainte qu'il avait eue de me déplaire, lui dit, qu'afin qu'il reconnût le désir qu'il avait de le contenter, il s'en allait sortir après lui. Ayant résolu cela, mon père lui dit qu'il l'attendrait en une prairie qui n'est pas éloignée du fleuve Oronte. Je ne sais si leur entreprise fut découverte, ou l'on ouit quelque chose de ce qu'ils avaient arrêté. Mais comme Cloryman se voulait défaire de ses gens, le Roy lui envoya des gardes, et l'accorda avec que mon Pere le lendemain.'

Ich meine, jeder, der die Alceste-Cloryman-Episode und die dritte Duell-Episode liest, muß sich sofort aufs lebhafteste an die Oronte-Episode im *Misanthrope* erinnert fühlen. Freilich sind die Situationen hier und dort sehr verschieden, aber ebenso ist auf den ersten Blick klar, daß sie eine Reihe identischer Motive enthalten, ja, wir dürfen sagen: alle wesentlichen Motive der Oronte-Episode sind in jenen Episoden der *Polyxène* schon vorhanden, nur sind sie umgebildet, anders kombiniert, transponiert.

Folgende Züge sind den in Rede stehenden Episoden des Romans und der Oronte-Episode des *Misanthrope* gemein:

1. Alceste trifft in dem Zimmer der Dame, um die er sich bewirbt, mit einem Rivalen, einem Hofmanne, zusammen; letzterer trägt etwas vor (eine satirische Anekdote in der *Polyxène*, ein selbstverfertigtes Sonett im *Misanthrope*), was den Beifall der anderen Hörer, bzw., im *Misanthrope*, des zweiten noch anwesenden Hörers (des Philinte) findet, während Alceste selbst eine eisige Kälte zur Schau trägt und auf Befragen erklärt, er könne an dem Vorgetragenen keinen Gefallen finden.

2. Der Rivale, beleidigt durch Alcestes Verhalten, stellt ihn zur Rede und beruft sich zum Beweis, daß das Vorgetragene gut sei, auf den Beifall anderer Leute.

---

[1] S. den französischen Originaltext der Episode bei Werth S. 128 ff.

3. Es folgt eine gereizte Auseinandersetzung zwischen den beiden, worauf man sich trennt.

4. An den Zwist knüpft sich eine Duellangelegenheit, nur mit dem Unterschied, daß im Roman das Duell wirklich stattfindet, im Lustspiel durch das Eingreifen einer vermittelnden Instanz verhindert wird.

Dies die Motive der Oronte-Episode des *Misanthrope,* welche in der ersten Alceste-Cloryman-Episode der *Polyxène* begegnen.

Wie bemerkt, bestehen hier zwei wesentliche Unterschiede darin, daß in der *Polyxène* eine Anekdote, im *Misanthrope* ein von dem Vortragenden verfaßtes Sonett zum besten gegeben wird, sowie darin, daß im Lustspiel das Duell nur geplant, dann aber verhindert wird.

Eben diese beiden Motive begegnen nun aber auch im Roman, nur an etwas späterer Stelle als da, wo sie sich in dem Lustspiel finden:

Das Motiv, daß ein Hofmann dem anderen selbstgemachte Verse zeigt, auf die er sich etwas zugute tut, erscheint in der *Polyxène* da verwandt, wo Clyante, der Sekundant des Alceste, dem Cloryman die Forderung des letzteren überbringt: Clyante will Cloryman Verse zeigen, um Gelegenheit zu haben, heimlich seinen Auftrag auszurichten, von dem die anwesenden Diener nichts erfahren sollen.

Und das andere Motiv, das des verhinderten Duells, begegnet im Roman später in der Duell-Episode Armante-Cloryman: im *Misanthrope* wird das Duell verhindert durch Eingreifen des vom König eingesetzten Marschallsgerichtes, im Roman durch das Eingreifen des Königs selbst; im *Misanthrope* wird Alceste durch einen *Garde* vor die Marschälle zitiert, im Roman wird das Duell durch abgesandte *Gardes* des Königs inhibiert.

Die Szene, in der Clyante seine Verse zeigt, schließt sich unmittelbar an die Episode vom Zwist zwischen Alceste und seinem Rivalen an, die Duellszene Armante-Cloryman ist als solche und durch die Personen des Cloryman und Armante mit der Duell-Episode Alceste-Cloryman assoziativ verbunden, denn Armante ist in jenem ersten Duell der Sekundant Clorymans. Bei undeutlicher Erinnerung konnten sich diese Episoden für einen Leser des Romans leicht miteinander vermengen, die Übertragung der Motive aus der einen Episode in die andere ist psychologisch vollkommen begreiflich.

Ich nehme nun an, daß sich eine solche Assoziation der hier aus der Darstellung des Romans herausgelösten Motive in der Phantasie des Dichters des *Misanthrope* vollzogen hat: Cloryman, der statt einer Anekdote selbstgefertigte Verse vorträgt, wie Clyante später solche dem Cloryman selbst zeigt, ergibt sofort

den Oronte, der dem Alceste solche Verse vorträgt, und das Duell Alceste-Cloryman mit dem Duell Armante-Cloryman vermengt ergibt die Fassung der Duell-Episode Alceste-Oronte im *Misanthrope*; der Name Oronte, der im Roman den Fluß bezeichnet, in dessen Nähe das Duell stattfinden soll, ist dem Dichter als Personenname im Gedächtnis geblieben, und da er in der Duell-Episode begegnet, die sich im Geiste des Dichters mit dem Duell zwischen Alceste und Cloryman assoziiert hat, schiebt sich ihm dieser Name an Stelle des Namens Cloryman, der in der Alceste-Cloryman-Episode dem Oronte im *Misanthrope* entspricht.

Der Ersatz der von Cloryman erzählten Anekdote aber und der von Clyante vorgezeigten Verse durch ein von einem Dichterling deklamiertes Sonett wurde offenbar bewirkt durch Einfluß einer weiteren, schon in Teil I dieses Artikels, *Archiv* 134, 325 erwähnten Reminiszenz des Dichters, die ganz sicher zur Gestaltung der Episode wesentlich beigetragen hat: die Schilderung des ein selbstgefertigtes Sonett rezitierenden Poeten in des Cervantes Novelle *El Licenciado Vidriera* ('Der gläserne Lizenziat' — der Held ist von der fixen Idee beherrscht, daß er aus Glas bestehe), auf die nach dem Vorgange von Foulché-Delbosc aufmerksam gemacht hat Martinenche in seinem Werke über Molières Beziehungen zur spanischen Literatur. Ich zitiere die in Betracht kommende Stelle wörtlich nach der Übersetzung von A. Keller und F. Notter, *Miguel's de Cervantes sämtliche Romane und Novellen* B. 9 (Stuttgart 1841), S. 82; der Lizenziat erzählt:

'... von den schlechten, den Afterdichtern läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie die Unwissenheit und die Hoffart der Welt darstellen. Ist es nicht zum Tollwerden, fuhr er fort, wenn man einen solchen Dichter sieht, von der Schar derer, welche jede Gelegenheit beim Schopfe packen, der mehreren, die um ihn herstehen, ein Sonett vorleiern will; die Entschuldigungen, die er vorausschickt, wie er sagt: Habt die Güte, meine Herren, ein Sonettchen anzuhören, das ich gestern abend bei einer gewissen Gelegenheit verfertigte, und welches, wie mir scheint, ob es gleich nichts wert ist, doch so ein gewisses Etwas von Bedeutung hat.

Dabei spitzt er die Lippen, zieht die Augenbrauen empor, durchstöbert seine Tasche, und unter tausend schmierigen und halbzerrissenen Papieren, auf denen noch tausend andere Sonette stehen, sucht er nun dasjenige hervor, welches er mitteilen will, und liest es endlich mit weicher, honigsüßer Stimme. Wenn nun etwa seine Zuhörer boshaft oder unwissend genug sind, es nicht zu loben, so sagt er: Entweder, meine Herren, habt Ihr das Sonett nicht verstanden, oder habe ich es nicht recht vorzutragen gewußt; es wird daher gut sein, wenn ich es noch einmal her-

sage, und Ihr aufmerksam zuhört, denn wahrlich, wahrlich, das Sonett verdient es.

Und nun liest er es noch einmal vor mit neuen Gebärden und neuen Pausen.'

Die Annahme, daß sich die im Roman vorhandenen, zum *Misanthrope* stimmenden Motive in dieser Weise im Geiste Poquelin-Molières zu der Oronte-Episode kristallisiert haben, steht offenbar mit der Natur unseres Gedächtnisses und unserer Phantasie, welche Aufgenommenes teilweise vergessen und festgehaltene Momente neu kombinieren, vollkommen im Einklang.

Somit weicht die Alceste-Cloryman-Episode der *Polyxène* von der Oronte-Szene des *Misanthrope* zwar in wesentlichen Punkten ab, insofern in ihr weder von der Verlesung eines Sonetts noch von einer Verhinderung des Duells die Rede ist, dieses vielmehr wirklich zum Austrag kommt, aber es sind in der *Polyxène* in der fraglichen Episode und in einer späteren, die sich assoziativ leicht mit ihr verknüpfen mußte, alle wesentlichen Elemente gegeben, die unter Einwirkung des angeführten Passus der Cervantesschen Novelle durch naheliegende Verschiebungen in der Phantasie des Dichters offenbar die Oronte-Episode ergeben haben.

Damit ist nun also auch die Nebenhandlung des *Misanthrope*, die mit der Haupthandlung des Dramas in gar keinem organischen Zusammenhang steht und nur den Zweck hat, eine gewisse Seite des Charakters des Helden, seinen unerschrockenen, aber allzu schroff sich äußernden Freimut, die jede persönliche Rücksicht beiseitesetzende Unbestechlichkeit seines Urteils ins Licht zu rücken, auf eine literarische Quelle zurückgeführt, wie wir das gleiche vorher mit der Haupthandlung tun konnten, deren wesentliche Züge in der Alcidamie-Episode des *Grand Cyrus* vorgebildet sind.

Ist dem nun so, dann darf man vermuten, daß auch noch einige andere Motive des *Misanthrope* von Poquelin-Molière vielleicht aus dem Roman seines weniger berühmten Namensvetters entnommen wurden. Wohlverstanden, ich möchte in den im folgenden zu besprechenden Zügen keine weiteren Gründe für Annahme einer Abhängigkeit des *Misanthrope* von der *Polyxène* erblicken, aber nachdem im vorausgehenden diese Abhängigkeit, wie ich glaube, bereits erwiesen worden ist, wird m. E. mit der Möglichkeit zu rechnen sein, daß auch in anderen Fällen, wo die Sache weniger deutlich ist, eine Beeinflussung stattgefunden hat.

Akt IV, Sz. 3 des *Misanthrope* will Alceste die Célimène der Doppelzüngigkeit überführen auf Grund eines ihm von Arsinoë

in die Hände gespielten '*billet*' der ersteren, als dessen Adressaten er Oronte betrachtet. Célimène freilich erklärt, es sei an eine Frau gerichtet, doch als Alceste diese Annahme mit dem Inhalt des '*billet*' für unvereinbar erklärt, da gibt sie zu — man weiß nicht, ob der Wahrheit gemäß oder aus Trotz —: Jawohl, es war für Oronte bestimmt!

Akt V, Sz. 4 kommen dann Stellen aus zwei Briefen zur Verlesung, die Célimène an ihre Verehrer Clitandre und Acaste gerichtet hat, in denen sie sich wechselseitig über letztere und über Oronte lustig macht und sich auch über Alceste in einer für diesen kränkenden Weise äußert.

Célimène wird also durch Briefe der Unaufrichtigkeit gegen ihre Liebhaber überführt.

Dies erinnert daran, daß in Sorels *Suite de la Polyxène*, S. 171 ff., Alceste den Versuch macht, seine Gemahlin Isménie, von deren Untreue er überzeugt ist, durch gefälschte Briefe der Untreue zu überführen:

Auf Rat des Pancaste, des bösen Bruders des Philinte, verfertigt Alcestes Sekretär, der sich vorzüglich auf die Nachahmung fremder Handschriften versteht, ein Schreiben, in dem Isménie sich selbst des Ehebruchs bezichtigt und die Absicht äußert, Selbstmord zu begehen, um der gerechten Strafe zu entgehen. Der Anschlag mißlingt aber — im Zusammenhang mit ihm wird Pancaste von Alceste getötet.

Der Sekretär fälscht nun Briefe der Isménie an Pancaste, in denen sie ihm von ihrer Liebe spricht, ferner einen Brief des Pancaste an Philinte, in dem ersterer gesteht, vertrauten Umgang mit der Königin gehabt zu haben.

Gemein ist also dem *Misanthrope* und der *Suite de la Polyxène* das Motiv: geplante Überführung der von Alceste geliebten Frau durch Briefe — im einen Falle sind die Briefe echt, und die Überführung gelingt, im anderen sind sie gefälscht, und der Versuch mißlingt.

Alceste will sich im *Misanthrope* wegen der Enttäuschungen, die er erfahren hat, in die Einsamkeit zurückziehen.

Dieses Motiv begegnet in der *Suite* Sorels geknüpft an den Namen des Ariston, der, verbittert durch die Perfidien und den Eigennutz der Menschen, sein Heimatland verläßt und dann auf einer einsamen Insel lebt:

Ariston, ein junger Syrier, ist unter Cloryman im Staatsdienst beschäftigt, aber die üblen Erfahrungen, die er macht, verleiden ihm seinen Beruf:

'... la connaissance des affaires d'État m'apprenant les perfidies dont chacun se sert pour ruiner son compagnon, ou

pour faire sa fortune aux dépens de ceux dont on l'espère, j'en pris un tel dégoût, que je protestai de ne m'en mettre jamais. Depuis cette résolution, je commençai de négliger ma charge, et de telle sorte qu'enfin on me l'ôta.'

Sehr glücklich über die erlangte Freiheit, schifft er sich nach Pamphilien ein, aber das Schiff geht unter; schwimmend erreicht er eine einsame Insel, wo er nun als Einsiedler vollkommen glücklich lebt; Ariston erzählt selbst:

'Ce dernier malheur acheva de rendre mon humeur tout à fait solitaire, de sorte que je résolus de ne vivre que pour contempler le ciel. Je visitai cette île, qui me parut autant agréable que bien fournie de racines et de fruits pour me nourrir jusque à mon dernier moment ... j'ai goûté tant de douceurs à vivre comme je fais, que je ne voudrais pas changer ma fortune aux couronnes des plus grands rois de la terre.'

Ariston gibt dann eine ausführliche Schilderung des Lebens, das er führt, und des Glückes, das ihm seine absolute Freiheit und Unabhängigkeit bereitet.

Es scheint mir recht wohl möglich, daß das in Rede stehende Motiv des *Misanthrope*: Alceste, tief verbittert durch die Niedertracht der Menschen, will sich nach einem *endroit écarté* auf der Erde zurückziehen, um hier als Einsiedler zu leben, aus dieser Episode von Sorels *Suite* stammt oder doch von ihr beeinflußt ist.

Das Sonett, welches Oronte Akt I, Sz. 2 des *Misanthrope* vorträgt, stellt dar eine Satire auf den pointenhaschenden, verschnörkelten, gesucht geistreichen und weinerlichen Stil der preziösen, italianisierenden und hispanisierenden Lyrik:

V. 315: L'espoir, il est vrai, nous soulage,
Et nous berce un temps notre ennui;
Mais, Philis, le triste avantage,
Lorsque rien ne marche après lui!

Vous eûtes de la complaisance;
Mais vous en deviez moins avoir,
Et ne vous mettre en dépense
Pour ne me donner que l'espoir.

S'il faut qu'une attente éternelle
Pousse à bout l'ardeur de mon zèle,
Le trépas sera mon recours.

Vos soins ne m'en peuvent distraire:
Belle Philis, on désespère,
Alors qu'on espère toujours.

Die gleiche Satire findet sich in Sorels *Suite de la Polyxène*, zwar nicht in poetischer, wohl aber in prosaischer Form, und zwar ist ihr Träger hier der Prinz Thyrsée, der Bruder der Isménie und dritte Liebhaber der Heldin:

Polyxène ist in den Orden der Priesterinnen der Diana eingetreten, in deren Tempel sie nun lebt. Die Klagen, in denen

sich Thyrsée ergeht, als er hiervon erfährt, bewegen sich ganz in dem Stil des Ronteschen Sonetts:

Der Prinz unterhält sich mit seinen eigenen Gedanken, er dankt ihnen, daß sie ihm von der Prinzessin sprechen, aber unerträglich werden sie ihm, weil sie ihm dieselbe im Gewande der Ordensgeistlichen (*reformée*) zeigen. Wenn sie bei ihm bleiben wollen, so möchten sie doch etwas von 'ihrer Strenge' hinwegtun:

'Pensers, disait-il, encore me plaisez-vous, puisque vous ne m'entretenez jamais que du souvenir de ma princesse; vous êtes doux en ce point, ô Pensers; mais lors que ma mémoire, trop fidèle pour mon repos, me la remet devant les yeux en habit de reformée, c'est en cet instant que vous m'êtes insupportables! hé, si vous ne voulez jamais vous séparer de moi, de grâce au moins retranchez quelque peu de votre rigueur.

Ce n'était pas sans soupirer qu'il s'entretenait de la sorte, car même assez souvent il ne pouvait s'empêcher de verser des pleurs: Et c'était alors que cette action si peu commune aux grands courages l'obligeait à rechercher des raisons pour s'en servir d'excuse.

Puisque j'obéis à l'amour, continuait-il, et que cette passion est si absolue sur mon âme, qui pourrait blâmer mes larmes et mes soupirs? les pleurs et les prières ne sont ce pas les armes des amants? les soupirs, ce qui les soulage au milieu de leurs peines? ... Soupirons donc, Thyrsée, c'est pour soulager nos douleurs: Prions cette mauvaise, et si nos prières ne la touchent point, ne manquons pas d'y mêler les pleurs; toutefois si ces choses sont inutiles, vivons pour elle et ne nous nourrissons que de pensers' (S. 277).

Einige Seiten später, S. 300, tröstet er sich aber mit 'Hoffnung': er will seine Gedanken zu Papier bringen, kommt aber damit nicht zustande:

'Ainsi plus amoureux que jamais ce jeune Monarque s'entretenait d'espérance...

Il se retira dans un cabinet, où n'ayant à communiquer qu'avec sa pensée il ne laissa pas de se treuver infiniment empêché. S'il écrivait un mot, il l'effaçait pour y en mettre trois autres: mais ces derniers ne lui plaisant pas il les rayait de nouveau, et se promenant en recherchait de plus charmants pour mettre à leur place: en fin se dépitant contre soi-même il déchira tout ce qu'il avait écrit, et sans s'amuser davantage fit cette lettre ...' (einen Brief an Polyxène, den diese ablehnend beantwortet).

Thyrsée läßt nun den Diana-Tempel in Brand stecken, um bei der zu erwartenden Flucht der Priesterinnen der Polyxène habhaft werden zu können; Médonthe, der beauftragt ist, sich ihrer zu bemächtigen, verliebt sich aber selbst in sie, bringt sie nach einem Schlosse und meldet seinem Herrn, Polyxène sei in den Flammen umgekommen. Nun bricht Thyrsée in geistreichelnd pointierte Klagen aus:

Er bedauert, daß statt des Elementes nicht das Feuer seiner Liebe sie verbrannt habe; das würde dann doch ein Freudenfeuer gewesen sein, es würde sie, statt daß sie jetzt in nichts verwandelt

sei, unsterblich gemacht haben 'durch andere sie selbst' (d. h. durch die Kinder, die er mit ihr erzeugt hätte — eine wahrhaft furchtbare Pointe!). Er apostrophiert das 'verräterische Element': es habe sein Opfer wohl geliebt?, es genießen wollen? Nun verlangt er nichts mehr zu sehen als 'seinesgleichen', d. h. Feuer, denn da dieses ja das Grab seiner Königin ist, wird er immer durch die Flammen hindurch sie selbst zu sehen wähnen:

'Infortunée Polyxène, reprit-il tout à coup, que le feu de mon amour ne vous a-t-il plutôt brûlée que cet autre feu moins violent mais bien plus cruel. Mon feu, belle âme, eût été un feu de joie, au lieu que cetui-ci causera tant de pleurs; bien loin de vous réduire au néant, il vous eût rendue immortelle par d'autres vous mêmes. Traître élément, pourquoi n'épargnais-tu pas tant de beautés? Quoi! voulais-tu purifier cette princesse? Hé ne savais-tu point qu'elle était divine? non, non, l'amour seul t'a rendu cruel? sensible comme moi tu en as cherché la jouissance. Désormais je ne veux plus voir que ton semblable; car étant certain que tu es le tombeau de ma reine, il me semblera, que je la verrai toujours au travers de tes flammes.

Médonthe considérant par ces plaintes que son artifice avait fort bien réussi, pour imiter son Roi, soupirait de la bouche et pleurait seulement des yeux.'

Abgeschmacktere Metaphern sind in der Tat nicht denkbar. So spricht der Liebende, der soeben die Kunde von dem Tode der Geliebten erhalten hat! Hier gilt doch in vollem Maße, was Alceste V. 388 von dem Sonett Orontes sagt:

'... ce n'est point ainsi que parle la nature!'

Es ist der gleiche '*méchant goût du siècle*', der aus Orontes als Parodie zu fassendem Sonett und aus Thyrsées ebenso zu beurteilenden Liebesklagen spricht, die Stilart ist im Wesen die gleiche, die Wendung, mit der Thyrsée die *Pensers* apostrophiert: '*si vous ne voulez jamais vous séparer de moi, de grâce au moins retranchez quelque peu de votre rigueur*', ist ebenso matt und frostig wie die des Sonetts: '*Vous aviez de la complaisance, Mais vous en deviez moins avoir*', wozu nun die wörtlichen Übereinstimmungen kommen, das abgeschmackte '*soulager*', die '*espérance*', mit der der Liebende sich begnügen muß.

Es scheint mir deshalb der Gedanke nicht so fern zu liegen, es habe bei Gestaltung der Sonettszene im Geiste des Dichters auch die Erinnerung an Thyrsées Liebesklagen mitgewirkt. Doch möchte ich dies, da im ganzen die Berührungen gewiß mehr allgemeiner Art sind, durchaus nur als Vermutung ausgesprochen haben.

Weiter: der Name von Célimènes prüder Freundin Arsinoë begegnet in der *Polyxène* als Städtename S. 812 und dann wiederholt; Arsinoë in Kleinasien wird hier belagert und erobert. Da, wie wir sahen, der Name Oronte sehr wahrscheinlich eine Reminiszenz Molières an die Duell-Episode Armante-Cloryman dar-

stellt, wo Oronte der Fluß ist, an dem das Duell stattfinden soll, so wäre es gewiß denkbar, daß auch der Name Arsinoë im *Misanthrope* eine solche Reminiszenz darstellt: der Name *Arsinoë* war dem Dichter im Gedächtnis geblieben, da er aber im Altertum auch Frauenname ist, so schwebte er dem Dichter als solcher vor.

Endlich möge wenigstens erwähnt werden, daß in der *Polyxène* der dem Namen der Heldin des Molièreschen Lustspiels, Célimène, sehr nahestehende, ein Anagramm von ihm darstellende Name Elismène begegnet, siehe S. 837 ff. die '*Histoire d'Elismène et de Clyante*': Elismène, Tochter der Fürstin Elixée, ist ein dreizehnjähriges junges Mädchen, das sich vom Hörensagen in Clyante verliebt; irgendeine Ähnlichkeit zwischen ihr und Célimène besteht sonst freilich nicht.

Damit sind, soweit ich sehe, die Parallelen erschöpft, die sich zwischen dem *Misanthrope* und François de Molières *Polyxène* und Sorels *Suite* der *Polyxène* anderseits ziehen lassen.

Als gesichertes Ergebnis dieser Untersuchung darf nach dem Gesagten nun wohl ausgesprochen werden:

1. Alceste, der maßlos eifersüchtige, stets übelgelaunte Liebhaber im *Misanthrope* stammt aus François de Molières *Polyxène*, Philinte, der zu ihm in nahen persönlichen Beziehungen stehende untadelige Weltmann, aus Sorels Fortsetzung dieses Romans.

2. Die Sonett-Episode beruht teils auf der Alceste-Cloryman-Episode der *Polyxène*, mit der die Duell-Episode Armante-Cloryman assoziiert wurde, teils auf einer Stelle in Cervantes' *Licenciado Vidriera*, d. h. die in diesen Episoden gegebenen Elemente haben sich in der Phantasie des Dichters zu jener Szene des *Misanthrope* umgebildet.

Wenigstens als sehr wahrscheinlich darf es bezeichnet werden, daß der Name Oronte aus der Duell-Episode Armante-Cloryman stammt, wo der Fluß Oronte erwähnt wird.

Nur als Möglichkeit soll es hingestellt werden:

daß Alcestes Entschluß, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, eine Reminiszenz bildet an die Robinsonade des jungen Ariston, dem die Perfidien der Menschen die Freude an den Staatsgeschäften verleidet haben, und der nun auf einer einsamen Insel ein zufriedenes Leben führt;

daß das Motiv der Überführung Célimènes durch Briefe zusammenhängt mit dem in der *Suite* sich findenden Motiv, daß Alceste seine Gattin durch gefälschte Briefe der Untreue zu überführen sucht;

daß bei der Konzeption von Orontes Sonett die Erinnerung an des Prinzen Thyrsée alberne Liebesklagen mitgewirkt hat;

daß der Name Arsinoë eine undeutliche Erinnerung darstellt an die Erwähnung der Stadt Arsinoë in Sorels *Suite*, der Name Célimène sich erklärt aus gleichfalls undeutlicher Erinnerung an den Namen Elismène in der *Polyxène*.

Somit sind sowohl die Haupthandlung des *Misanthrope*, Alcestes eifersüchtige Liebe zu Célimène, als auch die Namen der beiden männlichen Hauptpersonen, der einer Nebenperson und die Nebenhandlung, die Oronte-Episode, nunmehr auf ältere literarische Quellen zurückgeführt, die aber der Dichter, als er sein Drama schrieb, sicher nicht vor sich hatte, aus denen ihm vielmehr auf Grund früherer Lektüre nur Namen und Motive in der Erinnerung geblieben waren: in seinem Geiste gingen die einzelnen Motive neue Assoziationen ein und gestalteten sich ihm unter dem Hinzutritt anderswoher stammender Elemente, vor allem der Charakteristik des jeder Unwahrhaftigkeit abholden Mégabate in dem gleichen Roman, in dem sich die Alcidamie-Episode findet, dem *Grand Cyrus*, ferner unter Einfluß der Beobachtung des wirklichen Lebens und unter Verwertung persönlicher Empfindungen und Erfahrungen zu der Handlung — Haupt- und Nebenhandlung —, welche uns jetzt im *Misanthrope* vorliegt.

Steht es nun fest, daß Poquelin-Molière die Namen der beiden männlichen Hauptpersonen und wichtige Elemente der Handlung seines *Misanthrope* aus François de Molières Roman *La Polyxène* und ihrer Fortsetzung durch Sorel entnommen hat, dann berechtigt uns diese Tatsache zusammen mit der anderen, daß die sehr verständigen und gesunden Anschauungen, die François de Molière in seinen Briefen und *passim* in seinen Romanen über mancherlei Fragen allgemeiner Art, speziell über die Ehe äußert, denen des Lustspieldichters Molière in manchen Punkten nahe verwandt erscheinen, zu einem weiteren wichtigen Schlusse: dann dürfen wir es als sehr wahrscheinlich betrachten, wie in der schon genannten Dissertation von Werth auf Grund der dem Verf. von mir gemachten Angaben noch näher ausgeführt wird, daß *Jean-Baptiste Poquelin* seinen Schauspielernamen *Molière*, dessen Herkunft bisher ganz ungewiß war, eben unserem *François de Molière* entlehnt hat, ihm denselben entlehnt hat vielleicht aus drei Gründen: weil das tragische Ende des jungen begabten Dichters ihm einen tiefen Eindruck gemacht hatte, — weil er seine *Polyxène* mit

Interesse gelesen hatte, — und weil er sich in mancher Beziehung ihm persönlich menschlich verwandt fühlte, mit seinen Ideen sympathisierte; siehe näheres hierüber bei Werth S. 1 ff. Eine Gewißheit wird freilich bezüglich dieses Punktes wohl nie zu erlangen sein, aber von einer erheblichen Wahrscheinlichkeit wird man doch wohl sprechen dürfen, wenn man in Erwägung zieht, daß für eine andere Herkunft des Namens bisher gar keine Gründe geltend gemacht worden sind.

Im Hinblick auf die vorausgehenden Darlegungen muß also meines Erachtens die herrschende Anschauung, wonach Molière im *Misanthrope* ganz originell gewesen wäre, den Stoff selbst erfunden hätte, einer Korrektur unterzogen werden: auch in diesem meistbesprochenen seiner Dramen hat der Dichter, der von sich selbst sagt: '*je prends mon bien où je le trouve*', aus älteren literarischen Quellen geschöpft, aber er hat ihnen nur die einzelnen Elemente entnommen: die Namen Alceste und Philinte, sehr wahrscheinlich auch der Name Oronte, vielleicht Arsinoë, stammen aus François de Molières Roman *La Polyxène* und seiner Fortsetzung durch Charles Sorel, eben daher stammt der Charakter Alcestes als eifersüchtigen, stets übellaunigen Liebhabers und der des Philinte als des '*gentilhomme parfait*' sowie die ganze Oronte-Episode — die Sonettszene mit der sich anschließenden Duell-Affäre —, dagegen wurzeln in dem *Grand Cyrus* des Frl. von Scudéry, einem bei aller Weitschweifigkeit durch eine Fülle feinsinniger, psychologischer Studien ausgezeichneten Roman, der Charakter des Alceste in seinen markantesten Zügen — Mégabate-Porträt — und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die eigentliche, freilich ja nur spärliche Handlung, das Verhältnis Alcestes zu Célimène, welches in der Alcidamie-Episode des *Grand Cyrus* deutlich vorgebildet ist.

Indem der Dichter diese Elemente kombiniert, weiter ausgestaltet und in das Ganze einen neuen Inhalt hineinlegt, erweist er sich trotz seiner teilweisen Abhängigkeit von den genannten Quellen als originaler, geistvoller und wahrhaft schöpferischer Dichter.

Rostock i. M. Rudolf Zenker.

Kleinere Mitteilungen.

Zu afrz. *flori* = *weiß*.

Gaston Paris (*Extr. Chans. Rol., Gloss. florir*) deutet die häufige Metapher *barbe florie, poil flori* usw. dahin, daß man einst das weiße Haar des Greises mit dem Blütenschmuck der Fruchtbäume verglichen habe (*par comparaison à la floraison des arbres à fruit).* A. C. Ott (*Ét. s. l. couleurs en vieux français* S. 5) meint, *que le vieux français trouve une ressemblance entre un pré rempli de fleurs blanches et les touffes de barbe ou de cheveux blancs.* O. Schultz-Gora, der in seiner lehrreichen Studie *Zur französischen Metapher und ihrer Erforschung* (*Germ.-rom. Monatsschrift* IV, 217 ff.) auf das Wort zu sprechen kommt (S. 218), entscheidet sich für die erste Auffassung. In der Tat scheint das Bild eines aufrecht stehenden Mannes mit weißem Bart und Scheitel dem eines ragenden Baumes, dessen Krone im Blütenschnee prangt, am ehesten zu entsprechen. Der Vergleich ist vollkommener und liegt näher als der andere.

Es sei hier auf zwei Stellen verwiesen, von denen wenigstens die eine geeignet scheint, G. Paris' Ansicht zu bestätigen. In dem reizenden Gedicht des Peire d'Alvernhe plädiert die wackere Nachtigall vor der geliebten Dame wie folgt:

D'aisso·m farai plaidejaire:
qui 'n amor a son esper,
no·s deuria tardar gaire,
tan com l'amors n'a lezer;
que tost cai
blancs en bai,
com flors sobre lenha;
e val mai
qui·ls tagz fai
ans qu'als la·n destrenha.
(Ed. Zenker S. 104)

Die andere Stelle entnehme ich der eindringlichen Epistel des Gautier de Coincy *De la doutance de la mort et de la briceté de la vie.* Bei einer im übrigen seltenen Ausführlichkeit des Bildes fehlt hier doch der nähere Hinweis, daß es die Blüte des Baumes ist, die dem Vergleiche dient:

Quant aprochons tuit vers esté
Qui ses *blanches fleurs* nous envoie,
Querre devons la bele voie
Et lessier le fiens et la moue (*l.* boue)
Qui le cors soille et l'ame enboue.
Que qu'aions fait en no joennesce,
Quant aprochons tuit de viellesce
Qui blanchir nous fait et *florir,*
Bien devons au siecle morir.
Ces blanches fleurs ce sunt les chennes
Et li blanc poil qu'aval les quenes
Nous met viellece la chanue.
Cil seur cui giete et sur cui rue

Viellece ses *fleurs* et ses chennes,
Debatre doit souvent ses quenes,
S'il a talent de requanner. —

(Ed. Poquet 691, 117 ff.)

Freue dich und genieße dein Glück in der Jugend, halte Einkehr im Alter, *al poil flori!*[1]

Berlin. Erhard Lommatzsch.

Afrz. *viaus* < *vīlis*.

In der Philomena ed. de Boer heißt es V. 1445 ff. von Tereus:

Car Terëus devint oisiaus
orz et despiz, petitz et viauz.
De son poing li chëi l'espec,
et il devint hupe eopee.

Der Herausgeber sieht das *viauz* ohne weiteres als von *vĕclus* stammend an, s. S. XXVII, XXIX. Aber nicht nur fällt es auf, daß *s* und *z* sonst in jener Dichtung nicht im Reime gebunden erscheinen, sondern man muß sich doch fragen, ob denn die Bedeutung paßt; und dies ist keineswegs der Fall, denn wie soll man es verstehen, daß der Wiedehopf alt genannt wird?

Ich erkenne in *viauz* nicht *vĕclus*, sondern *vīlis*. Zunächst würde der Sinn 'gemein', 'ekelhaft' sehr gut zu *orz*[2] und *despiz* sowie zu der Natur des Wiedehopfs stimmen, da dieser sich mit Vorliebe in Kothaufen herumtreibt und während der Brutzeit das Nest nicht vom Unrat reinigt, so daß Alte und Junge noch lange nachher gewaltig stinken und es daher noch heute im Französischen heißt: 'sale comme une huppe', s. Nouveau Larousse ill. unter 'huppe' und besonders Brehms Tierleben 4. Aufl. 1911, Vögel Bd. III, S. 190—193. Dann aber ist die Form *viaus* < *vīlis* auch sonst

[1] Die Sprache des Gautier de Coincy ist reich an stilgeschichtlich interessanten Wendungen. Zu *flori* sei noch angemerkt: *Si se florissent* (die koketten Frauenzimmer), *si se perent, Pasques flories de loin perent*, 471, 460 [vgl. Ott a. a. O. S. 6]. Auch zu Schultz-Goras Monographie über *boire* (a. a. O. S. 222 ff.) liefert Gautier einzelne Nachträge: *Assentez vos a nos amer* (die Schiffer zur Empereriz) *Ou vos bevez tote la mer*, Méon II 59, 1849. *De* (l. *Se*) *Madame sainte Marie Ne seust bien si* (l. *si bien*) *reclamer Qui afondez estoit en mer, Il fu* (l. *fust*) *noiez, ce puet bien croire, Si ne puest nier* (l. *peust mer*) *toute boire*, 615, 449. *Ne plus que je porroie boire La mer de Grece a un seul trait, N'ierent par moi dit ne retrait Par home vivant ne par fame Li miracle la haute Dame*, 701, 594 [Sch.-G. S. 225]. — *Car, ce dit la divine page, Son juise menjue et boit Indignement qui le reçoit* (den Leib des Herrn), 473, 557 [*eb.* S. 227]. — *De boire honte ne li chaut, Ainz en convoite a boire assez* (Theophilus), 61, 1424. *Ha! las! dolent! il est bien droiz Que de la honte boive assez*, 576, 70. *Assez leur seuffre* (Gott den Bauern) *honte a boire*, 625, 378 [*eb.* S. 227/228]. — (*Trop a de le folie but Ki mius aime chest val ki put Ke le mont de söef odour*, Rencl. *C* 238, 1 [*eb.* S. 226]. — *Ne soit pas de toi mesprisie Le raisons por k'est aguisie L'espee en le pointe devant, Ou li doi agu sont bevant*, Rencl. *C* 43, 4 [*eb.* S. 230].)

[2] Vgl. Œuvres compl. de Rutebeuf ed. Jubinal, nouv. éd. I, 233: *Renars est ors, Renars est vils*; II, 27: *Mors est il com vils et com ors*; II, 271: *Par mon eors qui est ors et vils.*

nicht unerhört, wiewohl ich nicht sehe, daß man irgendwo auf sie aufmerksam gemacht hätte. Ich finde sie noch in einem Fablel bei Montaiglon-Raynaud, Rec. V, 168, wo es heißt:

Dou dist li prodom: 'Par mes iaus,
ma forje est mout povre et v i a l z,
il n'a pajor de si qu'an Tarse'.

Daß hier *vialz* = *vĕclus* sei, ist wegen des Geschlechts von *forge* ausgeschlossen. Auch im Roman de Renart ed. Martin I, 189, V. 1025 muß man unser Wort anerkennen, weil die Bedeutung 'alt' da keinen Sinn gäbe:

Que (= *'denn'*) *ie auré mis en esgart*
de tos mes meillors conpaignons
bien plus de quarante gaignons
des plus v i a u s *et des plus felous.*

Dazu mag auf *viautanee* und *viauté* hingewiesen werden, die Godefroy VIII, 246 b und 247 a nach Mätzner, Altfrz. Lieder S. 13, V. 36 und nach einer von mir nicht nachzuprüfenden handschriftlichen Stelle des Giron le Courtois aufführt.

An der Tatsache also, daß *viaus, viauz, vialz* von *vīlis* kommt, kann nicht gezweifelt werden; eine andere Frage ist es, wie man sich unsere Wortgestalt zu erklären habe. Daß *ĭl* kons. ebenso wie *ĕl* kons. dialektisch zu *iau* oder *eau* werden kann, ist bekannt, und es wäre denkbar, daß auch *īl* kons. vereinzelt von jener Entwicklung ergriffen worden wäre. Freilich möchte man gerne einen Parallelfall dazu haben, indessen kenne ich ein *gentiaus* < *gentīlis* nicht, und wenn Godefroy VIII, 294 a ein *bariaus* belegt, so ist ja leider keineswegs sicher, welche Grundlage wir für *baril* anzusetzen haben. Oder ist an die bekannte vornehmlich pikardische Erscheinung *ius* > *ieus* < *īvus*, *īlis* anzuknüpfen, also von *vieus* < *vilis, gentieus* < *gentilis* auszugehen? Man wird sogleich an die Fälle in altprovenzalischen Dialekten erinnert, wo *iau* neben *ieu* steht: *viau, vieu* < *vivum, escriaure, escrieure* < *scribere*, wenn es sich hier auch um ein aus *v* erwachsenes *u* handelt,[1] s. Diez, Gr. I, 390 Anm. und Blanc in der Rev. d lang. rom. 42, S. 95. Auch daran darf man vielleicht denken, daß *a* erst eine Verbreiterung des sekundär entstandenen *e* sei,[2] ähnlich derjenigen, die bei *ẹ* vor *l* kons. festzustellen ist (*aus* < *illos, Mahaut* < *Mathilt* usw.), wobei denn auf südfranzösisches *abrial, gential, mial* < *mille, viala* < *villa, vial* < *vilem* (Bartsch, Dkm. S. 125, V. 11) hinzuweisen wäre; das hätte zur Voraussetzung die Annahme, daß das *e* unter der Einwirkung des folgenden *l* entstanden sei,[3] wofür wieder provenz. *gentiel, miel, viela* < *villa, abriel, fiel* < *filium* (s. Blanc a. a. O. S. 93—95) zu sprechen scheinen. Schließlich wäre

[1] In *diaus* = *dieus, siaus* = *sieus, tiaus* = *tieus* (Bartsch, Dkm. S. 324 zu 72, 1) scheint, beiläufig bemerkt, eine Übertragung der Erscheinung auf *ẹ* + *u* vorzuliegen.

[2] Die Schreibung *vialz* an der oben angeführten Fablel-Stelle beweist natürlich nichts, wie der Reim mit *iauz* lehrt.

[3] Die Form *viel* 'gemein' im Aiol V. 980 und Eustache le Moine V. 80 wird man allerdings kaum ins Feld führen können. Suchier in Zs. f. rom. Phil. I, 430 erklärt hier das *ie* als aus dem Nomin. *vieus* bezogen, und ebenso Förster zum Chev. as .II. espees S. XLIV das dort V. 4120 begegnende *avielli* (= *avili*), vgl. aber anderseits *viels* im Eustache V. 206 und *gentielz* im Richars li biaus V. 91.

noch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine Rückbildung nach *viel* (s. S. 172 Anm. 3) vorläge, so daß man eine Gleichung *viel : viaus* = (streng pikard.) *biel : biaus* anzusetzen hätte. Unerwünscht bei allen Deutungsversuchen ist das Fehlen eines **gentiaus*, so daß denn zu guterletzt noch eine Beeinflussung durch *viauz* < *veclus* in Frage kommen könnte, mit dessen Form *vieus* das pikardisch aus *vilis* erwachsene *vieus* ja schon zusammengefallen war.

Ich wollte mit obigem nur die verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten andeuten und selber keine Erklärung geben. Eine solche wird man wohl erst dann wagen können, wenn noch mehr paralleles Material zutage getreten sein sollte. Bemerkt sei nur noch, daß das *z* in *viauz* (: *oisiaus*) an der Philomena-Stelle offenbar eine umgekehrte Schreibung des Kopisten für *s* darstellt, wie ich sie u. a. auch in *gentiz* (Zwei altfrz. Dichtungen I. 112) und *gentielz*[1] (Rich. li biaus V. 91) erkenne; bezüglich *vialz : iauz* ist zu sagen, daß für Gautier, den Verfasser des Fablels, auslautendes *z* die Geltung von *s* haben konnte, wie *fraus : sofranz* (a. a. O. S. 162) zeigt.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Prov. *aus* 'unbebaut'.

Du Cange-Carpentier-Henschel I, 36 f. belegen *absus* 'incultus ager' reichlich, und zwar, wenn ich die für mich nicht lokalisierbaren Stellen beiseitelasse, u. a. in Urkunden aus Nevers, Limoges, Metz, Grenoble, Reims (d. i. bei Heriveus, dem Erzbischof von Reims), dann im Capitulare de villis, in einer Chronik aus Dijon, im Polyptychon des Irmio von St-Germain-des-Prés, also auch aus dem nordfrz. Gebiete, so daß E. Winkler, der doch die südfrz. Herkunft des Capitulare de villis verfocht, gleichwohl mit Recht das Vorkommen von *absus* darin nicht als Argument für diese Herkunft benutzte ('Ztschr. für rom. Phil.' XXXVII, 551), ferner *absare* 'mettre en friche' in einem Urkundenbuch aus der Diözese Bourges und in einem Texte aus Prüm bei Trier, *absarius* 'qui absos et incultos agros scindit' in einer Urkunde Karls des Dicken, *abseitas* 'terra inculta' in einer des Königs von Frankreich für ein Kloster in Autun, *absiditas* id. in einer Urkunde aus Saumur, einem Urkundenbuch aus Autun und einer Urkunde eines Bischofs von Chartres, endlich *absitas* id. in einem Urkundenbuch aus Brioude, also die Ableitungen von *absus* auch aus dem nordfrz. Gebiete. Dieses *absus* liegt gewiß auch in der schon von Du Cange I, 37 a herangezogenen Glosse *apsis πρόσφατον, νεαρόν* (Cgll. II, 20, 13) vor, wo, wie Goetz im Thes. gl. emend. mitteilt, schon Vulcanius *apsum* las, Goetz selbst aber Kontamination vermutet. Nun ist aber eine Kontamination weder mit *ἁψίς* 'Verknüpfung', 'Gewölbe' noch mit *ἅψις* 'Berührung' glaublich; vielmehr handelt es sich um eine schlechte Latinisierung durch einen Mann, der alle nachtonigen Vokale als *e* oder gar überhaupt nicht mehr sprach. Aus lat. *absus* ist altprov. *abs* 'unbebaut' entstanden, das Levy I, 8 einmal, und zwar, was Thomas, 'Nouveaux essais', 172 hervorhebt, aus einer zu Limoges verfaßten Urkunde belegt, und neulimous. *asse* 'unbebaut', aus *absare* altprov. *apsar* 'unbebaut lassen', das Thomas, a. a. O. 363 aus dem Urkundenbuch des Kon-

[1] Suchier, Altfrz. Gr. § 63 nimmt eine Nebenform *gentil* mit mouilliertem *l* an, aber der Hinweis auf Rou II, 2399 scheint mir nicht am Platze zu sein, denn in der dortigen Laisse findet sich *amis* (V. 2403) im Reime.

sulats in Limoges nachweist, sowie neulimous. *assá* nebst *desassá, deiassá* 'wieder anbauen'. Vom Adjektiv ist *absina* 'unbebautes Land' abgeleitet, das Godefroy I, 38 in der französierten Form *absine* zweimal aus dem Dép. Vienne und Thomas, a. a. O. 240 noch einmal aus der Marche limousine belegt, außerdem im heutigen niederlimous. *desoussiná* 'roden' sowie in den Ortsnamen *Laussine* (Dordogne) und *St-Merd-les-Oussines* (Corrèze) wiederfindet. Während alle diese Belege aus dem Limous. oder dessen nächster Umgebung stammen, weist *aussedat* 'unbebautes Land' in einem Texte aus Montpellier (Thomas, a. a. O. 240, Anm. 4) in eine andere Gegend. Über den Ursprung dieses *absus* äußert sich Thomas nicht, verweist auf die bei Du Cange vorgebrachten Etymologien und bemerkt nur noch, daß keine von ihnen voll befriedigend sei. Diesem Urteil wird man zustimmen. Weder die Herleitung aus *abs* noch die aus *abesse* bzw. *absum* ist glaublich, da weder *abs* — von *absque* im Nordital. ist hier abzusehen, da es sich hier um ein einfaches *abs* in einer anderen Gegend handeln müßte — noch *abesse* im Rom. fortleben. Am ehesten könnte man Rückbildung aus *absentia* annehmen. Allein der auch von Meyer-Lübke, Wb. 51 gefragte Ursprung des Wortes ist ein ganz anderer. Prov. *abs* bzw., wie das Wort in der wirklichen Aussprache des Limous. lautete (s. hierzu Thomas, a. a. O. 240), *aus* 'unbebaut' ist mit *aus* 'Wollflocke' identisch, das auf lat. *hapsus* (*lanae*) zurückgeht. Lat. *vervactum*, das man ebenso wie seine rom. Fortsetzungen gewöhnlich mit 'Brachacker' übersetzt, wird von Plinius XVIII, 176 als *quod vere semel aratum est* erklärt. Unter 'Brachfeld' ist also hier nicht ein sich selbst völlig überlassenes, sondern ein einmal umgeackertes, jedoch nicht angebautes Feld zu verstehen; auch neuhd. *Brache* meinte ja zunächst nur diesen Zustand, wie sein Ursprung aus mittelhd. *brâche*, althd. *brâhha* 'aratio prima' zeigt. Ein solches einmal umgeackertes und nicht angebautes Feld konnte mit seinen umgestürzten Schollen als 'flockig' aufgefaßt werden. Wegen des Bedeutungswandels ist span. *lleco* 'brach' aus lat. *floccus* zu vergleichen. Der Übergang vom Substantiv zum Adjektiv, also von 'Flocke' zu 'flockig', hat Parallelen (Meyer-Lübke, 'Rom. Gramm.' II, 439 f.). Von 'flockig' kam man dann bei Anwendung auf den Acker zu 'brach'. Da *aus* 'Wolle' noch jetzt nicht nur im Limous., sondern auch im Gask. und im Marseillais vorhanden ist (Mistral I, 182), so konnte im frühen Mittelalter auf dem ganzen westlich der Rhône liegenden Teile des Sprachgebietes aus dem Substantiv das Adjektiv für 'brach' gewonnen werden. So wird das Adjektiv, nach *aussedat* zu schließen, einmal auch in Montpellier geläufig gewesen sein, ging aber dort, nachdem die Ableitung *aussedat* geschaffen worden war, selbst unter und war schon im Mittelalter wohl nur im Nordwesten des prov. Gebietes bekannt, wie sich aus der oben angegebenen Herkunft der alten Belege ergibt. Eine andere Frage ist die nach dem Vorhandensein in Nordfrankreich. Da das Wort m. W. im Altfrz. nicht bezeugt ist und doch bei seiner Bedeutung und der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der altfrz. Literatur begegnen müßte, wenn es in der Sprache vorhanden gewesen wäre, so kann man trotz des Vorkommens in mittellat. Texten Nordfrankreichs mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß es der Volkssprache unbekannt gewesen ist. Offenbar wurde aus dem prov. Worte zunächst im Mittellatein Südfrankreichs *absus* geschaffen und dieses dann nur in das Urkundenlatein des Nordens eingeführt. Als die auf dem Latein beruhende Bildung im Norden Frankreichs infolge der germ. Besetzung auf

ein Minimum gesunken war, im weniger betroffenen Süden dagegen doch auf einer gewissen Stufe geblieben war, da konnten die Urkundenschreiber des Südens leicht auch im Norden einen Einfluß erlangen und ein ihnen geläufiges Wort in die lat. Urkundensprache des Nordens einführen. Aus dem Mittellatein Nordfrankreichs lernten in vereinzelten Fällen auch Deutsche, die in den an das frz. Gebiet angrenzenden Gegenden lebten, das Wort kennen, so Cäsar von Heisterbach aus Königswinter bei Köln. Da hiervon abgesehen das Wort m. W. außerhalb Frankreichs nicht vorkommt, so ist die oben angeführte Glosse, die es enthält, ein Argument dafür, daß das betreffende Glossar aus Frankreich stammt.

Zum Schluß sei noch angemerkt, daß das zu Montpellier gebrauchte *aussedat* zu *aus* so wie katal. *sequedat* zu *sec* gebildet war.

Wien. Josef Brüch.

Zur *Bibliographie des Voyages en Espagne.*[1]

III.

1751. P. Osbeck. *Dagbok öfwer en Ostindisk Resa Åren 1750, 1751, 1752. Med Anmerkningar uti Naturkunnigheten främmande Folkslags, Språk, Seder, Hushallning, m. m. Jåmte 12 Tabeller och Afledne Skepps-Predikanten Torens Bref.* Stockholm 1757, 8⁰. Dasselbe Werk in deutscher Übersetzung: *Herrn Peter Osbeck, Pastors zu Hasslöf & Woxtorp etc. Reise nach Ostindien & China. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. G. Georgi. Mit 13 Kupfertafeln. Rostock, verlegts J. Chr. Koppe, 1765.* XXIV, 552 S., 8⁰. Englische Übersetzung: *A Voyage to China and the East-Indies by P. Osbeck. Translated from the German by J. R. Forster.* London 1771, 2 vols. 8⁰.

Die Reise ging über Cadiz, wo sich der Verfasser vom 4. Januar bis zum 26. März 1751 aufhielt, und von dem er ausführlich erzählt. In der deutschen Ausgabe steht dieser Bericht pag. 12—81. Original und englische Übersetzung, die mir nicht zugänglich waren, zitiere ich nach dem Katalog des British Museum.

1777. J.-F. Peyron. Zu F. D. Nr. 177, E, bzw. Nr. 189, H.: Ein holländischer Exzerpt unter dem Titel *Belangryk Berigt van de Zeden, Gewonten, en het Character der Spanjaarden, Overgenomen uit det Heeren Peyron's Essays on Spain, uitgegeeven in Bourgoanne's Travels* erschien in *Nieuwe algemeene vaderlandsche Letter-Oefeningen, Vyfde Deels, Tweede Stuk,* pag. 347—358, Amsterdam 1790, 8⁰.

1780. Mickle, William Julius (1735—1788). Der Übersetzer von Camoens' Lusiaden (Erstausgabe Oxford 1776, 4⁰) ging im November 1779 als Sekretär des Commodore George Johnstone nach Lissabon, wo er bis Ende 1780 oder Anfang 1781 verblieb. Dort verfaßte er auch sein Gedicht *Almada Hill, an epistle from Lisbon* (zuerst gedruckt 1781, 4⁰) und sammelte außerdem, wie es in einer seiner Biographien[2] heißt, *some particulars con-*

[1] Vgl. *Archiv* Bd. 133, S. 413, und Bd. 134, S. 143. Zu den Vorbemerkungen des ersten Abschnittes ist hier nachzutragen, daß inzwischen auch die dort als unzugänglich bezeichneten Ergänzungen von Altamira eingesehen werden konnten.

[2] *Poets of Great Britain,* Bd. 11 (1795), pag. 633.

cerning the history, manners, und *customs of the Portuguese, which he never arranged.* Diesen Sammlungen entstammt offenbar die Beschreibung der Aufführung eines Auto sacramental zu Lissabon 1780, die zuerst in der Zeitschrift *The Literary Panorama,* März 1809 erschien, dann in Robert Southey's Exzerptsammlung wieder auftauchte und in einer der posthumen Ausgaben der letzteren zum Abdruck kam.[1] Da die Schilderung einerseits schwer zugänglich ist, anderseits aber einige beachtenswerte szenische Details enthält und zugleich ungemein charakteristisch ist für die englische Auffassung bestimmter Seiten spanisch-portugiesischer Kultur und Literatur, so möge sie hier ungekürzt Platz finden.

When the curtain drew up, the first scene presented a view of the clouds, where a figure, like a Chinese Mandarin, seated in a chair, was, like an arbiter or judge, placed between St. Michael and Satan. Satan accuses Michael, and Michael scolds like an oyster whench, and at last kicks Satan on the head, and tumbles him down out of sight, telling him to go to hell for his impudence. The Chinese-like figure then walks about the stage, and repeating the words of the Latin Bible, creates the world. When he orders the sun to govern the day, a lanthorn with a round glass in it circles over the stage, which is darkened; in like manner the moon and stars appear; the waters next appear, with fishes' heads jumping through them; but when the land animals are to be made, real sheep and dogs are produced through the trap-doors, one of which latter entertained the audience by barking at the sheep, and was like to have been rude to his supposed maker, had not a leg projected from behind the scene given him a kick which sent him off howling. Adam is next made, he rises through the stage, walks about awhile, lies down to sleep, and the Chinese figure pulls Eve out of his side, and gives them their charges; these two are quite naked, but much smaller, and no way to be compared in excellence to the puppets of opera. The next scene presents an orange-grove, a serpent climbs a tree, talks to Eve, and gives her an orange of his teeth, which she takes and tempts Adam. The next scene presents the Mandarin figure calling upon Adam, who appears with his spouse in their figue leaves; they are condemned, and the serpent who till now walked erect, falls flat on his belly. Adam and Eve are now presented in sheepskins, he with a spade, and she with a distaff. Adam laments dolefully, but Eve comforts him, and puts him in mind that they were to beget children. Cain and Abel next appear, offer sacrifices, and Cain kills his brother, and kicks him sadly. The Mandarin figure condemns Cain, and ascends the clouds; the mouth of hell then appears, like the jaws of a great dragon, amid smoke and lightning vomits up three devils, one of them with a wooden leg. These take a dance round Cain and are jocular; one of them invites him to hell to drink a dish of brimstone coffee, another asks him to make up a party at whist; Cain snarls, and they tumble him and themselves together headlong into the squib-vomiting mouth. The next scene presents the Mandarin figure ordering Noah to build an ark. Noah sends his servant to engage a carpenter, but where do you think? why, to Lisbon, to Antonio de ... somewhat, the King of Portugal's head-ship-carpenter (and the name of the present gentleman of that office is always introduced). The scene now represents the streets and night-humours of modern Lisbon. The messenger who is in no hurry, stops at different taverns (things like our London chandler-shops, where the caraille[2] drink; for except one French and one English house or two,

[1] *The Commonplace Book,* Bd. 2 (1849), pag. 289.

[2] Soll wohl heißen *canalha.*

there is not anything like a decent tavern in all Lisbon), and everywhere he attempts to be the buffoon: ergo, he meets a dog, the dog barks at him, and he lectures the dog on the vices of his master, whose ill-manners, he says, he is imitating; then he meets an Irish woman with a squalling child in her arms; he asks his way to the carpenther's, and she asks him to tell her her way home again; both complain of the child's bawling, and he gives her a bit of sweetmeat he had just picked up in a corner to put in its mouth; but this joke ends dirtily. After meeting and talking with the variety of street-walkers, he arrives at the carpenter's house, which discovers a scene like the inside of an English village wheel-wright's shop and kitchen. The carpenter bargains hard, and is willing to take Noah's note of hand, but his wife wants ready money, and insists upon paying her debts before she is drowned. And how much do you owe? says Noah's messenger, I have got a trifle about me at your service. So much — no more? Yes, so much more! Joseph, Maria, Jesus, no more! Yes, ten thousand moidores will do. Ha, ha, then go and get them, for I have not ten half farthings for you! — and never was a low joke better relished in the days of Gammar Gurton's needle, than I was witness to the reception of this, from a crowded audience that would have done no disgrace to the pits of either Drury-Lane or Covent-Garden. After this comes the story of Holofernes, the birth of Christ, and the massacre of the children of Bethlehem; with which the piece closes. Besides the few I have mentioned, innumerable are the low allusions of this performance. Before the massacre of Bethlehem Herod is represented in the dress of a Turkish Moor, the old enemy of Portgal, walking about in great agitation; lies down on a couch to sleep; the dragon jaws of hell again appear, vomiting devils and flashes of fire; the devils make a merry dance to music round the sleeping tyrant, and often whisper him; they vanish, he awakes and gives his order etc., and with a curious puppet representation of grim-whiskered soldiers tearing children from their mothers and killing them, and the mothers scratching the soldiers, the admirable piece was at last brought to a conclusion.

1798 ff. Blanco White. Zu F. D. Nr. 233, C. Das Titelblatt der deutschen Übersetzung lautet richtiggestellt folgendermaßen: *Briefe aus Spanien von Leucadio Doblado. Aus dem Englischen übersetzt von E. L. Domeier, geb. Gad. Mit einem Briefe an den Herrn Doktor Tieck in Dresden.* Hamburg, bei August Campe, 1824. Umfang: XXIV, 423 S., 8°. Den Brief an Tieck unterzeichnet die Verfasserin: *London, im Juni 1823, Ihre Freundin E. Lucie Domeier, geb. Gad.* Aus diesem Briefe, der im übrigen literarisch wertlos ist, könnte höchstens die folgende Stelle von Interesse sein, wo die Verfasserin an einen in Tiecks Familienkreise verbrachten Abend erinnert (pag. VII): *Ehe die Vorlesung begann, mit der Sie uns auf meine Bitten ergötzten, wurden kritische Vergleiche angestellt zwischen Shakespeare und Schlegels gelungener Übersetzung. Die Bücher lagen auf dem Tische, und Ihre Auseinandersetzung mancher Stellen überzeugte mich, daß Sie die englische Sprache so vollkommen idiomatisch inne haben, als wenn solche Ihr ausschließliches Studium gewesen wäre.* Von derselben Verfasserin, die sich bald E. L. Bernard, bald E. L. Domeier-Bernard, dann wieder E. L. Domeier, immer aber geb. Gad nannte, stammt auch das bei F. D. unter Nr. 219 verzeichnete Werk. Vgl. übrigens Goedekes *Grundriß* VII, 434.

1802—1807. Villanueva. Als Ergänzung zu Nr. 230 zitiert F. D. die Broschüre *Noticia del viage literario álas iglesias de España, emprendido de orden del Rey en el año 1802, escrita en el de 1814, la pública un amigo*

del autor, Valencia 1820, 76 S., 8°. Salvá, *Catálogo* Nr. 3226, bezeichnet das Heft als große Rarität *por haberse tirado un corto número de ejemplares.* Sowohl Salvá wie F. D. ist entgangen, daß das tatsächlich ungemein seltene Original von 1820 — von dem übrigens die Münchener Hof- und Staatsbibliothek ein Exemplar besitzt — in Band 21 (1852), pag. 383—437 der *Colección de Documentos inéditos para la Historia de España* wieder abgedruckt ist.

1816. Keatinge. *Travels trough France and Spain to Morocco by Colonel Maurice Keatinge, comprising a narrative of the author's residence in that empire, with an account of the British Embassy to the court of Morocco under the late George Payne Esqu., Consul-General. To which is added a second journey through France in 1814.* London, Henry Colburn, 1817. 2 Bände in 1 Band; XV, 346 und 274 S. 4°. Band 1, pag. 51—173: *The Pyrenees, Montserrat, Barcelona, Madrid, Segovia, La Mancha, Cadiz.* Band 2, pag. 77—129: *Cadiz, Sevilla, Xeres, Merida, Badajoz, Belem;* pag. 251: *Appendix. Observations upon a picture called la Madonna or Nuestro* (sic) *Señora del Pez, made by Mr. Henry, an Irish gentleman, who visited the Escurial in the year 1745 etc.;* pag. 260—265: *Mesta, the wool staple of Spain.* Von den Illustrationen verdienen sieben verschiedene Ansichten des Montserrat besonders erwähnt zu werden. Coelho (pag. 62, Sp. 2) hatte seinerzeit nur den Verfassernamen des Keatingeschen Werkes gekannt und angeführt.

1829. Joseph Waltl. *Reise durch Tyrol, Oberitalien und Piemont nach dem südlichen Spanien.* Passau 1835, Pustetsche Buchhandlung. 247 und 180 S. 8°. Erster Teil: *Reise durch Tyrol, Oberitalien und Piemont nach dem südlichen Spanien.* Zweiter Teil: *Über die Tiere Andalusiens.* Die bereisten Orte Spaniens sind: Gibraltar, Cadiz, Insel Leon, San Fernando, Chiclana, Puerto Real, Puerto Santa Maria, Fangirola, Malaga. Hieran schließen sich *Allgemeine Betrachtungen über Andalusien.*

Um 1830. Inglis, Henry David. *Rambles in the Footsteps of Don Quixote. With Illustrations by George Cruikshank.* London, Whittaker & Co., 1837. XII, 203 S. 8°. Das nach des Autors Tode von seiner Witwe herausgegebene Werk, von dem ein Teil laut Vorrede einige Jahre vor 1837 in *The Englishman's Magazine* erschienen war, berichtet über eine Reise durch die aus dem Don Quixote bekannte Mancha. Das *Magazin für die Literatur des Auslandes,* Jahrgang 1838, Nr. 8 enthält einen kurzen deutschen Auszug aus demselben. Im gleichen Jahre (1837) erschien auch eine Neuauflage von des Verfassers früherem Buche *Spain in 1830* (London 1831, F. D. 314, A) unter dem verkürzten Titel *Spain,* mit der gleichen Vorrede an den Earl of Buchan, jedoch vermehrt um ein anonymes und *London, March 1837* datiertes Einleitungskapitel *On the Present Political State of the Peninsula.* London 1837, Whittaker & Co. 2 vols. 8°, XLIV, 316 und XII, 307 S. Hiernach ist F. D. 314, B zu verbessern. Unter Nr. 335 verzeichnet ferner der letztere ein Werk von demselben H. D. Inglis, das den Titel trägt: *A Summer in Spain, Being the Narrative of a Tour made in the Summer of 1835* (London 1836). In der von des Autors Witwe stammenden Vorrede zu den *Rambles* (pag. VI) heißt es jedoch ausdrücklich, daß Inglis bereits am 20. März 1835 das Zeitliche gesegnet hatte. Er konnte also nicht gut den Sommer dieses Jahres noch in Spanien zugebracht haben. Auch der Katalog des British Museum enthält das rätselhafte Buch weder

unter dem Namen Inglis noch unter seinem Pseudonym Derwent Conway. Es dürfte also im Verfassernamen bei F. D. ein Irrtum obwalten.

1832—33. Wilhelm G a i l. *Erinnerungen aus Spanien. Nach der Natur und auf Stein gezeichnete Skizzen aus dem Leben in den Provinzen Catalonien, Valencia, Andalusien, Granada und Castilien, mit Fragmenten maurischer und altspanischer Architektur und Veduten, nebst erläuternden Auszügen aus dem Tagebuch des Herausgebers. München*, o. J. [1837], *Literarisch-artistische Anstalt*. In-fol. Inhalt: 30 Tafeln, davon 10 Ansichten aus der Stierkampfarena. Im Anschluß daran S. I—VIII: *Erläuternder Text zu den Erinnerungen aus Spanien*. Dann S. 1—8: *Erläuternder Text zu dem Cyclus des Stiergefechts*. Zuletzt der Wortlaut eines Maueranschlages mit Programm der Corrida vom 5. August 1833, der W. Gail beiwohnte und die ihm seine Stierkampfmotive lieferte. Der Künstler war in München geboren und lebte von 1804—1890. Die Reise nach Spanien fällt in die Jahre 1832 und 33 und dauerte etwa 16 Monate. Einige Ölgemälde, die nach seinen spanischen Erinnerungen entstanden sind, verzeichnen G. K. Naglers *Neues allgemeines Künstlerlexikon*, Bd. 4 (1837), pag. 555, und H. W. Singers *Allgemeines Künstlerlexikon*, Bd. 2 (1896), pag. 4. Dortselbst auch einige biographische Notizen über ihn. Eine in den *Erinnerungen* nicht enthaltene Tafel — *Spanische Majos* darstellend — erschien gleichzeitig in der Zeitschrift *Das Ausland*, 10. Jahrgang, Nr. 1, Stuttgart 1837. Dazu ein anonymer Aufsatz *Bemerkungen über Spanien*, der sich über die Majos und dann über die politischen und kulturellen Zustände Spaniens zu jener Zeit verbreitet und in Nr. 2 des gleichen Jahrgangs zum Abschluß kommt.

1830—35. C h a h o. Zu F. D. Nr. 334 ist nicht ohne Interesse ein Aufsatz von Abbadie, *Analyse du Voyage en Navarre de M. Chaho*, in *Bulletin de la Société de Géographie, Deuxième Série, tome V*, Paris 1836, pag. 127—131.

Um 1836. P. v. A. *Reisenotiz von Madrid über Saragossa und Canfran nach Pau*. In der Zeitschrift *Das Ausland*, Jahrgang 1837, Nr. 78—82. Stuttgart 1837. 4°.

München. L u d w i g P f a n d l.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Karl Ludwig, Untersuchungen zur Chronologie Albrechts von Halberstadt. Germanistische Arbeiten, hg. von Georg Baesecke. 4⁰. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1915. Kart. M. 2.

Eine vor mehreren Jahren zwischen Baesecke und Edward Schroeder ausgefochtene Streitfrage soll hier an der Hand technischer Untersuchungen der Lösung nähergeführt werden. Die Entstehungszeit der Albrechtschen Metamorphosenübersetzung bestimmt eine Jahresangabe im Prolog. Baesecke hat sie in mehreren Aufsätzen der Zeitschr. f. d. A. als 1190 interpretiert, während Schroeder mit größtem Nachdruck für die alte Auffassung eintrat, daß Albrecht sein Werk 1210 geschrieben habe. Soweit von außen kommende Argumente entscheiden können, bekenne ich mich zu Baeseckes Ansicht, die mir trotz der trefflich erwogenen Gegenargumente Schroeders viel für sich zu haben scheint. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich ganz selbstverständlich auf das Material, das die Oldenburger Fragmente und allenfalls der Prolog hergeben. Hier allein ist eine sichere Beurteilung der Technik statthaft: diese Teile liegen nicht nur in Wickramscher Verarbeitung vor. Die letzten Jahre haben nun durch Verfolgung bestimmter stilistischer und metrischer Eigentümlichkeiten über größere Zeiträume eine Handhabe geboten, chronologische Sicherheit zu gewinnen. Ludwig greift mit guter Schulung das Wichtigste heraus: Kochendörffersche Betrachtungen, Zwierzinas bahnbrechende Beobachtungen, Schwartkopffs feine Studien über die Redeszenen, auch moderne Bestrebungen zu dem arg vernachlässigten Problem der Reimbrechung sind hineinbezogen. Natürlich konnte sich der Verfasser nicht durch eigene Vorstudien neue Gesichtspunkte erwerben. Von einer Beeinflussung Albrechts durch Hartmanns reifere Werke kann nicht die Rede sein, das ist das gesicherte Resultat der Arbeit. Im ganzen hätte Veldeke noch mehr berücksichtigt werden können. Aber die Vorarbeiten sind hier, abgesehen von Behaghels Einleitung und von Röttekens bekanntem Buch, nicht entfernt so weit gediehen wie bei Hartmann. Hätte der Verfasser Veldekes Verhältnis zu Albrecht ebenso ausführlich durchnehmen können wie Hartmanns, so wäre uns ein noch besserer Maßstab dafür gegeben worden, ob und wie sich Albrecht im allgemeinen durch feinere stilistische Eigenheiten von Vorgängern beeinflussen ließ. Denn daß er Veldeke gekannt hat, ist sicher und noch niemals bezweifelt worden. Der Stilbetrachtung sind die einzelnen Beobachtungen vorliegender Arbeit auch da nützlich, wo sie nach Anfängerart bisweilen lediglich deskriptiv werden und nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der thematischen Fragestellung stehen. Klipp und klar erweist sich aber, daß Albrecht von Hartmanns Technik unberührt ist. Aber ist damit nun auch gesagt, daß Hartmanns reife Werke später geschrieben sind als Albrechts Übersetzung? Fast scheint es so. Runge hat in seiner Vergleichung Ovids mit Albrecht Anklänge Albrechts an Hartmann angeführt, aber vielleicht zu schnell daraus gefolgert, Albrecht müsse die betreffenden Stellen von Hartmann entlehnt haben. Die Mehrzahl der von ihm genannten Stellen steht im Iwein und Gregor, kaum im Erec, und bei näherem Zusehen ließ schon Baesecke eigentlich nur eine einzige Parallele als beweiskräftig für die wechselseitigen Beziehungen beider Dichter gelten. Auch sie steht im Iwein: ein Vergleich mit dem Morgenstern, der bei Albrecht der Philomela, bei Hartmann dem Rubin gilt. Nach den Feststellungen Ludwigs

versteht es sich von selbst, daß er ebenso wie seinerzeit Baesecke zu der Überzeugung kommen mußte, Hartmann sei der Schuldner, nicht Albrecht. Unter Baeseckes Führung konnte Ludwig dann geltend machen, daß dieser Vergleich mit dem Morgenstern in der mhd. und mittelalterlichen Mariologie öfters vorkomme. Dennoch getraut sich der Verfasser nicht so recht, daraus zu folgern, Hartmann und Albrecht könnten auch in diesem Vergleich ganz voneinander unabhängig sein. Die Möglichkeit gemeinsamer Quelle leugnet er nicht, doch wahrscheinlicher ist ihm, daß Albrecht dies Bild 'aus der kirchlichen Literatur in die weltliche hinübergeholt habe'. Somit bleibt nach seiner Meinung Hartmann der Nachahmer. Hier aber stehen wir an einem für die mhd. Literatur dieser Zeit entscheidenden Punkt. Ist der Vergleich mit dem Morgenstern und also auch erst recht alles, was Runge sonst noch an Versparallelen für Albrecht und Hartmann anführte, literarisches Allgemeingut, sind beide Dichter ganz unabhängig voneinander, so bleibt in der chronologischen Reihe ein sehr peinlicher Erdenrest übrig. Denn die Frage muß man m. E. aufwerfen, ob ein Dichter, der um 1210 schrieb, von Hartmanns Kunst nichts zu wissen brauchte. Gewiß will das dem Historiker unendlich schwer eingehen. Aber es gibt noch andere Hypothesen, die auf dieser Basis aufgebaut sind. Ich denke in einem Buche über den Lanzelet sehr bald darüber zu handeln. Dort werden z. B. für das Verhältnis des Wigalois zum Lanzelet und für eine von Singer geäußerte Hypothese Fragen angeschnitten, die methodisch dem vorliegenden Problem sehr verwandt sind und darum auch hierfür aufschlußreich werden könnten. Solche Erwägungen zeigen, daß uns Ludwig in seiner sehr verdienstlichen Studie doch noch Wichtiges schuldig bleiben mußte. Gleich am Eingang sagt er, man werde es nicht für ausgeschlossen halten, daß Hartmann der Entlehnende sei. 'Hartmann war groß durch rezeptive Veranlagung und die Fähigkeit, das Aufgenommene in eine glänzende und originelle Form zu bringen.' Woher weiß dies der Verfasser? Gern sähen wir diese Ansicht noch näher begründet, denn sie leuchtet hinein in Dinge, die für die schwankende Chronologie der Epik nach 1200 von größter Bedeutung sind oder werden können. Darf man Hartmann Entlehnung einzelner Stellen zutrauen, und wieviel darf man ihm darin zubilligen? Die von Behaghel in der Einleitung zur Eneide angegebenen Stellen müssen dabei auch aufs neue betrachtet werden, und ich hoffe, im Zusammenhange mit Problemen des Lanzelet diese Frage ins Zentrum stellen zu können. Fällt im vorliegenden Falle die Entscheidung so, daß eine Entlehnung durch Hartmann in höchstem Maße unwahrscheinlich ist, so müssen also beide Dichter unabhängig von einander sein, und dann bleibt, abgesehen von den äußeren Argumenten Baeseckes und Schroeders, auch die Beleuchtung der Technik uns die Auskunft schuldig. Dann muß die Frage, wieweit Hartmanns Werke bekannt sein konnten und Einfluß hatten, durch anderweitige Analogien, etwa durch die Art, wann und wie Wolfram im einzelnen eingewirkt hat, beantwortet werden. Noch einmal: ist es möglich, daß jemand, der um 1210 dichtet, von Hartmann unberührt war?

Greifswald. Werner Richter.

Max Herrmann. Forschungen zur Deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Mit 129 Abb. Hg. mit Unterstützung der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele. Berlin. Weidmann. 1914. XIV. 541 S. M. 20.

Gern hätte ich dem Verfasser einen geringen Zoll der Dankbarkeit, die ich ihm seit fernen Studententagen schulde, in der Form einer ausführlichen

Würdigung seines stattlichen Werkes abgetragen, aber auch bei mir regiert Mars zurzeit die Stunde, und die Redaktion dieser Zeitschrift drängt, das versprochene Referat nun endlich abzustoßen.

Unter den Anregern und Förderern einer wissenschaftlichen Behandlung der Theatergeschichte steht H. seit geraumer Zeit in der ersten Reihe. Seine Freunde und Schüler hatten gehofft, er würde die Resultate seines Lehrens und Lernens zu einer 'Methodenlehre' der jungen Wissenschaft verwerten. Doch er verschmäht, ungleich vielen jüngeren Fachgenossen der Literaturgeschichtsforschung, die graue Theorie und geht dafür einigen reizvollen Problemen praktisch nach. Eine Fülle von Einzelresultaten hat sich dabei ergeben, aber den größten Gewinn aus dieser emsigen, unermüdlichen Arbeit erblicke ich darin, einen Meister des Faches gleichsam Musterbeispiele wahrer wissenschaftlicher theatergeschichtlicher Forschung aufstellen zu sehen und damit eine 'Methode' zu bieten, die auf lange hinaus Fragen stellt und die Wege zu ihrer Beantwortung weist. H. verhehlt sich freilich keinen Augenblick, daß seine Wege und Ziele nun nicht von Nachfolgern blindlings beschritten und verfolgt werden dürfen. Andere Aufgaben erfordern wieder andere Formen. Aber mit dem leider auf theatergeschichtlichem Felde so stark verbreiteten Dilettantismus müßte es nach H.s vorbildlicher Leistung füglich vorbei sein.

Wer H.s wissenschaftliche Entwicklung und Tätigkeit ein wenig verfolgt hat, vermag ohne weiteres zu sehen, wie in diesem seinem jüngsten Werke seine gesamte Arbeit sich gleichsam rundet und erfüllt. Probleme des Humanismus und seiner Rezeption in Deutschland, vor allem in Nürnberg, die ihm von jeher am Herzen lagen, reden ihm nun eine deutliche Sprache; die methodisch fruchtbare Streife auf Gebiete der Nachbarkünste, die ihm Werden und Wesen von Goethes 'Jahrmarktsfest' erhellten, zeitigt jetzt Ergebnisse von größerer Tragweite und eröffnet freie und lohnende Aussicht auf Neuland literargeschichtlicher Forschung. — Litzmanns prächtige Biographie F. L. Schröders, die leider immer noch des Schlußbandes harrt, galt seit über zwei Jahrzehnten als das Muster theatergeschichtlicher Forschung. Auch H. zollt ihr Lob in biographischer und kulturgeschichtlicher Beziehung, sie versagt aber für H. trotzdem im Kern ihrer Aufgabe: 'niemand vermag aus ihr ein nur einigermaßen deutliches Bild von der Kunst ihres Helden sich zu machen'. Hier an diesem Punkt setzt H.s Arbeit deutlich ein: er will die theatergeschichtliche Forschung mit allem Nachdruck als Kunstwissenschaft festlegen. Sie soll einerseits nicht die mehr oder minder geschickte Verarbeitung von zufällig aufgestöbertem Material als ein Ziel anstreben, noch anderseits als dienendes Glied in der Gefolgschaft der Literaturgeschichte ihre Beruhigung und Befriedigung finden. Früher nur ein 'Anhängsel', eine 'Hilfswissenschaft', soll sie nunmehr frei und selbständig dastehen und Kulturgeschichte, politische Geschichte, Literaturgeschichte und — vor allem — Geschichte der bildenden Künste sich tatenfroh zu eigen machen. Freilich, und das muß nachdrücklich betont werden, will H. dabei durchaus nicht, soweit das Einzelproblem in Frage kommt, den sicheren Boden der 'speziell philologischen Grundleistung' verlassen, und er hat das in dem vorliegenden Buche immer wieder bewiesen, wohl aber muß sich für die weitere Arbeit der historischen Verknüpfung und die Verlebendigung verklungener Kunst der Philologe in mancherlei neu Gewand hüllen.

Der erste große Teil des Buches beschäftigt sich mit dem Theater der Meistersinger von Nürnberg unter Hans Sachsens Leitung um die Mitte des Reformationsjahrhunderts. H. stellt sich die Aufgabe, 'eine theatralische Aufführung der Vergangenheit bis ins kleinste dermaßen wieder lebendig werden zu lassen, daß man sie, wenn nur die finanziellen Mittel zur Verfügung stehen, ohne Furcht vor bedenklichen Verstößen tatsächlich einem

modernen Publikum vor Augen bringen könnte'. H. wählt K. Sachsens Nibelungendrama, die Tragedj des hüernen Sewfried. Er wählt diese, weil er von einem Falle auszugehen wünscht, in dem der Ort der Aufführung (die Nürnberger Marthakirche) uns bis heute erhalten oder doch rekonstruierbar ist, und in dem wir ferner die Theaterstücke besitzen, die ein Autor eben für die Darstellung auf dieser uns erhaltenen Bühne verfaßte. Die gewichtigen Gründe, die gegen diese Wahl H.s vorzubringen sind, hat schon v. Weilen in der 'Deutschen Literaturzeitung' auseinandergesetzt. W. sagt mit Nachdruck, daß sich theatertechnische Studien, zumal für die Frühzeit, nur auf Grundlage des gesamten Materials einer Zeit ausführen lassen. Außerdem sei Hans Sachs durchaus kein Neuerer, sondern rage technisch nicht über seine ganze Zeit empor. Weiter führt W. Gründe gegen die Wahl gerade des 'hüernen Sewfried' an, da kein Beweis vorhanden sei, daß die Marthakirche wirklich der Schauplatz der Vorstellung gewesen sei.

Wenn man H. die Wahl dieses Autors (zu dem ihn, wie ich weiß, eine alte persönliche Vorliebe zieht) und dieses Stückes, für das auch mancherlei spricht, zugesteht, entwickelt sich nun eine geradezu verblüffende Fülle feinster Beobachtungen und Ergebnisse für Fragen des Zuschauerraums und der Bühne, Dekorationen, Requisiten, Kostüme und als wichtigstes die Schauspielkunst. Reiche Belehrung spenden die szenischen Bemerkungen, aber daneben wird die bildende Kunst in weitestem Umfang herangezogen und die Gesamtdichtung des Hans Sachs im Auge behalten. Sehr wichtig erscheint die Psychologie des Publikums. H. stellt fest, daß der 'Sinn der Lebensarbeit' Hans Sachsens gewesen ist, 'neben der Erhaltung der noch lebenskräftigen Elemente der mittelalterlichen Kultur und neben der Berücksichtigung der einfachen Instinkte des städtischen Publikums, so gut es ging, eine demokratische Rezeption des Humanismus zu betreiben'. So ist die Nürnberger Schauspielkunst eine 'selbständige Fortbildung von Anfängen einer bürgerlichen Kunst um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts'.

Der zweite umfangreiche Teil von H.s Untersuchungen gilt der Dramenillustration des 15. und 16. Jahrhunderts, und zwar zunächst den Illustrationen antiker, sodann den Illustrationen zu schweizerischen Dramen. H. beschreitet hier, weit mehr als im ersten Teil, so gut wie völlig neue Wege. Nur für die Erforschung des antiken Theaters waren ihm zünftige Archäologen hier Vorbild und Führer. Hatte schon im ersten Abschnitt H. kein Steinchen auf seinem mühevollen Gange ungewendet gelassen, so wird nun sein Schritt immer zögernder und rastender. Schon die Lektüre der ersten Untersuchungen ist gewiß keine leichte, die der weiteren ist ausgesprochen mühsam und nicht überall lohnend. Der Leser möchte H. um seine unendliche Geduld beneiden, mit der er unverdrossen das einmal gesteckte Ziel im Auge behält. Daß sich ihm das Ziel auf dieser Wanderung nicht selten zu verlieren, daß es, erreicht, den Weg kaum zu lohnen scheint, wer wollte es leugnen! Daß wichtige Ergebnisse, freilich auch negativer Art, auch hier erzielt werden, verdient Hervorhebung. Am wertvollsten ist auch in diesem Abschnitt, noch mehr sogar als im ersten, die Ernte in methodischer Hinsicht, entscheidend vor allem die scharfe Trennung zwischen bloßer Dramenillustration und eigentlichem Szenenbild. Hier hat ja auch die theatergeschichtliche Erforschung neuerer und neuester Zeit schon mitgearbeitet, wenn auch nicht mit der Strenge und Gründlichkeit H.s.

In einem Schlußwort stellt H. die theatergeschichtlichen Gesamtergebnisse seines Buches zusammen und sucht ihren 'geistigen Sinn' zu erkennen. In großer Bescheidenheit meint H. neben einer bisher wenig geübten wissenschaftlichen Betrachtungsweise auch einigermaßen lohnende unmittelbare Ergebnisse gezeigt zu haben. Gewiß braucht H. liebevolle, geduldige, auch nicht unvorbereitete Leser. Ihnen aber erschließt sein Werk eine fast

unübersehbare Fülle von Einzelbeobachtungen und den Reiz einer seltenen, unverdrossenen, sich kaum genug tuenden Arbeit, zu der jeder theatergeschichtlich ernsthaft Bemühte auf lange hinaus dankbar und bereichert zurückkehren wird.

Zurzeit Spandau, Januar 1916. Hans Daffis.

Schillerliteratur.

1) W. Seyffert, Schillers Musenalmanach. (Palaestra Bd. 80.) Berlin, Mayer & Müller, 1913. 172 S. M. 4.80.
2) Fritz Berresheim, Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia und Neuen Thalia, und seine Mitarbeiter. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Neuere Folge, Heft 40.) Stuttgart, Metzler, 1914. VIII, 135 S.
3) A. Leitzmann, Die Hauptquellen zu Schillers Wallenstein. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur, hg. von Leitzmann, Nr. 6.) Halle a. S., Niemeyer, 1915. M. 2.50.
4) Ricarda Huch, Wallenstein. Eine Charakterstudie. Leipzig, Inselverlag, 1915. 173 S.

Trotz des Weltkrieges geht die Einzelforschung auch auf dem Gebiet unserer klassischen Literatur in erfreulicher Weise voran: fühlen wir uns doch durch tausend Fäden mit dem Zeitalter des deutschen Idealismus verbunden und liegen doch in jener großen Zeit unzählige Keime für eine schönere deutsche Zukunft. Aber die Hauptarbeit verbirgt sich in den Aufsätzen unserer Fachzeitschriften, nur ganz gelegentlich wagen sich größere Veröffentlichungen hervor. Der Berichterstatter greift daher gern auf einiges zurück, was kurz vor dem Kriege erschienen war und ihm nachträglich zur Besprechung vorgelegt wurde.

Vielleicht läßt uns nichts so tief in die vielverschlungenen, einander stoßenden und letzten Endes doch wieder verwandten Strömungen des deutschen Idealismus' hineinblicken, als eine kritische Geschichte der führenden Zeitschriften und sonstigen periodischen Veröffentlichungen, ihrer Wandlungen und gegenseitigen Beziehungen. Hier fühlen wir dem Zeitalter gleichsam den Puls, hier sehen wir die Fäden zwischen Dichtung und Lesewelt sich weben, hier können wir manches, was sich in den oberen Regionen verflüchtigt, bei Geistern niederen Ranges in hausbackener Derbheit kennenlernen und unser Auge an vieles gewöhnen, was sich bei der Betrachtung von oben her ihm entziehen würde. Für die Geschichte der Dichtung wie der Weltanschauung ist es eben von großer Wichtigkeit, auch die kleineren Leute kennenzulernen, die den Verkehr mit der Masse vermitteln, den großen in manchen Dingen den Weg bereiten und ihnen, ohne es zu wollen, Aussichten eröffnen und Aufgaben stellen, denen sie selbst nicht gewachsen sind. Wir brauchen nur an Walter Hofstätters[1] ausgezeichnete Arbeit über 'Das deutsche Museum' oder an Ulbrichs nützliches Buch über Schwabes 'Belustigungen'[2] zu erinnern, um anzudeuten, wie solche Gegenstände anzufassen sind. Um so wichtiger aber werden solche Arbeiten, wenn sie die

[1] 'Das deutsche Museum (1776—88) und das Neue deutsche Museum (1789—91). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Zeitschriften im 18. Jahrhundert'. (Probefahrten, hg. v. Köster, Bd. XII.) Leipzig, R. Voigtländer, 1908.

[2] 'Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Beitrag zur Journalistik des 18. Jahrhunderts'. (In ders. Sammlung Bd. XVIII.) Ebenda 1911.

Großen selber als Führer zeigen, die nun durch ihre eigenen Werke wie durch ihre Mitarbeiter auf das weitere Publikum wirken wollen. Eine der letzten, von Erich Schmidt angeregten Schriften dieser Art gilt Schillers Musenalmanachen. Wir dürfen ihrem Verfasser, Dr. Wolfgang Seyffert, nachrühmen, daß er sich seinem nicht leichten Thema in jeder Hinsicht gewachsen zeigt und daß sein Buch eine wertvolle Bereicherung unserer Schillerliteratur bedeutet, zumal ihm auch die Gabe geschmackvoller Darstellung verliehen ist.

Schiller hat, wie Seyffert deutlich zeigt, an seine Almanache bei weitem nicht die Forderungen gestellt wie an seine 'Horen'. Im Grunde genommen wollte er, der sich schon als jugendlicher Rezensent von Stäudlins Almanach sehr skeptisch über die ganze Gattung ausgesprochen hatte, an die Stelle des seit Bürgers Tode bedeutungslos gewordenen Göttinger Almanachs ein Unternehmen setzen, das ihm eine gewisse regelmäßige Einnahme bei verhältnismäßig geringer Arbeit sicherte. Darauf gingen denn auch seine Verhandlungen mit dem Schweriner Verleger des ersten Jahrgangs, dem jüdischen Buchhändler und Literaten Michaelis in Neustrelitz, hinaus, von dem sich Schiller bald heftig lossagte; darauf zielte er auch noch, als er die weiteren Bände (von dem 'Musenalmanach auf das Jahr 1797' an) auf Cotta übertrug. Doch fällt es in die Augen, wie der Musenalmanach, der sich zunächst ganz in den ausgefahrenen Gleisen des Göttingischen und Vossischen Unternehmens bewegte, allmählich den Geist seines Herausgebers mehr und mehr verriet. Wir denken da nicht bloß an die 'Xenien' und die 'Balladen', die zwei Jahrgängen ihr ganz besonderes Gepräge gaben, sondern an eine Fülle von kleinen Zügen, vor allem an den ernsten und bald auch klassizistischen Charakter des neuen Unternehmens, in dem sich Schillers und auch Goethes kleine Poesie kräftig entfalten sollte. Jedenfalls hat der Almanach der *poésie fugitive*, die von Haus aus den rechten Nährboden der ganzen Kalenderdichtung abgegeben hatte, keine erheblichen Zugeständnisse gemacht. S. zeigt nun, wie der Herausgeber auch in der Auswahl und teilweise recht energischen, übrigens nicht gerade planmäßigen Umgestaltung fremder Beiträge eine gewisse Höhenlage einzuhalten suchte. An einem Gedicht Hölderlins wird seine kritische Tätigkeit lebendig dargestellt. Was die bildnerischen und musikalischen Beigaben anlangt, so schritt Schillers Kalender kaum über seine Vorgänger hinaus. Auch der Kreis der Mitarbeiter blieb immerhin beschränkt — so weit wirkte der Eindruck der 'Xenien' zurück! Aber die Musterung dieser Mitarbeiter im 3. Abschnitt ist vielleicht das Beste, was uns S. gegeben hat. Mit kräftigen Strichen weiß er hier Gestalten wie Kosegarten und Matthisson, Amalie von Imhoff und die Beiträge der Romantiker zu charakterisieren und der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts manchen bedeutsamen Wink zu geben. In der Kritik der Arbeiten Goethes und Schillers gipfelt natürlich das ganze Buch, doch hätten wir der Balladendichtung der beiden Klassiker eine etwas ausführlichere Darstellung gegönnt. Auch das letzte Kapitel über 'Erfolg, Ausgang und Nachwirkungen' scheint mir ein bißchen zu knapp geraten. Die Aufnahme des Almanachs in der zeitgenössischen Beurteilung hätte doch wohl etwas eingehender berücksichtigt werden können. Alles in allem aber gewinnen wir doch aus seinem Buche den Eindruck, daß auch der Musenalmanach ein wichtiger Faktor im literarischen Leben der zweiten Hälfte der neunziger Jahre war und daß er für Schillers und Goethes Entwicklung mehr bedeutete, als sie selbst in mancher Stunde des Unmuts wohl zugestehen wollten.

Äußerlicher, wenn auch mit Fleiß, hat Fritz Berresheim seine Aufgabe angefaßt: 'Schiller als Herausgeber der Thalia'. Im wesentlichen kommt der Verfasser nicht über eine Umschreibung des Inhalts der einzelnen Hefte in chronologischer Folge hinaus, wobei denn jeweils die Entstehungs-

und Druckgeschichte, auch die Aufnahme bei den Lesern und Beurteilern nach den Urkunden dargestellt wird. Auch die ältere Literatur über einzelne Beiträge wird herangezogen, quellengeschichtliche u. a. Erläuterungen gegeben, das alles aber schon weniger systematisch. Vor allem vermissen wir, bei den älteren Jahrgängen zumal, eine genauere Darstellung des Verhältnisses, in dem Schillers Pläne zu den geistigen Strömungen seiner Zeit und besonders jener Kreise stehen, mit denen er vorzugsweise in Berührung stand. Das Programm der 'Rheinischen Thalia' spiegelt doch ganz offenbar jene Menschheitsbeglückungs- und Erziehungsideale, denen letzthin auch die Deutsche Gesellschaft in Mannheim dienen wollte. Wie sich Schiller zu diesen Bestrebungen stellt, wie anders er sich als Epiker, als Geschichtserzähler, als Theoretiker und wieder als Dramatiker gibt, das zu erläutern wäre noch eine verlockende Aufgabe. Hier konnte Schiller, wenigstens zeitweilig, stärker seinen Neigungen folgen als später bei der Redaktion des Almanachs. Auch der nähere Vergleich mit den 'Horen' sollte darum nicht fehlen. Immerhin hat uns Berresheim eine nützliche Übersicht geliefert, deren Inhalt nur hier und da der Ergänzung und Nachprüfung bedarf. Wichtige und schwierige Einzelfragen, wie das gegenseitige Verhältnis (und damit die innere Entstehungsgeschichte) der beiden Abhandlungen über die tragische Kunst läßt sich der Verfasser entgehen.

Ein willkommenes Hilfsmittel für den deutschen Unterricht, besonders für Seminarübungen, aber auch für die Hand des Lehrers an unseren höheren Schulen ist A. Leitzmanns Quellenbüchlein zum 'Wallenstein'. Gerade daß der Herausgeber, dem wir schon ähnliche Neudrucke für den 'Fiesko' und 'Don Karlos' verdanken,[1] hier nur die Hauptquellen und auch diese nicht ganz vollständig gibt, macht sein Büchlein auf der einen Seite um so übersichtlicher und erleichtert anderseits die Anschaffung bedeutend. Schillers wichtigster Gewährsmann ist bekanntlich der Nürnberger Christoph Gottlieb von Murr (vgl. Boxberger, 'Archiv für Literaturgeschichte' Band 2, S. 169 ff.), der Schiller schon 1794 neben anderem seine Bearbeitung des chinesischen Romans 'Haoh Kjöh Tschwen' übersandt hatte; Schiller hat dies Werk bekanntlich später für seine 'Turandot' benutzt. Viel wichtiger aber wurde ihm die krause Sammelschrift desselben Verfassers: 'Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges', Nürnberg 1790. Aus dem Inhalt dieses Bandes kommt einiges für die 'Geschichte des Dreißigjährigen Krieges', nicht aber für den 'Wallenstein' in Betracht, so gleich das erste Stück: 'Chronologische Nachrichten vom Zustande der Reichsstadt Nürnberg währender Zeit des dreyßigjährigen Krieges'. Um so wichtiger für unser Drama sind die beiden folgenden Hauptteile: II. 'Urkunden zur Geschichte des berühmten Wallensteins' und III. 'Beyträge zur Geschichte des berühmten kaiserlichen Generalissimus Albrechts, Herzogs von Friedland'. Was die Urkunden anlangt, so waren besonders zwei Unterabschnitte von Bedeutung für Schiller: die erbitterte lateinische Schmähschrift *Chaos perduellionis*, wohl von dem bekannten Slawata verfaßt, und ferner der 'Ausführliche Bericht', das heißt eine amtliche Rechtfertigungsschrift des Wiener Hofes. Da die letztere das 'Chaos' in deutscher Sprache fast ganz in sich aufnimmt, so konnte Leitzmann sich auf die Wiedergabe des 'Ausführlichen Berichts' beschränken (S. 1—72). Ein paar kleine Versehen im Text werden gebessert (S. VI der Vorrede, wo auch einige sehr knappe Erläuterungen gegeben werden). Aus dem III. Hauptabschnitt wird (immer mit gelegentlichen Kürzungen des Unwesentlichen) u. a. aufgenommen, was Murr über die erste Gemahlin Wallensteins und einige seiner vertrauten Freunde zu sagen weiß (Leitzmann, S. 78 ff.), vor allem aber die 'Ausführliche Nachricht von der Ermordung Wallensteins und seiner Freunde', die der Feld-

[1] In derselben Sammlung, Heft 4 und 5.

prediger Carve lateinisch niedergeschrieben hatte. Inwieweit Leitzmanns Auslassungen im einzelnen gutzuheißen sind und ob nicht mancher z. B. die Wiedergabe der 'Schriften zur Geschichte des Herzogs von Friedland' willkommen geheißen hätte, sei hier nicht erörtert. Zum Schluß gibt L. noch einiges aus Herchenhahns 'Geschichte Albrechts von Wallenstein' (Altenburg 1790—91), das Schiller gerade auf Grund einiger Hinweise Murrs eingesehen und für sein Drama benutzt haben dürfte, wenn auch nicht in dem Umfang, wie Boxberger annahm.

Zum Schluß sei noch auf ein Werk hingewiesen, an dem der Schillerforscher so wenig vorübergehen darf wie der Geschichtschreiber: es ist Ricarda Huchs Büchlein über Wallenstein. Ihre Darstellung berührt sich in ganz eigentümlicher Weise mit derjenigen Schillers, und doch ist sie sozusagen den entgegengesetzten Weg gegangen. Schiller kam von der Historie und ging zur Dichtung über: Ricarda Huch hat uns zunächst ein lebensvolles, an knapp- aber scharfgezeichneten Charakteren und an stimmungsvollen Kulturbildern reiches Bild des 'Großen Krieges in Deutschland' gegeben,[1] nun schickt sie eine eindringende Charakterstudie der Persönlichkeit nach, die uns unter allen Gestalten jener Zeit zwar nicht am meisten erhebt, aber am stärksten fesselt. Mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Geschichtsforschung geht sie ihrer Aufgabe zu Leibe; sie beherrscht die Urkunden und liest sie mit jener Einfühlungskunst des Historikers von heute, die bei ihr, der Dichterin, aufs höchste gesteigert erscheint; sie liest sie aber zugleich mit einer unparteiischen Sachlichkeit, die uns die Dichterin wiedererkennen läßt; und sie entwirft eine Darstellung von einer inhaltschweren Gedrungenheit und doch wieder einer verhaltenen Kraft, einer oft überlegenen Ironie, die wir einer Frau nicht ohne weiteres zugetraut hätten, auch nicht der Darstellerin der Romantiker und des Garibaldi. Und doch konnte dies Buch vielleicht nur von einem Weibe geschrieben, zum mindesten so geschrieben werden. Ich denke da nicht an plötzlich aufblitzende Epigramme wie dieses: 'Sich durch Äußerlichkeiten beeinflußen zu lassen, verstößt gegen die Sachlichkeit, deren Männer, auch wenn sie sie nicht haben, sich gern rühmen, namentlich wo es sich um die Beurteilung von Männern handelt.' Viel wichtiger scheint mir etwa die unmittelbare Fortsetzung dieser Stelle (S. 55): 'Es scheint, daß Wallenstein einen lebhaften Schönheitssinn besaß und jene Reizbarkeit, die unter sinnfälligen Mängeln stark leidet: sie mag in Zusammenhang stehen mit einer von der Wirklichkeit sich zurückziehenden Phantasie.' Das kann nur sagen, wer auf den Bahnen unserer Klassiker so tief über das Geheimnis der männlichen und weiblichen Form nachgedacht hat wie Ricarda Huch, die Verfasserin einer merkwürdigen Schrift über 'Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens' (München 1914). Sie kann auch gerade dem Weiblichen in dem 'Charakter' Wallensteins so gut gerecht werden, seiner Furchtsamkeit vor großen, folgenschweren Entschlüssen und vor unmittelbarem Vorgehen, seinem ewigen Zögern, das ihn auf seiner Laufbahn tausend Mißdeutungen aussetzte und ihn schließlich ins Verderben stürzte. Und ganz wunderbar stimmt nun diese Charakteristik zusammen mit dem Bilde, das Schiller von dem großen Zauderer entworfen hat. Freilich, bei Schiller ist die ganze Gestalt doch wieder ins Große, Heroische hinübergespielt. Wie ganz anders zeigt sie sich dem unerbittlichen Auge einer Ricarda Huch, die tausend kleine sozusagen weibliche Schwächen an ihm entdeckt. Ihre Darstellung 'wirkt zuweilen wie ausdrücklicher Widerspruch gegen eine gelehrte Forschung oder auch gegen ein landläufiges Urteil, die beide in Wallenstein

[1] Leipzig, Inselverlag, 1912. 3 Bände (I. Das Vorspiel, 1585—1620. II. Der Ausbruch des Feuers, 1620—1632. III. Der Zusammenbruch, 1633 bis 1650).

etwas unbedingt Großes erblicken. Sie zieht den eindrucksvollen Mantel weg, und unter ihm erscheint ein Mensch, überreich an Schwächen. Nur selten und nur auf kurze Strecken seines Lebens ist er ihr der Herrscher, der Diktator, der zielbewußte Mann, als der er in der Vorstellung der meisten Menschen lebt'. So faßt Oskar Walzel in einer soeben erschienenen, feinen und an bedeutsamen Aufschlüssen über das Schaffen des Epikers reichen Studie über die Erzählerin Ricarda Huch[1] das Geleistete zusammen. Wallenstein wird hier zum rechten Vertreter einer Zeit, die nicht kühn draufzugehen liebte, sondern ewig zusah, ewig die Dinge in die Länge zog, und die doch ihrer reinsten Verkörperung, einem Wallenstein, mit einem Gemisch aus Haß und abergläubischer Scheu gegenüberstand. Wie auch die Fachwissenschaft über das Büchlein urteilen möge, wir erhalten hier eine neue, außerordentlich lebensvolle und künstlerisch hochstehende Darstellung, der wir gern den Weg in die deutsche Schule bahnen möchten. Es wird dem Lehrer des Deutschen und der Geschichte ein Genuß sein, sich die Zeit des großen Krieges hier zu vergegenwärtigen und den Unterricht durch die Vorführung ausgewählter Stellen zu beleben. Darüber hinaus aber finden wir in dem Werk eine Fülle von fruchtbaren Beobachtungen, die der Kulturhistoriker nicht übersehen darf. Um nur eines hervorzuheben: wie R. Huch den neuen Typus des 'vornehmen Menschen' (im Gegensatz zum gewöhnlichen und zum aristokratischen) herausarbeitet (S. 22 ff.), das eröffnet weite Aussichten in die Lebensgestaltung des 17. Jahrhunderts, die auch dem Literarhistoriker zugute kommen.

Posen. Robert Petsch.

August Köhler, Die Lyrik Max von Schenkendorfs. Eine stilistische Untersuchung. Marburger Diss. Marburg a. L. 1915. IX, 231 S.

Durch eine etwas trockene Untersuchung des Stils Schenkendorfs gelangt der Verfasser zu einem weiteren Ausblick, zu einer Charakteristik des Dichters, die freilich den bekannten Zügen keinen neuen, wesentlichen hinzufügt. Sch. ist so wenig original wie Arndt und Körner; sie alle 'arbeiten mit erprobten Werten und Ausdrucksmitteln'. Schiller ist ihr geistiger Vater, besonders aber für Sch. in der idealistischen Gesamthaltung seines Stils vorbildlich gewesen. Von den anderen Freiheitsdichtern unterscheidet sich Sch. durch höhere lyrische Begabung und durch romantische Eigentümlichkeiten: Sehnsucht nach dem Mittelalter und Hoffnung auf Herstellung eines deutschen Kaisertums, die von der Mystik angeregte, zum Katholizismus neigende Frömmigkeit. Dieses Moment, aber auch der Wohllaut der Sprache rücken ihn neben Novalis. Weich, nachgiebig, entsagungsvoll — auf weiblichen Einfluß zurückzuführende Eigenschaften —, gelangt auch er nicht zu kräftiger, volkstümlicher Rede. Die Zeitumstände führen ihn zur Kriegslyrik, seine Anlagen zur religiösen Lyrik, der er besonders gegen Ende seines Lebens nachgeht.

Die Stiluntersuchung schließt sich eng an E. Elsters Werk 'Prinzipien der Literaturwissenschaft' an mit all seinem Schematismus und seiner Terminologie. In dem einleitenden Kapitel werden die allgemeinen ästhetischen Eigenschaften des Schenkendorfschen Stils festgelegt: nur selten vermag der Dichter die besonderen Merkmale des Gegenstandes herauszuarbeiten, sein Stil ist vornehmlich typisierend. Die Auffassung und demgemäß die Darstellung sind idealisierend, besonders auf dem Gebiet der religiösen Lyrik. Subjektive Stilgebung erscheint in verschiedenen Graden, vom ein-

[1] O. Walzel, 'Ricarda Huch. Ein Wort über die Kunst des Erzählens.' Leipzig, Inselverlag, 1916. 116 S.

fachen ach! bis zur Anwendung der Ichform. Eine strikte Scheidung zwischen Objektivem und Subjektivem läßt sich in Schenkendorfs Lyrik nicht durchführen; bestimmt wird die Stilgebung durchweg durch das Ideal des Schönen.

Im Kapitel von den psychologischen Eigenschaften des Schenkendorfschen Stils wird dargelegt, daß die anschauliche Phantasie bei dem Dichter nicht stark ausgebildet war, wenn auch bei zunehmender Reife Beobachtungsgabe und Neigung zu plastischer Darstellung nicht vermißt werden. Kombinatorische Phantasie zeigt sich besonders in der Jugendlyrik, die unter romantischem Einfluß steht. Verfasser geht sodann den Einflüssen der Sinnenwelt nach, wie sie sich durch Licht- und Farbenempfindungen, Betätigung des Gehörsinns, Raumanschauung geltend machen, und dem Verstandes- und Gefühlsleben des Dichters, seiner Neigung zur Reflexion, die wieder zu einer übermäßig breiten Darstellung verführt. Als subjektiv psychologische Eigenschaften werden des Dichters Selbstgefühl, Sympathie- und Nationalgefühl, sein soziales und religiöses Gefühl behandelt; stark ist sein Naturgefühl ausgebildet, dem Volkstümlichen gestattet er weitgehenden Einfluß. Die vielfachen Erscheinungen, die Elster als ästhetische Apperzeptionsformen zusammenfaßt und die wiederum teils objektiv, teils subjektiv sind, haben für den Verfasser hohe Bedeutung, weil sie 'das ganze Innenleben, die Stärken und Schwächen des Dichters auf das deutlichste, bis in Einzelheiten widerspiegeln'. Es handelt sich um das, was man sonst Beseelung, Metaphern, Tropen, Figuren usw. nannte. Sch. geht nach keiner Richtung über das Gewöhnliche hinaus; sprachschöpferisch ist er in ganz geringem Maße. Auch der Abschnitt von den sprachlichen Parallelformen — Archaismen, biblische Wendungen, Fremdwörter, Satzformen — ergibt nichts Wesentliches. — In einem Anhang teilt der Verfasser Ergänzungen mit zu der Geschichte von Sch.s Zeitschriften 'Vesta' und 'Studien', indem er ein Material vorlegt, das genauer und vollständiger ist als das von P. Czygan *Euphorion* XIII f. veröffentlichte. Von Sch.s in der Vesta abgedruckten Aufsätzen werden 'Der Streit der Künstler' und 'Der Menschheit veränderter Standpunkt' (ein Crayon), 'Stimmen und Blätter' und die Nachschrift am Ende des einzigen Heftes der Studien mitgeteilt. Kritiken der beiden Zeitschriften aus dem Freimüthigen und der Stettiner Sonntagszeitung (1808) schließen sich an. Einige zeitgenössische Kritiken der Schenkendorfschen Gedichte vereinigt ein zweiter Anhang, drei auf des Dichters Tod verfaßte Sonette ein dritter: im ganzen recht dankenswerte Beilagen.

Berlin. Hans Löschhorn.

Philipp Witkop, Heidelberg und die deutsche Dichtung. Mit 6 Tafeln. Leipzig u. Berlin, Teubner. 1916. VII, 230 S. M. 3,60.

In diesem ebenso anmutigen wie lehrreichen Buche hat uns Witkop eine Gabe der Liebe geschenkt. Denn nur, wer äußerlich und innerlich selbst dem Zauber der einzigen Stadt verfallen ist, kann sie so liebevoll im Spiegel der Dichtung zeigen. Aus der 'hinreißenden atmosphärischen Einheit von Geschichte und Kunst und Wissenschaft und Jugend und Natur' wird ihm Heidelberg zum Symbol der deutschen Poesie, zum Wallfahrtsort deutscher Dichter. Vom Ausgang des Minnesangs bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, von Oswald von Wolkenstein bis Scheffel werden wir geführt. Hier, wo 'Alt-Heidelberg, du feine' auf immer den Deutschen, und nicht nur den Deutschen ins Herz gesungen ist, bricht W. ab, nicht ohne wenigstens angedeutet zu haben, daß auch in der Folge immer wieder 'Heidelbergs unzerstörbare Jugend' der 'heilige Quell' für Dichten und Denken blieb und

die Künder deutschen Geistes, die Mörike und Storm, Martin Greif und Richard Wagner, Nietzsche und viele, viele andere bis zu Stefan George und Richard Dehmel lockte und kürzer oder länger festhielt.

Daß Heidelberg der lyrischen Dichtung am meisten zu geben hatte, ist ohne weiteres deutlich. Und gerade hier war W., der geistvolle, feinfühlige Geschichtschreiber der neueren deutschen Lyrik, der gegebene Mann, Fäden zu entwirren und aufzuzeigen. Aber es ist keine gelehrte Spielerei, wenn er auch längst verfallene Schächte öffnet und bei Humanisten und Neulateinern verklungenes Echo zu neuem Leben weckt. Es ist der zweckvolle Aufklang zu dem vollen Bläserchor der eigentlichen 'Heidelberger Romantik', zu Brentano, Arnim, Görres, Eichendorff, Jean Paul, Lenau, die im Mittelpunkt des Ganzen stehen. Und auch Überwindung und Ausklang dieser Strömungen werden, wie dort ihre Vorbedingungen, an Hebbel, Gottfried Keller und Scheffel aufgezeigt. Alles erscheint psychologisch und literarhistorisch fest verzahnt, überall werden Belege und Proben gegeben. Diese Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe, Prosastücke, die für sich selbst sprechen, machen nicht den kleinsten Reiz des Buches aus. Stadtbilder aus verschiedenen Zeiten, Vignetten und Schattenrisse geben Farbe und Fülle. Zur Entwicklungsgeschichte des Naturgefühls in Deutschland wertvolle, beredte Zeugnisse! Ein unentbehrliches Glied in der Kette jener landschaftlich begrenzten Literatur- und Kulturbilder, deren Bearbeitung seit einer Reihe von Jahren rüstig vorangeht und die eine notwendige Ergänzung rein zeitlich fortschreitender Darstellung bilden.

Ich wünsche dem schönen kleinen Buche viele Leser und eine ähnlich glückliche Fortsetzung.

Berlin. Hans Daffis.

Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. Band 1 und 2. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta. 1916. XI u. 677 S., VIII u. 525 S.

Ermatingers Buch[1] bietet, wie der Titel besagt, eine Darstellung von Gottfried Kellers Leben 'mit Benutzung von Jakob Baechtolds Biographie'. Über die Art und Weise dieser Benutzung gibt die taktvoll gehaltene Vorrede des Verfassers des weiteren Auskunft. Die Sätze, die einst Baechtold seinem Werke vorausgeschickt hatte, waren allzu grundsätzlich gehalten, als daß man bei einer Umarbeitung an ihnen ohne Stellungnahme hätte vorübergehen können. Baechtold hatte nämlich Niebuhrs Wort: 'es sei nicht gut, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne; es gebe Kleider der Seele, die man ebensowenig abziehen sollte wie die des Körpers' wenn nicht zum Leitmotiv erwählt, so doch niemals über der Arbeit vergessen; er hatte ferner die von Keller hochgeschätzte Schilderung, die in naiver Schlichtheit Uhlands Witwe vom Leben ihres Mannes geboten, auch seiner Darstellung zum Vorbild genommen und vor allem daher die Anregung gewonnen, mit dem eigentlich biographischen Teil Briefe und ähnliche Dokumente zu verflechten. Wenn die seitdem eifrig und mit schönen Resultaten betriebene Keller-Forschung die Erneuerung einer derartigen Verquickung unmöglich gemacht hatte, so bedeutete das zugleich die Lossagung von jenem Niebuhrschen Satz, die Ermatinger auch ausspricht; denn begreiflicherweise schwebte ihm Gottfried Keller im ganzen Umfang seiner Per-

[1] Der zweite Band, der Kellers Briefe von 1830 bis 1861 enthält, wird besser im Zusammenhang mit dem noch ausstehenden dritten Band, der die übrigen Briefe bringen wird, anzuzeigen sein.

sönlichkeit zu erfassen als höchstes Ziel vor. Demgemäß mußte sein Arbeitsprogramm den Ausbau der Biographie 'in psychologischer Vertiefung, in ausführlicherer Darlegung der literarhistorischen Zusammenhänge und in Bereicherung der ästhetischen Charakteristik' vorsehen. Es darf gleich eingangs mit Genugtuung und Anerkennung festgehalten werden, daß Ermatinger es mit vielem Geschick und belebender Anmut ausgeführt hat. Man braucht dabei nicht bloß lobend an seine als Aufsätze bekannt gewordenen Teilforschungen über Kellers Beziehungen zu Luise Rieter und zum Dunckerschen Haus zu erinnern, die uns bedeutsame Zusammenhänge erschlossen haben; auch der verdienstlichen Neuausgabe der ersten Fassung des 'Grünen Heinrich' (Studienausgabe in 2 Bänden, Cotta 1914) soll nur flüchtig Erwähnung geschehen. Was bei dieser Bearbeitung die größten Schwierigkeiten bot, war die Vorlage, die in ihren Konturen wenigstens erhalten bleiben sollte und doch allenthalben zur Neuarbeit zwang, wenn man ein Bild wünschte, das unserer letzten Erkenntnis vollauf entsprach.

Daß Ermatinger zunächst die gewaltige Stoffmenge sorgsamer durchkomponieren mußte, war nach allem selbstverständlich. Er durfte nicht bei der äußerlichen Scheidung von Darstellung und Dokument stehenbleiben, denn jener dem Leben des Dichters gewidmete Teil hatte eine genauere Gliederung dringend nötig. Baechtold hatte das Ganze nach den sinnfälligsten Merkmalen in acht Abschnitte geteilt, in denen nur äußerlich der Zeit nach Benachbartes oft recht unorganisch zusammengepfercht war; Ermatingers Buch enthält nun 25 Kapitel, die schon in den Überschriften andeuten, was es zu erstreben galt: Ausbau und Rundung, dabei Trennung nach Homogenem und ein Herausarbeiten der Übergänge. Die Genetik von Kellers Wesen und Persönlichkeit sollte nach allen Richtungen hin aufgedeckt werden. So stellt sich also zwischen die Baechtoldschen Kapitel 1 und 2 ('Jugendzeit' — 'In München') bei Ermatinger ein neues: 'Auf dem Wege zum Maler'. Dem Abschnitt II, 5 'In Berlin' entsprechen jetzt die Kapitel 8—12 ('Berlin' — 'Die Neueren Gedichte von 1851/54' — 'Das Ringen ums Drama' — 'Der grüne Heinrich' — 'Der erste Band der Leute von Seldwyla'), die in der vielfältigen Umschreibung der gleichen Epoche bereits die Nachteile einer solchen Zerlegung deutlich werden lassen: die zu äußerliche Scheidung in der Betrachtung von Lebensgeschichte und Dichtung. Beides hätte unbedingt enger verwebt werden müssen. Eine trockene Aufzählung der ausgeführten oder nur entworfenen Arbeiten, wie sie im Eingang des dem Berliner Aufenthalt Kellers gewidmeten Kapitels geboten wird, genügte selbstverständlich nicht, und selbst ein solcher Hinweis fehlt an anderer entscheidender Stelle, wie z. B. bei der Erzählung von Kellers Liebeswerben um Luise Rieter, wo, wenn von den durchzechten Nächten gesprochen wurde, nicht bloß die Gerechtigkeit die Erwähnung erfordert hätte, wie sich tagsüber der Dichter mit seinem Doppelgänger herumplagte, dessen Abbild ihm doch damals so deutlich greifbar schien, daß er es im selben Sommer 1847 dem Heidelberger Verleger Winter anbot. So aber erklärt es sich, daß, wo der Literarhistoriker schwieg und der Künstler fehlte, die rein biographischen Strecken (in den Kapiteln 5, 8, 18) etwas sandig ausgefallen sind mit ihrer schematischen Aufzählung von Kellers Bekanntenkreis. Hier hätte man an Stelle der ein wenig nach Lexikon riechenden Lebensläufe lieber nach dem Muster von Kellers geplanter Autobiographie 'mehr eine Geschichte seines Gemüts und der mit ihm verbundenen Menschen', jedenfalls aber eine sattere Farbengebung gewünscht, die man zumal dort vermißt, wo durch das Fehlen stilistischer Übergänge allzu gedrängt Datum an Datum sich reiht. Daß übrigens der Begegnung Kellers mit Nietzsche, die uns Elisabeth Förster ergötzlich genug erzählt hat, mit keinem Wort Erwähnung geschieht — man hätte sie im Bürgli-Kapitel erwartet —, nimmt wunder. Denn die Berücksichtigung

von Kellers vorsichtiger Haltung gegenüber Nietzsche, der dem 'Herz-Erfreuer' nach wie vor die alte Verehrung bewahrte (man lese das in den Briefen der Inselausgabe III, 209 ff. und IV, 73 und 200 nach), hätte für die Darstellung einen weiteren kleinen, aber doch charakteristischen Pinselstrich zum Bilde der Persönlichkeit ergeben. Hoffentlich wird der noch ausstehende Briefband von dem kurzen Schriftwechsel Notiz nehmen.

Noch scheint mir ein anderer Mangel eine Folge der gleichen Unterlassungssünde zu sein: ich meine das Wechselverhältnis von Erlebnis und Dichtung, daran Ermatinger mit manchen guten Bemerkungen absichtslos gestreift hat, ohne ihm doch in zusammenhängender Betrachtung nachgegangen zu sein. Diltheys aufschlußreiche Studien haben zur Genüge dargetan, wieviel eine Klärung derartiger Fragen bietet. Sie hätte sich allerdings nicht mühelos und kaum in eindeutiger Formel ablesen lassen. Denn wenngleich Keller oftmals den Bildungsfaktor in ein direktes Verhältnis zur Dichtung gerückt und sich auch sonst in Betonung und Abwehr auf den romantikfremden Standpunkt Diltheys gestellt hat, der nur graduelle Unterschiede zum Genie des Dichters führen sah, so hätte doch u. a. die auffallend geringe Neigung zu lediglich tagwacher, rein verstandesmäßiger Ausarbeitung einmal 'ausgeheckter' Pläne manchen Vorbehalt gefordert, jedenfalls aber tiefer in Grenzprobleme hineingeführt, deren eindringliche Erörterung zwanglos einer breiten Synthese Raum geschaffen hätte. Ein so umfängliches Werk durfte darauf nicht verzichten, wie denn die oftmals begegnenden analytischen Elemente nur dringlicher diese Notwendigkeit vor Augen führen. An den verschiedensten Stellen drängt es geradezu zu einer das Bisherige gleichsam überhöhenden Zusammenfassung, deren Ausbleiben sich da noch einmal bedauerlich fühlbar macht, wo im vorletzten Abschnitt von dem Menschen Keller gehandelt wird. Wo bleibt der Künstler? fragt man sich vergebens. Hier fehlen abschließende Worte über den Stilisten, fehlt ein Endurteil, das dem Schweizer gerecht wird — die Entwicklung beispielsweise des Briefschreibers Gottfried Keller wäre da zu berücksichtigen gewesen —, seinen Humor wertet, aber nun in eine solche Verbindung nicht allein den Namen Jean Pauls fügt, sondern auch den anderen großen Nachfahren dieses Dichters, Wilhelm Raabe, nennt und somit Keller von richtigen Blickpunkten aus in die Literatur einstellt, seines Landes sowohl wie in die Geschichte der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Solche doch nicht unwesentlichen Parallel- wie Diagonallinien sind unleugbar etwas sparsam gezogen und dadurch, innerhalb der eigenen Persönlichkeit des Dichters wie nach außen hin, gewisse Verbindungen nicht ausgeführt worden, wie anderseits Merkmale in ihrer trennenden Schärfe unbezeichnet geblieben sind, so daß bei einem Rundblick in die letzten Weiten nicht so des Kellerschen Reiches wie seiner Zeit das Auge nur unscharf trägt.

Um so größere Sorgfalt ist dafür der Behandlung der einzelnen Dichtungen zugute gekommen. Hier werden trefflich geschlossene Abhandlungen geboten, die durch feinsinnige Analysen wie meisterliche Charakteristiken in gleicher Weise ausgezeichnet sind. Der Abstand von den Baechtoldschen Skizzierungen wächst hier ins Riesengroße, daher die Leistungen Ermatingers in Richtigstellung wie Neuforschung an dieser Stelle nur angedeutet werden können.

Besonders liebevoll hat sich der Verfasser der Auswertung der Kellerschen Lyrik angenommen und so doch 'durch umschreibende Gründe' ihre Bedeutung betont, wovon Ricarda Huch hatte absehen wollen. Was einst bei Baechtold noch unansehnlichem Rohmetall nicht unähnlich sah, begegnet jetzt in literarischer Feinziselierung als wohlgeprägte und polierte Münze. Unaufdringlich werden Vorlagen und Einflüsse nachgeprüft, ohne Schwerfälligkeit die Darstellungsmittel untersucht und an der Art der Stil-

führung der optische Charakter der Kellerschen Dichtung bestätigt. Die überaus lobende Note freilich, die Ermatinger gerade der ersten Gedichtsammlung erteilt, die er die 'Schöpfung eines hochbegabten Dichters' nennt, wird man nicht ohne Einschränkung hinnehmen mögen, zumal sie wenig zu der im neunten Kapitel (S. 255) geprägten, jedenfalls treffenderen Formel paßt, die in jenen ersten Gedichten nur noch 'den heftigen, oft noch unbehilflichen und derben Ausdruck eines starken Temperaments' erblickt. Vielleicht hätte auch in diesem Zusammenhange (wie desgleichen nachher im Salander-Kapitel) der Name Feuerbachs genannt werden sollen, dessen Einfluß auf Kellers Weltanschauung und Dichtung Ermatinger jedoch an allen wesentlichen Punkten aufgedeckt hat. Gewiß nirgends anschaulicher als in seinen Ausführungen über den 'Grünen Heinrich', die wohl zu den am besten gelungenen Partien des ganzen Werkes gehören. Denn hier hat der Verfasser ganz aus dem vollen geschöpft. Während man bei Baechtold nur über die äußere Entstehung orientiert wurde, gibt Ermatinger die innere Geschichte des Romans, dessen Struktur er in der hellen Beleuchtung, die ihm die Darlegung des Erziehungsproblems und der Kunstmittel liefert, geistreich und anregend zergliedert. Auch für die eigentliche Entstehungsgeschichte ist manches beigebracht, was teilweise bereits in der mehr philologisch orientierten Einleitung zur Studienausgabe seine ausführlichere Begründung gefunden hat: so die einleuchtende Zeitbestimmung der ersten Anfänge des 'Grünen Heinrich', die Ermatinger gegen Kellers späte Bemerkung von 1843 ins Jahr 1846 verlegt (S. 282 — Studienausgabe S. XII f.). Auch der fördernden Hinweise auf anregungspendende Vorgänge in der Wirklichkeit, die besonders für die Tellfeier-Schilderung von Belang waren, sei gedacht. Ermatinger nimmt als Vorbild dafür gewiß mit Recht die Aufführung von 'Wallensteins Lager' beim Züricher Sechseläuten von 1843 in Anspruch und hat daran fruchtbare Betrachtungen geknüpft. Wenn er hier eine Episode auf ein ganz bestimmtes Ereignis zurückführen konnte, so ist es im übrigen nicht seine Art, die Dinge zu pressen. So hatte er z. B. früher (Deutsche Rundschau 1912, Oktoberheft) den Grafen des Romans mit Franz Duncker identifiziert, im vorliegenden Werk aber — doch wohl auf Grund der Ausführungen Dünnebiers ['Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach', Zürich 1913, S. 142 und Anmerkung 38] — 'in den Gedankenkreis Feuerbachs und seiner Gesinnungsgenossen Hettner, Henle und Knapp' (S. 287) gerückt, nicht aber (mit Dünnebier) dem Philosophen gleichgesetzt, da im Roman doch neben dem Grafen der in abgeschlossener Einsamkeit lebende große Philosoph steht.

Den Ausgang der Dichtung schließlich hat Ermatinger ohne Kleinlichkeit erwogen, aber gegen Baechtold, der (II, 44) das tragische Ende der ersten Fassung als wahrhaft organischen Abschluß gepriesen hatte, die größere Kunst in der nunmehr getroffenen Umgestaltung betont. Daß trotzdem der älteren Fassung vollste Gerechtigkeit zuteil ward, lehrt zur Genüge die Studienausgabe, die Ermatinger davon veranstaltet hat. Aber ihr kommt mehr als ein solcher Beweiswert zu; sie ist eine Tat, nachdem — sicherlich unter dem Eindruck der Baechtoldschen Überlieferung des bekannten Fluchwortes — selbst Ricarda Huch geäußert hatte, es müsse 'uns der gute Geschmack bestimmen', den 'Grünen Heinrich' in seiner ursprünglichen Form 'der Vergessenheit zu überlassen'. Gegenüber dem 'peinlichen Empfinden' der Dichterin, daß 'ihm der Mangel an Überblick des Ganzen, viel subjektives Reden und nachlässige Breite stellenweise mehr den Charakter eines Tagebuches als einer formgewordenen Kunstarbeit geben', hat Ermatinger die Bedeutung der ersten Gestaltung voll und schön herausgehoben; nicht minder wird man ihm dankbar sein müssen für die trefflichen Worte (S. 586), die in Milde dem Ausspruch des Dichters ihre Schärfe nehmen und somit einer falschen Pietät den Boden entziehen. Es

scheint in der Tat 'undenkbar, daß er den Wiederabdruck der ersten Fassung in einer wissenschaftlichen Ausgabe seiner Werke je hätte verbieten wollen'.

Wie die Behandlung des Kellerschen Jugendromans, so zeigen auch die den übrigen Dichtungen gewidmeten Kapitel die gleiche Gründlichkeit und Gediegenheit der Leistung. In der Bearbeitung der Legenden fällt gegen Baechtolds Darstellung nicht so sehr die kleine Berichtigung in der Quellenfrage des 'Schlimm-heiligen Vitalis' — daß die stoffliche Grundlage nicht in der Thais-Legende, wie nach Baechtold noch R. M. Meyer angenommen hatte, zu suchen sei, sondern im zweiten Band von Kosegartens Legenden, hatte zuerst J. Fränkel bemerkt — auf, wie die Ausschöpfung ihres ethischen Gehalts, die damit Kürnbergers viel nachgesprochene Auffassung erledigt, als habe Keller als ein katholisches enfant terrible seine Legenden erzählt. Auch das 'Sinngedicht' hat eine reiche Erläuterung gefunden, insbesondere aber ist der Abschnitt über den zweiten Teil der Leute von Seldwyla ergiebig umgearbeitet worden. Allenthalben führt die Betrachtung aus der bisherigen Enge zu weiten Perspektiven. Neue und wertvolle Exkurse (so über Heinrich Lang und Gottfried Kellers religiösen Standpunkt) erschließen das 'verlorene Lachen' restlosem Verstehen, und ebenso bleiben die übrigen Novellen des Bandes in literarhistorischer Hinsicht nicht ohne Bereicherung. Weniger zwar in eindeutiger Bestimmung der Vorlagen, die Ermatinger in der bereits gerühmten Weise großzügig umgrenzt. Bei Viggi Störteler denkt er nicht (wie Baechtold III, 40) an einen bestimmten Berliner Schriftsteller, der zu dieser Figur Modell gesessen, sondern weist verständiger auf die Empörung des Erlebnisdichters gegen die Nurliteraten hin, die seiner Phantasie jene Figur mochte eingegeben haben, der dann etwa das Schriftsteller-Ehepaar Stahr-Lewald Kleidung und Gesten geliehen. Ähnlich lehnt er bei Besprechung der Stoffquellen zu 'Kleider machen Leute' als törichtes Bestreben die Entscheidung ab, welche der beiden wirklich vorgefallenen Begebenheiten dem Dichter den unmittelbaren Anstoß gegeben habe. Den härteren Boden greifbarer Kritik läßt er darum nicht unbetreten. Die als Vorlage interessierende Anekdote im Bündnerkalender von 1847, hinter der Baechtold Keller als Verfasser vermutet hatte, schreibt Ermatinger mit mehr Wahrscheinlichkeit dem Herausgeber Friedrich Wassali zu und macht nützlich auf den hierbei unbeachtet gebliebenen Roman 'Jakob Ehrlich' von Marryat aufmerksam. Aber warum sieht der Verfasser in allen diesen Untersuchungen ganz über das Handschriftenverhältnis bzw. die Druckvorlagen hin? Baechtold (II, 38) erzählt, daß der Druck des 'Schmieds seines Glückes', da das vor zwei Jahrzehnten bei Vieweg eingereichte Manuskript verschollen war, nach einer veränderten Abschrift im Besitze Adolf Exners vorgenommen wurde und danach abermals Änderungen erfuhr. Ermatinger spricht (S. 487) ungenau nur von 'der ersten Niederschrift, die Keller einst Adolf Exner geschenkt', obwohl doch eine Klarstellung zumindest für Stilfragen von Belang wäre.

Baechtold hatte seiner Ausgabe im Anhang erste Entwürfe und Materialien beigegeben; Ermatinger hat sie fortgelassen und dafür eine historisch-kritische Ausgabe in Aussicht gestellt. An Stellen wie der eben genannten oder zu den Ausführungen zum 'Grünen Heinrich' entbehrt man sie, und der Wunsch wird laut, das erfreuliche Versprechen möge eine schnelle Erfüllung finden. Auch dem 'Martin Salander' wird sie durch die Vereinigung der vorbereitenden Aufzeichnungen und der Abschlußpläne eine bestätigende Illustrierung der hier gelieferten tüchtigen Würdigung bringen. Durch zahlreiche Hinweise auf gleichzeitige Sensationsereignisse ist die äußere Entstehungsgeschichte dieses Romans in ein bunteres Licht getaucht, und die Berücksichtigung der politischen und volkswirtschaft-

lichen Verhältnisse hat der Kellerschen Altersdichtung ein merkliches Leuchten seiner stillen Farben abgewonnen.

Noch wird abschließend eine letzte Erwähnung notwendig. Ein Buch wie das vorliegende kann natürlich nicht auf jeden kritischen Apparat verzichten; eine Stellungnahme zu den schwebenden Problemen, eine Begründung im Text vertretener Anschauungen wird unerläßlich. Ermatinger hat sie aus Raumrücksichten dem dritten Band vorbehalten: so wird bei dessen Erscheinen darüber zu reden sein. Doch darf bereits hier lobend erwähnt werden, daß aus der eigentlichen Darstellung jede Fachdebatte verwiesen ist. Wo der Verfasser ausdrücklich gegen Baechtold (dem er im Rahmen der Freunde Kellers eine bei allen Komplimenten der Vorrede sichtlich blasse, neutrale Biographie geschrieben hat) das Wort ergreift, geschieht es an entscheidender Stelle. Bei der Zeichnung des Menschen Keller ließ sich der seit Schott wieder und wieder gerügte und noch durch Stößl umständlich zurückgewiesene Vorwurf Baechtolds, es habe Gottfried Keller an Milde und Gütigkeit der Seele gefehlt, nicht umgehen. Ein heikles Thema, denn es galt nicht allein, dem beflorten Auge Baechtolds, der durch die Schleier kränkender Erfahrung in die jüngste Vergangenheit sah, die Nebel zu zerteilen; dazu hätten die beigebrachten Gegenäußerungen Heyses oder der Marie von Frisch genügt. Das Gerede von Kellers geringem Wohlwollen hatte indes für unpersönliche Beobachtung einen Schein von Objektivität, der in wesenloses Nichts zerfließt vor Ermatingers trefflicher Wahrnehmung, die auch Keller von jenem natürlichen Gesetz beherrscht zeigt, 'das in jedem schöpferisch und weitgreifend Lebenden wirkt', den Künstler auch im Alltag nicht vom Menschen trennt und dadurch jenes Dämonische des Wesens zum Vorschein bringt, das kleinbürgerliches Erkennen dann als Egoismus begreift. Das sind keine Diskussionsbemerkungen mehr, hier ist jene abschließende Form gefunden, die auch sonst das Werk auszeichnet und es unbestritten in den Mittelpunkt der Keller-Literatur als seine bedeutsamste Erscheinung stellt.

Berlin. Walter Heynen.

R. E. Zachrisson, Pronunciation of English Vowels 1400—1700. Göteborg 1913. XIV. 232 S.

'Die Lautveränderungen, die die gegenwärtige Aussprache der englischen Schriftsprache kennzeichnen, haben bereits im 15. Jahrhundert begonnen.' 'Im großen und ganzen galt die gegenwärtige Aussprache bereits zu Ende des 17. Jahrhunderts.' In diese beiden Sätze faßt Z. das Ergebnis seiner Untersuchung zusammen. Auf Einzelfragen, wie die Entwicklung von *ou* vor *ht*, von Vokalen vor gedecktem *r*, geht er nicht ein, er beschränkt sich auf die Behandlung der betonten Vokale in den drei gewählten Jahrhunderten.

Unsere Quellen für die damalige Aussprache, die Angaben in zeitgenössischen Grammatiken und Rechtschreibbüchern, ungewöhnliche Schreibungen in Originalbriefen, Urkunden und anderen Hss., endlich die Reime sind ja von recht ungleichem Wert. Reime schließt Z. mit Recht (S. 3) von vornherein aus jeder ferneren Untersuchung als das wegen dichterischer Tradition unzuverlässigste Material ganz aus. In getrennten Abschnitten behandelt er dann Schreibungen und Grammatikerzeugnisse; hier teilt er wieder zwischen den von Franzosen zur Erlernung der französischen oder englischen Sprache verfaßten Werken, den dem gleichen Zwecke dienenden von englischen Verfassern und endlich Werken von Engländern über Rechtschreibung oder 'richtige' Aussprache der eigenen Sprache. Die wenigen deutsch-englischen Grammatiken konnte er übergehen, weil sie keine ursprünglichen Beobachtungen bieten (S. 4, Anmerkung).

Vorarbeiten, Einzeldarstellungen so gut wie zusammenfassende, sind ja viele vorhanden. Vielfach weichen Z.s Ansichten von ihnen ab, weniger durch Heranziehung neuen Materials als durch weniger gekünstelte Erklärungen, andere Einschätzung der verschiedenen Quellen und ähnliches. Überall wird er daher wohl kaum Zustimmung finden, Einstimmigkeit ist bei derartigen Streitfragen jedoch wohl überhaupt nie zu erreichen.

Neues Material an Schreibungen sammelt er aus Briefen und Urkunden der königlichen Kanzleien und aus Privatbriefen. Leider hieß ihn Mangel an Zeit sich auf das 15. Jahrhundert beschränken, das 16. Jahrhundert hätte seiner Ansicht nach noch viel gut verwertbares Material beigesteuert. Grammatiker hat Z. auch eine Reihe bisher unbeachteter mitbenutzt; die für seine Arbeit wichtigen Teile einzelner nicht neugedruckter Werke veröffentlicht er S. 8—40.

Der Teil über die Schreibungen beginnt mit einer Übersicht über Quellen und Vorarbeiten, worin wir dankbar die Mitteilungen über Abstammung und Lebensverhältnisse der Personen entgegennehmen, deren Privatbriefe philologisch ausgebeutet werden — sie sind wichtig für die Bewertung einzelner Schreibungen und werden vom Verf. auch stets herangezogen. Dann legt uns Z. die Grundsätze klar, von denen er sich bei der Darstellung leiten läßt. Gegen diese möchte ich einwenden, daß mir es doch möglich erscheint, daß auf Wörter, wo ein Lautzeichen historisch berechtigt ist, das in anderen Wörtern wahllos neben anderen verwendet wird, auch die in diesen Wörtern neben ihnen üblichen anderen Lautzeichen übertragen werden können; daß also z. B., weil man neben *dye* (sterben) auch *deye* schrieb, statt *keye* auch ein *kye* entstehen konnte. Die Erklärung der Schreibungen selbst führt zu folgenden Ergebnissen für die Aussprache im 15. Jahrhundert: *a* war wahrscheinlich noch [a], Anzeichen für eine Aussprache [æ] — *e*-Schreibungen — kommen bloß vor *n* vor, wo ein derartiger Lautwandel kombinatorisch wohl möglich ist (S. 59). Nach Labialen sind Anzeichen für einen Lautwandel > [o] vorhanden (S. 62). *ā* war bereits [æ·] oder [e·], Schreibungen von *e* statt *a* (= *ā*) sind häufig. *ai* und *ei* waren mit *ā* bereits in [æ·] oder [e·] zusammengefallen; Z. sagt hier zwar bloß, dies sei 'vielleicht' so gewesen, er neigt eher der Ansicht zu, es sei der Diphthong etwa in der Form [æi] oder [ei] erhalten geblieben. Die zahlreichen Schreibungen von *a* für *ai* und umgekehrt von *ai* für *a* (auch bei Schreibern, denen *i* als Längenzeichen unbekannt ist), weniger auch noch die von *e* für *ei* und *ei* für *e*, da ja *ei* in französischen Wörtern nicht selten einen *e*-Laut bezeichnete, scheinen mir doch eher für monophthongische Aussprache zu zeugen. *ę̄* war noch nicht [i·], *i*-Schreibungen fehlen. *ī* und *ū* waren bereits Diphthonge. Die von Neumann[1] als Beweis für eine noch bestehende monophthongische Aussprache herangezogenen Schreibungen *ie* für *ī* und *o* für *ū* erklärt Z. richtig anders (S. 76 und S. 80). *ẹ̄* war [i·], die angeführten *i*-Schreibungen für *ę̄* sind nicht anders zu erklären. *ǭ* war [u·] (*ou-*, *ow-* und *u*-Schreibungen). *u* scheint bereits auf dem Wege zum heutigen [ʌ] gewesen zu sein, wenngleich dies bloß aus schwer anders zu erklärenden Schreibungen zu erschließen ist. *ǭ* und *ǫu* waren unter [ō·] oder [ou] zusammengefallen (Schreibungen von *o* für *ow*, *ou* und umgekehrt). Monophthongische Aussprache von *au*, die Z., wenn auch vorsichtig, annimmt, scheint mir die einzige Schreibung *auffer* für *offer* (?) nicht zu beweisen. Selbst wenn die Gleichstellung der beiden Wörter richtig ist, wäre vor *f* noch immer Monophthongisierung, die anderswo noch nicht eingetreten ist, möglich. *eu* und *u* < frz. [y·] wurden identisch als mit *i* beginnender Diphthong

[1] G. Neumann, *Die Orthographie der Paston Letters von 1422—1461*. Marburg 1904. (Marburger Stud. z. engl. Phil. 7.) S. 51 und 57.

ausgesprochen, *ęu* wurde davon getrennt, zumindest fehlen alle Anzeichen für Zusammenfall. Daß die frz. Aussprache [y] noch bestand, ist aus den Schreibungen nicht zu erweisen. *oi* war [oi], [ui] oder [əi].

Von den Grammatikern sind uns die Franzosen die wertvollsten. Sie geben — von Ungenauigkeiten phonetischer Beobachtung abgesehen — den zeitgenössischen Lautbestand wenigstens ohne absichtliche Schulmeisterei wieder, von der sich nur ganz wenige Engländer freihalten. Diese wollen ihren Lesern nur allzugern eine 'bessere' Aussprache lehren als die im täglichen Verkehr übliche, die dann gewöhnlich die Schreibung als Grundlage nimmt. Die Ergebnisse für die Aussprache aus den Angaben der ersteren bestätigen einerseits die aus den Schreibungen gezogenen Schlüsse und erweitern sie wie folgt: für *a* ist zu Ende des 17. Jahrhunderts durch ziemlich deutliche Hinweise die Aussprache [æ] anzunehmen, in älteren Quellen wird *a* allenthalben mit frz. *a* gleichgesetzt. *a* vor *r* wurde — allerdings bloß nach einem Grammatiker — im 17. Jahrhundert ähnlich ausgesprochen wie me. *au*. *ē* war [e·] oder [ȩ·]. *u* war im 16. und 17. Jahrhundert bereits [ʌ], es wird mit frz. *o* verglichen; [u] kam, wie heute, daneben vor. *o* war [ɔ] oder [ɔ̇˗], es wird mit frz. *a* verglichen, was jedenfalls auf eine tiefere als die heute übliche Zungenstellung schließen läßt; wesensgleich brauchen die Laute, wie Z. S. 135 sehr richtig darlegt, durchaus nicht gewesen zu sein, um von den Grammatikern gleichgesetzt zu werden. *au* war [ɔ̇·] oder [ɔ̇·˗], auch dieser Laut wird mit frz. *a* verglichen, worüber das gleiche gilt wie oben für *o*.

Nach den englischen Grammatikern war, soweit man sich überhaupt aus ihren gewöhnlich recht dunklen und mehrdeutigen Erklärungen einigermaßen klar wird, das Sprachbild wesentlich anders. Da wird z. B. von Palsgrave frz. *a* auch mit engl. *ā* gleichgesetzt, me. *ū* 'almost' wie frz. *ou* ausgesprochen, me. *ī* bis ins 18. Jahrhundert als mit me. *ĭ* qualitativ gleichgesetzt, für *ęu* und *ū* der Lautwert des frz. *u* [y·] als richtig angegeben u. dgl. m. Daneben kommen allerdings auch Zeugnisse vor, die sich von dem Schriftbild, auf das ja obige Angaben zurückgehen, weniger beeinflussen lassen. Z., der sie alle gut entkräftigt, wird entgegengesetzten Versuchen zum Trotz wohl recht behalten.

Innsbruck. Karl Brunner.

L. A. Willoughby. Samuel Naylor and 'Reynard the Fox'. A study in Anglo-German literary relations. London, Oxford University Press. 1914. 42 S., 1 Bl.

Daß Goethe über die während seiner letzten Lebensjahre in Weimar weilenden jungen Engländer im ganzen günstig geurteilt hat, ist bekannt (vgl. sein Gespräch mit Eckermann, 12. März 1828). Von den literarischen Leistungen, zu denen wenigstens einige von ihnen sich aufschwangen, scheint er freilich kaum Notiz genommen zu haben. Gerade mit diesen hat sich der Verfasser beschäftigt und uns bereits früher mit der Tasso-Übersetzung von Charles des Vœux näher bekannt gemacht (vgl. *Mod. Lang. Rev.* IX, 223). Ein Seitenstück dazu bietet er in der vorliegenden Abhandlung.

Samuel Naylor, 1809 geboren, war in seinem 22. Lebensjahre nach Deutschland gekommen. Ausgestattet mit Empfehlungen von Crabb Robinson, hatte auch er im Goethehause freundliche Aufnahme gefunden. Und nun erfüllten sich die Befürchtungen, die der Dichter an der erwähnten Stelle ausgesprochen hatte, wo er von den Verwüstungen redet, die die jungen Insulaner in den Herzen der Damen anrichteten. In der Tat verliebte sich seine Schwiegertochter Ottilie sehr bald in den jungen Naylor, obwohl sie von den Herzensnöten, in welche sie das Verhältnis zu zwei

seiner Landsleute verstrickt hatte, noch keineswegs genesen war. Schon nach kurzer Zeit verließ Naylor die Residenz, um in Göttingen seine Studien fortzusetzen, doch entspann sich nun eine Korrespondenz zwischen beiden, aus der sich klar ergibt, daß Naylor 'der Werbende, nicht der Umworbene war' (Aus Ottilie von Goethes Nachlaß II, 413, wo einige von ihren Briefen gedruckt sind). Als sie sich im Herbst des Jahres 1831 wiedersahen, kam es von seiner Seite zu einem formellen Heiratsantrag. Ottilie, zuerst geneigt, ihm nachzugeben, mußte davon Abstand nehmen, weil sie wußte, daß ihr Schwiegervater entschiedenen Widerstand leisten würde, und ferner, weil Naylor gleichzeitig eine Liebelei mit ihrer Freundin Jenny von Pappenheim angefangen hatte. Da schrieb sie in ihr Tagebuch: 'Keine Liebe, keine Treue in seinem Charakter! Ich zerreiße das unwürdige Verhältnis,' und verbietet ihm, ihr je wieder zu schreiben oder jemals sich ihr zu nähern (a. a. O. p. 317, 320). Trotz alledem wurde merkwürdigerweise der Briefwechsel doch wieder aufgenommen und dauerte viele Jahre hindurch. Davon zeugen die zahlreichen Briefe Naylors, die noch unveröffentlicht im Goethe-Schiller-Archiv liegen. In seiner Verehrung für Ottilie ist er sich immer gleichgeblieben, und noch nach Jahren spricht er von den 'varied and excellent qualities of her nobly endowed nature'.

Wichtiger als diese Liebesaffäre ist für uns Naylors literarische Tätigkeit, so eng begrenzt sie auch gewesen sein mag. Schon in Weimar hatte er sich an dem von Ottilie herausgegebenen Journal 'Das Chaos' beteiligt (eine Probe bei W., p. 21). Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er im Jahre 1839 ein dünnes Bändchen poetischer Erzeugnisse, welches außer Übersetzungen aus dem Deutschen (darunter Stücke aus Faust) zwei dramatische Bruchstücke enthält. Das erste, *Ceracchi* betitelt, spielt in der Zeit Napoleons, der auch als handelnde Person auftritt. Der Einfluß von Goethes Egmont ist, wie W. (p. 18) nachweist, unverkennbar. Dasselbe gilt von dem zweiten Fragment, *Scenes for a drama of Charles I.* Irgendwelche Bedeutung haben diese Versuche nicht. Diejenige Leistung Naylors, die allein heute noch Beachtung verdient, ist seine Übertragung des niederdeutschen 'Reinke de Vos' (1844). Er war dazu, wie er in der Vorrede angibt, von Goethe selbst früher angeregt worden. Von der Geschichte der Behandlung des Thierepos in England gibt uns W. (p. 36) eine lehrreiche Übersicht. Seit der Übersetzung des niederländischen Reinaert durch Caxton (1481) ist das Interesse an diesem Stoff, abgesehen von einer Unterbrechung im 18. Jahrhundert, niemals ganz erloschen. Durch einen Aufsatz von Carlyle in der *Foreign Quarterly Review* (1831) wurde es von neuem lebendig. Carlyle beschäftigt sich da mit Soltaus Arbeit, der das niederdeutsche Gedicht in ein hochdeutsches Gewand gekleidet hatte und es dann auch ins Englische übertrug. Was nun Naylors Arbeit betrifft, die von Robinson besonders gefördert wurde und ihm auch gewidmet ist, so ist sie nach seinem eigenen Ausdruck ein Mittelding zwischen einer Übersetzung und einer Paraphrase. Er hat das Gedicht etwa um ein Drittel verkürzt, indem er Interpolationen wegließ und Derbheiten mit Rücksicht auf sein Publikum ausmerzte. Sein Vorbild, was Stil und Metrum angeht, war Samuel Butler, den achtsilbigen Vers des Hudibras hat auch er angewandt. So gibt er zwar das Original nicht dem Wortlaut, aber dem Sinn und Geist nach getreulich wieder, soweit als dies einem englischen Humoristen des 19. Jahrhunderts möglich war. Die zeitgenössische Kritik nahm die Übersetzung recht günstig auf (W., p. 30, gibt Auszüge), eine neue Auflage hat sie aber doch nicht mehr erlebt.

Über Naylor bleibt nur wenig hinzuzufügen. Außer als Schriftsteller hat er sich auch als Maler versucht, ohne indes etwas Bemerkenswertes zu leisten. Er war wohl das, was man eine problematische Natur nennt, da er (mit der erwähnten Ausnahme) den Aufgaben, die er sich stellte, nicht gewachsen war. Dies scheint ihn so bedrückt zu haben, daß er schließlich in

geistige Umnachtung verfiel; in diesem Zustand ist er im August 1865 gestorben.

Der Verfasser plant zusammen mit Prof. Priebsch eine Ausgabe von Briefen deutscher Freunde an Crabb Robinson, ferner soll der Briefwechsel zwischen Ottilie und Naylor erscheinen. Es ist zweifelhaft, ob diese Pläne unter den gegenwärtigen Verhältnissen Gestalt gewinnen, jedenfalls aber hat W. durch seine Schrift eine dankenswerte Vorarbeit geliefert.

Berlin. G. Herzfeld.

Wilhelm Dibelius, Charles Dickens. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. XIV, 525 S. M. 8, geb. M. 10.

Ein Werk großen Stils, die Frucht zehnjähriger Arbeit. Das Ziel des Buches ist nicht biographisch im landläufigen Sinn; neue Quellen für das Leben Dickens' haben sich Dibelius nicht eröffnet, die schon erschlossenen so zu verwerten, wie es etwa eine Goethebiographie tut, wäre kaum der Mühe wert gewesen: dazu war das Leben des Dichters nicht bedeutend, seine innere Entwicklung nicht reich genug. Dickens' Bedeutung ruht ganz und gar auf seinen Werken, aber nicht insofern sie der Ausdruck einer einzigartigen Persönlichkeit sind, sondern insofern sie Englands literarische und kulturelle Entwicklung entscheidend beeinflußt haben. Nicht als ob der Mann, der seinem Volke wie kein anderer im 19. Jahrhundert Genüge getan hat, eine alltägliche Erscheinung gewesen sein könnte, die besten Eigenschaften der Mittelklasse vereinigten sich in ihm mit manchen ihrer Fehler; aber um ihn scharf und lebendig zu charakterisieren, braucht es nicht so sehr der Ausmalung seiner persönlichen Schicksale als der Darstellung seiner Umwelt, die ihn und seinen Einfluß verständlich macht. Haben andere einen Teil ihres Besten dann gegeben, wenn sie nicht für die Öffentlichkeit redeten, so hat Dickens sich in seinen Romanen und Erzählungen ausgeschrieben; mag drum seine Familie ihre Briefschätze sorgsam unter Schloß und Riegel halten, sein Biograph wird ihm gerecht, wenn er seine literarische Persönlichkeit erfaßt, und so ist denn Dibelius' Werk vor allem eine literar- und kulturgeschichtliche Arbeit.

Ein ungeheurer Stoff ist bewältigt worden; es galt für das kulturgeschichtliche Gebiet die sozialen und kulturellen Verhältnisse der vor- und frühviktorianischen Zeit auf Grund der Quellen und der umfänglichen Literatur darzustellen und die einander befehdenden Geistesrichtungen und ihre Träger zu charakterisieren; auf der andern Seite sucht Dibelius Dickens' literarische Persönlichkeit nicht nur nach ihren Leistungen zu beschreiben, sondern will scheiden, was sein Held seinen Vorgängern dankt, was er aus Eigenstem schaffend Neues gebracht hat. Das hört sich sehr einfach an; es bedeutet aber nichts weniger, als daß die ungemein umfangreiche Romanliteratur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts zunächst einmal gelesen werden mußte, daß außerdem Umschau zu halten war in den volkstümlichen Gattungen des Dramas — von anderem wie von der Kenntnis der großen literarischen Strömungen, der Durchforschung der sehr reichhaltigen Spezialliteratur braucht bei einem gelehrten Anglisten nicht erst geredet zu werden.

Diese Vorarbeiten sind von Dibelius in langwieriger und gründlicher Arbeit — seine zweibändige *Englische Romankunst*, Berlin 1910, zeugte schon davon — geleistet worden: auf dem so geschaffenen, festgefügten Unterbau erhebt sich sein Werk als stolze Leistung deutscher gelehrter Arbeit und literargeschichtlicher Kunst. Denn nicht nur Materialien sind hier zusammengetragen, sie sind zum stattlichen Bau zusammengefügt. Man sehe nur, wie in den kulturgeschichtlichen Kapiteln I und VI die schwierige Aufgabe, all die widerstreitenden politischen, sozialen, religiösen Be-

wegungen und Theorien darzustellen und aus ihnen das Bild Englands um 1830 und 1843 entstehen zu lassen, glänzend gelöst ist — wie weit bleibt dagegen Helene Richters entsprechender Versuch für eine frühere Zeitspanne (*Englische Romantik* 1, 2) zurück! Der Gesamtleistung entspricht die Formung im einzelnen: das Buch ist trefflich geschrieben, der Vortrag überall lebendig und fesselnd. Das heißt nun freilich nicht, daß es für jedermann geschrieben ist; wer es mit Genuß lesen will, muß schon einige Kenntnisse mitbringen und den Wunsch haben, sich gründlich belehren zu lassen. Die Ausstattung ist trefflich, wie man es von dem Verlage ja gewöhnt ist.

Das Buch zerfällt in einen analytischen und einen synthetischen Teil: jener betrachtet die Werke in ihrer zeitlichen Reihenfolge, zeigt, wie Dickens in den *Sketches* und den *Pickwick Papers* seinen Stil findet, wie er dann ehrgeizigeren Zielen nachstrebt, zunächst noch im Abenteuer- und geschichtlichen Roman steckenbleibt, bis ihm dann im *Martin Chuzzlewit* zum erstenmal ein sozialer Problemroman gelingt. An das die Einleitung bildende erste Kapitel 'England um 1830' schließt sich nun das sechste, 'Die soziale Lage Englands um 1843', und zeigt, welchen Verhältnissen Dickens gegenüberstand, als er seine 'Weihnachtsbotschaft' (Kap. 7) verkündete: Kap. 8 und 10 setzen die Besprechung der Werke fort, zwischen sie ist eine Würdigung von Dickens' Persönlichkeit eingeschoben. Dann folgen die drei synthetischen Kapitel 'Dickens als Menschendarsteller', 'Erzählungskunst und Lebensbild', 'Das Lebenswerk'. Anmerkungen, der 'Versuch einer Dickens-Bibliographie' (S. 479—503) und das treffliche Register von Käte Tamsel bilden den Abschluß.

Was Dibelius' Stellung zu seinem Helden angeht, so ist sie frei vom furor biographicus — er verhehlt nicht seine menschlichen und künstlerischen Schwächen, er führt die Dickens-Legende auf ihr richtiges Maß zurück. Keine neuen Gedanken hat Dickens gepredigt, keine Reform ist auf ihn als den ersten Urheber zurückzuführen, aber die vollendete Art, mit der er die besten Eigenschaften der unteren Mittelklasse in sich verkörperte, die Herzenswärme und dichterische Kraft, mit der er ihre Sache führte, haben ihn zu einer Macht in Englands Kulturgeschichte gemacht: den Mittler zwischen dem alten und neuen England, den Retter des englischen Liberalismus nennt ihn Dibelius. Er war kein Führer, aber er bedeutete eine Armee; er hat nie bestimmte, praktisch zu verwirklichende Maßnahmen vorgeschlagen, aber er hat die Stimmung geschaffen, die solche Maßnahmen ermöglichte oder forderte.

Entsprechend stellt sich seine literarische Stellung dar. Die Massen des unteren Mittelstandes hat er für die Literatur, die bisher Sache einer verhältnismäßig dünnen Oberschicht war, gewonnen, die aristokratische Überlieferung des 18. Jahrhunderts festgesetzt und sie doch zugleich durch die Aufnahme volkstümlicher Elemente aus Melodrama und Volksballade dem Geschmack der breiten Schichten mundgerecht gemacht. Das ist nicht das Werk eines Klassikers, und so sind seine künstlerischen Schwächen gerade in England stark betont worden: es war aber doch das Werk eines dichterischen Genius ganz seltener Art. Verdankt er sehr viel der Vergangenheit, so hat er es mit ursprünglicher Kraft erneut und Eigenes hinzugegeben: eine aus den Tiefen eines mystischen Gemüts erwachsene Phantastik, eine fast unheimliche Gabe der Veranschaulichung, eine eindrucksvolle Symbolik, seinen Humor.

Das alles können nur flüchtige Hinweise sein auf den reichen Gehalt des Buches, die dazu anregen sollen, ihn selbst auszuschöpfen. Wenn nun noch einige Anregungen ausgesprochen werden, so geschieht es von sehr persönlichem Standpunkte aus. Bei der Geschlossenheit des Werkes, bei der Sicherheit seiner methodischen Anlage ist es fast zweifelhaft, ob der Verfasser ihnen wird nachkommen können oder wollen. Aber jeder geht an

die Biographie eines seiner Lieblinge mit seinen eigenen Wünschen heran, und so kann wohl angedeutet werden, was man selbst noch gern in einer Dickensbiographie gefunden hätte.

Das erste, was ich zu sagen hätte, hängt mit Dibelius' literargeschichtlicher Methode zusammen. Er hat sie von seinem Lehrer Alois Brandl gelernt — ihm ist das Buch als dankbarer Gruß gewidmet —; ich erinnere mich, wie Brandl einmal in einer Seminarübung bei einer Besprechung dieser Forschungsweise von ihr auch eine Annäherung zwischen schaffendem Künstler und Literarhistoriker erhoffte — jener werde geneigter sein, die Arbeit dieses anzuerkennen, wenn sie das Werden seiner Kunst, ihren Zusammenhang mit der Überlieferung und ihre eigene Note aufzeige, als wenn sie ihre Maßstäbe irgendeiner theoretischen Kunstauffassung entlehne. Dibelius handhabt die von Brandl übernommene Methode mit vollendeter Sicherheit, mit unheimlicher Belesenheit, feinem Spürsinn und künstlerischem Geschmack; bei aufrichtiger Bewunderung dafür dachte ich an jene Worte und fragte: Was würde Dickens selbst zu dieser Würdigung seines Schaffens sagen? Alle Eitelkeit, alle Abneigung gegen jede, auch berechtigte Kritik bleiben natürlich außer Spiel; ich rechne mit dem von allen irdischen Schwächen geläuterten Dickens, und ich glaube, der würde doch etwas vermissen: er würde wohl wünschen, daß sein Werk auch einmal ohne Rücksicht auf Ererbtes und Selbstgefundenes so betrachtet würde, wie es sich dem Genießenden eben darstellt. Es ist das noch etwas anderes, als was Dibelius in seinen synthetischen Kapiteln gibt; es ist zuzugeben, daß er bei der Gesamtanlage seines Werkes einen solchen Wunsch in vollem Umfange gar nicht erfüllen konnte — er hätte aber vielleicht einen der großen Romane so behandeln können. Es geschieht annähernd beim *Christmas Carol*, aber mag das auch des Dichters vollendetstes Meisterwerk, mag es für seine Kunst noch so charakteristisch sein, als Romandichter hat Dickens England erobert, einer seiner Romane könnte also unter dem Gesichtspunkt seiner Wirkung auf naive zeitgenössische und heutige Leser als Musterbeispiel seiner epischen Art analysiert werden.

Dabei hätte sich vielleicht auch ein Wort über Dickens und Deutschland sagen lassen: wir haben unmittelbare Nachahmungen, wie Stolles lange vergessene *Deutsche Pickwickier*, wir haben den anregenden Einfluß, der das Schaffen der Reuter, Raabe, Freytag bestimmte — manchmal in Einzelheiten: Richard M. Meyer machte (*Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts* I, 402) auf Freytags Nebencharaktere mit ihren *whims* aufmerksam, mir scheinen Finks amerikanische Abenteuer ein Nachhall aus *Martin Chuzzlewit* (Mark Tapley im Fiebersumpf!) zu sein; wir haben endlich die deutsche literarische Kritik mit Julian Schmidt, Freytag, Otto Ludwig u. a.

Ein letzter Wunsch bezieht sich auf den Umfang, in dem Dickens' Schaffen dargestellt ist. Herangezogen ist es von der ersten Skizze bis zum letzten Kapitel des *Edwin Drood*; die eingehendere Besprechung der einzelnen Werke wird aber nur bis zum *David Copperfield* geführt; was hinter diesem Roman liege, sei zwar außerordentlich groß an Umfang, mancherlei darin zeige auch des Meisters Schaffenskraft nicht erlahmt, für den Literarhistoriker böten aber die späteren Werke nicht so sehr viel des Neuen, ihre Besprechung könne daher kürzer sein. Mir scheint in diesen letzten Romanen doch, wenigstens in technischer Beziehung, eine neue Wendung in Dickens' Romankunst eingesetzt zu haben — in bezug auf die Handlungsführung. Die ist bis *Copperfield* meist lose genug; in *Bleak House* haben wir dagegen einen mit recht beträchtlicher Spannungskunst angelegten Sensationsroman, und diese Richtung setzten mindestens *Great Expectations* und *Our mutual friend* fort, im *Edwin Drood* hätte sie dann ihren Höhepunkt gefunden. Gewiß, ein Vorläufer dieser Richtung war die Kriminalgeschichte im *Barnaby Rudge,* aber sie steht vereinzelt; sensationelle Ele-

mente sind überall in den früheren Romanen zu finden, aber sie bestimmen nicht ihren Charakter — das ist erst bei *Bleak House* der Fall. Zu beachten wäre in diesem Roman auch noch die seltsame Zweiteilung in die Erzählung der Esther Summerson und den Bericht des Autors, wobei unerklärt bleibt, wie diese Teile zusammengeraten sind. Dickens hat das später nicht wiederholt; doch scheint mir diese Art wieder aufzutauchen in Romanen wie *The Woman in White* und *The Moonstone*, die ganz aus Berichten von Augenzeugen zusammengesetzt sind. Ihr Verfasser (Wilkie Collins) führt durch, wozu Dickens einen Ansatz macht, und sucht die Möglichkeit, daß überhaupt eine derartige Erzählung eines Handlungsverlaufs zustande kommt, wenigstens äußerlich zu begründen. Der Einfluß Dickens' auf den für die englische Unterhaltungsliteratur der sechziger Jahre charakteristischen Sensationsroman wäre dann wohl auch auf S. 452 zu erörtern gewesen.

Als Einzelheit sei ein stehengebliebener Widerspruch angemerkt: Seite 48, Z. 5 und 6 v. u. und Seite 59, Z. 13 v. o.

Dibelius' Buch war vor Ausbruch des Weltkrieges im wesentlichen beendet worden, fertiggestellt wurde es nach seinem Ausbruch; es erscheint jetzt als das Denkmal einer Zeit, die da war. Wann werden deutsche Gelehrte wieder Studiensommer in England zubringen können und wollen? Wir wissen es nicht, noch sprechen die Waffen. Aber in allem Kriegsgeschrei sind wir nicht gesonnen zu vergessen, was England uns einst mit Shakespeare, Byron, Dickens, Carlyle und so manchem anderen gegeben hat. Einem von diesen großen Engländern, und zwar einem, der unserem Herzen vor anderen nahestand, hat unsere anglistische Wissenschaft, so wie sie vor dem Kriege geworden war, noch ein ragendes Mal errichten können, ihm zum Ruhm, sich zur Ehre. Des wollen wir uns freuen.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Friedrich Depken, Sherlock Holmes, Raffles und ihre Vorbilder. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Technik der Kriminalerzählung. (Anglistische Forschungen, hg. von Dr. Johannes Hoops, Heft 41.) Heidelberg, C. Winter, 1914. XI, 105 S. M. 3.

So ist er denn — allerdings noch vor dem Weltkriege — zu allen Ehren akademischer Seminarübungen und daraus erwachsender Dissertation gekommen, der große Detektiv Sherlock Holmes! Warum aber sollte auch ihm und seinem getreuen Watson nicht recht sein, was Robin Hood und Little John billig gewesen ist? Die haben freilich einige hundert Jahre warten müssen, bis man sie für einen würdigen Gegenstand gelehrter Forschung hielt; unsere schneller lebende Zeit hat nur ein knappes Menschenalter gebraucht, um zu erkennen, daß auch eine Gestalt der leichteren Unterhaltungsliteratur ihre kultur- und literargeschichtliche Bedeutung haben kann. Denn waren die Robin-Hood-Balladen ihrer Zeit etwas anderes als uns die Unterhaltungsliteratur? In ihrer Form liegt an sich nichts, was sie von vornherein in einen höheren Kreis erhöbe: es gibt elende Bänkelsängerballaden genau ebenso, wie es ganz geist- und witzlose Detektivgeschichten gibt — man vergleiche nur einmal manche der Nachahmungen, die so eifrig die günstigen Zeitläufte benutzten, mit dem Vorbild, und man wird sehen, wie schwierig es ist, eine gute Kriminalgeschichte zu schreiben. Die technischen Mittel setzt Depken in seinem vierten Abschnitt recht gründlich und vollständig auseinander; was sich seiner Analyse einigermaßen entzieht, ist die Art der Anwendung: die Kunst, dem Leser Probleme zu stellen, ist noch das geringste; der Erfolg hängt wesentlich davon ab, wie diese Probleme aufgelöst werden. Da hätte betont werden sollen, wie

die Tätigkeit des Detektivdichters der seines Helden genau entgegengesetzt ist: diesem werden einzelne Anzeichen gegeben, und es ist nun seine Sache, aus ihnen sich das Geschehene aufzubauen, der Schriftsteller dagegen geht von einer klaren Anschauung des Vorfalls aus, nachträglich streut er die Indizien ein, die den Leser irreführen, er sorgt für das eine, das den Hellblickenden auf die richtige Spur bringt, und nun ist es das Wesentliche, eben bloß den Meistern (und auch ihnen nicht immer!) Erreichbare, daß der Weg der Erzählung den Leser zugleich überraschend und doch natürlich zum Ziel führt. Wird die Überraschung verfehlt, so erscheint der Detektiv nicht klüger als andere Leute (der Fluch der allermeisten Nachahmungen): gelingt es dem Schriftsteller nicht, die einzelnen Vorgänge als durch den Verlauf der Dinge gegeben erscheinen zu lassen, wirken sie als zurechtgemacht, so zuckt der Leser über den ungeschickten Erzähler die Achseln.

Depken wäre auf solche Fragen geführt worden, wenn er die Sherlock-Holmes-Erzählungen nicht als Ganzes genommen, sondern ein wenig nach ihrer technischen Gelungenheit gruppiert hätte: den Maßstab gäbe die Frage, in welchem Grade das gestellte Problem wirklich durch die besonderen Gaben des großen Detektivs gelöst wird, und da klafft ein weiter Abstand zwischen einer bloß obenhin aufgeputzten Abenteuergeschichte wie *The Gloria Scott* und einem kleinen Meisterwerk seiner Art wie *The Red-Headed League.* Nun, der Verfasser war wohl der Meinung, daß, wenn er sich auf die anerkannten Meister der Gattung beschränke, es sich erübrige, bei ihnen zwischen Gelungenem und weniger Vollkommenem zu scheiden: Ziel seiner Untersuchung war in erster Linie, festzustellen, 'welchen Einfluß Poe, der Begründer der Detektivnovelle, auf Gaboriau ausübte, welche Motive Doyle von seinen Vorgängern übernahm, und wie groß schließlich die Abhängigkeit Hornungs von Doyle ist'.

Etwas Neues war in dieser Beziehung nicht gerade zu entdecken. Auf die Vorgänger Doyles war häufig genug hingewiesen worden, für unseren Verfasser blieb die methodische Durchforschung der Einzelheiten. Die hat er fleißig und gründlich studiert, und man wird in seinem Buch eine Fülle von Beobachtungen übersichtlich zusammengestellt finden. Was ich vermisse, ist ein gewisser Abstand von der Sache: er ist zu sehr geneigt, nur sein beschränktes Thema zu sehen, und kommt dadurch an mehr als einer Stelle dazu, irrtümlich Zusammenhänge festzustellen oder vorhandene zu verneinen.

So scheint er mir Gaboriaus Selbständigkeit gegenüber Poe zu unterschätzen. Gewiß: Gaboriau war kein Dichter, seine Lecocq und Tabaret sind Schablone gegenüber Dupin und Holmes: aber die moderne Ausgestaltung der Detektivnovelle verdankt ihm eine Fülle von Einzelzügen, besonders stammt ein charakteristisches Holmesmotiv — man könnte sagen das Holmesmotiv (vgl. S. 73 ff.) — unmittelbar von ihm, und was er gegeben hat, stammt eben nicht von Poe. Gewiß ist es möglich, daß er diesen kannte — weshalb sollte er Baudelaires Übersetzung nicht gelesen haben? — aber seine Kriminalromane sind so grundverschieden von Poes Erzählungen, Lecocq, sein Hauptdetektiv, ist eine so ganz andersgeartete Persönlichkeit als Dupin, daß man seine maßgebenden Muster anderswo wird suchen müssen.

Was Doyle anbetrifft, so wird man nicht sagen können, daß er erst die Detektivnovelle in die Sphäre des Grausigen und Gespensterhaften gerückt habe (S. 10): der Zug stammt von Poe, mag er sich auch in dessen Detektivnovellen (immerhin: der mörderische Orang-Utang in *The Murders in the Rue Morgue!*) nicht finden. Doyle ist der Schüler Poes, nicht der seiner Detektivnovellen, und mit dem Namen Poes ist jener Begriff nun einmal verbunden. Depken hebt hervor, daß in Doyles *The Engineer's Thumb* die Schilderung der Gefühle eines Menschen gegeben wird, der in einer hydrau-

lischen Presse zermalmt werden soll — ja, das ist ein Poesches Thema: man denke nur an *The Pit and the Pendulum* (die hydraulische Presse selbst findet sich übrigens in *After Dark* von Wilkie Collins); daß nun Doyle das Motiv als Detektivnovelle erzählt, ist unwesentlich. Ähnlich steht es mit der Frage (S. 17), ob Doyle das Motiv der falschen Fährte von Gaboriau übernahm oder es ohne Vorbild in seinen Erzählungen gebrauchte. Das Motiv gehört zu den förmlich von selbst gegebenen Spannungsmitteln: Collins' *Moonstone* ist gänzlich darauf aufgebaut.

Die Frage, wie Raffles aus dem Sherlock-Holmes-Typus hervorgegangen ist, scheint mir bei Depken (S. 60 ff.) nicht klargestellt zu sein — daß Holmes bei mancher Gelegenheit, um seine Zwecke zu fördern, als Einbrecher auftritt, hat mit der Entstehung der Rafflesfigur nichts zu tun. Meines Erachtens handelt es sich einfach darum, daß Hornung der große Erfolg der Doyleschen Geschichten reizte, daß er sich aber auch nicht unmittelbar ins Fahrwasser seines Kollegen 'in Apoll' begeben wollte und daher darauf verzichtete, Holmes durch einen eigenen Detektiv zu überbieten. Aber ein anderer Weg stand offen: die Gestalt des Meisterdetektivs ruft förmlich nach der des Meisterdiebes. Doyle selbst hatte sie schon eingeführt, aber nur gelegentlich, in *The Final Problem*, der Geschichte, die den krönenden Abschluß der Laufbahn seines Helden der ursprünglichen Absicht nach bilden sollte. Wie nun aber Holmes sein Handwerk aus Liebhaberei, weil er gar nicht anders kann, betreibt, so mußte es auch sein Gegenspiel tun, und so entstand als Gegensatzfigur Raffles *the amateur cracksman*. Solche Entstehungsweise dichterischer Gestalten ist ja nichts Unerhörtes in der Literaturgeschichte: Jesus und Merlin, Parzival und Gawain, Amadis und Don Quijote; es mag auch, um aus den hohen Kreisen herabzusteigen, daran erinnert werden, daß der französische Nachfahr Hornungs, Maurice Leblanc, seinen Raffles (Arsène Lupin heißt er) sich mit Doyles in Herlock Sholmes umgetauftem Detektiv messen läßt: hier ist es förmlich zu greifen, daß Lupin wenigstens als Gegensatzfigur gemeint ist.

Eine ganz andere Sache ist es nun, daß die so entstandene Gestalt des *amateur cracksman* in eine große literarische Überlieferung eintritt. Ob in ihr Hornung noch ein besonderes Muster gehabt hat, muß dahingestellt bleiben: es anzunehmen, ist durchaus nicht notwendig. Anziehender ist übrigens die von Depken nicht genügend erörterte Frage, welche Stellung denn Raffles in dieser Überlieferung einnimmt. Abzulehnen ist der Einfall, Hoffmanns dämonischen Goldschmied Cardillac (S. 85) als Vorstufe aufzuführen; der gehört in eine andere Entwicklungsreihe. Denn man wird, wenn man vom Motiv der literarischen Gestaltung des Verbrechers redet, zunächst zu unterscheiden haben, ob das Mitgefühl, das der Dichter für ihn in jedem Fall erwecken will, in erster Linie ein Mitleid oder so etwas wie Bewunderung ist: dort haben wir den Verbrecher als Opfer, hier als Helden. Wie Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre ein Opfer der falschen Justiz, wie der Sonnenwirt ein Opfer der sozialen Verhältnisse ist, so erscheint Cardillac als Opfer einer krankhaften Leidenschaft; Raffles ist aber durchaus kein Opfer: er stiehlt, weil ihm das Spaß macht, weil er dabei auf die ihm gemäßeste Weise seinen Lebensunterhalt gewinnt und weil er bei dieser Lebensweise seine glänzenden Fähigkeiten am besten sich und anderen beweisen kann. Er gehört zum Geschlecht der anziehenden Diebe; waren eine Zeitlang deren Taten verklärt worden durch erhabene Gesinnung (Karl Moor), durch dämonischen Machthunger (Ponson du Terrails Rocambole), so kehrt Hornung zur bescheidenen Figur des Einbrechers zurück, der sein Handwerk als 'fine art' betrachtet.

Erfreulich ist die Gestalt nicht, und Depken sollte nicht (S. 62) eine halbe Ehrenrettung versuchen: gewiß wirkt hier und da ein Zug eulenspiegelhaften Mutwillens versöhnlich, für die bestrickende Kraft seines

Wesens spricht die Anhänglichkeit des guten Bunny; aber es bleibt doch dabei, daß Raffles ein Drohnenleben vom Ertrag seiner Raubzüge führt, und damit ist alles gesagt. Auch hier verliert der Verfasser über den Einzelheiten den Blick für das Ganze: bei Raffles wie bei Sherlock Holmes lassen sich ganz anziehende Studien über die Art machen, wie der Erfolg den Schriftsteller in der Auffassung seiner eigenen Schöpfung beeinflußt. Der Holmestypus war von Doyle in *A Study in Scarlet* eigentlich schon festgelegt, und dabei hätte es sein Bewenden gehabt, wenn der Erfolg ausgeblieben wäre. Das Publikum wollte aber mehr von dem großen Detektiv hören, und da ließ sich das ursprüngliche Bild durchaus nicht in allen Zügen festhalten — Widersprüche wurden unvermeidlich: der schroff einseitige Urholmes wurde allmählich zu einer Art Enzyklopädie alles Wissens, schier zum Tugendspiegel. Entsprechendes läßt sich von Raffles sagen (an die sentimentale Jugendgeschichte und die anschließende Kamorraromantik hat Hornung sicher zuerst nicht gedacht!). An seinem Heldentode im Burenkriege sollte Depken übrigens nicht zweifeln (S. 65), die Sammlung *A Thief in the Night* mit den unseren Verfasser irreführenden *The Raffles Relics* gibt sich als eine Nachlese von Abenteuern, die der glücklich aus Südafrika zurückgekehrte Bunny in wehmütigem Andenken an seinen Achill veranstaltet.

Das vorletzte Kapitel 'Die Verbreitung der Kriminalnovellen' bringt einiges über das Geschlecht des großen Detektivs — Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt und auch unerreichbar. An ihre Stelle hätten vielleicht einige Beobachtungen über die Entwicklung des Typus treten können, wie ich sie gelegentlich einmal in einem Vortrage (vgl. den Bericht *Archiv* 126, 209) gegeben habe. Neben die Nachahmungen, von denen ich damals im wesentlichen zu berichten hatte, sind seitdem doch auch eigentümliche Neuschöpfungen getreten. Hornung hatte sich dem in seiner Art vollkommenen Vorbild gegenüber die Selbständigkeit durch eine Art Flucht in den entgegengesetzten Typus gewahrt; der größere zeitliche Abstand, dazu auch eine gewisse Übersättigung an der rein verstandesmäßigen Spitzfindigkeit der Dupin, Lecocq, Holmes und ihres Geschlechtes haben Schriftsteller von ganz zweifellos literarischer Geltung dazu geführt, grundsätzlich neue Wege zu suchen. Hierher gehört schon Chesterton (*The Innocence of Father Brown*), vor allem aber wäre der Roman des Jungösterreichers Otto Soyka (*Das Glück der Edith Hilge*) heranzuziehen: hier ist eine eigene und ursprüngliche Gestalt wenigstens skizziert; ob sie sich zu den Maßen der Vorgänger auswächst, ist natürlich fraglich: der Weltkrieg hat unser jüngeres Dichtergeschlecht vor andere Probleme gestellt.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

C. Josef Merk. Anschauungen über die Lehre und das Leben der Kirche im altfranzösischen Heldenepos. (Beihefte zur Zeitschrift f. rom. Phil., Heft 41.) Halle a. d. S., Niemeyer, 1914. XXIV, 329 S.

Ein Fleiß, 'den keine Mühe bleichet', verbunden mit inniger Anteilnahme an dem Stoffe, der bis in seine weitesten Verzweigungen verfolgt wird, macht das vorliegende Buch zu einem verdienstvollen Beitrag unserer Kenntnisse des Altfranzösischen, zu einer wertvollen Lagerstatt einschlägigen Materials. Der Verfasser verzeichnet nicht nur alles, was sich auf Glaubenslehre, auf kirchliche Einrichtungen und auf die Diener der Kirche bezieht, er gibt Belege für die Abhaltung der Ehefeierlichkeiten, das Bedürfnis nach Laienbeichte, skizziert den Wunderglauben des Epos, der naturgemäß dem der Heiligenleben nicht gleichgeartet ist, die epische Frömmigkeit, die Rolle

des Pilgertums im Epos; schildert auch Sitten und Gebräuche, die in loserem Zusammenhange mit der Kirche stehen, und sammelt Redensarten, insbesondere Gruß- und Abschiedsformeln. Rein sprachlich genommen ergibt diese Zusammenstellung die Möglichkeit, Reichtum bzw. Stetigkeit des Ausdruckes zu beurteilen; da ist z. B. die sich auf etwa 30 Seiten erstreckende Liste der Zusätze, die zum Namen Gottes gemacht werden, S. 225 ff., sei es, daß es sich um Wünsche, Beteuerungen, Schwüre oder Flüche handelt. Freilich findet man bei näherem Zusehen vielfach Wiederholungen. Es geht eben da, wie es bei allen Sammelwerken geht: jede Einteilung hat eine gewisse Berechtigung, und jede hat ihre Nachteile. Die Einordnung geschah nach dem Hauptsatze, und dadurch mußten die Zusätze an verschiedenen Stellen wiederholt angeführt werden.

Im ganzen muß man der Arbeit nachrühmen, daß sie einer kulturgeschichtlich überaus wichtigen Aufgabe gerecht geworden ist, und es fragt sich nur, ob man das altfranzösische Epos als ein unteilbares Ganzes, als eine vom 11. bis zum 13. Jahrhundert gleichartig entstandene und gleich zu beurteilende Textmasse ansehen darf. Merk nimmt zu dieser Frage im Schlußwort Stellung; er meint, es wären dem 'altfrz. Ependichter' keine anachronistischen Züge zuzutrauen, vielmehr sei alles, was er dichte, Ausdruck seiner eigenen Zeit. (Nebenbei gesagt ist diese Wendung nicht eindeutig. Merk meint natürlich, der Dichter beachtete nicht den Glauben der Zeit, die er schildert, sondern nur den seiner Gegenwart; also eigentlich das Entgegengesetzte von dem, was er sagt.) Man kann aber doch nicht darüber hinweggehen, wie vielen feststehenden überlieferten Formeln wir in der epischen Dichtung begegnen, wie ja auch so zahlreiche Wendungen in die täglichen Redensarten übergingen, die für die Anschauungen der Gegenwart nicht bindend sein können.

Von Einzelheiten sei erwähnt (S. XVII) die hübsche Deutung von *Tervagant* als *terra vagans*, für die Merk im Octav. 1414 die deutliche Form *terre vogant* belegt; der Heidengott ist also aus dem christlich-biblischen Vorstellungskreise heraus benannt. S. 85 ff. der Nachweis, daß die Heiligenverehrung im Epos fast ausschließlich Reliquienverehrung ist, von der Lebensgeschichte der Heiligen aber fast nichts vorkommt; ja, die Nennung des Heiligen gibt oft einen Fingerzeig für den Entstehungsort der Dichtung, da seine Verehrung nicht selten nur auf den kleinen Umkreis seines Reliquienschreins beschränkt war. Nicht sehr deutlich ist die Darstellung der Taufbräuche S. 107, wo es zuerst heißt, daß in die Taufbecken nichts anderes gegossen werden durfte als kaltes klares Wasser, und unmittelbar darauf, daß der Kleriker Öl, Chrisam und Salz hineintut. Offenbar taufte man mit leerem Wasser allein ebensogut wie mit einem Beisatz von Öl und Chrisam, letzteres jedenfalls ein Aufwand, der nicht immer geleistet werden konnte.

Wien. Elise Richter.

Fritz Bergert, Die von den Trobadors genannten oder gefeierten Damen. XII, 143 S. 8°. (46. Heft der 'Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie'.) Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1913.

Für seinen Gegenstand, der wegen der großen Bedeutung, die der Frau in der Trobadorlyrik zukommt, äußerst wichtig, dessen Behandlung bei dem derzeitigen Stande der Trobadorforschung aber noch immer mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft ist, hat Fritz Bergert viel Eifer und Mühe aufgewandt. Er hat es sich angelegen sein lassen, das ganze ihm zugängliche Material über die Frauen, die zu den Trobadors in irgendwelchen

Beziehungen gestanden haben, zu sammeln, zu sichten und in einer Schrift vereint darzubieten. Gern wird man ihm zugestehen, daß er, soweit es an ihm war, seine Aufgabe glänzend gelöst und ein Werk geschaffen hat, das dazu berufen ist, dem Freunde altprovenzalischer Lyrik als Nachschlagebuch gute Dienste zu leisten, besonders aber dem Forscher so manche Stunde vergeblichen Suchens zu ersparen.

In die Betrachtung einbezogen wurden von Bergert auch solche Damen, die zwar in den Dichtungen der Trobadors nicht oder doch vorläufig noch nicht anzutreffen waren, jedoch anderweit, besonders in den Biographien der Trobadors, als von diesen besungen genannt werden. War es nicht bereits von anderer Seite geschehen, galt es erst vielfach, die Persönlichkeit der Damen festzustellen, zumal wenn sie mit Versteckuamen bezeichnet waren.

Der erste Abschnitt der Sammlung betrifft die provenzalischen Damen, der zweite, der schon vorher als Königsberger Dissertation erschienen war, die italienischen, der dritte die nur nach einem Orte bezeichneten und die mit Trobadors verwandten Damen, während im Anhang die nicht beziehbaren Senhals aufgeführt werden.

Bei der Benutzung des Buches bin ich auf eine Anzahl Artikel gestoßen, zu denen ich, teils bessernd, teils ergänzend, einiges beizutragen hätte.

S. 10. Auf die von Ludwig VII. von Frankreich ihrer Untreue wegen verstoßene Eleonore von Poitou spielt auch Giraut de Bornelh in Nr. 27 V mit den Worten an: *No fera·l reis Lozoics!* d. h. man sollte sich wie König Ludwig von seiner Dame nichts Übles bieten lassen.

S. 14. Die durch Bergert von Stroński, F. de Marseille, S. 14* und S. 155 übernommene Angabe. G. de Bornelh habe in Gr. 242, 76 (nicht 75) = Nr. 7 der Ausg., Str. V mit *l'emperairis Que tan gen m'a conquis* die Kaiserin Eudoxia von Montpellier gemeint, ist durch nichts bewiesen. Ich glaube, daß hier *emperairis*, wie nach Bartsch, P. Vidal, S. XXV das Adj. *emperial*, lediglich den Grad höchster Vollkommenheit bei seiner Geliebten zum Ausdruck bringen soll.

S. 15, letzte Zeile. Auch Hs. *D* hat *set ans.*

S. 20, Anm. 4. In *A* und *D* steht nicht *naimona*, sondern *na maimona*. Gr. 245, 1 ist ein auf die Melodie des Bueve de Hanstone (v. 2) gedichtetes Sirventes gegen den Grafen von Barcelona, wohl König Alfons II. von Aragon. In der 4. Str. heißt es da: Die Sarazenen haben ihm beigebracht, wie man bei ihnen *Selâm aleikum* sagt; sie wollen, daß er ihnen durch ein anderes *Selâm* antworte, er, den Gott vernichten möge, wenn er, da ihn doch Frau M. mit schönen Kleidern versieht, das Gewand mit der Arbeit der Salome anzieht (*aicel cui Dieus confona, Mas bels arnes li presta na Maimona, Qan vest la jup*[1] *ab l'obra Salamona!* Arch. 34, 189 a). Gemeint sind vielleicht Frauen, darunter eine Salome, aus der Familie des Maimonides, des Rabbi Moses ben Maimun aus Cordoba, der 1135—1204 lebte, also ein Zeitgenosse von Alfons II. war.

S. 25, 26. Zu der *reïna Elionors* vgl. auch Schultz-Gora, Zeitschr. 32, 615 und Arch. 134, 195. — In Gr. 9, 3 ist unter der *reïna* Jolante von Aragon zu verstehen; s. meine 'Dichtungen der Trob.' (Halle 1916) zu Nr. 8, 42.

S. 33, Anm. 6. Von den gedruckten Hss. enthält nur *C* das Geleit von Gr. 10, 14, während *A E M Q R Uc* sowie *Dc G J* die Tornada nicht aufweisen.

S. 34, Anm. 1. Auch a^1 (Bertoni, S. 178) hat *vezia*.

S. 36. Alazaitz, genannt von Gui d'Uissel in der Tornada von Gr. 194, 8, ist nach B. unbekannt, womit sich auch H. Carstens, Die Tenzonen der

---

[1] iupa *D*, çupa *A*. Wegen der Schreibung in *A* verzeichnet Levy, Sw. 7, 873 ein *supa* (ohne Bedeutung).

Uisels, S. 10, zufriedengibt. *A* (Studj III, S. 347) schreibt den Namen *alazaitz*, *G* (Bertoni, S. 183) *azalais* und *Q* (Bertoni, S. 71a) *açalais*. Könnte nicht die S. 23 angeführte Azalais von Mercuer ebenso für Gui in Betracht kommen, der doch nach B., S. 42 auch deren Freundin Margarida d'Albusso mehrmals nennt?

S. 37. Den zweiten der beiden Verse von Gr. 402, 2 IV, aus dem B. den Versteckname Bon-Esper herausliest und den er daher *Per que no·m part de vos, mon Bon-Esper* lauten läßt, lese ich *Per que non* (nō *a*, nom [= non, vor p] *C M*) *part de vos mon bon esper* und verstehe: 'weshalb ich meine gute Hoffnung nicht von euch trenne', d. h. weshalb ich auch ferner auf euch hoffe.[1] Zu dieser Auffassung paßt dann auch besser, was folgt, besonders die Worte am Ende derselben Strophe: *vos, a cui non aus tornar Ni sai fugir ni puosc pro encaussar.* — In Mon-Desir sehe ich gleichfalls einen Freund R. Jordans, lese aber, was B. aus Str. I (doch nicht nach *a*?) zitiert, indem ich auch den Reim und die Silbenzahl berücksichtige, unter Benutzung von *A C D Ma*, anders als er:

Mas aras sai, si merces no la vens,
C'a Mon-Desir dei demandar ma mort;
Car aissi·m pres, qan de lieis mi parti,
Qan m'en avenc per sa terra passar,
C'anc no·m saubi de lieis vezer gardar

und übersetze die letzten drei Verse: 'Denn so nahm sie mich für sich ein, als ich von ihr (*C D*) schied, daß ich nie umhinkonnte, sie zu besuchen, wenn ich durch ihr Land gehen mußte.'

Auch das angeführte Geleit erheischt Verbesserung. Während es in *D* ganz fehlt, weist es in den übrigen mir bekannten Hss. *A C Ma*, da als Versendungen *-endre, -ens, -ort, -i, -ar, -ar* zu erwarten sind, eine Lücke auf, die B. und Stroński, F. de Mars. 37* nicht aufgefallen war, und lautet:

A ma dompna fai la razon entendre,
Chansoneta, e pois vai, e non lens,
A Mon-Desir, que pens de mon conort
. . . . tot enaissi
.... cum sap qe·il taing a far,
E·ls compaignos sapchas me saludar.

Mit Rücksicht auf den zweiten Vers des vorigen Zitats würde ich, auch in B.s Sinne (vgl. S. 38 unten), vorschlagen, etwa [*O de ma mort ades*] *t. e.* [— *E ja no·l pes* —] *cum s.* zu ergänzen. Warten wir indes ab, was die Hss. *I K Rf* noch bringen werden.

Die Belh-Dezirier nennende Strophe von Gr. 404, 11 fehlt auch in *D*; dagegen schließt *D* sich in 404, 4 VI den Hss. *a* und *F* an, und es will auch mir danach und nach dem vorher angeführten Geleit scheinen, daß bei R. Jordan *mon conort* nicht Senhal sein, sondern höchstens an G. Faidits Mon-Conort (in 167, 6) erinnern soll.

S. 38. In 404, 4 II muß es mit *A* des Reimes wegen *amis* heißen; *D* schreibt *Si·us o acuillis La bella, cui sui aclis.*

S. 40. Contessa d'Urgel] Den in der prov. Biographie des R. d'Aurenga zitierten Versen eines nach Chabaneau verlorengegangenen, *a la contessa valen Lai en Urgel* gesandten Gedichtes läßt sich die von B. nicht beachtete zweite Tornada von Rambauts 'Vers', Gr. 389, 17 an die Seite stellen, die nach *D* 90 und *N*[2] (Arch. 102, 180a) lautet: *Tu voil pregar Vers ab dich clar C'a leis* (Que lai *D*) *en Urgel repreçenz* 'ich möchte dich bitten, den Vers

---

[1] Die Redensart *partir son bon esper de* findet sich auch bei Bertoni, I trovatori d'Italia V 32, S. 221, wozu Lewents Erklärung, Lbl. f. germ. u. rom. Phil. 36, Sp. 350, zu vergleichen wäre.

mit klarer Rede ihr (oder: da) in Urgel zu wiederholen'.[1] Hierzu gesellt sich in *D* noch ein drittes bisher ungedrucktes Geleit, in dem der Dichter sagt, die Dame veranlasse ihn, sie mit sichtbarer Neigung und mit guter, berechtigter Hoffnung zu lieben: *Ab talen clar Si·m fai amar E·l bon esper; qu'eu n'ai guiren* (l. *guirens*)![2]

S. 41. In der Giraut-Ausgabe Nr. 1 v. 6 habe ich *flors de lis* und nicht mehr *Flors* geschrieben, nachdem Rudolf Berger, Ad. de le Hale (Halle 1900), S. 276 gezeigt hat, daß die Verbindung *flors de lis* 'nur als die natürliche Metapher für ein schönes Weib' anzusehen sei. Nach R. Bergers eigener Bemerkung wurde allerdings das gleichbedeutende *blanche flours* zu dem weiblichen Eigennamen *Blancheflour*, und Fritz Bergert weist S. 119 seiner Schrift auch eine *na Flors-de-Lis* nach, die in zwei Streitgedichten als Schiedsrichterin angerufen wird. — Mit Mon-Joi bezeichnet Giraut zwar in dem Klagelied Nr. 76, 15 seinen noch vor Linhaure (= R. d'Aurenga), also vor 1173 verstorbenen Freund (s. Appel im Archiv 97, 186), nicht aber in Gr. 242, 4 VIII (Nr. 20, 53), wo allem Anschein nach die Geliebte des Dichters gemeint ist, was jetzt ja auch Appel, B. Ventadorn, S. XLIX mit Zingarelli anzunehmen scheint. Giraut hätte dann denselben Versteck-namen etwa nach dem Tode jenes Freundes auf seine Dame bezogen, wie nach Stimmings Annahme (B. Born, Kl. Ausg.², S. 197, zu v. 56) sein Dichter die Bezeichnung Marinier nach König Heinrichs Tode noch auf eine andere Person angewandt haben mag. — Segur ist sicher ein Senhal für Girauts Geliebte, wie 242, 79 III (Nr. 28, v. 24) zeigt, wo von dem auch sonst (s. G. de B. [Berlin 1894], S. 31) als Liebespfand erwähnten Handschuh die Rede ist, wegen dessen sein Segur ihm nun Ärgernis bereite. Auf Grund einer Bemerkung Schultz-Goras in der Zeitschr. 21, 254 ändert nun Levy, Sw. 7, 528, 12, meine Schreibung in der Giraut-Ausgabe Nr. 11, 12 *Pos en ma senha crit 'Segur'* ab in *crit: segur!* und übersetzt *cridar: segur* frageweise auch für diese Stelle durch 'Viktoria rufen'. Ist aber nicht doch in Anbetracht des in demselben Gedichte (v. 37) folgenden recht kleinmütigen Ausrufes: 'Aber, da ich bei ihr nichts vermag — Gnade!' dem 'Viktoria' der oben nachgewiesene Name der Geliebten Segur als Feldgeschrei vorzuziehen?

S. 43. n'Agalborgen] N'Agalborga oder na Galborga heißt die Dame, deren Gunst Gui de Cavaillo durch seinen 'elenden Mantel' verlor (Gr. 192, 3 I), dem er das mit den Worten vorwirft:

E l'acuillimen de la plasen dousana
E de la bella n' Agalborg' en perdei.[3]

S. 46, Anm. 1. Mit Biatritz de Savoia darf man die von Giraut de B. Nr. 34 VII gefeierte *pro contessa que Proensa mante* schon deshalb nicht identifizieren, weil diese Gräfin, wie B. S. 47 selbst sagt, erst am Anfang des 13. Jahrhunderts geboren ist, während Giraut in dem spätestens 1200 entstandenen Schmähgedicht des Mönchs von Montaudon schon zu den 'vergangenen' Dichtern gerechnet wird; vgl. dazu G. von B. (Berlin 1894), S. 55 f. und Arch. 126, 205, sowie die Tobler-Festschrift von 1905, S. 205/6.

S. 49, Anm. 5. Auch *N²* (Arch. 102, 196 b) hat *Bel paravis*, aber *G* (Bertoni S. 192), ähnlich *Q, En paradis*.

S. 51. Aines] Gemeint ist B Gr. 330, 20.

---

[1] *reprezentar* steht hier in dem für lat. *repraesentare* nachgewiesenen Sinne von 'wiedergeben, wiederholen'.

[2] Gr. 389, 17 habe ich inzwischen in den 'Dichtungen der Trobadors' als Nr. 12 herausgegeben; man vgl. da nun auch die Anm. zu v. 72.

[3] Oder *na Galborg' en p.*; *en* 'durch dich', den Mantel. *En*, in bezug auf die zweite Person gebraucht, ist im Sw. 2, 411a belegt durch das Beispiel von Aim. de Sarlat.

S. 103. *D* hat *Lautrac* statt *Laurac.*

S. 107. Sinha] Die Tenzone ist in Crescinis Man. S. 302 ff. abgedruckt. In dem zitierten zweiten Geleit liest Cr. *et ieu volrai* und *e sabra dir,* und Hs. *T* hat *castel de sicha.*

S. 108. Guillelma] Gr. 136, 2 ist jetzt ediert von Carstens, die Tenzonen der Uisels, S. 94. — Gaudairenca] Die Grundrißnummern 406, 30 und 454, 1 sind umzustellen; 454, 1 ist das von Diez, L. u. W.², 316 für verloren gehaltene Angriffslied des Uc de Mataplana und 406, 30 die Antwort des R. de Miraval.

S. 109. Sanssa kommt auch bei P. Vidal vor; s. Zeitschr. 38, 585.

S. 111. Vielleicht handelt es sich bei G. de Bornelh, Nr. 37, 50 *A*, *amic(s)*, *val m'esperansa?* ebenfalls um den Versteeknamen Amic für seine Geliebte. Die einzige Hs. *Sg* hat *a amil val.*

S. 113. Der nach Mahn, Ged. 2, S. 29 zitierte Vers lautet in der Ausgabe von Cornicelius, v. 592 *aissi com dis .I. castelas* und leitet ein spanisches Zitat ein.

S. 115[1] (u. 121[2]). Das im Grdr. fehlende Gedicht Daudes ist jetzt in den 'Dichtungen' als Nr. 2 ediert.

S. 117. Von Gr. 167, 56 fehlt die Bel-Diaman enthaltende Tornada auch in *D.*

S. 118. Na Esmai] Gr. 194, 7 wird von Pillet, Beitr. S. 7 dem P. de Maensac zugeschrieben.

S. 121. Joi-Novel]. In dem Geleite des Gedichtes des Daude de Pradas (Gr. 124, 11) hat *C* (MG 1039) *ab ioy novelh*, *a*¹ (Bertoni, S. 316) aber *ab nizeïs.* Daß derselbe Dichter auch einmal eine Geliebte mit Bel-Sirventes[1] bezeichnet, scheint B. entgangen zu sein. Das seinem Inhalt nach gewiß an eine Dame gerichtete Geleit von Gr. 124, 18 (Lex. rom. I 428) lautet: *Bels-Sirventes, de vos mi platz Que ma chanson premier aiatz* (premiers aujatz *A a*¹), *E ja hom non deman per que! Mas quar vos am aitan com* (can *N a*¹) *me.*

Die mannigfachen Verzeichnisse bilden eine willkommene Zugabe. In der Liste der gedruckten Hss. (S. XI) sind *Dc*, *G*, *W*, *b* und jetzt auch *q* (Studj romanzi XII 146) hinzuzufügen. Band IX der Studj di fil. rom. enthält nicht Hs. *I*, sondern *J*. Bergerts Zusammenstellung der von ihm erwähnten altprov. Gedichte wird auch zur Ergänzung des schon recht veralteten Verzeichnisses in Bartschs 'Grundriß' von Nutzen sein.

In seiner inzwischen erschienenen Ausgabe der Lieder des Bernart von Ventadorn deutet Appel S. XLII Conort (Bergert, S. 114) als eine vom Dichter zunächst fingierte und später mit der Geliebten in eins verschmolzene Persönlichkeit. S. XLVIII läßt er es dahingestellt, ob Tristan, Alvernhat und Bel-Vezer (B., S. 126) männliche oder weibliche Freunde und Gönner Bernarts seien, ebenda bezeichnet er die von B., S. 23 nach anderen vermutungsweise als Beatrix erkannte Dame De-Cor nur als 'die Geliebte in Vienne' und erwähnt als Adressatin des Gedichtes 70, 31 eine Gönnerin seines Dichters Mo-Cortes, die bei B. übergangen ist. Wie Appels Ausführungen, so werden naturgemäß weitere Spezialuntersuchungen Bergerts Angaben nicht immer bestätigen, sondern sie auch dann und wann modifizieren und ergänzen. Dadurch wird aber das bedeutende Verdienst, das der Verfasser sich mit seiner ausgezeichneten Arbeit erworben hat, nimmermehr geschmälert werden.

Berlin. Adolf Kolsen.

---

[1] Da afrz. *serventois* auch 'plaisanterie' bedeutet, so ergibt sich aus dem Senhal diese Bedeutung ebenso für das Provenzalische, und Bel-Sirventes ist dem Sinne nach etwa dasselbe wie Bel-Deport (S. 139 b); kann doch anderseits auch *deport* wie *sirventes* zur Bezeichnung einer Dichtungsart dienen (s. Sw. 2, 99 b 2).

Elliott Monographs in the romance languages and literatures ed. by Edward C. Armstrong. Baltimore, the Johns Hopkins Press; Paris, Champion. 8°. — I. A. Coleman, Flauberts literary development in the light of his Mémoires d'un Fou, Novembre and Éducation sentimentale (version of 1845). 1914. XV, 154 S. — II. P. B. Fay and A. Coleman, Sources and structure of Flauberts Salammbô. 1914. 1 Bl., 55 S. — III. F.-A. Blossom. La composition de Salammbô d'après la correspondance de Flaubert (1857—1862). avec un essai de classement chronologique des lettres. 1914. VII, 1 Bl., 104 S.

I. Im ersten Heft dieser neuen, dem Andenken von A. Marshall Elliott gewidmeten Sammlung verfolgt Coleman Flauberts Jugendentwicklung, die wir erst seit ganz kurzem, erst seit der Veröffentlichung der frühesten Versuche in der Conard-Ausgabe besser überschauen können. Ob es ein glücklicher Gedanke war, drei von ihnen herauszureißen, auch wenn sie die bedeutendsten sind und die meisten und unmittelbarsten autobiographischen Aufschlüsse liefern, weiß ich nicht. Wenn es sich nur um Erforschung der Quellen handelte, könnte man natürlich jeden einzelnen beliebig absondern. Aber da für Coleman die Quellenforschung nur Mittel zum Zweck ist, nur dazu dienen soll, auf Flauberts Persönlichkeit, auf die Bedingungen, unter denen er sich damals formt, die Einflüsse, die ihn damals bestimmen, mehr Licht zu werfen, so wäre es wohl vorteilhafter gewesen, auch die übrigen Jugendversuche konsequent heranzuziehen und sie nicht bloß gelegentlich zu streifen. Gewiß hätte sich dadurch das Bild im ganzen nicht verschoben. Aber es wäre voller, reicher geworden. Muß man, um einen erschöpfenden Begriff vom Kunstideal und den Kunstübungen des unreifen Flaubert zu geben, nicht mindestens auch von 'Quidquid volueris' sprechen, wo die Nachäffung und Übertreibung romantischer Modethemen, Modegestalten und romantischer Phraseologie sich zur Komik einer unfreiwilligen, aber ungemein bezeichnenden Parodie steigert?

Als Flaubert Balzacs 'Louis Lambert' kennenlernte, war er überrascht und erschrocken, darin ein unheimlich treues Spiegelbild seiner eigenen Knaben- und Jünglingsstimmungen zu entdecken. Die Ähnlichkeit ist in der Tat auffallend, nicht bloß mit Louis Lambert, sondern mit den jugendlichen Helden überhaupt, in denen Balzac ein in romantischem Geschmack stilisiertes Selbstporträt malt, vor allem auch mit dem Felix des 'Lys dans la vallée' und dem Raphael der 'Peau de chagrin'. Doch bedeutet diese Ähnlichkeit, so groß sie sein mag, noch keine tiefere Wesensverwandtschaft. Sie beweist nur, wie wenig selbständig, eigenpersönlich Flaubert bis ungefähr 1845 war. Seine Persönlichkeit besteht (wenn man so sagen darf) darin, keine zu haben, der Reihe nach in die Haut der Buchhelden zu schlüpfen, die die Leserwelt bezauberten, in Werther, René und die zahllose Nachkommenschaft, die sie auf englischem und französischem Boden hatten. Seine Seele ist nicht weniger bunt, in fremde Lappen vermummt, wie seine literarischen Versuche, die von Anleihen wimmeln. Flaubert ist eins der vielen Opfer unverdauter romantischer Lektüren, deren seltsamen Geisteszustand Maigron in 'Le romantisme et les mœurs' bloßgelegt hat. Nur daß es ihm gelang, sich zu retten. Die ersten Spuren der Reaktion sind in der 'Éducation sentimentale' von 1845 zu erkennen, die auch künstlerisch in mehr als einer Hinsicht den Beginn seines Aufstieges ahnen läßt.

II. Im zweiten Heft sind drei kleine Salammbô-Studien vereinigt. Die letzte (von Coleman) bringt eine interessante, sachlich gegliederte Zusammenstellung von Einzelheiten, die Flaubert für seine Wiederbelebung

des punischen Altertums aus der großen Bibelübersetzung von Cahen, besonders aus den gelehrten Anmerkungen dazu geschöpft hat. Von biblischem Einfluß in höherem Sinne ist in 'Salammbô' nichts zu verspüren. Wohl aber entnimmt Flaubert der Bibel und dem jüdischen Altertum eine Anzahl malerischer Züge, um sie in Schilderungen von Kostüm, Architektur usw. einzufügen. — Eine Studie von Fay untersucht eingehend Flauberts Verhältnis zu seiner Hauptquelle, zu Polybius, den er wahrscheinlich in der französischen Übersetzung des Benediktiners Dom Thuillier mit dem kriegsgeschichtlich sehr reichen Kommentar von Folard (1727—1730) benutzt hat. Bekanntlich hat er sich Sainte-Beuve gegenüber auf Polybius als auf eine unanfechtbare Autorität berufen; das hindert ihn aber durchaus nicht, sich überall da von ihm zu entfernen, wo er es in Rücksicht auf künstlerische Wirkungen für geboten hält. — In der ersten Studie prüft Fay das chronologische Gerüst des Romans, angeregt durch ähnliche Untersuchungen einzelner Dichtwerke, die in neuerer Zeit gemacht worden sind. Der Söldnerkrieg hat drei Jahre gedauert, erklärt Flaubert selbst im Roman, indem er Polybius folgt. Zählt man aber wie Fay die Dauer der verschiedenen Abschnitte zusammen, soweit genauere Zeitangaben darüber vorliegen, so kommt man auf eine ungefähre Handlungsdauer von 57 Monaten, das sind 4¾ Jahre. Fay scheint über diesen Widerspruch etwas erstaunt zu sein. Ich glaube, man hätte mehr Recht, erstaunt zu sein, wenn die Rechnung stimmte. Man denke sich nur aus, welche Last mühsamster und verzwicktester Arbeit des Kalendermachens Flaubert auf sich hätte nehmen müssen, um die gedachte Dauer mit der tatsächlich in seiner Erzählung beanspruchten Dauer auf den Tag in Einklang zu bringen, und wie nutzlos solche Mühe gewesen wäre, da der Einklang die Wirkung in keiner Weise erhöht hätte, wie ja auch der Widerspruch die Wirkung in keiner Weise schädigt. Unstimmigkeiten, die so wenig auffallen, daß erst eine sorgfältige Nachprüfung sie aufdecken kann, sind eben für den gewöhnlichen Leser überhaupt nicht vorhanden.

III. Blossom entwirft ein sehr anschauliches Bild von Flauberts Arbeit an 'Salammbô', von dem ersten, dämmerhaften Auftauchen des Plans bis zu den Verhandlungen mit dem Verleger und dem Lesen der Korrekturbogen. Das ergiebigste Material findet sich natürlich in den Briefen, die aber heute noch zum Teil schlecht eingereiht und irrtümlich datiert sind, nicht bloß in der alten Charpentier-Ausgabe, sondern leider auch bei Conard. Es ist dankbar zu begrüßen, daß Blossom darangegangen ist, hier endlich bessere Ordnung zu schaffen. Nahezu die Hälfte der Studie besteht aus seinen Berichtigungsvorschlägen, so Kap. I mit einem tableau synoptique der Briefe von 1857 bis 1862 und Kap. II, das die Berichtigungsvorschläge im einzelnen begründet und zugleich manche interessante Erklärung zu den Briefen liefert. Ebenso ist der Anhang B zu begrüßen, der mehrere nicht in die gesammelte Korrespondenz aufgenommene Briefe abdruckt, und Anhang C mit einer chronologischen Übersicht über Flauberts Leben zwischen 1857 und 1862. Kap. III, das den eigentlichen Gegenstand behandelt, kann keine neuen Entdeckungen bieten. Die Äußerungen Flauberts, die es zusammenstellt, sind längst bekannt und sind auch längst zur Kennzeichnung seines Arbeitens verwertet worden. Was einem immer wieder in die Augen springt, das ist, wieviel qualvolle Wehen Flaubert jede Seite, jeder Satz seines Werkes gekostet hat. Das ist sein Bienenfleiß und daneben die ungeheure Zeitvergeudung, mit der er arbeitet, zwar unermüdlich von früh bis spät, aber etwas irrlichternd, ohne die Kunst zu verstehen, sich auf das Notwendige zu beschränken. Was er für 'Salammbô' aus Schmökern zusammenliest, übersteigt alle Begriffe, und die Goncourts treffen den Nagel auf den Kopf, wenn sie von ihrem Freund sagen: *'Il travaille dix heures par jour, mais il est un grand perdeur de temps, s'oubliant en lectures, et faisant à tout moment des écoles buissonnières autour de son livre.'* Viel-

leicht bedeutet Labanne in A. Frances 'Chat maigre' eine kleine, auf Flaubert gemünzte Bosheit. Jedenfalls erinnert Flaubert (von der Unfruchtbarkeit abgesehen) ganz an den bibliophagen Bildhauer, der keine Tonskizze anfangen kann, ehe er sich nicht durch Dutzende und Hunderte von Bänden gefressen hat, die sich irgendwie entfernt mit seinem Vorwurf berühren.

Dresden. H. Heiss.

Karl Federn, Dante und seine Zeit. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 26 Abbildungen. Alfred Kröner, Leipzig 1916. VIII u. 247 S. Gr.-8°. M. 4,50.

In seiner Anlage ist das Buch, das hier in zweiter deutscher Auflage vorliegt, durchaus dasselbe geblieben.[1] Es zerfällt in zwei Hauptteile, deren erster als breite Unterlage in dreizehn Kapiteln die Zeit Dantes und deren Anschauungen in Entwicklungsgängen darstellt: Die Zerstörung der Antike, Das neue sittliche Ideal, Das politische Ideal, Der Kulturkampf, Die Hohenstaufen, Zustände, Wissen und Weltanschauung, Die Scholastik, Die Universitäten, Die Provenzalen, Italienische Dichtung, Die Franziskaner, Florenz. Der zweite Teil beschäftigt sich dann mit Dante, seinem Wirken und seinen Werken. Ich kann darin keinen Fehler sehen, daß dem ersten Teile eine solche Ausdehnung eingeräumt ist. Denn tatsächlich wird hier nur unendlich vieles zum Verständnis Dantes Notwendige erledigt, das im zweiten Teile schwer im Zusammenhange unterzubringen gewesen wäre. Das hat auch noch den Vorteil, daß der Blick des Lesers, wenn er zu dem zweiten Teile gelangt, nun schon für viele Dinge geschärft ist, die ihm sonst zunächst entgangen wären. Die Notwendigkeit einer solchen gründlichen Vorbereitung auf Dante und sein Werk für den großen Leser- und Hörerkreis — und an den richtet sich dies Werk ja —, wenn man ihm den Dichter und Menschen näherbringen will, wird ja selbst in seinem Heimatlande immer wieder anerkannt, wie z. B. die unter dem Titel *Arte, scienza e fede ai giorni di Dante* (Hoepli, Mailand 1902) gesammelten volkstümlichen Vorlesungen zeigen. Es hätte allerdings der zweite Teil nun unbedingt entsprechend erweitert und vertieft werden sollen, wie es wohl fast ausnahmslos alle wissenschaftlichen Beurteiler der ersten Auflage gefordert haben. Das Buch ist zwar an manchen Stellen gehörig umgestaltet und enthält längere Zusätze, gelegentlich auch Änderungen und Auslassungen. Das ist aber fast ausschließlich dem ersten Teile zugute gekommen. Davidsohns Forschungen seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind vor allem hineingearbeitet. Die Neigung, bei der Schilderung der Zustände des Mittelalters die Farben zu kraß aufzutragen, ist dabei leider geblieben. Der Bilderreichtum der ersten Auflage, der in der italienischen Übersetzung noch vermehrt war, ist arg beschnitten und von über zweihundert auf einige zwanzig Wiedergaben beschränkt. Ob gerade dem großen Leserkreise damit gedient ist, möchte ich bezweifeln. Der für die Beseitigung angeführte Grund, man habe nur Zeitgenössisches bringen wollen, scheint mir hier nicht stichhaltig. Aber selbst wenn man ihn gelten lassen will und davon absieht, daß die Absicht mehrfach durchbrochen ist, fehlen z. B. die so lehrreichen zeitgenössischen Denkmäler aus Florenz, Siena, Pistoia, San Gemignano usw. Ich habe in dem großen Bilderreichtum der ersten deutschen und der italienischen Ausgabe, auch wenn er ganz willkürlich geordnet war, immer einen großen Vorteil und reiche Anregung erblickt. Daß das Literaturverzeichnis

[1] Zur ersten Auflage vgl. z. B. Bullettino della Società Dantesca N. S. VIII S. 71—73; Giornale Storico della Letteratura Italiana XXXVII S. 398—402; Giornale Dantesco IX S. 14—15; Rassegna bibliografica della Letteratura Italiana VIII S. 123—127; Deutsche Literaturzeitung XXII Sp. 922—925.

von Quellenwerken weggefallen ist, ist zu billigen, aber ein genauerer Hinweis auf Fundstellen von Literatur — die in der Einleitung gemachten Angaben sind zu unbestimmt — wäre am Platze gewesen. Sehr angenehm ist es mir aufgefallen, daß Federn auch unter den Fremdwörtern aufgeräumt und kleine stilistische Unebenheiten seiner sonst recht flüssigen Darstellung beseitigt hat. Nach beiden Richtungen hätte aber noch viel mehr geschehen können. Beispiele anzuführen wäre überflüssig. Auch eine Anzahl Druckfehler, die von der ersten Auflage übernommen sind, zeigen, daß die Durchsicht wohl nicht gleichmäßig geübt und oft etwas schnell über die Blätter weggeglitten ist, so z. B. S. 33 Z. 16 *Enzio* statt *Enzo;* S. 46 Absatz 2 Z. 8 *Lebenswesen* statt *Lehenswesen*; S. 101 Z. 5 *Leben* statt *Loben*; S. 111 Z. 16 u. *Pisaner* statt *Florentiner*; S. 14 Z. 5 *Saltorell*, Z. 19 *Saltorello* statt *Salterell, Salterello*; S. 132 Z. 8 *Gherardin* statt *Gherardini*; S. 148 Absatz 2 Z. 3 *wurden* statt *wurde*; von S. 149—162 wird immer *Boccacio* statt *Boccaccio* geschrieben; S. 159 Z. 21 *Das 14 Sonett* statt *15*; S. 178 letzte Zeile *Cechino* statt *Cecchino*; S. 221 Z. 13 *lichter* statt *leichter*. Von neuen Druckfehlern erwähne ich hier gleich S. 30 Z. 9 *als* statt *alt*; S. 48 Z. 17 *hoch-strebenden* statt *hoch-strebendsten*; S. 153 Z. 10 u. *cosi* statt *così*; S. 230 Z. 4 u. *Capella* statt *Cappella*. Endlich sind auch einige Geschmacklosigkeiten gemildert. Neu hinzugekommen ist aber S. 195: '... und er (Boccaccio) wiederholt immer und immer wieder, daß Dante eine kalte und trockene Gelehrtennatur gewesen und zweifellos das Leben eines braven Oberlehrers geführt habe.'

Der zweite Teil ist, wie schon gesagt, auch in der Neuauflage wieder zu kurz gekommen. So wird z. B. auch hier den kleineren Werken Dantes, von der Vita Nuova abgesehen, nicht genügend Berücksichtigung geschenkt, und die Reise durch die drei Reiche hätte viel greifbarer herausgearbeitet werden sollen unter nachdrücklicher Betonung der einzelnen Schönheiten. Wer die Göttliche Komödie nicht schon kennt, findet sich nicht zurecht.

In Einzelfragen weicht meine Auffassung vielfach von der des Verfassers ab; es laufen ihm aber auch viele Fehler unter, die ebenfalls von Flüchtigkeit zeugen und in einer neuen Auflage beseitigt werden müßten. Auf diese Dinge will ich noch etwas näher eingehen, auf die Gefahr hin, ein Kleinigkeitskrämer gescholten zu werden.

S. 11 liest man einen groben Schnitzer in der Anführung aus Innozenz III De contemptu mundi. Die Stelle scheint der italienischen Übersetzung Bono Giambonis entlehnt zu sein (Kapitel II Schluß), wenngleich der Anfang nicht stimmt, der aber aus dem Vorhergehenden zusammengelesen sein kann. Jedenfalls ist wohl das zweimalige unsinnige *Nahrungsmitteln* dem italienischen *alimento* zu verdanken, das natürlich *Element* bedeutet, wie oft altitalienisch. Der Mensch besteht aus Erde, dem gemeinsten Element; die anderen Dinge bestehen aus edleren Elementen (Feuer, Luft, Wasser). Ebenda muß es statt *das Weib E* natürlich *das Mädchen E* heißen, nämlich das neugeborene weibliche Kind. Diese letztere Stelle ist übrigens ohne Erklärung einem Laien sicher nicht verständlich. Wie soll der wissen, daß das Mittelalter glaubte, die Kinder kämen, je nach dem Geschlecht, mit dem Klagelaut A (Adam) oder E (Eva) auf die Welt? S. 24 wird Dantes Matelda ohne das geringste Bedenken mit der Markgräfin Mathilde von Tuscien gleichgesetzt. Diese Gleichung ist für mich geradezu ausgeschlossen. Ich verstehe nicht ganz, was es S. 41 heißen soll: 'denn die einzelnen Dialekte Italiens wurden infolge der geringen Ausbildung als einzelne Sprachen betrachtet.' Je mehr sie sich ausbildeten, desto verschiedener mußten sie ja noch werden und erst recht als verschiedene Sprachen gelten. Das Urteil über Wissen und Wissenschaft vom 6. bis 11. Jahrhundert S. 49 ist nach den neuen Forschungen viel zu scharf. S. 71 ist Par. X v. 138 *invidiosi* verkehrt mit *Beneidenswerte* übersetzt. Es heißt *angefeindete*. Verfasser

möchte aus dieser Stelle schließen, daß Dante in Paris war, ja dort selber Sigieri gehört habe. Wie reimt sich das aber dann mit dem Folgenden, daß Dante die Universitäten von Bologna und Paris erst im Exil besucht habe? Da war doch Sigieri von Brabant längst tot! Verwechselt Verfasser ihn etwa, wie es früher so oft geschah, wieder einmal mit Sigieri von Courtrai? Für mich ist Dante auch niemals Lehrer an einer Universität gewesen, und auch das ist oft genug nachgewiesen worden. Vgl. auch S. 190. S. 76 lies *Montanhagol* für *Montagnagout,* wie schon die erste Auflage hat. Daß die provenzalische Sprache die älteste romanische Sprache sei, wie es S. 77 heißt, ist nicht richtig. S. 78 sollte es *das* Serventese heißen, nicht *die,* denn das Wort ist sowohl provenzalisch wie italienisch männlich. S. 81 gibt Federn den Inhalt der Verse Purg. XXVI 118—119 mit: 'der im Roman und Minnelied keinen unüberwunden ließ.' Es heißt aber doch bloß: 'Liebeslieder und Prosaromane übertraf er alle', d. h. seine Leistungen sind mehr wert als alle Gedichte und Romane. Es wird also nicht gesagt, daß Arnaut Daniel Romane schrieb. Einen Roman 'Lancelot' Arnauts aber, den Paolo und Francesca gelesen haben, hat es nie gegeben. Es sollte S. 82 nicht heißen, daß Dante von der Dichtkunst der Provenzalen beeinflußt *scheint.* Der Einfluß ist doch des öfteren einwandlos nachgewiesen worden. Provenzalische Gedichte hingegen hat Dante nicht verfaßt, nur einzelne Verse. S. 84 wird von dem Briefe Raimbaut de Vaqueiras wie schon in der ersten Auflage gesagt, er falle in die Zeit des *ersten* Kreuzzuges! Es hätte die Übersetzung des Briefes übrigens nach Schultz-Goras kritischer Ausgabe gegeben werden müssen, die auch zeigt, daß der Brief nicht lange vor 1194 entstanden ist. Das elfte Kapitel, Italienische Dichtung, ist noch magerer als das zehnte über die provenzalische. Unklar ist S. 86 der Satz: 'Für Dante heißt die neue Sprache denn auch kurzweg die Sprache des Volkes im Gegensatz zu der der Gebildeten, die die lateinische war.' Sprachen denn die Gebildeten noch Latein? In den Sätzen vorher müßte klarer ausgesprochen sein, was unter *Denkmäler* zu verstehen ist; so ist das Gesagte verkehrt. Auch der Ausdruck *bäuerliche Dialektdichtungen* daselbst ist nicht verständlich. S. 87 hätte gesagt werden müssen, daß vier Strophen des Gedichts ausgelassen sind. Das *dolcietto* der letzten Strophe davon ist überdies kaum, wie D'Ancona annimmt, ein Name, sondern Cesareo wird recht haben, der es für ein Schmeichelwort des Mädchens an den Dichter des Liedes hält und es mit *Oi bella dolzetta mia* in A LVI v. 21 vergleicht. S. 88 hätte bemerkt werden sollen, daß die Übersetzung des Sonettes Ceccos von Gaspary stammt, und daß Verfasser diese nur in den Terzinen verschlechtert hat. Cino da Pistoia heißt *dei Sigibuldi,* nicht *Sighiboldi* (S. 91). Wie viele der unter seinem Namen überlieferten und veröffentlichten Gedichte echt sind, läßt sich noch nicht überschauen, sicher aber gehören ihm bei weitem keine dreihundert. Die Übersetzung des Sonetts *Per una merla* S. 91—92 hat den Text mehrfach mißverstanden und geht über die Schwierigkeit in v. 7 durch eigenen Ersatz hinweg, der sicher nicht das Richtige trifft. Bei dem zweiten Sonett S. 92 ist es ebenso. Die Verse 3 bis 4 sind im Gedanken ganz verkehrt wiedergegeben; zudem ist *punto* hier *Augenblick,* nicht *Ort.* Die Verse 5—8 sind arg verschoben. Es ist nicht erwiesen, ja man kann sagen, es ist ausgeschlossen, daß Dante 'eine Zeitlang bei den Franziskanern Novize oder doch Laienbruder war' (S. 109 und S. 175 nochmals). Butis Zeugnis reicht zu der Annahme nicht aus. Es könnte höchstens darüber gestritten werden, ob Dante in seinen letzten Lebensjahren Tertiarier war. Ich hätte die Anführung von Übersetzungen aus Pochhammer, wie S. 113—114, und vollends für Ugolino S. 215—218 vermieden. Die Verse sind ja sehr schön, aber sie bleiben doch immer nur eine Umdichtung, in der alles Gewaltige und Herbe des Danteschen

Vorbildes schon durch die Weichheit der Form verlorengeht. Die eigenen Übersetzungen des Verfassers, sowohl der lyrischen Gedichte wie der Göttlichen Komödie, sind leider auch recht frei, wenn auch gewandt. Bei der Schlacht bei Montaperti (S. 119) wäre es gut, das Datum hinzuzufügen. Die Daten S. 147 sind noch nach Piper gegeben. Es muß jetzt heißen 14. Mai und 13. Juni. Mehr als je bin ich überzeugt, daß Dantes Beatrice die Tochter Folco Portinaris war. Nach Federn war sie zwar ein Wesen von Fleisch und Bein, starb aber 'früh und jungfräulich' (S. 145); vgl. auch die oberflächlichen und ganz und gar nicht überzeugenden Ausführungen S. 162 ff. Der Sonettenwechsel zwischen Forese Donati und Dante ist schwerlich bloß 'scherzhaft' aufzufassen (S. 148). Er umfaßt übrigens *sechs* Sonette, nicht bloß *vier*, wie es S. 177 heißt. Das Todesjahr Brunetto Latinos kennen wir nicht genau. S. 149 wird es ohne weiteres auf 1294 angegeben. Da wäre 1295 schon richtiger. S. 150 spukt in dem Sonett Dantes *Guido, vorrei che tu e Lapo ed io* immer noch wieder in v. 9 *monna Bice*. Es würde wirklich Zeit, daß auch die Nicht-Danteforscher endlich lernten, daß vor nunmehr fast zwanzig Jahren von Barbi nachgewiesen ist, daß es *monna Lagia* heißt, welches die Geliebte Lapo Giannis ist, während die *ch'è sul numero del trenta* Dantes *donna dello schermo* bezeichnet (Kap. V der Vita Nuova). Danach ist auch das S. 151 Gesagte zu bessern. Auch ist es ganz verkehrt, davon zu sprechen, 'diese jungen Leute haben die sechzig schönsten Frauen und Mädchen der Stadt numeriert und kennen die Nummern sehr wohl'. Vielmehr hat Dante ein Serventese verfaßt, worin er die sechzig schönsten Damen der Stadt Florenz besungen hat. Selbstverständlich, und er sagt es auch ausdrücklich (Vita Nuova Kap. VI), hat er sie darin nicht nur mit Zahlen bezeichnet, sondern ihre Namen genannt. Im vorliegenden Sonett sagt er nur, daß die Dame, welche hier gemeint ist, in dem Serventese als Dreißigste erscheint, wie Beatrice darin als Neunte genannt ist. Die Übersetzung des Sonetts ist sehr schlecht gelungen. Abgesehen davon, daß sie durch Zusätze verwässert und auf 18 Verse gebracht ist, enthält sie auch Fehler: *fortuna* z. B. heißt nicht *Schicksal*, sondern *Sturm*, und *tempo rio* ist *böses Wetter*, nicht *böse Zeit*. In der sonst gutgelungenen Übertragung aus der Kanzone *Donne ch'avete intelletto d'amore* S. 158 ist der letzte Vers verkehrt, weil er auf der falschen Lesart *a lor* statt *a lui* beruht. Dieser Fehler hat dann wohl einen zweiten in der vorletzten Zeile verlangt, nämlich *con esso lei* durch *bei solchen* zu geben. Beatrice starb am Abend des 8. Juni oder am 19. Juni; ersteres ist das Wahrscheinlichere. Da die Araber den neuen Tag mit dem Untergang der Sonne zu zählen begannen, war es nach arabischem Brauch der 9. Juni (zu S. 161 und 167). Das Sonett Cavalcantis S. 176 ist in 17 Versen recht frei übersetzt. Verf. geht über alle Schwierigkeiten mit verblüffender Geschmeidigkeit hinweg. Es fragt sich, ob die Tochter Dantes Beatrice nicht etwa mit Antonia eine Person sei; letztere hätte als Nonne den Namen Beatrice angenommen (zu S. 177—178). Die Nachrichten über Dantes Söhne Piero (so ist zu schreiben) und Jacopo sind gar zu dürftig. Beiden werden nicht nur Kommentare zur Göttlichen Komödie zugeschrieben (so S. 178), sondern diese Erklärungen sind auch noch vorhanden, und die Pieros sind sogar sehr wichtig. Auch er tritt beispielsweise für Beatrice Portinari ein. Nach S. 229 hätte Piero schon bei Dantes Lebzeiten in Florenz gewohnt. Das ist selbstverständlich ein Irrtum (vgl. z. B. die sorgfältige Lebensbeschreibung Pieros von G. Croce, Le rime di Piero Alighieri, Città di Castello 1903). Zu der Gesandtschaft Dantes nach San Gemignano S. 178 sollte das Jahr hinzugefügt sein, zumal man aus dem Zusatze über Dantes Priorat ebenda schließen könnte, sie habe in einem anderen Jahre als 1300 stattgefunden. Sie ist ja auch tatsächlich oft fälschlich in das Jahr

1299 gesetzt. S. 189 wird die Zusammenkunft im Chor von San Godenzo, an der Dante teilnahm, wohl nur versehentlich in den Sommer 1307 gesetzt. Sie fand bekanntlich am 8. Juni 1302 statt. Wurde die Übersetzung Gildemeisters S. 189 geändert, so hätte vor allem die verkehrte Auffassung der Worte *n'avrà rossa la tempia* beseitigt werden sollen. Daß Dante sich am Hofe Can Grandes längere Zeit aufhielt, wie die Ausdrucksweise S. 190 annehmen läßt, ist nicht richtig. Er machte dort nur kürzere Besuche. Wie soll denn Boccaccio als Kind Dante gesehen haben, was S. 191 alles Ernstes behauptet wird? Das ist wohl eine Verwechselung mit Petrarca (vgl. S. 198; ob der übrigens Dante in Pisa gesehen hat, wenn überhaupt, ist sehr zweifelhaft). Das *Gastmahl* ist nicht, wie S. 192 gesagt wird, zwischen 1308 und 1311 entstanden, sondern zwischen 1306 und 1309, wahrscheinlich 1307—1308. Auch versteht Dante unter dem *Brot* nicht nur den ersten Traktat (daselbst), sondern natürlich den ganzen Kommentar: '*questo pane, cioè la presente sposizione*' (I, 1, Z. 109—110). Dantes Lehre vom *Adel* im vierten Traktat ist nicht 'eine für die Zeit sehr merkwürdige', wie Federn meint, sondern ein Gemeinplatz seiner Zeit, der auch noch später oft bearbeitet wurde, z. B. noch im 15. Jahrhundert, außer von den Humanisten, von Cornazzano in einem noch unbekannten und ungedruckten italienischen Gedicht in Terzinen 'De vera nobilitate'. Dantes *De Vulgari Eloquentia* sollte nicht allein eine *Poetik* werden (S. 193), wie man aus dem erhaltenen Teile schließen könnte; es sollte auch eine Abhandlung über die Vulgärsprache werden, wie Dante selbst sagt. Der Titel ist also '*Über die Volkssprache*' zu übersetzen. Die Abfassungszeit der Schrift wäre genauer mit 1305—1306 angegeben. Die *Monarchia* fällt für mich viel später. Zu den Versen aus der Kanzone *Amor, dacchè convien pur ch'io mi doglia*, die S. 197 angeführt werden, hätte doch bemerkt werden sollen, daß wir von Dante selbst über die darin erwähnte platonische Liebe in einem lateinischen Briefe an Moroello Malaspina Auskunft erhalten. Von Heinrich VII. würde ich S. 198 nicht sagen, daß er im Camposanto zu Pisa *begraben* liegt. Daß Dante sich Purg. XI, 97—99 selber mit demjenigen gemeint habe, der die beiden Guido aus dem Neste treiben würde, wie Federn S. 202 meint, gerade hier in dem Kreise, wo der Stolz gebüßt wird, ist ganz ausgeschlossen. Ebenda ist Inf. XV, 71—72 ganz verkehrt übersetzt. In der richtigen Auffassung: beide Parteien werden dir nach dem Leben trachten, paßt es übrigens nicht in den Zusammenhang. Merkwürdig ist es, daß sich Federn zu der gänzlich unhaltbaren Anschauung einiger Danteforscher hat bekehren lassen, daß Dante seine Reise ins Jenseits am Neujahrstage 1301 angetreten habe. So bessert er auf S. 247 seine Angabe S. 147, während S. 173 noch 'die Osterwoche des Jahres 1300' stehengeblieben ist. Um die Verwirrung aber noch zu vervollständigen, läßt er S. 203 zwar 'die Umkehr in die ersten Tage des Jahres 1301' fallen, aber 'in die Osterwoche des Jahres 1301 hat er seine mystische Reise verlegt', freilich mit dem Zusatze, der dem Wissenden den Widerspruch löst, 'am ersten Tage des neuen Jahres, das damals am 25. März anfing'. Diese Behauptung ist allerdings so auch wieder verkehrt und dahin einzuschränken, daß mit dem 25. März das Jahr nach Florentiner Zeitrechnung begann. S. 203—204 wird kühn behauptet, daß wir nicht wüßten, welchen Namen Dante seinem großen Gedichte gegeben habe, wenn der Brief an Can Grande nicht echt sei. Das beweist nur, daß Federn seine Komödie nicht gründlich kennt. Bekanntlich heißt es Inf. XVI, 127—128:

'e per le note
di questa commedía, lettor, ti giuro'

und Inf. XXI, 1—2:

'altro parlando,
che la mia commedía cantar non cura.'

Auch der Brief an Can Grande nennt übrigens das Gedicht nicht nur '*eine* Komödie', sondern *die* Komödie, z. B. Abschnitt 13 (Moore³, S. 416, Z. 254 bis 258). S. 214 wird vom *pferdemähnigen* Phlegyas gesprochen. Das Beiwort findet keine Berechtigung in einem Ausdrucke Dantes. Die *accidiosi* tauchen nicht aus dem Sumpfe auf, wie es ebenda heißt, sondern Dante erfährt von ihrem Vorhandensein unter dem Wasser nur durch die Belehrung Virgils, der ihn auf die aufsteigenden Blasen aufmerksam macht, die von ihnen herrühren (VII, 115 ff.). Auch klammern sich die *Zornigen* nicht mit Händen und Zähnen an das Boot, sondern nur Filippo Argenti faßt es mit beiden Händen. Die Darstellung S. 215 ist viel zu flüchtig, und geradezu verkehrt ist die Schilderung der Begebenheit am Pechsumpfe: '... eine wildkomische Szene von Teufeln, die um einen der Sünder raufen, die wie die Frösche aus dem Sumpf die Köpfe herausstrecken.' S. 220 wird ganz zusammenhanglos von *Pia de' Tolomei* geredet. Das *trasumanar* (nicht *trasumanato*) Dantes Par. I, 70 mit 'Übermensch' in Verbindung zu bringen, wie es S. 225 geschieht, ist ganz verkehrt. Dantes eigene Worte:

'Trasumanar significar *per verba*
non si poría'

sollten diese Zusammenstellung schon verbieten. Sich darüber den Kopf zu zerbrechen, welchen Planeten Dante sich 'als ewige Stätte zugesprochen hat' (S. 229), sollte Federn den von ihm so verachteten Danteforschern überlassen. Der Kardinallegat, der 1329 Dantes Gebeine verbrennen lassen wollte, hieß nicht *du Ponget* (so S. 230), sondern *du Pojet*. Zum Schluß heißt es S. 231: 'Sein irdischer Traum von der Einigung und Auferstehung Italiens ist erfüllt.' Es kann nicht oft und nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es ein Unsinn ist, Dante als Vorkämpfer der italienischen Einheit hinzustellen, wie es die Italiener allerdings gerne tun. Seine Vaterlandsliebe war noch kein Nationalbewußtsein, wie Voßler treffend I. Teil, II, S. 556—558 ausgeführt hat. Als Beigabe schließt den Band ein Abdruck und eine Übersetzung der beiden Urteile gegen Dante. Dem zweiten Urteil ist das Faksimile beigegeben, und das zeigt, daß entweder Verf. den lateinischen Text S. 237—238 nicht nach dieser Urschrift wiedergibt, oder er sie nicht lesen kann. Um nur einiges anzuführen, so vernachlässigt er immer den m-Strich in *condempnatio* usw. Er liest S. 237, Z. 6 und Z. 3 u. *barattarias, barattariarum* statt *baratterias, baratteriarum*; Z. 5 u. *ed* statt *eo*; Z. 4 u. *referente* statt *precedente*; S. 238, Z. 4 *poni se* statt *posuisse*; Z. 17 *Massaio* statt *Maso* und setzt dort ein *et* hinzu. Diese letzten beiden Fehler und die beiden bei *baratterias, baratteriarum* finden sich auch in der Umschrift der Urkunde im Codice diplomatico dantesco Lieferung XI, die auch sonst manche Fehler aufweist, die bei einem solchen Werke, das Fachleute leiten, befremdlich sind und nicht vorkommen sollten.

Man sieht also, an Federns Buch ist manches zu bessern, wenn es auch schon so Dantefreunden Nutzen stiften kann. Vergeblich habe ich übrigens nach der S. VIII erwähnten 'Reihe selbständiger und neuer Gesichtspunkte und Deutungen' gesucht, 'die seither von anderen Danteschriftstellern, deutschen wie italienischen, reichlich übernommen worden sind'. Diesen Worten folgt der großmütige Zusatz: 'und mit vollem Recht, denn alle arbeiten für die Erkenntnis aller'. Ist dem so, dann hätte Verf. also trotz seiner gewaltigen Verachtung der Danteliteratur (S. 141) nach eigenem Geständnis doch besser getan, wenigstens den Versuch zu machen, darin die Spreu von dem Weizen zu sondern und diesen in seine Kammern zu fahren.

Halle. Berthold Wiese.

Ion Creangă's Harap Alb, hg., übs. und erläut. von Prof. Dr G. Weigand. Leipzig. J. A. Barth. 1910. IX. 143 S. 8°. Geb. M. 3.

Eigentümliche Schwierigkeiten der Interpretation, die auch Vorgeschrittenen, um so mehr aber Anfängern rumänische volkstümliche Texte zuweilen schier ungenießbar machen, verleihen diesem äußerlich bescheidenen Werkchen eine Bedeutung, wie man sie ähnlichen Publikationen auf minder unwegsamen Gebieten freilich nicht zuzuerkennen pflegt. Aus eben diesem Grunde dürfte — trotz der an sich bedauerlichen Verspätung — noch heute eine eingehende Besprechung des auf dem betreffenden Spezialgebiete vorläufig einzig dastehenden Behelfes nicht unangebracht sein; zu deren Ergänzung und weiteren Dokumentierung dient ein längerer, Detailberichtigungen sowie der Diskussion einzelner zumeist sprachlicher Tatsachen gewidmeter Artikel, den eines der nächsten Hefte des *Archivs* bringen soll und der in Wirklichkeit nichts anderes ist als der aus äußeren Gründen aus dem ursprünglichen Rahmen losgelöste, positiv wichtigste Schlußteil dieser Rezension; an ihn sei der Leser hiermit ausdrücklich verwiesen.

Die Ausgabe besteht, abgesehen von einer Einleitung, aus Text, Übersetzung, Anmerkungen. Daß diese drei Bestandteile getrennt aufeinander folgen, wobei auf die Anmerkungen in den beiden übrigen nicht verwiesen wird, erschwert die zweckmäßige Benutzung sehr. Warum hat man nicht Original und Übersetzung in einander entsprechenden Abschnitten parallel gegeben? — eine Anordnung, womit auch bei dem ziemlich verschiedenen Umfange der beiden Texte Raumverlust nicht notwendig verbunden war, da sich ja der unterhalb des (um 13 Seiten) knapperen rumänischen Textes übrigbleibende Raum für die (wenig über 15 Seiten umfassenden) Anmerkungen hätte ausnützen lassen. Der Text selbst, von Creangăs Märchen das mit breit ausgeführten Wechselreden und Reflexionen am reichsten ausgeschmückte, wird wohl für erste Lektüre mit Eigenartigem überladen vorkommen, doch wird sich ein ernster Leser dadurch nicht einschüchtern lassen, vielmehr im Gegenteil über die Gelegenheit erfreut sein, in die fremde Eigenart einen möglichst vielseitigen und tiefen Einblick zu bekommen.

Mit Rücksicht auf Ausführung der Ausgabe ist nicht ohne sachlichen Belang, daß diese aus den Seminarübungen hervorgegangen ist, die W. zu wiederholten Malen über den 'Harap Alb' (= HA) vorgenommen hatte und in denen, wie er in der Einleitung (S. IX) angibt, eben durch Befragen rumänischer Teilnehmer manchen dunklen Punkt aufzuklären gelang; 'manchmal war freilich auch alle Mühe vergebens'. Diese Andeutungen sind für die eigentümlichen Schwierigkeiten der Creangă-Interpretation bezeichnend und man wird gut tun, sie beständig vor Augen zu behalten. Ich selbst habe im Laufe meiner Revisionsarbeit (hauptsächlich im Bereiche des oben angekündigten Artikels) ebenfalls öfters Auskünfte gefälliger Eingeborener in Anspruch nehmen müssen, allerdings fast ausschließlich auf schriftlichem Wege, der eine erschöpfende Aussprache erschwerte, resp. nicht zuließ. Trotzdem ich nun meine Gewährsmänner mit Vorbedacht unter Moldauern, zum Teil sogar unter solchen mit besonderer folkloristischer Qualifikation gewählt hatte, habe ich ihre Interpretationen mehrfach als unzureichend beiseitelegen, ja sogar als direkt falsch verwerfen müssen — dort nämlich, wo der von ihnen angegebene Sinn, den ein gewisser Ausdruck zwar sonst haben könnte oder tatsächlich zu haben pflegt, mit dem gegebenen Kontext mehr oder weniger unvereinbar schien. Anscheinend nahmen es meine Korrespondenten, ganz von dem saftigen Kolorit der Creangăschen Darstellung eingenommen, mit deren inneren, inhaltlichen und stilistischen Zusammenhängen zu leicht, eine Haltung ('Standpunkt' wäre wohl zuviel gesagt), die, nach ihrem eigensten Wesen ein Hemmnis der Interpretation, auch dem Autor tatsächlich unrecht tut, indessen aber gerade Creangă gegenüber auch sonst anzutreffen ist, wie

sich sogar für autoritative Fachliteratur belegen läßt.[1] Außer Schlüssen und Forderungen, die sich aus solchen Beobachtungen für die Methode und Kritik dieser Forschungen ergeben, folgt daraus auch für meine Rezension (bzw. den mehrbesagten Artikel), daß darin gewisse der Erklärung wohl bedürftige Punkte, über welche eine einwandfreie Auskunft nicht zu erlangen war, nicht vorkommen werden; vielleicht finde ich Gelegenheit, sie nach und nach anderswo zur Sprache zu bringen oder eine kritische Aussprache darüber anzuregen.

Haben nach diesen Darlegungen gewisse Schwächen der Interpretation ohne weiteres Anspruch auf Nachsicht und Entschuldigung, so ist W. bezüglich zahlreicher anderer Mängel der Ausgabe von Verschulden nicht freizusprechen. Mag man sonst auch noch so günstig über seine fachliche Befähigung urteilen, es bleibt doch Tatsache, daß er an Sorgfalt hat gar zu viel fehlen lassen, vor allem und ganz besonders auch in der Interpretation die Mittel, die für die Lösung der Aufgabe gegeben waren, nicht erschöpft hat. Zugängliche lexikalische Handbücher sind nicht in dem Maße, als nützlich gewesen wäre, verwertet worden, und gar von einem systematischen Studium der (wenig umfangreichen) Gesamtwerke Creangas, das die erste Pflicht seines Erklärers hätte sein sollen, ihm auch manchen Fehlgriff erspart, manches Rätsel erschlossen hätte, — ist nichts zu merken!

Nun zum Einzelnen!

Die Einleitung wird im ganzen ihren Zweck erfüllen. Einiges Neue bringt sie in den Andeutungen über den Märchenstoff (S. VII), enthält aber anderseits auch Fragliches und faktisch Falsches. So kann ich vor allem nicht einsehen, daß für die 'philosophisch-moralisierenden Abschweifungen' in Creangăs Märchen dessen geistlicher Beruf verantwortlich zu machen wäre (S. IV unten): als Raisonnements über 'praktische Lebensweisheit' (so! S. V oben), die sie tatsächlich sind, in ihrer Form in weitem Maße mit Spott und Ironie arbeitend, gehören sie vielmehr mit zum Wesen des nationalen und gesellschaftlichen Typus, dessen Eigenart Creangă auch sonst künstlerisch verkörpert; die wirklich einigermaßen erbaulich gestimmten Reden, die da der heiligen (nb) Sonntag, dem Wunderpferde u. a. in den Mund gelegt werden, kommen auf das Konto der dichterischen Charakterisierung, bewegen sich übrigens ebenfalls — samt den wenigen supranaturalistischen Zügen (wie Vertrauen in Gott) — durchaus im Rahmen der volkstümlichen Denkweise. In der kurzen Lebensskizze (S. V f.) sind mehrere Versehen anzumerken. Petrea Ciubotarul (so! M[2] 373) war der Vater von Creangăs Vater, der selbst Ștefan hieß (daher unser Autor von Haus aus *Ionică a lui S. a Petreĭ* M 374 $_{1-2}$,[3] in der Folge *Stefănescu* 69 $_{5}$ genannt wurde), David Creangă aber war nicht Ions Onkel, sondern sein anderer Großvater (M 375 $_{1}$, 15 $_{28\text{ f.}}$). Für das Todesdatum (31. Dezember) gilt die Jahreszahl 1889 nur nach dem julianischen Kalender. S. VI 11 l. Pațitul! Der Satz von der ersten Gesamtausgabe ist sachlich ebenso flüchtig wie sprachlich: der zweite Band vom Jahre 1892 erschien — in zweierlei (Titel-) Ausgabe[4] — ebendort, wo vorher der erste (Povești). Die Ausgabe der Bibl. p. toți (Müller!) darüber zu erheben ist kaum gerechtfertigt. In der Notiz über die Ausgabe des 'Minerva'-Verlages konnte nützlich auf die der ersten Rezension derselben (1902, edd. Chendi und St. O. Iosif) in Șezătoarea VII 150 ff. gewordene Beurteilung hingewiesen werden.

Der Text ist dem didaktischen Zwecke der Ausgabe entsprechend akzentuiert, in die mehr phonetische Orthographie W.s eigener 'Prakt. Gram-

---

[1] Siehe l. c. meine Glossen zur Übersetzung 41 $_{27\text{ f.}}$ (Fußnote), 51 $_{29}$.

[2] Die Sigelerklärung S. 222 Anm. 5.

[3] Auch dokumentarisch bezeugt (Șezătoarea, vol. VIII 162).

[4] Amintiri din copilărie și Anecdote, bzw. Scrierile lui Ioan Creangă, vol. II (Diverse).

matik'[1] umgeschrieben sowie auch sprachlich (lautlich sowohl als morphologisch) normalisiert.

Was die Akzentuierung anlangt, so kann wohl das Präfix *ne-* gelegentlich, unter Satzakzent wie 36$_{2}$, 38$_{17}$, wirklich den Hauptton an sich ziehen,[2] sonst wird im Sinne der Gr 130 da, wo in unserem Text *né-* gedruckt steht, der Nebenton gemeint sein; von dem scheint es nun allerdings fraglich, ob er als solcher phonetisch so ausgeprägt und überhaupt in allen Fällen gesichert sei. Vgl. 32$_{15}$ *névinorate*, 36$_{1}$ *nénumărată*, 20$_{22}$ *néstimate*, 31$_{1}$ *nérăbdător*, 47$_{30}$ *népricepîndu-se* u. s.; hie und da wieder anders, sogar bei demselben Worte: 38$_{26}$, 48$_{33}$ *nespăluţĭ*, 53$_{7}$ *nerăbdătórule*, 34$_{16}$ *neputîndu-şĭ* (regelmäßig *nebún*). Hochentwickelt ist der Akzentwechsel (je nach der Bedeutung, auch gänzlicher Verlust) bei *apoĭ*, indessen ist bei zeitlicher Bedeutung die etymologische Betonung fest, weshalb (wie richtig z. B. 12$_{27}$, 33$_{3}$, 48$_{16}$) auch 7$_{29}$, 8$_{9,12,17,23}$ und so öfters (16$_{17}$ *de-apoĭ*) *-o-* zu bezeichnen war; neben *eĭ apóĭ* 34$_{31}$ liest man *eĭ apoĭ* 42$_{4,30}$. Sonst lies 1$_{7}$ *ádică*, 3$_{8}$ *ánuĭa* (richtig 28$_{4}$), 6$_{19}$ *răzdúh*, 12$_{11}$ *pripórul* (wenigstens nach Tiktins Wb.), 12$_{27}$ *ádicălea*, 14$_{26}$ *ríperă*, 18$_{16}$ *Hélbet*, 18$_{19}$ und 23$_{3}$ *nóurĭ* (d. h. *nó-urĭ*; richtig 31$_{19}$), 37$_{1}$ *acéluĭa*, 40$_{6}$ *áltora*, 41$_{32}$ und 42$_{24}$ *mîníĭ*, bzw. *mînie* (nach Tiktin besser als *mî'-*), 51$_{18}$ *paraléŭ* (nach Tiktin), 54$_{4}$ *roít*, 54$_{10}$ *Aléĭ*.

In W.s orthographischem System darf *-chie-* für das gemeinübliche *-che-* in Ansehung der Tatsache, daß für phonetisch *-ki-* praktisch *-chi-* genügt, als unnötige Komplikation bezeichnet werden, ebenso *-ghie-*; Spuren der anderen Schreibweise finden sich noch aus Versehen: *chemá* 1$_{25}$, *încheĭá* 36$_{34}$, *înghetáĭ* 38$_{11}$, *îngenunche* 51$_{15}$ (normal: *chĭemînd* 37$_{13}$, *înghĭeţát* 43$_{25}$, *chĭeeĭ* 44$_{1}$). Bedenklicher, weil die Aussprache tangierend, ist W.s Tendenz, gewisse *i*, *u* in Hiatus schlechtweg mit *ĭ*, *ŭ* (halbvokalisch) zu schreiben; dagegen ist zu merken, daß die so angedeutete Aussprache aus Anlaß gleicher Schreibungen in Gr von Philippide o. c. 37 (§ 17) in aller Form abgelehnt worden ist, so daß sie jedenfalls nicht als mustergültig gelten kann: *caŭţĭ* 42$_{8}$, 43$_{3}$ (aber auch *caute* 49$_{2}$, vortonig *căut-* 36$_{17}$, 49$_{21}$, 51$_{3}$) — Phil. *ca-ut, -ă, -e*[3]; 6$_{3}$ *milosteuĭa*, 10$_{30}$ *dihanĭe*, 35$_{11}$ *onanĭe* (daneben *priméjdie* 32$_{17}$, *róşie* 39$_{31}$!), 21$_{6}$ *primejdĭós*, 49$_{15}$ *întirzĭare*[4] — Phil. *plachi-e, jiti-ĭa, famili-ĭa, Germani-ĭa* usw., *propoziţi-une*; 35$_{32}$ *măruntăĭle* — Phil. *bă-ile, o-ile* usw.; 22$_{15}$, 54$_{18}$ *trebuĭtórĭ, -oare*, sogar 27$_{7}$ *scinteĭtoare* — Phil. *chiuiturĭ, ră-ita*; 5$_{9,14}$, 6$_{2}$ *eráĭşor* (mit *-i-* 4$_{32}$, 5$_{22,28,33}$), 27$_{6}$ *foĭşór*, 32$_{1}$ *puĭşór* —

---

[1] Bei dem Umstande, daß auf diese Gr (so fortan abzukürzen) die Leser des HA im Kommentar (und nun auch in meinen Glossen) immer wieder gewiesen werden, glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich auf die Berichtigungen aufmerksam mache, die zu derselben in Vollmöllers Jahresbericht VII/1 S. 98 von W. selbst, ferner in den ebendort angegebenen Rezensionen, besonders zahlreich aber im II. Kapitel von A. Philippide's 'Un specialist romîn la Lipsca', Iaşĭ 1909 (zuerst erschienen in 'Viaţa Romînească' Jg. 1909 u. 1910, vol. 15—17) zu finden sind, welch letztere Schrift allerdings nach ihrem vollen Gehalte nur ein reiferer Leser wird richtig verwerten können. In den W.schen Berichtigungen l. c. lies *Braşóruluĭ* (zu Gr 18)! *pláchie* (zu 154), in der Moldau eine Art Pilaf, nicht 'Fischgericht', vgl. M im Glossar und 150$_{30}$, Şezătoarea V 116 (von *plăhie* 'mit ich-Laut' fehlt jede Spur).

[2] Aus logischem Nachdruck erklärt sich das bekannte *n'árem*; so hier *n'áreţĭ* 44$_{31}$ (neben *n'aréţí* 35$_{2}$).

[3] *ta-ur* 12$_{13}$ hatte W. bereits in Gr gelehrt (§ 8), auch regelmäßig *auzí(t, -nd* usw.) geschrieben (*aŭzít* § 19 vielleicht durch ein Versehen); hingegen *ĭeŭ-s*, von Phil. *íe-us* syllabiert: dementsprechend in HA 41$_{28}$. Regelmäßig *băutór, -ură, -urică* 45$_{7,20,22,28,30}$, 46$_{12,16}$.

[4] Regelmäßig *viaţă*. *ştĭaŭ* 27$_{16}$ muß neben häufigerem *ştiá* als Versehen gelten.

Pop[1] *cu-işoare, rí-işoară, ri-işoará.* Umgekehrt scheint für halbvokalisches *u* zwischen Vokalen die phonetisch entsprechende (in Gr verwendete) Schreibung mit *ŭ* die Ausnahme zu bilden: neben *ziŭă* 48_{17}, *beleáŭa* 45_{22} öfters *ziuă* 51_{4} und *zíuă* 43_{12}, *stéaua* 8_{7}, *reáua* 20_{4}, *mantáua* 41_{28}, *două* 5_{7}, 10_{24}, 48_{31}, 52_{1}, *nouă* 10_{25}, 15_{21}, *rouă* 19_{9} und auch *róua* 55_{7}. Der Aufmerksamkeit entgangene Widersprüche der Schreibung: *zmintíțĭ* 49_{21} — *smint-* 11_{17}, 26_{11}; *sburătoárelor* 37_{23} — *zboară* passim; *innot* 32_{17} — *inecá* 32_{13}, *inăduşită* 32_{30}. Vereinzelte Versehen: *e* st. *ĭe* 35_{11}, $37_{19,29}$, 48_{17}, 51_{26}; *meŭ* st. *mieŭ* 2_{1}, 12_{34}, 49_{16}, 51_{29}; lies: *Atúncĭ* 2_{6}, *lắțcá* 37_{3}, *chĭorî́ş* 49_{19} (richtig *chĭor* 35_{30}), *ĭel* 49_{28}.[2]

Die sprachliche Normalisierung des Textes ist didaktisch gewiß zweckmäßig; indessen wäre unbeschadet derselben einem weiteren, mit dem Plane der Ausgabe sich sehr wohl vertragenden Zwecke gedient gewesen, wenn man die mundartlichen Formen — wie ausnahmsweise zwei-, dreimal geschehen — anmerkungsweise mit angeführt hätte. Beispiele der W.schen Normalisierung: statt *pănă* — *pînă*, st. *măhní* — *mîhní* 4_{32}, st. *a* — *va* 7_{6} (neben häufigerer Bewahrung des ersteren), st. *mĭer* — *mîr* 16_{19}, st. *mornăĭ* — *mormăĭ* $19_{19,20}$, st. *zghihuia(u)* — *zghilțuĭá* 34_{7}, *zghîlțăĭáŭ* 44_{7} (l. *zghi-*), st. *şfară* — *sfoară* 32_{2}, st. *tará* — *tară* 6_{12}, 7_{33}, 8_{4}, st. *tatu-săŭ* (vgl. Gr § 77[1], § 83[1]) — *tatá-săŭ* (wie auch im Original häufiger) 2_{30}, 6_{24}, st. *ĭeĭ* levas — *ĭaĭ*, st. *deĭe steĭe ĭeĭe* — *dea stea ĭa*, st. *a* (präposit. Artikel) — *ale* 42_{9}, st. *ĭacătă-o-ĭ(ŭ)*[3] — *ĭácătă-o* $50_{20,25}$. Freilich sind die Normalisierungen nicht alle gleich zwingend, einleuchtend, richtig: statt *fúnea* 30_{17} lies *fúnia* (absolut *fúnie*), wie übrigens im Original; das mold. *oghelele* war 39_{15} als *obĭe lele* aufzulösen (Sg. *obĭală*). Für das Original-*checĭ* war 44_{1} *chĭeĭ* die regelrechte Schreibung. Die gebräuchlichen modernen Formen lauten 53_{20} *fugind*, 54_{15} *binecurînteazá*. Moldanischem *óca* 14_{27} (abs. *ocă*) entsprach walach. *ocaŭa*. 40_{28} walachisch *repejune*! An Stelle des Latinismus *sub* (2_{24}, 48_{18}, 50_{14}) war das sprachgerechte (in Gr 32 u. s. allein angegebene und gebrauchte) *supt* einzusetzen. Der auch in Gr § 41 empfohlene Sprachgebrauch verlangt *acelea* 1_{13}, *acestea* $20_{22,24,28}$, $21_{12,18}$, 22_{23}, 40_{4}, welch letzteres 20_{22} auch im Originaldruck überliefert ist;[4] ebenso *ceea* 8_{10}. Aus Versehen verblieben unausgeglichen: *dee* 5_{32}, *ĭeĭ* 11_{19}, *aŭ* (Sg.) 16_{6}, *măhnít* 17_{32}, *pănă* 17_{20}.

Was kritische Fundierung anbelangt, so muß vielleicht eine Schulausgabe nicht eigens nach den Quellen rezensiert sein, obzwar sich anderseits auch nicht leugnen läßt, daß sich in den durch kritische Bearbeitung des Textes aufkommenden Lesarten sprachlich interessantes Material finden lassen kann, das zum Teil eben wegen seiner Eigenart in minderwertigen Ausgaben zweiter Hand verwischt worden war. Der W.sche Text ist nicht kritisch. Nach dem, was ich davon gelegentlich verglichen habe, scheint er im allgemeinen der in der Vorrede als die beste bezeichneten Ausgabe M[5] zu

---

[1] 'Taschenwb. d. rum. u. deutschen Sprache (Methode Toussaint-Langenscheidt)', I. Teil [1911].

[2] Die Schreibung *eĭ* für die Interjektion entspricht dem, was auch Tiktin s. v. über die Aussprache angibt und ich vorläufig gar nicht in Zweifel ziehen will; merkwürdigerweise druckt die erste Gesamtausgabe konsequent *ĭeĭ*.

[3] Analoge Belege sowie Erklärung bei Tiktin s. v. *ĭată*; ergänze *ĭată-le-s* (Pl. Fem.) AL. OP. I 725.

[4] Allerdings scheint die Form auf *-e* — neben *-ea* — auch sonst mehrfach im Gebrauch zu sein, während bei (nachgestelltem) Msk. die *a*-lose Form nicht vorkommt.

[5] Sigelerklärung. O: erster Abdruck in 'Convorbiri literare' XI p. 172—196. J: die (bezüglich ihrer zweiten Hälfte, speziell auch bezüglich des HA posthume) erste Gesamtausgabe der 'Poveşti', Jassy 1890. M: Aus-

folgen; daß daneben in einem gewissen Umfange die Ausgabe B benutzt wurde, war nicht nur methodisch unrichtig, sondern in mehreren Fällen (wo übrigens wegen Schwierigkeiten der Interpretation eine genaue Überprüfung der Überlieferung geboten erscheinen sollte) wichtigen Zügen des Textes faktisch verhängnisvoll. So 30_{32} [*dar*] *de*: während *de* aus B übernommen sein wird, scheint *dar* (in Klammern!) eine Konjektur W.s sein zu sollen (etwa in Anlehnung an $3_{23\,f.}$ u. ä.?); einen vernünftigen Sinn geben die beiden — von W. auch nicht übersetzten — Worte überhaupt nicht; — 38_{18} *slărea* nach B, richtig *stărea*: *stări* reflexiv etwa 'standhalten, sich behaupten', vgl. Ispirescu, Poveștile unchiașului Sfătos 1879 S. 30 *ĭera așa de strieător* [*leul de Nemea*], *încît turmele de oĭ nu se maĭ stăreaŭ prin preajmă de răul luĭ*, ferner dess. Legende saú basmele Românilorŭ 1882 S. 285_{22}, 287_{31}; nach Angabe des Herrn A. Gorovei (Folticeni) *Șoarecĭ nu se maĭ stăreaŭ prin casă* = nu puteaŭ sa se adăpostească, să aibă locuință, odihnă [1]; — $41_{8\,f.}$ *va maĭ plăti* nach B, richtig (wie auch M!) *v'a maĭ păli*: 'ein solches Glück (vgl. M: Glossar und 111_{11}) wird euch ein anderes Mal wieder widerfahren' — ironisch, negativ gemeint.

Allerhand Berichtigungen der Lesart (auch einiger Druckfehler) sind — zwar weder erschöpfend noch methodisch gleichmäßig — im folgenden zusammengestellt, wobei O als maßgebend gegolten hat (mit welchem in der Regel J übereinstimmt). Ein nachgesetztes † deutet an, daß die entsprechende Weigandsche Lesart (W) schon in M gegeben war (zumeist als Textfehler); im Bereiche der S. $20_{29\text{-}33}$ könnten einzelne dieser MW-Lesarten Anspruch auf Authentizität haben, insofern der entsprechende Teil des Textes in M nach einem Fragment der Originalhandschrift korrigiert sein soll.

3_{14} *departe* † — 7_{10} *aceasta* † — 8_{30} *jos* † (st. *inj.*) — 9_{21} *aista* — 11_{8} Strichpunkt nach *știută* (O; umgekehrt könnte nach *noróc* Beistrich genügen) — 11_{21} *aĭestea* † (J = MW) — 12_{5} *făr'de* † (J = MW) — 12_{17} *ți-a* (W = B) — 14_{5} *maĭ* fehlt in O † (J = MW) — 14_{16} *sta și ĭel* † — 14_{23} *riață* — 15_{3} *nu care cum-va* (J = W = B)[2] — 15_{24} *are* (st. *sare*)[3] — 16_{30} nach *urîse* fehlt *ĭele* † — 20_{18} *încurce* † — 21_{14} *acéluĭa* † — 22_{4} *ĭĭ* fehlt in O † (J = MW) — 22_{12} *gata* — 22_{18} tilge den Beistrich vor *li* — 23_{17} *și* — 26_{18} *rămînere-aș* — 27_{12} *colo* † — 28_{22} *primblă* † — 29_{3} *ceĭlálțĭ* † — 29_{23} *celorlálțĭ* † — 30_{19} *roș*, hingegen in den besten Texten (OJ) durch liegende Typen hervorgehoben (auf 10_{10} hindeutend) — 31_{8} *mamă*, zwar gegen die gesamte Überlieferung, durch Beistriche abzutrennen — 32_{32} *invirteá* † — 34_{12} *găvozdite* — 34_{14} *rá* — 35_{15} *Sécetei* † (J = MW) — 35_{32} *măruntáĭele* † (J *-ăĭele*, d. h. *ăile*) — 35_{34} *arată* † (st. *par*) — 36_{22} *nu fie* † — ibd. *deóchĭŭ* — 37_{19} das zweite *eu* ist zuviel † — 38_{23} *piclișit* — 39_{3} *ce-ĭ face* † [4] — 39_{15}

---

gabe des 'Minerva'-Verlages, eine besonders nach der an ihrer 2. Auflage (1906) vorgenommenen Revision brauchbare Vulgata, indessen, wie die obigen †-Fälle bezeugen, immer noch revisionsbedürftig. Für die 3. Auflage (1909), wo nur erst gegen Ende ein kleineres Stück weggeblieben ist, die sich aber sonst von der zweiten wesentlich nicht unterscheiden dürfte, ist zu den Seitenzahlen meiner Zitate (nach der 2. Auflage) jedesmal 16 hinzuzurechnen (weil diesmal die Vorrede mit dem Text zu einer Pagination vereinigt worden ist); die 1. Auflage (1902) stimmt in der Pagination bis S. 353 mit der 2. überein. B: Biblioteca pentru toți (die rum. 'Universalbibliothek').

[1] Allem Anscheine nach also wohl nicht *stări* (*păserĭ*) = *ținea*, nach der vereinfachten Formulierung in der Revue 'Ion Creangă' (Bârlad) III (1910) 54.

[2] Vgl. Tiktins Wb. s. v. *cumva*.

[3] Dieselbe Redensart M 246_{6}; vgl. IIA Anm. über *de*-Objekt 47_{27}.

[4] Belege mit Dativobjekt bei Tiktin II 602_{b} oben, im akademischen Dicționarul limbiĭ române II/1 S. 4_{b}; dem Dativpronomen kann auch ein eigener Inhalt ganz fehlen: Vlahuța, Din goana vieții (Bibliot. p. toți) III $50_{3,\,8}$.

Papic — 39_{21} *spune* † — 39_{24} *pe altă p.* † — 40_{19} vor *făcliile* fehlt *cu* † (J = MW) — 40_{27} *Iară* † — 41_{7} *numaĭ* † (st. *tocmaĭ*)[1] — 41_{10} *căldură* — 41_{15} *măĭ* † — 41_{17} vor *că* fehlt Beistrich † — 41_{26} *dar* † — 41_{29} nach *dar* fehlt *şí* ('auch') † — 42_{7} vor *altă* fehlt *de* † (J = MW)[2] — 42_{28} tilge den Beistrich † — 43_{24} tilge den Beistrich nach *lemne* (auch trotz der Überlieferung) — 44_{22} nach *da* fehlt *şí* ('auch') † — 44_{32} *Sa* — 45_{5} nach *se* fehlt *maĭ* † — 45_{17} die Wortfolge: *aduce şi* † (J = MW) — 46_{3} *trece* † — 47_{4} tilge den Beistrich vor *pe* (trotz OJ) — 48_{17} die Wortfolge: *cînd ĭe s. m. d.* † — 48_{30} *stricá* †[3] — 49_{30} *seara* — 50_{8} *Ieŭ* — 50_{9} *ĭarŭ* † — 50_{11} nach *a* fehlt *maĭ* † — 51_{6} *cealaltă* † (J = MW) — 51_{32} *Iară* † — 52_{1} vor *amîndouă* fehlt *pe* † — ibd. *poruncă* † — 52_{18} nach dem Strichpunkte fehlt *şi* † (J = MW) — 52_{30} *impĭedicare* — 53_{9} nach *nu* fehlt *te* † — 55_{24} die Wortfolge: *fi maĭ* † — 55_{26} Beistrich statt des Punktes † — 55_{30} *înştiinţase* (*î*- von Z. 32) — 57_{3} *îngenunchínd* † — 57_{12} nach *împăráţĭ* fehlt Beistrich † — 57_{17} nach *acolo* fehlt Beistrich † (J = MW).

Unerfindlich ist, warum 30_{9} *de* (vgl. 17_{30}), 56_{33} *din* eingeklammert ist, da alle guten (überhaupt alle mir bekannten) Texte, mit O angefangen, die Worte haben.

Die Übersetzung ist, abgesehen von dem, was eingangs über Mängel des Verständnisses allgemein angedeutet worden ist, wieder im ganzen — obwohl sich gelungene Züge finden — nicht sorgfältig genug, was vielleicht mit W.s Erklärung (S. VIII), er habe sie 'vor allen Dingen sinngemäß', 'nicht in erster Linie wortgetreu' gewollt, gerechtfertigt sein sollte, es aber nicht ist. Wenn schlechterdings bei jeder Übersetzung eines literarischen Erzeugnisses billige Rücksicht auf dessen formale Elemente (Stil) eine vernünftige Worttreue erfordert, so sollte auf letztere bei der vorliegenden um so mehr besondere Sorgfalt verwendet werden, als es da vermöge ihrer didaktischen Bestimmung nicht auf den allgemeinen Sinn der Rede, sondern ganz besonders auf deren sprachlich genaue Erfassung sowie überhaupt auf Förderung und Befestigung spezieller sprachlicher Kenntnisse ankam. Dem widerspricht, wenn z. B. Wörter ausgelassen oder zu frei, nach ihrer eigentlichen Bedeutung nicht genau übersetzt werden, und zwar ohne daß solche Abweichungen durch Bedürfnisse der Verständlichkeit geboten wären.

Bezüglich der Anmerkungen wäre hier im allgemeinen nur zu sagen, daß die Gesichtspunkte, wonach die Auswahl des zu kommentierenden Materials getroffen wurde, zum Teil recht unsicher und mitunter wenig rationell erscheinen. Höchst überflüssig war jedenfalls elementare Belehrung wie über *craĭŭ* 1_{12}, *maĭ* 1_{13} oder nach einer anderen Richtung bibliographische Verweisungen auf Artikel des 'Jahresberichtes' (z. B. *în clin* 12_{22}, *preajmă* 19_{14}), da sie, für die Auffassung des Textes belanglos, in dieser Form auch nicht als Belebung des Stoffes zu gelten vermögen.

Brünn. H. Jarník.

---

[1] *Numaĭ bun* 'just gut, geeignet', vgl. Tiktin II 1064_{a} sub 3, andere Belege AL. OP. I 552, 629, 749, 1114, 1267, 1440; ebenda 180 ob. *n. bine*; I. Adam, Pe lângă vatră (1907) 88_{7}: *Ajunge* [*în sat*] *n. bine* ('just') *cînd se făcea recernia*; Ispir. Pov. unch. Sf. 46_{11}, 116_{15}, 118_{14} f. (*voĭnic … n. cum ĭe bun de luptă*), id. Leg. 20_{2}, 282_{13}, 387_{32}; Vlahuţă o. c. III 85_{15} (*n. bine*).

[2] Vgl. 41_{9}, 50_{11}, ferner M 100_{16}, 230_{27}, 261_{4}.

[3] Erst in futurischer Fassung bekommt die Rede ihren vollen Sinn als Nutzanwendung des Satzes der rumän. Volksprognostik, wonach Ausschlag auf bevorstehendes Regenwetter deutet (s. M: Glossar s. v. *blîndă*).

Über Grimms 'Deutsche Sagen'.

(Schluß.)

III.

Was den Text der Sagen betrifft, so war ich unter fortgesetzter Heranziehung des Handexemplars bemüht, die reine Fassung der Grimmschen Sagen wiederzugewinnen. Diesem Bestreben stemmten sich mehrfache Schwierigkeiten entgegen. Die handschriftlichen Vorlagen wurden in den Druckereien aufgebraucht und haben sich nicht erhalten; der Druck fand auch nicht in Kassel, sondern für den ersten Band in Göttingen, für den zweiten in Erfurt statt. Die durch die Entfernung des Druckortes entstandenen Schäden ließen sich aber teils durch scharfe Prüfung der Texte unmittelbar erkennen, teils ergaben sie sich aus der Vergleichung mit den Urstellen, soweit diese gedruckt zur Verfügung stehen; denn für alle als 'mündlich' bezeichneten Sagen fällt die Möglichkeit der Textvergleichung fort. Wie nun aus der Vergleichung mit den Originalstellen sich manche notwendige Berichtigung des Sagenvortrages ergab, so wurde auch wiederum manche Bestätigung dessen erzielt, was, dem ersten Blicke auffällig, zu einer Änderung geneigt machen möchte, oder auch tatsächlich schon geändert worden war. Darüber hinaus gewährte diese Vergleichung der Sagen mit ihren Urstellen den eigentlichen Einblick in die historisch und dichterisch schaffende Tätigkeit der Brüder Grimm, wie es sonst nicht möglich gewesen wäre. Die Brüder haben höchst selten ihre Sagen den Urstellen wortwörtlich entnommen, sondern den Vortrag nach bestimmten Gesichtspunkten umgeformt und geordnet, die freilich die zehnjährige Entstehungszeit der Sagen hindurch nicht die gleichen blieben, und die auch für Jacob und für Wilhelm individuell verschieden waren. Es gewährt ein ästhetisches Vergnügen seltener Art, genau zu beobachten und mitzufühlen, durch welche stilistischen und kompositionellen Mittel sie den ihnen eigentümlichen Sagenvortrag geschaffen haben; freilich kommt es vor, daß auch einmal eine Änderung mißraten ist, hat doch auch z. B. Goethe nach unserem Geschmack einzelne Verse seiner 'Suleika' verschlechtert. In solchen Fällen müssen wir uns hüten, die Sagenerzähler Grimms zu verbessern, da wir doch nur den Text der Sagen auf die ihnen gemäße Reinheit zurückbringen dürfen. Etwas anderes ist es hingegen, wenn offenbarer, äußerlicher Irrtum störend wirkt und zum leichten, von Grimms selbst gewollten Verständnis der Ausmerzung harrt. Grimms Sagenbearbeitung durchläuft alle denkbaren Stufen des Nach- und Neu-

schaffens, von einfacher oder erheblicher Einzeländerung bis zur Umbildung einzelner Sätze und ganzer Satzpartien, ja erreicht in den sogenannten Prosaauflösungen oder in der ausschälenden Darstellung des sagenhaften Kernes aus moderner Überrankung den Grad freier, schriftstellerischer Tätigkeit. Eine Überschau über die wichtigeren Beispiele, die ich gesammelt habe, soll die Bestätigung im einzelnen wie im ganzen erbringen, wobei ich ausdrücklich betone, daß ich nicht alle Einzelheiten berühren kann, sondern mich auf das Wesentlichere beschränken will.

Unter den Sagen der ersten Strecke begegnen verhältnismäßig viel mündliche, im allgemeinen korrekt gedruckt; auch die nach gedruckten Quellen dargebotenen Sagen sind kaum irgendwo zu beanstanden. Erst mit Nr. 43 beginnen die Veränderungen und Umdeutungen.

Nr. 43—46, S. 55—58. Ursprünglich hatten diese vier Seiten, wovon ich einen einzigen Abzug besitze, die vier Sagen: 43 'Der Krug des Erdmännleins', 44 'Das Erdmännlein und der Schäferjung', 45 'Die Silber-Quelle', 46 'Zeitelmoos'. Da nun aber der Text der Sagen auf S. 160 'Das quellende Silber' enthielt, d. h. eine Sage, die mit der als Nr. 45 gegebenen sachlich übereinstimmte, aber äußerlich etwas abwich, so war an einer Stelle eine andere Sage einzuschalten. Es geschah auf die Weise, daß Nr. 45 'Die Silber-Quelle' aufgegeben wurde und dafür 'Der einkehrende Zwerg' eintrat; zur Folge hatte dies wieder, daß 43 'Der Krug des Erdmännleins' durch 'Die Osenburger Zwerge' ersetzt wurde. Die beiden Sagen 'Das Erdmännlein und der Schäferjung' sowie 'Zeitelmoos' blieben. Jene beiden lauteten:

43.

Der Krug des Erdmännleins.

Happel rel. curios. II. 513.

Ein hundertjähriger Wirth im Oldenburgischen, nicht weit vom Offenberg, erzählte einem Reisenden, wie solches Wirthshaus bei seinem Großvater treffliche Nahrung gehabt. Wenn er gebrauet, so wären aus dem Offenberg die Erdmännlein gekommen und hätten das Bier ganz warm aus der Butte abgeholt, auch immer dafür unbekannte, sehr gute Silbermünze gegeben. Einsmals hätte ein altes Männlein Bier geholt, aber weil es davon zu viel getrunken, so wäre es entschlafen. Als es erwacht, hätte es gar zu weinen und zu klagen angefangen, sein Großvater würde es, wegen des langen Ausbleibens, schlagen. Hierauf hätte es den Krug stehen gelassen und wäre eilig davon gelaufen. Derselbe Krug hätte nun, so lang er ganz geblieben, dem Hause gute Nahrung gebracht, nachdem er zerbrochen, wäre aber diese verschwunden.

45.

Die Silber-Quelle.

Grundmann geist- und weltliche Geschichtschule S. 184 ff.
Joh. Prätorius im Rübezahl S. 401—403.
vgl. Lessing's Collect. I. 122.

Als Herzog Heinrich Julius von Braunschweig regierte, hat sich im Februar des Jahres 1605 (wie Huldreich Brenner, der an dem Ort die Geschichte selbst erkundigt, meldet) zugetragen, daß eine Meile von Quedlinburg, zum Thal genannt, ein armer Bauersmann seine Tochter ausgeschickt, Brennholz zu lesen, wozu sie einen Trag- und Hand-Korb mitgenommen. Auf dem Heimweg begegnet ihr nun ein weißgekleidetes Männlein und fragte: 'was sie trage?' Sie antwortete: 'ich habe Holz gelesen zum Kochen und Heizen.' Das Männlein sagte: 'schütte das Holz aus, ich will dir andere Sachen, nützer denn das Holz, für deine Körbe zeigen.' Dessen weigerte sich das Mägdlein und wollte seines Weges fortgehen, wurde aber von dem Geist gewaltig an einen Hügel geführt, da auf einem Platz, zweier Tische breit, lauter Silber gelegen, groß und klein gemünzt mit fast einem Marienbild und verschiedenes Schriftgepräges. Als solches Silber vor ihm gleichsam aus der Erde herausgequollen, hat sich das Mägdlein entsetzt und zu weinen angefangen, auch nicht das Holz ausschütten gewollt. Aber der Mann leerte den Handkorb selber aus, füllte ihn voll Silbers, das wäre besser dann Holz. Während sie ihn genommen, in Bestürzung und Verwunderung dieser Dinge, begehrte das Männlein den Tragkorb auch, um Silber drein zu fassen, welches sie dennoch nicht gethan, vorwendend, wie sie auch Holz nach Haus bringen müsse, weil kleine Kinder daheim seyen, einer warmen Stube bedürftig; endlich sey auch solches zum Kochen nöthig.' Hiermit zufrieden hat das Männlein gesprochen: 'nun so zeuch damit hin!'

Nachdem das Mägdlein mit dem Silber im Dorfe angelangt und das Gerücht von der Geschichte sich verbreitet hat, sind die Bauern in Haufen nach dem angezeigten Platz gelaufen, haben aber die Geldquelle nirgends gefunden, deßwegen sie ungeschaffet wieder abziehen gemußt.

Da ihm solche Begebniß zukommen, hat der Fürst von Braunschweig alsbald ein Pfund von dem Silber zu sich holen lassen, imgleichen hat der Bürger aus Halberstadt, N. Everkan, auch ein Pfund an sich gelöset.

Nr. 49 (Der Wassermann) folgt Prätorius' Weltgeschichte 1. 482. Grimms Sage hat im ersten Druck (1816): 'Der Mann ... befand, daß alles hübsch aufgelaufen, lobete darum die Wehmutter'. Das anstößige 'aufgelaufen' ist erst in der 3. Auflage, nach Sprachgefühl, in 'abgelaufen' geändert. Prätorius aber

bietet: 'Der Mann ... hette ... befunden, daß es alles hübsch war abgelauffen: Drumb er die Wehemutter gelobet'; ich habe also 'abgelaufen' mit Bewußtsein im Texte belassen.

In Nr. 54 (Der Schwimmer) erklärt sich der Bäckersknecht zu einer Schwimmwette bereit, wofern ihm seine Kameraden 'einen Thaler aufsetzten'. Die späteren Auflagen haben dafür 'aussetzten'. Da aber Bräuners Curiositäten S. 37, als Quelle, bieten: 'dafern sie ihm einen Taler aufsetzten', mußte die echte Form 'aufsetzten' wieder eingeführt werden.

Nr. 59 (Mummelsee). Die drei ersten Ausgaben bieten das Unwort 'Hanfräpe'; aus dem Simplicissimus, als der Quelle, ergibt sich aber 'Hanfräze' als das richtige: in einen solchen 'Pfuhl zum Aufeuchten des Hanfes' wünschte sich der Wassermann aus dem Mummelsee schlafen zu legen.

Nr. 65 (Vor den Nixen hilft Dosten und Dorant) folgt verschiedenen Sagen des Prätorius als Quellen. Der Nix sagt bei Grimms zu der von seiner Frau gewarnten Wehmutter: 'Das hast du nicht von dir selber, sondern mit eines Weibes Kalbe gepflügt', doch bald darauf: 'Das hast du auch von meinem Weibe gelernt.' Der Sinn verlangt aber auch an der ersteren Stelle: 'mit *m*eines Weibes Kalbe'. Zu dieser Änderung nötigt überdies der Urtext bei Prätorius (1, 108): 'Das hastu von dir selber nicht, du hast mit *m*eines Weibes Kalbe gepflüget.'

In Nr. 66 (Des Nixes Beine) wird erzählt, wie 'ein Weib vor ein Balbiershaus gekommen, der nahe am Wasser gewohnet'. Das ungewöhnliche Relativ 'der' geht auf den Genitiv in der Zusammensetzung 'Balbiershaus'. Prätorius' Weltbeschreibung (1, 533) gibt auch: 'ein Weib für ein Balbiers-Hauß gekommen, der ...', nur daß die Beziehung nach der teilenden Schreibung 'Balbiers-Hauß' und nach damaliger Art leichter erscheint.

Nr. 73 (Der Kobold in der Mühle). 'Der Kobold b r a u s t e ein paarmal in der Stube auf und ab': nicht von 'brausen', sondern von 'brausten'; vgl. Deutsches Wörterbuch 2, 330.

Nr. 81 (Der Wechselbalg). Bei Grimms läßt die Frau ihr Kind auf die 'Cyriaks-Wiese' tragen und 'wiegen' und ihm aus dem 'Cyriaks-Brunnen' zu trinken geben. In Bräuners Curiositäten (1737 S. 6) als Quelle steht aber, die Frau 'wolle ihr Kind ... auf die Cyriacks-Wiegen tragen, und wiegen lassen'; 'Cyriacks-Wiege' folgt auch bei Bräuner noch einmal, wo Grimms umschreiben. Also auch bei Grimms ist wieder 'Cyriakswiege' herzustellen. Offenbar wünschte der Berliner Korrektor von 1816 zu dem Cyriaks b r u n n e n auch eine Cyriaks w i e s e zu haben.

Nr. 85 (Das Vogelnest): nach dem Simplicissimus cap. 23, aber in Einzelheiten geändert; nur die sachlich und formell richtige Wortfolge der Quelle: 'auf dem Baum sehe ich dich selbst

nicht', bestimmte mich, das bei Grimms verstellte 'selbst' an den rechten Ort zu rücken.

In Nr. 94 (Johann von Passau) heißt es bei Grimms: 'da wird der Mann scheltig und fluchet den gewöhnlichen Fluch' — in Luthers Tischreden (1576) steht aber 'schellig', ebenso in der Ausgabe 1568 S. 213[a], woraus es das Deutsche Wörterbuch zitiert. Trotzdem habe ich 'scheltig' nicht geändert, da Grimms vielleicht absichtlich das ungewöhnliche Wort 'schellig' durch das verständlichere 'scheltig' ersetzt haben.

Nr. 102 (Die heiligen Quellen) ist aus einer Reisebeschreibung herausgeschält, die ein Ungenannter im Morgenblatt 1808 Nr. 247 S. 987 gibt. Ich stelle seine Schilderung und Grimms Sage nebeneinander.

Morgenblatt:	Grimms:
'Im Geiste des Volkes ... war mir besonders die Mischung von religiösen oder auch ganz fabelhaften Umständen ... auffallend: so die heiligen Quellen, die im Rütli während des Eides plötzlich entsprungen seyn sollen; so die Sage, daß einer der Schwörenden den Bund verrathen habe, und ihm sogleich Feuer zu Mund und Nase herausgefahren sey, und sein Haus von selbst zu brennen angefangen habe usw.'	Das Schweizer Landvolk redet noch von den heiligen Quellen, die im Rütli plötzlich entsprungen, als da der große Eidschwur geschah, und wie einem der Schwörenden, der den Bund verrathen, sogleich Feuer zu Mund und Nase ausgefahren sei, auch sein Haus von selbst angefangen habe zu brennen.

Man sieht, daß Grimms scheinbar einheitliche Sage eigentlich aus zweien zusammengearbeitet ist, auf die die Überschrift 'Die heiligen Quellen' eigentlich nicht mehr ganz paßt.

Nr. 105 (Der Liebenbach). Eine stilistische Vorgestalt der Sage findet sich im Briefwechsel zwischen Arnim und Grimms (S. 324; vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin 1903, S. 301), wo Wilhelm schreibt: 'In einer kleinen hessischen Landstadt fließt ein Bach, der das Trinkwasser gibt und der Liebenbach heißt. Zwei Liebende nämlich konnten die Einwilligung zu ihrer Verheiratung von ihren Eltern nicht erhalten, bis sie versprachen, eine Quelle auf einem gegenüberliegenden Berg herüberzuleiten und der Stadt dadurch Wasser zu verschaffen. Sie gruben nun zusammen 40 Jahre, und als sie fertig waren, starben sie beide in demselben Augenblick.' Für die 'Sagen' ist dann eine stilistische Fortbildung erfolgt, die Stadt heißt jetzt Spangenberg in Hessen. Übrigens zeigt auch der Zusammenhang, in dem die Vorgestalt erscheint, den politischen Gesichtspunkt, unter dem Wilhelm die Sage ursprünglich aufgefaßt hat.

Nr. 108 (Hessental). Aus einem sich durch mehrere Nummern des Freymüthigen 1806 fortziehenden Artikel des Frei-

herrn von Münchhausen 'Kleine Reisen oder Wallfahrten ins Heidenland und zu den Trümmern der Vorwelt' bildeten die Brüder Grimm (Nr. 47 S. 186) folgende Stelle zu ihrer Sage 'Hessental' um.

Münchhausen:

Nach dem gesellschaftlich verzehrten Mittagsmahl besuchten wir die Trümmer der alten Schelln-Pyrmont, der Sage nach ein gewesener Wohnsitz der Thusnelda. — — — Thusnelda habe, so sagt die Legende, einen Vogel gehabt, der reden konnte. Dieser Vogel sey frei umher geflogen und stets wieder zu seiner Herrschaft zurück gekommen. Eines Tages sey er aus dem Hessenthale — einem Waldgrunde am Burgberge — herauf gekommen, und habe beständig gerufen: 'Hessenthal blank! Hessenthal blank!' Man habe zugesehen, eine Cohorte Römer sey schon bis in das Hessenthal vorgedrungen gewesen und hätte beinahe das Thor erreicht gehabt, um die Burg Thusneldens zu überfallen. Schnelle Rüstung zur Gegenwehr und der eiserne Muth der Deutschen habe den Angriff abgeschlagen. So sey Thusnelde und ihre Burg durch den plaudernden Vogel gerettet worden.

Grimms:

Die alte Burg Schellenpyrmont liegt nun in Trümmern, da soll der Sage nach vormals Thusneldens Sitz gewesen sein. Thusnelde hatte einen Vogel, der reden konnte. Eines Tages kam er aus dem Hessenthal, einem Waldgrunde am Burgberg, herauf und schrie in einem fort: 'Hessenthal blank! Hessenthal blank!' damit die in dies Thal vorgedrungenen Römer in ihren blanken Rüstungen anzudeuten, und die Deutschen gewannen nun Zeit, sich gegen den Ueberfall des Feindes zu rüsten.

Nr. 112 (Der Ochsenberg) und Nr. 111 (Arendsee). Sehr lehrreich für die Art, wie die Brüder Grimm ihren gedruckten Vorlagen das rein Sagenhafte entnahmen und neu formten, sind die Quellstellen beider Sagen aus Prätorius' 'neuer Weltbeschreibung von allerley Wunderbaren Menschen' (Magdeburg 1666). Daselbst heißt es (1. 95): 'im Stifft Magdeburg, nit weit von Erxleben, noch zur Alten Marck gehörige Refier, da liegt ein grosses wacker lustiges Dorff, mit Nahmen Urschleben, (wovon auch das alte verfallene Schloß Alvenschleben nicht weit liegt,) wo meine sel. Mutter bürtig her ist: welche mir in der Jugend etliche mahl dieses vor zu sagen wuste, von der grossen See, so hinter dem Dorffe, etwan ein Büchsenschuß davon ist, mit Nahmen Brock; wie daselbsten vor Zeiten solte ein schönes Schloß gestanden seyn, welches hernach untergangen were, und hette davor das grosse Wasser aufkommen lassen. Nemlich es sollen alle Leute drinnen damit versunken seyn, ausgenommen eine Edel-Jungfer, die im Traum kurtz vorher gewarnet, sich, wie vorweilen Europa, auf einen Ochsen gesetzet (nachdeme das übrige Vieh und die Hüner sonderlich, sehr traurige Zeichen eines sehr grossen bevorstehen-

den Unglücks von sich hatten verlauten lassen.) und davon geritten ist, da sie denn kaum mit genauer Noth, auff einem nahe dabey gelegenen Hügel gerathen ist, als flugs hinter sie her das Schloß versuncken, und das Wasser hingegen auffgekommen gewesen: welches sie mit grosser Bestürtzung, aufn Ochsen sitzende vom selbigen Hügel hinter sich sehend, innen geworden ist. Davon man noch heutiges Tages den erhabenen Ort, den Ochsenberg heisset, oder auf Niedersächsisch, Oßenberg.' Und weiter (1, 97) für Nr. 111: 'Mercke hier, von einem benachbarten Orte Arend-See, daß daselbst auch eine sehr grosse See sey, die fast uff eben den vorigen Schlag uhrplötzlich soll entstanden seyn: In deme auch ein groß Schloß untergegangen, und nicht mehr davon gekommen weren, als ein Mann und Weib: davon das Weib im fortgehen ohne Gefähr zu rücke gesehen, u. die schleunige Verenderunge innen geworden ist, gegen ihren Mann mit diesen Verwunderungs-Worten herauß brechende: Arend, sehe! und aus diesen Wörtern sol hernach dem Städtlein der Nahme geworden seyn, so an der See aufferbauet ist. Woselbst ich nicht minder mit Augen gewesen bin, und mich unter andern über das sehr schöne kleine und weisse Streu-Sand, so in grosser Menge in einem kleinen Bergelein hervor raget, verwundert habe: Als welches auch von weiten auff viel Meilen, durch die Boten in Cantzeleien geholet, ja von Hamburg begehret wird. So bin ich auch in dem Jungfrauen Kloster gewesen: Dessen, nebenst der gar greßlichen See, die aber in einer Nacht Anno 815, sol entstanden seyn, auch M. Andreas Angelus gedencket in Annal. March. Brandenb. I. 2. f. 93. Im übrigen wegen der See-Brock sol dieses gewiß seyn [man wil es auch von Arend-See sagen,] wie es meiner Sel. Mutter Vater soll gesaget haben, als der ein bestellter Fischer daselbst gewesen: Nemlich, daß man beym hellen Tage, wenn die Sonne helle scheinet, man alle Mauren und Gebäude des versunkenen Schlosses richtig sehen könne. Weiter wollen noch andere vorgeben, daß man einmahl vorgehabt habe das Wasser zu gründen, da hetten sie am Stricke einen Zettel herauff bekommen, mit diesem Gebote: daß sie ihr Vornehmen weiter unterlassen solten, oder es würde ihrem Orte wiederfahren, wie diesem geschehen were.'

Man wolle dazu die beiden Grimmschen Sagen vergleichen, um der Grimmschen Arbeitsweise recht innezuwerden.

Nr. 125 (Der Glockenguß zu Breslau) und Nr. 126 (Der Glockenguß zu Attendorn) sind gegenüber dem früheren Druck in der 'Zeitung für Einsiedler' Nr. 20 umgeformt worden.

Nr. 128 (Johann Hübner) entstammt Henrich Stillings Jugend (1777, S. 71—75). Bei Stilling erzählt Wilhelm dem Dortchen die Sage, indem sie vor den Ruinen des Schlosses sitzen.

Grimms aber haben, um die Sage allgemein zu halten, sämtliche örtlichen Hinweise, wie 'da', 'dort' usw. fortgebracht, mit einziger (wohl übersehener) Ausnahme am Anfang: 'sie ... trieben es dort in den Hof'. Das 'du' der Erzählung wurde in 'man' verwandelt. Die Urstelle hat: 'da saßen sie und soffen Bier'; Grimms dafür: 'da tranken sie zusammen'. Druckfehler war wohl bei Grimms: 'Wie er aufsaß' anstatt des originalen: 'Wie er aufsah'. Was der 'Giller' ist, kann man nur aus einer früheren Stelle bei Stilling (S. 5) erfahren, wonach eine Stunde vom Dorfe Florenburg in Westfalen das Dörfchen Tiefenbach liege, von seiner Lage zwischen Bergen so genannt: 'der östliche Berg heißt der Giller': hingegen heißt der nördliche Berg der Geißenberg, auf dessen Spitze die Ruinen eines alten Schlosses liegen, und von diesem Geißenberger Schlosse kann man bis an den Rhein sehen.

Nr. 129 (Eppela Gaila) in freier Behandlung der von Grimms vermerkten Quellen.

Nr. 133 (Der heil. Niklas und der Dieb). 'Mein heil. Niclaus, du hasts redlicher gewonnen,' sagt bei Grimms der Kirchendieb zum Bilde des Heiligen; die Urstelle in Prätorius' Weltbeschreibung (1, 200) lautet aber: 'Mein Herr Nicol, du hast redlich gewonnen', was in Anrede, Objektlosigkeit und einfachem 'redlich' besser erscheint. Dagegen rechtfertigt die Urstelle den Sagentext: 'Die Teufel ... warfen ihn bei d e n geraubten Gotteskasten'.

Nr. 134 (Riesensteine), Prätorius (1, 591) ziemlich frei nacherzählt. Bei Grimms: 'Ein solcher Stein liegt zu Leipzig beim Kuhthurm am Wege'. Prätorius dagegen: 'Wie ein dergleichen Stein bey Leipzig beym Kirchthurme am Wege lieget'. Der Grimmsche 'Kuhthurm' beruht also auf einem Druckfehler und war wieder durch den 'Kirchthurm' zu ersetzen; 'ein Schmarre', gleichfalls Druckfehler für 'eine Schmarre'.

Nr. 144 (Verkündigung des Verderbens). Nach Prätorius' Weltbeschreibung, unter auffälliger Bewahrung der altertümlichen Vortragsform, wohingegen einzelne Wortersetzungen, wie 'über das Wesen ... des Mannes' für ursprüngliches 'über der Person ... des Mannes' wieder modern sind. Nach der Urstelle: 'so haben doch ihrer sehr viel ihme gespottet', mußte bei Grimms das fehlerhafte 'ihn' in 'ihm' verändert werden.

Nr. 152 ff. Aus den 'Volks-Sagen, nacherzählt von Otmar, Bremen 1800', die schon Arnim und Brentano rühmten, haben die Brüder Grimm eine Reihe von Harzsagen geschöpft: Nr. 152 (Der Abzug des Zwergvolks über die Brücke), Nr. 153 (Der Zug der Zwerge über den Berg), Nr. 154 (Die Zwerge bei Dardesheim), Nr. 155 (Schmidt Riechert), Nr. 183 (Die Teufelsmühle), Nr. 189 (Des Teufels Tanzplatz), Nr. 200 (Der Lügenstein) usw. Keine Sage ist jedoch wörtlich übernommen, sondern sämtlich über-

arbeitet. Am wenigsten noch die Sagen 152 und 153. Nr. 152 jedoch mit einer Verschlechterung. Nach Otmar S. 327 war es Bedingung, daß niemand beim Abzug der Zwerge zugegen sein dürfe: 'Doch einige Neugierige hatten sich unter der Brücke versteckt, um den Abzug der Zwerge wenigstens zu hören': wo man bei Grimms 'gesteckt' statt 'versteckt' liest. In Nr. 154 sind verschiedene Stücke zusammengearbeitet. Wie bewußt die Brüder bereits ihren Sagenstil beherrschten und durchführten, sieht man an Nr. 183 und 189: Otmars Vortrag wird gekürzt und zusammengezogen, ein Verfahren, durch das erst die Otmarschen Sagen Rundung und Schluß gewinnen.

Nr. 170 (Der Tannhäuser). Nacherzählung des Liedes 'Der Tannhäuser' im Wunderhorn 1. 86, wo es heißt: Venus-Berg von Kornmann, dann in Prätorii Blocksberg-Verrichtung. Leipzig. 1668. S. 19—25. Die Nacherzählung schließt sich eng an, vermeidet die Hauptmasse der Fragen und Antworten (des Dialogs), schärft die Motive.

Nr. 171 (Der wilde Jäger Hackelberg) aus Wendunmuth 4. S. 342. Die Anlehnung ist eng, unter reichlicher Beibehaltung alter Sprachformen, indes doch auch mit absichtlichen syntaktischen Änderungen. Die Sage gibt: 'unten am Ende lag die Zwerch, ein erhabener rother (ich halt Wacken-) Stein'. Man mußte 'Zwerch' wie einen Eigennamen verstehen. Das Original aber hat: 'vnten am End dieses Platzs, lag die zwerch ein erhabener roter (ich halt wacken) Stein'. Es ist also in Grimms Sage als sehr wichtig das Komma zu streichen, damit der reine Sinn des Satzes wieder vortrete.

Nr. 176 (Geistermahl) sehr freie Behandlung von Bräuners Curiositäten S. 336—340: etwas Purismus, z. B. Laquay durch 'Hof-Diener' wiedergegeben.

Nr. 184 (Der Herrgottstritt). Das Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden auf das Jahr 1800. S. 129—136, gibt bekannt: 'Der Herrgotts Tritt, auf dem Rosenstein bei Heubach. Eine wirtembergische Volkssage. Auf einem Felsen der Alb, bei Heubach sieht man die Ruinen der Burg Rosenstein. Auf der äussersten Spitze des Felsen war noch vor kurzem, — ob durch Spielwerk der Natur, oder durch Menschentrug? — die deutliche Spur eines Menschenfußes zu sehn, die, einem Befehl der Regierung zu Folge, Vogt Griesinger mit Pulver zersprengen ließ, weil, von der Nachbarschaft aus, abergläubischer Unfug darauf getrieben wurde. Auf dem Berge gegenüber geht die Spur eines Trittes landeinwärts, wie sie auf Rosenstein auswärts geht ... Gegenüber im Walde liegt die Kapelle der wunderthätigen Maria vom Beißwang. Links, in einer Kluft, die Teufelsklinge genannt, fließt manchmal trübes Wasser aus

dem Berge, wahrscheinlich nach lang anhaltendem Regen auf den Gebürgen ... Hinter dem Schlosse steht noch ein ausgehöhlter Felsen, welchen man die Scheuer (Scheune) nennt.'

In 20 vierzeiligen Strophen folgt nun, also in 80 Zeilen, die ödeste Schilderung der Sage, die Grimms in 16 Prosazeilen (nach der 1. Auflage) abmachten, indem sie gleichsam nach Stichworten in dem Gedichte die echte sagenhafte Erzählung wiederherstellten, ein auch sonst beobachtetes Verfahren. Daß der Einlieferer und Dichter nun gerade Jakob Grimmer hieß, mag für Jacob Grimm und seine Brüder noch ein besonderer Nebenspaß gewesen sein.

Bei Grimms war und blieb der Eingang der Sage verdorben; er hieß nämlich: 'Auf einem Felsen des Alb bei Heuberg ... liegen Trümmer der Burg Rosenstein, und unlängst sah man da die Spur eines schönen menschlichen Fußes' usw. Da, wie Jakob Grimmer, auch Prätorius in seiner Weltbeschreibung den Ortsnamen Heubach bietet, war danach bei Grimms mit Gewißheit Heuberg zu ändern, ebenso auch verschriebenes oder verdrucktes 'des Alb' in 'der Alb' (d. h. der Schwäbischen Alb) zu bessern. Dann aber auch schien ratsam, da es bei Grimmer 'die Ruinen' heißt, bei Grimms auch 'die Trümmer' herzustellen, wie gleich darauf 'die Spur' es zu verlangen scheint; wobei zu bemerken ist, daß die Ersetzung von 'Ruinen' durch 'Trümmer' wieder unter dem Einfluß der puristischen Zeitbestrebungen erfolgt ist.

Nr. 191 (Das Teufelsohrkissen). Die Brüder zitieren als Quelle 'Morgenblatt 1811, Nr. 208, S. 830'. Daselbst steht ein längerer Aufsatz über 'Schloß Bentheim', von K. A. Varnhagen, den die jungen Grimms nicht mochten. Sie haben eine kurze Stelle als Sage aus dem Aufsatz herausgeschält.

Varnhagen:	Grimms:
Westwärts stehen dicht am Fuße des Schlosses einige sonderbare glattgeschwemmte Felsen abgesondert da, die von ungeheurer Wasserfluth zeugen, durch die sie während undenklichen Zeiten sind gespült worden. Einer derselben, oben flach wie ein aufrechtstehender runder Pfühl, wird das Ohrkissen des Teufels genannt, der einmal, der Sage nach, darauf geschlafen hat, und von dem man die Spuren seines eingedrückten Ohrs in einigen auf dem Steine verzeichneten Linien noch erkennen will. (Folgt rationalistische Betrachtung über das Aussterben der Sagen.)	Am Fuße des Schlosses Bentheim stehen einige sonderbare, glatte Felsen. Einer derselben, oben flach, wie ein aufrechtstehender runder Pfühl, wird Teufelsohrkissen genannt, weil der Teufel einmal drauf geschlafen habe. Die Spuren seines Ohrs drückten sich in den Stein und sind noch sichtbar darauf.

Die Sage Nr. 203 (Der Turm zu Schartfeld) bietet übereinstimmend mit Letzners Dasselischer Chronik einmal die Form

'Münch', dann aber abweichend viermal die Form 'Mönch': Grimms wollten also zur gewöhnlichen Form des Wortes übergehen, nur aus Versehen blieb die ältere einmal stehen; ich habe daher auch das erstemal 'Mönch' (für 'Münch') gesetzt.

Nr. 205 (Des Teufels Hut). Das Taschenbuch für das Jahr 1816. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. S. 237. hat:

Der große Stein.
Volkssage.

Es liegt ein großer Stein,
Der wohl so schwer kann seyn,
Daß hundert Pferd' ihn nicht vom Platz bewegen;
Und wem daran gelegen,
Der Sache auf den Grund zu kommen,
Dem dien' zu Nutz und Frommen:
Er liegt bei einem Dorf, das Ehrenberg[1] genannt,
Wie jeder weiß, der dort herum bekannt.

Von diesem Steine thut man sagen,
Daß sich, in grauer Vorwelt Tagen,
Mit ihm der böse Feind ergötzt,
Und ihn als Spielwerk auf den Kopf gesetzt.
Er trug ihn leicht, wie einen Sommerhut,
Und ging umher mit kühnem Frevelmuth.

'Wer kann, spricht er, gleich mir den schweren Stein bezwingen?
Selbst ihm, der ihn gemacht, wird's nicht so leicht gelingen;
Er läßt ihn ruhen, wo er ruht,
Obwohl er groß mit seiner Stärke thut.'

Da tritt zu ihm, in lichter Strahlen Schein,
Der Höllenbrut Bezwinger,
Und steckt den schweren Stein
Sich an den kleinen Finger. —
Geblendet und beschämt entweicht der Feind zur Hölle,
Und nimmer sieht man ihn hinfort an dieser Stelle. —
Doch heut'ges Tags noch schaut man klar,
Wo einst der Kopf des Teufels war,
Und unsers Herrgotts Finger.

Henriette Schubert.

Aus diesem Gedicht machten die Brüder Grimm die Sage: 'Des Teufels Hut. Nicht weit von Altenburg bei dem Dorfe Ehrenberg liegt ein mächtiger Stein, so groß und schwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vorzeiten trieb der Teufel sein Spiel damit, indem er ihn auf den Kopf sich legte, damit herumging und ihn als einen Hut trug. Einmal sprach er mit Stolz und Hochmut: "Wer kann wie ich diesen Stein tragen? selbst der ihn erschaffen, vermag's nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!" Da erschien Christus der Herr, nahm den Stein, steckte ihn an seinen kleinen Finger und trug ihn daran. Beschämt und

[1] Ein Dorf in der Nähe von Altenburg.

gedemütigt wich der Teufel und ließ sich nie wieder an diesem Orte erblicken. Und noch heute sieht man in dem Stein den Abdruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger.'

Nr. 214 (Der Werwolfstein). Aus Otmar S. 273. Der Sagenvortrag ist kürzer gefaßt, an die Stelle von subordinierten Sätzen treten koordinierte, in der Weise z. B., daß Otmar bietet: 'Inzwischen kümmerte dies die meisten Bewohner dieser Gegend nur wenig, da er [der Unbekannte] unter dem Namen des Alten überall bekannt war, und öfters, ohne Aufsehn zu erregen, in die Dörfer kam, um seine Dienste anzubieten, die er auch zur Zufriedenheit der Landleute verrichtete.' wofür wir in der Grimmschen Sage folgende Sätze lesen: 'Ueberall bekannt unter dem Namen des Alten kam er öfters ohne Aufsehen in die Dörfer, bot seine Dienste an und verrichtete sie zu der Landleute Zufriedenheit.' Es ist kein Zweifel, daß Otmars Sage in Grimms Bearbeitung ungemein an Gefälligkeit, Rundung und Gedrängtheit des Inhalts gewonnen hat.

Nr. 217 (Winkelried und der Lindwurm). Frei nach Etterlins Chronik (Basel 1764) behandelt; das Dorf in Unterwalden heißt bei Etterlin 'Wyle' und 'Oedwile', bei Grimms 'Wyler' und 'Ödwyler'.

Nr. 221 (Die Jungfrau im Oselberg). Die Sage haben Grimms aus folgender Urstelle zurechtgemacht: 'Martini Crusii Paralipomenos rerum Suevicarum liber 1596, cap. 17, p. 68: Inter Dinckelsbyhelam et Hankammū mons altus Oselberg transverse iacet: qui nō facile potest curru, aut equo, transiri. Sub eo est pagus, cui nomen est Auffkirch. Ille ergo, qui de loco in locum ire vult: necesse habet: circuire hunc montem. Unde proverbium de homine moroso est: Ich mein, es jrre dich der Oselberg. In eo monte quondam arx stetit (testantibus id etiamnum fossis) sed aut ab Hunnis, aut ab imperialibus civitatibus destructa est. Unica ibi virgo fuit, domina Arcis: quae fertur, cum muris occubuisse. Antea autem, cum patri suo viduo rem familiarem tueretur, claves omnium conclauium habuisse. Postea rumor est ortus, eius animam, seu spiritum circumvagari eius arcis *περίβολον*, sive murum: ac nocte cuiusque Angariae Sabbatina, cum fasce clavium de cingulo, habitu virginis, conspici. Contra, senes rusticani eius loci se ex patribus audisse ferunt: illam virginem fuisse ethnici viri filiam: ac mutatam esse in magnum et horribilem serpentem: habentem caput et pectus virginis: clavibus de collo pendentibus: et plerumque quatuor angarijs Anni cerni. G. Wideman.'

Nr. 233 (Frau Hütt). Die Brüder zitieren: 'Vgl. Morgenblatt 1811. Nr. 28'. Schlägt man nach, so findet man einen Aufsatz 'Frau Hütt' von Matthisson und sieht sofort, daß die Brüder von

seinem Texte und seiner Diktion abhängig sind. Trotzdem ist der Unterschied ein ganz gewaltiger. Matthisson schreibt eine modern zugestutzte Empfehlung von Amichs topographischer Karte Tirols, die 1774 schon erschien und von Matthisson als chalkographische Seltenheit ersten Ranges hingestellt wird. Er bemerkt in der Gebirgskette ein gekrümmtes Felsenhorn mit der seltsamen Bezeichnung 'Frau Hütt', und später, als er Tirol selbst betritt, erfährt er vom Grafen Wenceslaus von Wolkenstein die Sage dazu, die er nun mit etwas modernem Raffinement nacherzählt. All dies, zwei Spalten, haben die Brüder Grimm fortgelassen. Dann aber setzen sie Matthissons Schreibart in ihren Sagenstil um, in folgender Weise:

Matthisson:

Eines Tages stürzte der kleine Erbprinz, vom gewohnten Morgenspaziergange heimkehrend, mit Schluchzen und Wehklagen in die mütterlichen Arme der vor Entsetzen bebenden Königinn. Schwarzer Schlamm überzog des Knaben Gesicht und Hände, und sein Leibrock glich an Farbe dem rußigen Kittel eines Köhlers. Der junge Enaksenkel hatte sich nämlich angeschickt, eine Tanne zum Steckenpferde abzuknicken. Der Baum stand am Rande eines Morastes. Das verrätherische Erdreich wich unter den Füßen des achtlosen Wildfangs, und im Nu schlug der Moder über seinem Haupte zusammen. Ein günstiger Stern half ihm indeß glücklich wieder auf den festen Boden.

Grimms:

Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte, Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus, wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen, weil der Baum aber am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder gesunken, doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen

In dieser Weise arbeiteten die Brüder Grimm Matthissons Text weiter um, wo es möglich war, auch enger sich anschließend, bis zum Schlusse, dessen volkstümliche Fassung: 'Spart eure Brosamen für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hütt!' wörtlich beibehalten ist.

Nr. 234 (Der Kindelsberg) lehnt sich gleichfalls an die Erzählung an, die Jung-Stilling in seinen 'Jünglings-Jahren' (oder in der 'Neuen Original-Ausgabe', Basel und Leipzig 1806, S. 29 bis 33) gibt; das Grimmsche Zitat lautet ungenau 'Stilling's Leben II, 24—29'. Ziemlich getreu, bisweilen wörtlich, wird von Grimms nacherzählt, wie ein schönes Ritterfräulein ihrem Bräutigam die Treue hielt, in dessen Abwesenheit der Ritter mit dem schwarzen Pferde um sie warb. Der Schluß der Sage aber, wie er nun bei Grimms folgt, beruht nicht mehr auf dem Texte bei Jung-Stilling, sondern auf einem Volksliede, das lautet:

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß,
Steht eine alte Linde,
Von vielen Ästen kraus und groß.
Sie saust am kühligen Winde.

Da steht ein Stein, ist breit, ist groß,
Gar nah an dieser Linde,
Ist grau und rauh von altem Moos.
Steht fest im kühligen Winde,

Da schläft eine Jungfrau den traurigen Schlaf,
Die treu war ihrem Ritter,
Das war von der Mark ein edler Graf,
Ihr wurde das Leben bitter,

Er war mit dem Bruder ins weite Land
Zur Ritter-Fehde gegangen,
Er gab der Jungfrau die eiserne Hand,
Sie weinte mit Verlangen,

Die Zeit die war nun lang vorbei,
Der Graf kam noch nicht wieder,
Mit Sorg und Tränen mancherlei,
Saß sie bei der Linde nieder,

Da kam der junge Rittersmann
Auf seinem schwarzen Pferde,
Der sprach die Jungfrau freundlich an,
Ihr Herze er stolz begehrte,

Die Jungfrau sprach: du kannst mich nie
Zu deinem Weiblein haben,
Wenns dürr ist das grüne Lindlein hin,
Dann will ich dein Herze laben,

Die Linde war noch jung und schlank.
Der Ritter sucht im Lande,
Ein' dürre Linde so groß, so lang,
Bis er sie endlich fande,

Er ging wohl in dem Mondenschein.
Grub aus die grüne Linde,
Und setzt die dürre dahinein,
Belegt's mit Rasen geschwinde,

Die Jungfrau stand des Morgens auf.
Am Fenster war's so lichte,
Des Lindleins Schatten spielte nicht drauf.
Schwarz ward's ihr vor dem Gesichte,

Die Jungfrau lief zur Linde hin,
Setzt' sich mit Weinen nieder,
Der Ritter kam mit stolzem Sinn,
Begehrt ihr Herze wieder,

Die Jungfrau sprach in großer Not:
Ich kann dich nimmer lieben!
Der stolze Ritter stach sie tot,
Das tät den Graf betrüben,

Der Graf kam noch denselben Tag,
Er sah mit traur'gem Mute,

Wie da bei dürrer Linde lag
Die Jungfrau in rotem Blute,

Er machte da ein tiefes Grab,
Der Braut zum Ruhebette,
Und sucht' eine Linde Berg auf und ab,
Die setzt' er an die Stätte.

Und einen großen Stein dazu,
Der steht noch in dem Winde,
Da schläft die Jungfrau in guter Ruh,
Im Schatten der grünen Linde.

Aus diesem Liede nun haben die Brüder Grimm ihren Sagentext hergestellt, dem man leicht am ganzen Sinn und an bestimmten Stichworten den Zusammenhang mit dem Texte anmerkt: 'Dieser Ritter gewann die schöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb' usw. Die Brüder haben hier also den Weg rückwärts gemacht, den wieder jüngere Dichter wie Wilhelm Müller u. a. von ihren deutschen Sagen aus vorwärts taten, indem sie aus den alten Sagen neue volkstümliche Lieder schufen.

Nr. 241 (Der Binger Mäuseturm). Ziemlich eng, doch wieder mit stilistischer Freiheit, in Johann Banges thüringischer Chronik 1599, S. 35^{b} nacherzählt. Den ursprünglichen Ausruf des Bischofs Hatto: 'Hört, hört, wie schreien die Kornmeuse' haben Grimms in das geflügelte Wort: 'Hört, hört, wie die Mäuse pfeifen' umgesetzt. Nur eine Stelle bei Grimms ist weniger gut geraten, nämlich die: 'Und wie sie [die Menschen] in die Scheune gegangen waren, schloß er die Thüre zu, steckte mit Feuer an und verbrannte die Scheune sammt den armen Leuten'. Die Anstößigkeit liegt in der Objektlosigkeit von 'anstecken'. Der ursprüngliche Text dagegen lautet: 'Als sie in die Scheure kamen, Schloß er zu, Steckete sie an mit Fewer vnd verbrandte die Scheuren mit den Armen Leuten'. Wie man sieht, hat bei Grimms die Hinzufügung des Wortes 'Thüre', die die Tilgung des Objekts 'sie' bei 'anstecken' nach sich zog, die nicht mehr heilbare Unbequemlichkeit des Satzes verschuldet.

Nr. 247 (Das Mäuselein). Die Sage schließt sich mit einiger Freiheit an den Text in Prätorius' Weltbeschreibung 1, 40 f. an. Einzelne Wendungen, die gut und alt scheinen, wie 'das gerade gekleffte Fenster', stehen nicht in der Quelle und sind erst von Grimms eingeführt. Wenn es bei Prätorius nur heißt: 'eine vorwitzige Zoofe ... rüttelt nicht allein die entseelte Magd, sondern beweget sie auch auff eine andere Stelle etwas fürder' — bei Grimms aber: 'eine vorwitzige Zofe ... ging hin zu der entseelten Magd, rüttelte und schüttelte an ihr, bewegte sie auch an eine andre Stelle etwas fürder', so empfinden wir die Einwirkung der gleichzeitigen Arbeit an den Märchen.

Nr. 249 (Die Katze aus dem Weidenbaum). Auch in dieser Sage 'weder mit Rütteln noch Schütteln'.

Nr. 255 (Festgemacht). Die beiden ersten Absätze flossen aus Bräuners Curiositäten S. 365. Auch hier findet man in Grimms Nacherzählen puristische Anwandlungen: statt 'Officier' setzen sie 'Kriegsmann', statt 'ausserhalb den Aprochen auf- und abspatzirete' gleich mehrfach 'ging ... außerhalb den Laufgräben auf und ab', statt 'Commando-Stab' den 'Befehlshaber-Stab'. Außer 'General' sind sonst absichtlich alle Fremdwörter in dieser Sage vermieden.

Nr. 266 (Todes-Gespenst). Die Sage lautet nur bei Grimms: 'Zu Schwatz und Innsbruck in Tirol läßt sich zur Sterbenszeit ein Gespenst sehen, bald klein, bald groß, wie ein Haus. Zu welchem Fenster es hineinschaut, aus demselben Hause sterben die Leute.' Sie ist nach zwei Stellen des 'Höllischen Proteus' (1690, S. 419 u. 1044) von Erasmus Francisci gebildet, die ziemlich ähnlich sind, dem Wortlaut nach folgt sie jedoch der ersten Stelle. Nun heißt es in der Quelle, das Gespenst sei 'bald klein = bald groß, und so hoch, wie ein Haus' — oder: 'bald klein, bald groß und Haus-hoch' gewesen. Dies kommt doch etwas besser heraus als der Grimmsche Text; ihn aber im Sinne der Quelle zu ergänzen, war natürlich nicht angebracht.

Nr. 267 (Frau Berta oder die weiße Frau). Die Sage stützt sich auf eine Reihe von Grimms angegebener älterer Quellen, namentlich auf Erasm. Francisci 'Höllischen Proteus', die erste Quelle aber ist irrtümlich 'Joh. Jac. Rohde de celebri spectro, quod vulgo die weiße Frau nominant. Königsberg 1723. 4.' zitiert: es ist aber eine Königsberger Dissertation von Joh. Christoph Nagel, der 'praeside M. Joh. Jac. Rohde' damit promovierte.

Nr. 269 (Der Türst, das Posterli und die Sträggele). Dies ist ein Beispiel, wie Grimms aus einzelnen Andeutungen Sagen zu schaffen verstanden: denn was sie in Sagenform unter Nr. 269 mitteilen, ist in Stalders schweizerischem Idiotikon (1806) vereinzelt und ohne Zusammenhang miteinander unter den drei obigen Wörtern angeführt. Auch die literarische Form kommt allein auf Grimms Rechnung.

Nr. 281 (Weberndes Flammenschloß). Aus dem abentheurlichen Jean Rebhu 2, 8 ff., mit den Änderungen Cavalirs und Damens: Herrn und Frauen: Laqvey: Diener: Mußqvetirer: Kriegsmann.

Nr. 301 (Der Gemsjäger). Eine Sage sehr mäßigen Umfangs, ist mit Grimmschem Geschick aus den rund 200 Hexametern herausgearbeitet, die Wyß in seinen 'Idyllen, Volkssagen usw. aus der Schweiz (Bd. 1, 1814)' über die Sage ergossen hat. Der

Stil gehört ganz allein Grimms, nur an einzelnen Stellen trifft man auf Stichwörter, die beiden Darstellungen gemeinsam sind. Daher wächst an einer bei Grimms verdorbenen Stelle ('hüte dich mir', wo wohl 'vor mir' zu lesen ist) aus der Quelle keine Hilfe zu. Sehr interessant ist die Anrede, die der Zwerg auf dem Felsgrat an den Gemsjäger tut: 'Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen und lässest mir nicht meine Herde?' Denn da die Worte in Wyß' Hexametern keine Stütze haben, liegt unzweifelhaft in Rede und Duft Schillers Gedicht vom 'Bergesalten' in dem Mittel.

Ebenso steht es in allem wesentlichen mit den Sagen 298 (Das Bergmännchen), 220 (Die Schlangenkönigin) und einigen anderen. Prächtig und ganz eigenartig ist Grimms Nacherzählung 'Der Grenzlauf' in Nr. 287, wie der Urner den Glarner mit seinen letzten Kräften aufwärtsträgt; die Vergleichung der Sage mit Wyß' Hexametern bringt zwei Verbesserungen: 'gegen die Scheideck' (nicht 'das') und das 'Lintthal', nicht 'Linthal', wie bei Grimms gedruckt ist, denn es handelt sich um das Tal der Linth.

Nr. 303 (Der Zwerg und die Wunderblume). Aus Otmars Volkssagen S. 145 ff. Bei Otmar steigt ein armer Hirt zum Kyffhäuser auf, der mit einem guten, aber ebenfalls armen Mädchen verlobt ist. Weil er sie nicht heiraten kann, ist er betrübt; die glänzenden Steine aber, die er auf dem Kyffhäuser findet, und die sich in lauter Goldstücke verwandeln, ermöglichen ihm den Ankauf von einem Hüttchen und einem Stück Acker dazu, und sie wurden in einem Monat Mann und Frau. Grimms haben die Verlobung des Schäfers gänzlich ausgeschieden und die Sage rein für sich erzählt; nur freilich der Eingang, daß der Schäfer 'immer trauriger' den Berg hinanstieg, deutet noch auf die Fassung bei Otmar hin, denn in Grimms Sinne ist der Ausdruck 'immer trauriger' ohne Grund.

Nr. 304 (Der Nix an der Kelle). Ist fast wörtlich aus Otmar S. 328, nur war aus der daselbst gegebenen Ortsbestimmung der Kelle, daß sie 'unweit der Werne im Hohensteinischen' liege, die entsprechende Angabe 'unweit Werne' durch Zufügung eines 'der' zu berichtigen; denn Werne ist kein Ort, sondern ein kleines Flüßchen.

Nr. 305 (Schwarzach). Der zweite Absatz einer Sage, die in der Badischen Wochenschrift 1807, Stück 34 erzählt worden war. Die anonyme Erzählerin war, wie ich früher in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern (1891, 6, 62 ff.) dargetan habe, die Frau Auguste (von) Pattberg, geb. von Kettner, die auch zu des Knaben Wunderhorn einige Lieder geliefert hat. Aber die Brüder haben ihre etwas umständlich erzählte Sage von der Burg Schwarzach sehr energisch zusammengestrichen und so einen Text hergestellt.

der kaum mit dem der Frau Pattberg einige Ähnlichkeit aufzuweisen vermöchte.

Nr. 307 (Der tote Bräutigam). Folgt der Darstellung in Prätorius' Weltbeschreibung 1, 105 in recht freier Weise. Bemerkenswert ist, daß Grimms durchgängig 'die Nixe' statt 'des Nix', wie die Quelle bietet, setzten. Es kam daher, daß die Brüder den 'toten Bräutigam' zur Hauptperson der Sage machten und ihn, als er ertrunken war, gleichsam als Opfer der Nixe, nicht des Nixen, hinstellten.

Nr. 309 (Hans Jagenteufel). Auch sehr freie Nacherzählung in Prätorius' Weltbeschreibung 2, 69 unter gänzlicher Ausschaltung aller der Stellen, die davon berichten, daß Hans Jagenteufel vorzeiten ein schlimmer Förster gewesen sei.

Nr. 310 (Des Hackelnberg Traum). Wieder freie Nachbildung von Otmar S. 248, ebenso wie Nr. 311 'Die Tut-Osel' von Otmar S. 241 ff., in der ganze Ausführungen der Quelle in ein paar Worte zusammengezogen sind. Die Sage Nr. 316 von der 'Jungfrau Ilse' ist ganz frei aus verschiedenen Stücken bei Otmar S. 171 zusammengesetzt, nur die Einleitungssätze sind wörtlich einer Anmerkung Otmars entnommen, aus der ich daher ein unangenehm bei Grimms fehlendes Wort ('liegt' hinter 'gegenüber') ergänzt habe.

Nr. 318 (Der Roßtrapp und der Kreetpfuhl). Gleich im Anfang puristische Änderung gegen Otmar S. 181, der 'ovalrunde Vertiefung' schreibt, woraus Grimms eine 'eirunde Vertiefung' machten; in der vierten Sagengestalt änderten sie 'in Minuten' in 'im Augenblick' ab. Bei Grimms heißt es von der Rossespur auf dem Felsen der Roßtrappe: 'Die Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwischen', in ihrer Quelle bei Otmar S. 185: 'Die Länge der Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwaschen'. Das Wort 'verwaschen' ist zweifellos besser als 'verwischen', trotzdem aber schien mir es nicht geraten, 'verwaschen' in die Grimmsche Sage einzuführen.

Nr. 320 (Der Jungfernsprung) faßt drei Sagen zusammen, die Peschek in seinem Buche 'Der Oybin bey Zittau' (Zittau u. Leipzig 1804, S. 33. 34) unter rationalistischer Bekrittelung vorbringt. Was Grimms daraus gemacht haben, ist etwas ganz Neues und gleichsam eine Art Wiederentdeckung der Sagen aus dem Wust einer verderblichen Überlieferung.

Nr. 327 (Tote aus den Gräbern wehren dem Feind). Die kurze Sage folgt zunächst ganz wörtlich dem Vortrage bei Otmar S. 28, dazu bestimmt, den Dorfnamen 'Wehrstedt' zu erklären. Grimms haben nur für 'Barbaren' einmal 'Heiden' eingesetzt, den entscheidenden Satz aber meines Erachtens durch ihre Wiedergabe ver-

ringert. Sie sagen, daß 'die Toten ... diese Unholde tapfer abwehrten', während Otmar bietet, daß 'die Toten ... sich gegen diese Unholde tapfer wehrten'. Es ist klar, daß Otmar der Erklärung des Namens Wehrstedt näher steht.

Nr. 330 (Die weiße Jungfrau zu Schwanau). Grimms geben die Sage nach Joh. v. Müllers Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft 2, 3 mit fast wörtlicher Anlehnung an Müller, nur den Eingang haben sie gemacht. Der lautet bei ihnen: 'Die freien Schweizer brachen die Burg Schwanau auf dem Lowerzer See'. Darin steckt jedoch ein Irrtum. Denn Müller sagt: 'Schwanau war auf der größern, Lowerz auf der kleinern Insel', daraus konnten die Brüder nicht mit Recht ihren Text bilden.

Nr. 326 und 342 (Es rauscht im Hünengrab — Das weissagende Vöglein). Die beiden aus Micrälius 'Sechs Büchern vom alten Pommerlande' (Stettin und Leipzig) genommenen Sagen schließen sich im ganzen an den Urtext an; in der ersteren aber muß es heißen, wie im Urtext, daß man 1594 die Hünengräber 'klauben und abschlichten' (nicht 'kleuben und abschlichten') ließ.

Nr. 334 (Einladung vor Gottes Gericht). Die Quelle ist Prätorius in seiner Weltbeschreibung 1, 285 ff. Die Grimmsche Sage schließt sich eng an den Text an, von dem sie nur in Kleinigkeiten, einmal vielleicht auch mißverständlich abweicht. Zwei Stellen aber sind bei Grimms nach der Quelle zu verbessern. Der Pferdedieb hatte sich, wie ausdrücklich erzählt wird, in 'Bettlerskleidern' gehüllt, um dem Pfarrer unerkannt das Pferd zu stehlen; er kann deshalb auch nicht, als ihm sein Anschlag gelingt, die 'Bauerskleider' abwerfen und davonreiten, sondern es muß bei Grimms, wie auch bei Prätorius an dieser Stelle, 'Bettlerskleider' heißen. Weiterhin wird bei Grimms erzählt, daß 'damals Rauberei im Lande war, sonderlich Gregor Maternen Reuterei, aus welchen (!) einer den Hauskomtur D. Eberhard von Emden erstochen hatte'; Prätorius hat das richtige 'aus welcher', was also in den Grimmschen Text einzuführen war. Ich erwähne nebenbei, daß Prätorius immer 'Reuter' und 'Reuterei' hat, das ich wieder in Grimms Sage zurückführte, in der nur einmal 'Reuter', sonst die moderne Wortform steht.

Nr. 344 (Der Kessel mit Butter). Die Sage ist mündlich; sonst, in der Grammatik, heißt es immer 'der' Anke.

Nr. 346 (Das Christusbild zu Wittenberg). Savigny, Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung usw., 1814, S. 160, bietet, gering abweichend: 'So ist irgendwo ein wunderthätiges Christusbild gewesen, das die Eigenschaft hatte, eine Hand breit höher zu sein, als der größte Mann, der sich daran stellen mochte; kam aber ein Mann von mäßiger Größe, oder ein kleiner, so war der Unterschied dennoch derselbe, nicht größer.'

Nr. 353 (Das von den Juden getötete Mägdlein). Die Sage hat zur Grundlage 'Pforzheim's Kleine Chronik. Von Siegmund Friedrich Gehres' (Memmingen 1792). Gehres schreibt als leidenschaftlicher Protestant und Anhänger der Französischen Revolution, daher ist er gegen die katholischen Priester und für das 'unglückliche Völkchen' der Juden. Als er in Abschnitt 3 über 'Wunder in Pforzheim. 1. Jul. 1267' berichtet, erklärt er zu seiner Verwahrung ausdrücklich: 'so will ich meine Legende geben, wie sie gedruckt steht, und wie noch jetzt Trümmer davon zu sehen sind. Also im Tone der Tausend und einen Nacht'. Er erzählt die Geschichte nun mit Ausfällen auf die Christen und Sympathiebezeugungen für die Juden, wie sie von Thomas Cantipratan in seinem Buche von Wundern auf das Zeugnis zweier Dominikaner erzählt wird. Daß also im Jahr 1267 in Pforzheim eine alte Frau ein siebenjähriges Kind den Juden verkauft habe, die ihm die Adern aufschnitten, um das Blut aufzufangen, und den Körper in die Ens warfen; woraus das Margretchen ihr Händlein reckte, so daß es von den Fischern herausgezogen wurde, worauf es verschied; die Juden und das Weib wurden hingerichtet. Grimms haben nun all die Zutaten Gehres' fortgelassen und rein objektiv im Sinne des deutschen Volkes wiedererzählt mit demjenigen Grade von Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit, der nach ihrer Auffassung den deutschen Sagen überhaupt innewohnt.

Nr. 361 (Gottes Speise). Ziemlich wörtlich aus der Stangwaldschen ersten Ausgabe 1571. Es handelt sich ja freilich nicht um Luthers Stil, sondern um Stilisierung durch andere, in diesem Falle vielleicht durch Stangwald selbst. Grimms Änderungen des Textes sind nur formal, aber doch höchst bemerkenswert. Stangwald: 'Als aber der Knab sich etwas gesäumet, hat ihn die Nacht uberfallen, ist auch dieselbe Nacht ein großer tiefer Schnee gefallen, der allenthalben die Berge bedecket hat, daß der Knab vor dem Schnee nicht hat können aus dem Walde kommen.' Grimms: 'Als aber der Knabe sich etwas gesäumt, hat ihn die Nacht überfallen, ist auch dieselbe Nacht ein großer tiefer Schnee herabgekommen, der allenthalben die Berge bedeckt hat, daß der Knabe vor dem Schnee nicht hat können aus dem Wald gelangen.' Man wird bemerken, daß in den Verben eine Verschiedenheit liegt, aber der Grund zu dieser Abweichung Grimms verbirgt sich nicht. Sie wollten das zweite Mal 'fallen' fortschaffen und setzten 'herabkommen' ein; dies 'kommen' zog aber die Abänderung des bei Stangwald nun wirklich folgenden Wortes 'kommen' in 'gelangen' nach sich. Aus dem gleichen ästhetisch-stilistischen Grunde ist ursprüngliches 'kommen' durch 'dringen', ursprüngliches 'abgangen' durch 'abgeflossen', ursprüngliches 'nachdem

(sie ihn gefraget)' durch 'als (sie ihn gefragt)' ersetzt worden. — 'Die Stelle 'ein kind, welches nehrlich hat gehen und reden künnen', zitiert auch der D. W. in Bd. 7. Sp. 309 aus Luthers Tischreden.

Nr. 362 (Die drei Alten) führt den Quellvermerk: 'Mitgetheilt von Schmidt aus Lübeck; im Freimüthigen 1809. Nr. 1.' Die Brüder Grimm haben die Sage auch wirklich ziemlich treu übernommen, an verschiedenen Stellen stilistisch nachgebessert. Nicht abzusehen ist, warum sie in dem Originalsatze: 'In einer entlegenen Gegend liegt ein einsamer Bauerhof, der Weg führt hart an dem Vorhofe der Wohnung vorbei', nur allein das Wort 'liegt' in das weniger gute 'stehet' verändert haben. In der Originalfassung heißt es, daß der Prediger 'die Markung seines Kirchsprengels umritt, um sich mit den Lokal-Verhältnissen seiner neuen Gemeinde bekannt zu machen'. Grimms empfanden mit Recht den Ausdruck 'Lokal-Verhältnisse' als nicht sagengemäß. Aber wie sie den Satz neu bildeten, daß der Prediger 'die Markung seines Kirchsprengels umritt, um sich mit seinen Verhältnissen genau bekannt zu machen', kann wegen des doppelten 'sein' und der Unbestimmtheit, die sich daraus ergibt, nicht schlechthin gutgeheißen werden. Das Original im Freimüthigen ist 'S. v. Lübeck' unterschrieben, Grimms dagegen setzen 'Schmidt aus Lübeck', ein sehr deutlicher Wink dafür, daß sie solche Art künstlich-täuschender 'Adelungen' ablehnten.

Nr. 365 (Der heilige Wald der Semnonen). Nach Tacitus' Germania Kap. 39, ernst und feierlich, von reiner Liebe für das Volksmäßige des geschilderten Vorganges. Tacitus sagt, mit Einmischung seines kritischen Urteils: 'caesoque publice homine celebrant barbari horrenda primordia'. Die Grimmsche Sage scheidet dies Urteil als unzulässig aus und berichtet nur historisch: 'und brachten ein öffentliches Menschenopfer'.

Nr. 366 (Die Wanderung der Ansivaren). Wunderschön aus der längeren, umständlicheren Erzählung bei Tacitus in den Annalen XIII, 54—56 herausgeschält.

Nr. 409 (Abkunft der Sachsen). Nach dem Lobgedicht auf den heiligen Anno. Die Übertragung ist eng an den Text geschlossen, doch so, daß der Schlußsatz des Originals als eine Art allgemeiner Einleitung an den Anfang der Grimmschen Sage gestellt ist. Bei Grimms halten Sachsen und Thüringer eine 'Sammensprache' ab, dies seltsame Wort hat im Original keine Grundlage, sondern daselbst, daß auf einer 'Sprache' (d. h. Unterredung, colloquium) der Kampf ausgebrochen sei. Das Wort 'Sammensprache' kennt das D. Wörterbuch nicht.

Nr. 414 (Die Sachsen erbauen Ochsenburg). Nach Pomarius' Sächsischer Chronik 1589. S. 15. Die Sachsen bitten den britan-

nischen König, 'daß er ihnen ein solch Bleck Landes gäbe, das sie mit einer Ochsenhaut beziehen könnten.' — in engem Anschlusse an das Original: 'das er jhnen ein solch bleck Landes gebe, als sie mit einer Ochsenhaut beziehen könten'; auch das seltene Adjektiv 'eine raume (= geraume) Stätte' hat in dem Original seinen Grund.

Nr. 445 (Von König Karl und den Friesen). Die von Grimms benutzte Vorlage und 1818 angegebene Quelle, das 'Altfriesengesetz ed. Wierdsma 1, 103—108', war mir nicht zugänglich, so daß ich mich an Richthofens 1840 erschienene und 'Jacob Grimm aus inniger Liebe und Verehrung gewidmete' Friesische Rechtsquellen S. 439 f. wandte. Die Grimmsche Sage bietet unverständlich: 'Da fuhr König Radbod aus dem Lande, und König wollte ein Ding halten', der Urtext aber: 'da foer di koningh Radboed wta lande, ende di koningh Kaerl wolde tingia': es ist klar, daß hinter 'König' bei Grimms der Name 'Karl' ausgefallen ist. Weiter bei Grimms: 'und (Karl) lud die Friesen, dahin zu ihm zu fahren, und sich ihr Recht erkören', im Urtext: 'ende layde da da Fresen tofara him, ende heet dat hya riucht ker': Grimms sind bei ihrer Wiedergabe im zweiten Satzglied ausgebogen, das sie infinitivisch an das erste Verb angliederten, es muß also vor 'erkören' ein 'zu' eingeschoben werden. Mißverständlich ist die Stelle: 'Des andern Tages hieß er sie, daß sie vor das Recht führen', wo der Urtext bietet: 'dis ora deis het hi, datse tofara dat riucht coem' (daß sie zum Recht kämen), doch eine Änderung ist nicht möglich. Gegen Schluß heißt es bei Grimms: 'Doch wußte niemand, wer der dreizehnte war', der Urtext mit einem guten Zusatz: 'doch ne wistet nimmen haet di tretteensta were, deer to hyarem commen was' (der zu ihnen gekommen war), ohne daß man ihn freilich in Grimms Text einführen dürfte.

Nr. 447 (Des Teufels goldnes Haus). Die Brüder Grimm zitieren 'Vita Sti. Wulframi' ohne nähere Angabe und setzen hinzu: 'Rhein. Mercur 1816 vom 4. Jan.' Das Rätsel löst sich, wenn wir vergleichend in die bezeichnete Nummer des Rheinischen Merkurs blicken und gewahren, daß die Sage dort wörtlich von — Görres vorgetragen wird. Görres bespricht, wiewohl anonym, das 'Taschenbuch für Freunde altteutscher Zeit und Kunst (Köln 1816)', worin auch 'ein Märchen von Grimm anmutig gesetzt', und sagt seine Meinung über Caroves Ansichten der Kunst des teutschen Mittelalters. Er findet, daß Carove zu sehr 'die nordische Skaldenkunst von dem deutschen Bardengesange' getrennt habe, und fährt dann fort: 'In der Lebensbeschreibung des heiligen Wolfram kömmt eine Begebheit vor, die ein helles Licht auf diesen genauen Zusammenhang Nord-

lands mit Germanien wirft.' Diese Begebenheit erzählt Görres nun, und Grimms haben sie auf ganze Strecken hin wörtlich, an einzelnen Stellen mit kleinen stilistischen Änderungen oder Schreibabweichungen unter dem Titel 'Des Teufels goldnes Haus' in ihre Sagen aufgenommen. Daraus erklärt sich auch Grimms mangelhaftes Zitat. Die absichtlichen Änderungen entbehren doch nicht des Interesses. Teilweise sind sie puristischer Art. So wenn der Teufel in Gestalt eines Engels sagt: 'um das Haupt ein Diadem von Gold', wofür Grimms setzten: 'um das Haupt eine Goldbinde'; oder wenn Görres von 'verschiedenen Arten polierten Marmors', Grimms aber von 'verschiedenen Arten glatten Marmors' sprechen. Zweimal ist ein zweideutiges 'er' bei Görres von Grimms mit dem entsprechenden Wort 'der Knabe' oder 'der Teufel' ersetzt. Wenn Görres bietet: 'sogleich riß der Strick, er (!) fiel zur Erde, und stand unverletzt auf, wurde darauf getauft', die Grimmsche Sage aber: 'sogleich riß der Strick, der Knabe (!) fiel zur Erde, stand unverletzt und wurde getauft', so darf man wohl an der Grimmschen Stelle den unbeabsichtigten Ausfall von 'auf' annehmen und dies Wort wieder in den Text einführen. Gegen Schluß spricht Görres 'von Sümpfen, die voll waren mit langen Binsen und Geröhren'; offenbar weil Grimms an der Verbindung 'voll mit' Anstoß nahmen, haben sie eigenmächtig ein Wort eingeschoben und geschrieben: 'von Sümpfen, die voll Wassers waren, mit langen Binsen und Geröhren', sicherlich eine Verschlechterung des Görresschen Textes. Wichtig und interessant aber bleibt vor allen Dingen das bisher nicht festgestellte Resultat, daß ein Stück Prosa von Görres ruhig bisher wie Grimmsche Prosa in den Deutschen Sagen mitlaufen konnte: so nahe also standen sich damals noch Görres und Grimms nicht nur in der Auffassung, sondern auch in der Darstellung der gemeinsam von ihnen behandelten Stoffe, die Heidelberger Romantik lebt eben noch in Grimms Märchen und Sagen.

Nr. 481 (Der Teufelsturn am Donaustrudel). Die Quelle ist Aventins Bairische Chronik S. 330, in der Ausgabe von 1566, die ich benutzte. Bei Grimms soll der Strudel bei der Stadt Crain an der Donau sein, und die Gräfin, bei der der Kaiser absteigt, heißt Richilta. Der Urtext aber gibt den Namen des Ortes als Grein und den der Gräfin als Richlita, den ihres Sohnes als Adalber (nicht Aleman). Vielleicht war in Grimms Sage diese oder jene Kleinigkeit, in der sie bewußt oder vielleicht auch irrend abwichen, beizubehalten. Auch Ritter nennt die Stadt am Donaustrudel Grein: man sieht leicht ein, wie in der Druckerei statt des unbekannten 'Grein' das bekanntere Wort 'Crain' eintreten konnte.

Nr. 485 (Kaiser Heinrich V versucht die Kaiserin). Hat zur

Quelle den cod. palat. Nr. 525 fol. 78, den Jacob Grimm auf seiner Frühjahrsreise 1817 (Steig, Arnim und die Brüder Grimm, 1904. S. 371) einsah und exzerpierte. Ihm ist auch die Formgebung der Sage zuzuweisen. Nun heißt es darin vom Kaiser und seiner Gemahlin: 'Er ließ einen seinen Mann die Kaiserin um ihre Minne bitten'. Das Objekt 'einen seinen Mann' hat gewiß etwas recht Unbequemes, und dennoch muß von jeder Annahme eines Versehens oder gar von jeder Verbesserung abgesehen werden, denn der genannte Kodex bietet, wie die Bibliotheksdirektion von Heidelberg mir mitteilt: 'Er ließ ainen seinen man die kayserin pitten umb ir mynne.' Man erkennt daraus, wie unbesorgt Jacob bei Rezeption älterer Ausdrucksweise verfuhr; Wilhelm, glaube ich, würde das nicht geschrieben haben.

Nr. 487 (Die Weiber zu Weinsperg). Die Cronica van der hilliger Stat Coellen (Cölner Chronik) vom Jahre 1499 auf Blatt 169 berichtet: 'Do liessen die vrauwen alle dynge varen und nam eyn yeeklich yren man vp yr schulder ind droegen die vyss.' Grimms haben: 'Da ließen sie [die Weiber] alle Dinge fahren und nahm ein jegliche ihren Mann auf die Schulter und trugen den aus.' Demnach wird man das bei Grimms etwas anstößige 'ein jegliche' nicht gut ändern mögen. Im übrigen ist die Anlehnung an den Originaltext bei Grimms fast wörtlich, auch daß der König 'schmutzlachte', haben sie ihrer Quelle entnommen, wo 'smutzlachte' steht.

Nr. 497 (Herzog Friedrich und Leopold von Oesterreich). In engem Anschlusse an Könighovens 'Esassische und Straßburgische Chronicke', in Schilters Ausgabe von 1698, gegeben. In dem Satze '(es) kam ein wohlgelehrter Mann ein zu Herzog Leopold von Oestreich' ist das zweite 'ein' anstößig und zu tilgen, da die genannte Quelle hat: 'do kam ein wolgelerter meister zu hertzoge Lupolt', und die gleichfalls zitierte Cölner Chronik von 1499 S. 250 bietet: 'so quam eyn waill geleirt man ind was meyster in der swartzer kunst. tzo Hertzoch Lupolt.' Das 'ein' bei Grimms beruht also auf irgendeinem äußerlichen Versehen.

Nr. 503 (Dietrichstein in Kärnten). Nach Megiser, Chronik des löblichen Hertzogthumbs Khärndten 1612. S. 973 f. Es war überall der Name 'Dietrichstein' herzustellen. Kleinigkeiten sind von Grimms absichtlich geändert. 'ließen' freilich einmal, wo der Urtext 'ließe' hat mit dem Subjekt Maultasch, ist bedenklich. Dagegen am Schlusse ist bei Grimms eine stärkere Abweichung. Es ist vom Werfen, Poltern und Sausen im verfallenen Gebäu die Rede, 'gleich als wenn es alles über einen Haufen werfen wollt'; die sonst wörtlich befolgte Quelle hat hier: 'gleich als wenn es alles vber einen hauffen fallen wollt'. Der Unterschied ist, daß Grimms bei ihrer Wiedergabe, abweichend von der Quelle, nur

'es' als Subjekt, dagegen 'alles' als Objekt nahmen, und für Einführung des Wortes 'werfen' anstatt 'fallen' mag das kurzvoraufliegende Wort 'Werfen' mitbestimmend gewesen sein.

Nr. 504 (Die Maultasch-Schutt). Die Vergleichung der Sage mit der Urstelle in Megisers Chronik von Kärnten 2. 974 ff. sicherte einige Kleinigkeiten, so 'genugsame Zeugnis' für Grimms verdrucktes 'genügsame Zeugnis'; 'denen vom Adel' anstatt 'denen von Adel', während sechs Zeilen weiter auch bei Grimms das richtige 'vom Adel' erscheint. Auslassung oder Ersetzung einiger Fremdwörter, wie 'Stratem' oder 'Proficiant', wofür 'Lebensmittel', 'Contrafactur' (Bildnis), findet statt. Bei 'Klaus-Rappen' habe ich mich überzeugt, daß ein norddeutscher Leser nicht, wie er müßte, den Raben (Vogel), sondern den Rappen (Pferd) versteht, wodurch das ganze Verständnis der Sage gefährdet wird; ich habe infolgedessen hinter 'Klaus-Rappen' in Klammern 'Raben' zur Verdeutlichung zugesetzt.

Nr. 508 ff. Eine größere Anzahl Schweizer Sagen entstammen den 'Chronika von der löblichen Eidgenoschaft, von Peterman Etterlin'. Grimms zitieren eine Ausgabe vom Jahre 1764, ich benutzte die Ausgabe: Basel 1752. Wiewohl sich Grimms nahe an Etterlins Text halten, so ist doch nicht verkennbar, daß sie die Sagen im Hinblick auf Schillers Wilhelm Tell auswählten, ja sich unbewußt, fast wider Willen, von ihm beeinflussen ließen. In Nr. 510 (Der Landvogt im Bad) erzählt die Frau, daß der Vogt sie zwang, 'ihm ein Bad zu richten'. Etterlin hat nur den einfachen Ausdruck: 'ihm ein Bad zu machen'.

Bei Nr. 511 (Der Bund im Rütli) bemerken wir durch Vergleichung, daß Etterlin S. 26 ff. das 'Rütli' gar nicht in seinem Texte hat. Grimms Sage schließt: 'Wann sie aber ihre Anschläge tun wollten, fuhren sie an den Mittenstein [Mythenstein], an ein Ende, heißt im Bettlin, da tageten sie zusammen im Rütli.' Etterlin hat: 'im Betlin', das ich wiederherstellte, der Zusatz 'da ... Rütli' rührt allein von Grimms her; es war ihnen also ihrem Gefühl nach unmöglich, der Szene einen anderen Namen als den durch Schillers Tell bekannten zu geben. In Nr. 512 (Wilhelm Tell) heißt es bei Grimms: 'wer der wäre, der da vorüberginge, sollte sich dem Hut neigen'; es muß auffallen, daß sie Etterlins vollen Ausdruck: 'sollte dem Hut Reverenz tun und sich dem Hut neigen' nicht beibehalten haben. Der Landvogt Grißler (Geßler) sagt bei Grimms zu Tell: 'aber an ein Ende will ich dich legen, da dich Sonne und Mond nimmer bescheinen', offenbar eine Schillersche Reminiszenz, da Etterlin bietet: 'legen, das du weder sunn noch mon niemer mer sehen solt'. Ziemlich frei ist Nr. 613 (Der Knabe erzählt's dem Ofen) nach Etterlin S. 42. 43 erzählt; der Ausdruck, die Gesellen 'schnarzten ihn an', ist bereits in der

Quelle gegeben. Noch freier hält sich Nr. 514 (Der Luzerner Harschhörner) von der Etterlinschen Chronik.

Nr. 515 (Ursprung der Welfen) hat die auffällige Stelle, daß die elf unschuldigen Knäblein 'in den vorfließenden Bach' getragen werden sollen. Der Ausdruck ist aber richtig, denn bei Reineccius, woher Grimms die Sage nahmen, steht gleichfalls: 'in den fürfliessenden bach'.

Nr. 517 (Herzog Bundus, genannt der Wolf). Grimms zitieren 'Lirer schwäbische Chronik cap. 17'; sie benutzten aber, wie durch Vergleichung sich ergab, nicht den alten Inkunabelndruck dieser Chronik, der die Sage von Bundus nicht enthält, sondern: 'Thome Lirers von Ranckweil Alte Schwäbische Geschichten samt Chronik etc. Mit angehängten Anmerckungen von Licentiat Wegelin Burgermeister' (Lindau 1761); hierin findet sich in Kapitel 17 unsere Sage, die Grimms mit einigen stilistischen Nachhilfen herausgenommen haben, doch so, daß sie auch wieder den alten Wortlaut bis zu modern schwieriger Verständlichkeit festhielten. Die Jägerfrau, des Herzogs eigentliche Mutter, begehrt so ernstlich mit dem Herzog zu reden, daß sie — nach Grimms — der Herr ein hieß gehn und jedermann hinaus; die Chronik hat den besseren Text: 'das sie der Herr ließ eingan vnd yederman hinaus'. Man wird sich hier der Besserung enthalten, aber in folgendem Satze einen Fehler anerkennen müssen. Grimms: 'und hieß ihm die Herzogin von Geldern geben, mit aller Landsherren Willen'; die Urstelle: 'vnd ließ ym die hertzogin von Geldern geben, das was mit der lantzherren willen'. Gewiß ist demnach bei Grimms 'ließ' wiederherzustellen, bei 'hieß' erwartete man doch, wenn Grimms schon geändert hätten, den Infinitiv 'zu geben'. 'Landsherren' haben hier Grimms richtig nach der Quelle, ein paar Zeilen weiter steht am Schlusse der Sage bei ihnen 'Landesherren', das doch wohl in Einklang mit der vorigen Wortform zu bringen ist, da die Urstelle hier 'herren des Lands', also auch ohne e, bietet.

Nr. 519 (Heinrich mit dem goldenen Pfluge). Eine Stelle der Sage hat ihre Unbequemlichkeit. Es heißt bei Grimms: 'Mittlerweile war der Kaiser aufgewacht, und Heinrich mußte einhalten. Er ging mit seinem Pfluge am Hof, und erinnerte Ludwig an das gegebene Wort.' Die Urstelle in Reiner Reineccius' Chronika des Chur- und Fürstlichen Hauses ... Brandenburg (Wittenberg 1580) lautet anders, nämlich: 'Mitlerweil erwacht Keyser Ludwig vom schlaffe, vnd stund auff. Da erschien für jhm dieser Heinrich mit seinem Pflug, vnd bat, der Keyser wolte jhm gewehren, was er jhm zugesagt etc.' Er 'erschien vor ihm' ist gut, nicht aber er 'ging am Hof'. Ich erkläre Grimms Fassung mir so: sie schrieben erst vielleicht 'er erschien

mit seinem Pfluge am Hof', dann wurde 'erschien' aus irgendeinem Grunde durch 'ging' ersetzt, ohne daß die Veränderung sich auch auf den Ausdruck 'am Hof' weitererstreckt hätte. Unter diesen Umständen habe ich 'ging ... an Hof' gesetzt, die Artikellosigkeit eines solchen Ausdruckes wie 'an Hof' ist auch Grimms geläufig.

Nr. 521 (Ursprung der Zähringer). Die Sage zeigt so engen Anschluß an die 'Chronik von Freyburg', hinter Schilters Ausgabe von Königshofens Elsässischer Chronik (S. 44), daß die Wiederherstellung auf Zeile 3 der Sage 'hinter Zähringen dem Schloß' nötig wird; Grimms haben hier 'Zähring', sonst aber in der Sage durchweg auch 'Zähringen'.

Nr. 524 (Graf Hubert von Calw). Die Sage ist aus einer lateinischen Fassung in Crusii Annales Suevici (Francof. 1595. dodec. II. p. 263) übertragen und in den Ton der deutschen Sage gebracht. Gegen den Schluß steht bei Grimms: 'Sein (des Grafen) Wille ward genau vollzogen und über seinem Grabe ein Heiligtum errichtet, nach seinem Namen Hubert oder Oberk "zu Sankt Huprecht" geheißen.' Crusius dagegen hat: 'Quod sic factum est: fanumque de nomine Comitis huius, cui Oberto, vel Huperto, nomen fuerat, appellatum est Huperti fanum, zu Sanct Huprecht.' Es ergibt sich daraus, daß endlich die Verderbnis 'Oberk' aus dem Grimmschen Texte entfernt werden mußte.

Nr. 529 (Andreas von Sangerwitz, Komtur auf Christburg). Grimms zitieren Caspar Schütz' Beschreibung der Lande Preußen 1599 fol. Bl. 102. 103; ich benutzte dagegen die 'Warhaffte vnd eigentliche Beschreibung der Lande Preußen, durch Caspar Schützen' (Zerbst 1592. Bl. 112. 113). Richtig bezeichnet die Grimmsche Überschrift den Andreas von Sangerwitz als 'Komtur a u f Christburg'; das einzige Mal aber, wo im Sagentext diese Bezeichnung vorkommt, steht 'Komtur v o n Christburg'; da aber Caspar Schützes Urtext auch hier 'auff' (nicht 'von') bietet, so ist Grimms Text demgemäß an dieser Stelle zu berichtigen. Bei Grimms heißt es, des Hochmeisters abgehauenes Kinn mit dem Bart sei nach 'Kraukau' gebracht worden; es ist selbstverständlich, daß, zumal da Schütze 'gen Crakow' gewährt, der Name der Stadt 'Krakau' bei Grimms wiederherzustellen war. — Zu beachten ist, daß Grimms absichtlich zu starke Ausdrücke ihrer Urquelle aus ästhetischen und ethischen Gründen milderten. Es sei dies an zwei Stellen unserer Sage aufgewiesen. Schütze (Bl. 113): 'Die Knechte ... soffen sich voll, daß' usw.; Grimms: 'Die Knechte ... tranken soviel, daß' usw. Schütze: man sahe nichts denn 'Vnzucht, schande und hurerey' treiben; bei Grimms dafür nur: 'Unzucht und Schande treiben'. In dem vierten, auf S. 411 beginnenden Absatze muß der aufmerksame Leser eine Störung

des Textes empfinden. Ein Bürger von Christburg kommt nach längerer Abwesenheit nach Hause. Auf der Brücke des Schlosses sieht er den vor zwei Jahren gefallenen Bruder des Komturs, mit dem er sich in ein Gespräch einläßt. Das Teufelsgespenst lädt ihn ein, mitzukommen, und — heißt es wörtlich weiter: 'Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppe hinauf.' Wo kommt plötzlich der bisher nicht erwähnte 'Schmied' her? Nur durch nachträgliche Überlegung bringt man heraus, daß der 'Schmied' mit dem 'Bürger von Christburg' identisch sein müsse. Die Quelle zeigt aber den Sitz des Fehlers, und zwar in dem Satze, mit der der vierte Abschnitt der Sage beginnt: 'Zwei Jahre nach der Schlacht ... kam ein Bürger von Christburg, ein Schmied, wiederum zu Hause.' Hier an dieser Stelle, die Grimms wörtlich sonst übernahmen, ist aus Versehen 'ein Schmied' ausgefallen und war daher, zur reinen Wiederherstellung des Sagenvortrages, zu ergänzen.

Nr. 533 (Karl Ynach, Salvius Brabon und Frau Schwan). Quelle ist Les illustrations de Gaule, par Jan le Maire de Belges (Paris 1548), le tiers liure, fueillet XXI, und mag uns zugleich als Beispiel dienen, wie die Brüder Grimm französische Texte zu benutzen verstanden. Die Sage beginnt bei ihnen: 'Gottfried, mit dem Zunamen der Karl'; der Zusatz des Artikels 'der' ist unbequem, zumal noch einmal innerhalb der Sage 'Gottfried Karl' vorkommt. Da der französische Text an der fraglichen Stelle (S. XXI) 'Godefroy surnommé karle' und sonst noch 'il fut surnommé karle' hat, nirgend aber 'le karle', so ist auch bei Grimms 'Gottfried, mit dem Zunamen Karl' herzustellen. Aus dem Sinn war bereits zu entnehmen, daß auf S. 419 (Mitte) 'Karl Ynach' einzusetzen wäre für den Sinnfehler 'Salvius'; der Urtext bewährt die Änderung. Die Namen verlangen noch eine Betrachtung. Burg Megen: chasteau de Megue. Schloß Senes: chasteau de Sesnes. Weiter liest man bei Grimms: 'bis zu dem Schlosse Florimont, unweit Brüssel'; der Urtext aber bietet: 'iusques au chasteau de froidmont, quon dit Cauberghe en langaige thiois pres de Bruxelles'. Ich habe daher nicht angestanden, in die Grimmsche Sage 'Froidmont' (anstatt 'Florimont') einzuführen.

Nr. 541 (Das Oldenburger Horn). Wie Arnim und Brentano dies Horn für den zweiten Band des Wunderhorns arbeiten ließen, so benutzten Grimms dies Stück für den zweiten Band der Sagen.

Nr. 543 (Die neun Kinder). In den Schriften von G. A. v. Halem (Münster 1803) 1, 252 findet sich die Sage 'Graf Uffo und Hilburg'. Erst eine ziemlich redselige und überflüssige Einleitung zu der Mitteilung, daß 'an der Oberweser ... schon im neunten Jahrhundert das Kloster Möllenbeck' entstanden sei; dann wird die Sage, wie folgt, erzählt: 'Seine Sünden zu büßen,

war ein Edler des Landes, Uffo sein Name, in das gelobte Land gezogen. Viele Jahre blieb er dort, und kämpfte gegen die Saracenen. Sein kinderloses Weib, Hilburg, das ihn für todt hielt, baute zum Heil seiner Seele, auf ihres Beichtigers Folkhards Rath, acht Kirchen, und stiftete das Kloster Möllenbeck, bei welchem sich die neunte Kirche erhob. Uffo kehrte nach Verlauf mehrerer Jahre zur Heimath zurück. Auf dem Rückwege träumte ihm, sein Weib habe während seiner Abwesenheit neun Kinder geboren. Erschrocken wachte er auf, und unruhig beschleunigte er seine Reise. Er kam an, und siehe! seine Hilburg eilte ihm froh entgegen. "Trauter! sei mir willkommen!" rief sie ihm zu, "wie lange ließest Du mich allein! Aber ich blieb nicht allein. Ich gebar Dir neun Töchter, und sie alle sind Gott geweiht". Uffo erkannte in des Weibes offenem Blicke ihre Unschuld. Vertrauensvoll und ohne weitere Frage rief er: "Weib, Deine Kinder sind auch die Meinen! Ich will sie ausstatten."' Aus der Sage sind einige Sätze fast wörtlich genommen, der Anfang aber viel mehr aus folgender (Miszellen für die Neueste Weltkunde Nr. 11 vom 6. Februar 1811): 'In der Klosterkirche zu Möllenbeck an der Weser findet sich das hölzerne Bild der heiligen Frau von Uffo, die ihren Gemahl, als er vom Kreuzzuge nach Palästina wieder zurückkehrte, mit der Nachricht überraschte, sie habe ihm während seiner Abwesenheit neun Kinder geboren. Darunter verstand sie die in der Gegend gestifteten neuen [lies: neun] Kirchen, die noch bis jetzt ihre Einkünfte der frommen Stiftung dieser milden Frau zu danken haben. Der Künstler, der ihr Bildniß in Holz verfertigte, gab ihr das gewöhnliche Madonnen-Gesicht. Statt des Kindes aber legte er ihr eine hölzerne Kirche in den Arm, die sie mit stiller Zärtlichkeit wie ihren Säugling an die Brust drückt. Man muß die Kirchenstifterin lieb gewinnen, wenn man dieses Bild betrachtet, worin die Vorstellung von der Einfalt und Güte jener Zeiten sich durch so viele Jahrhunderte erhalten hat.' Wunderlich erscheint, daß zweimal 'Hildburg' für 'Hilburg' vorkommt.

Nr. 545 (Sage von Irminfried usw.). Im zweiten Absatze, gegen das Ende, steht: 'Irminfried ... floh mit den übriggebliebenen Leuten in seine Stadt Schiding, am Flusse Unstrot gelegen'. Da die Urstelle (in Rohtes thüringischer Chronik bei Menken, Sp. 1646) bietet: 'Yrmenfrid der floch yn Schidingin, das uf der vnstrud lid', so ergibt sich 'Unstrot' bei Grimms als ein irgendwie entstandener Irrtum, der zu beseitigen war.

Nr. 546 (Das Jagen im fremden Walde). Die Sage folgt Banges thüringischer Chronik Bl. 43. 44, namentlich am Schlusse gestatteten sich Grimms mit dem Urtext größere Freiheit, um

abzurunden. Der Ort, wo die Jagd und der Mord des alten Pfalzgrafen Friedrich geschah, ist bei Bange 'in dem Holtze die Reysen genandt, am Münchenrodischen Felde'; nicht ganz korrekt und mit hessisch-dialektischem ß heißt es bei Grimms: 'in das Holz, genannt "die Reißen, am Münchroder Feld".' Der junge Graf Ludwig sollte da nach dem Rate der Pfalzgräfin unerlaubt jagen: 'dann so wollte sie ihren Herrn reizen und bewegen, ihm die Jagd zu wehren'. Das 'dann' steht nicht gut; da aber der Urtext einfach hat: 'so wolte sie alsdann jhren Herrn dahin bewegen vnd anreitzen, das er sich vnterstehen solte, jhme solches zu wehren', habe ich bei Grimms die Umstellung: 'so wollte sie dann' usw. vorgenommen. Während der alte Herr im Bade sitzt: 'in dessen kömpt Graff Ludwig, lest sein Hörnlein schellen, vnd sein Hündlein bellen' (Bange Bl. 43[b]), der Anklang von schellen und bellen ist offenbar und beabsichtigt. Bei Grimms ist er, aus Unbedacht oder Irrtum, verloren, wo steht: 'Unterdessen kam Graf Ludwig, ließ sein Hörnlein schallen und seine Hündlein bellen.' Zur Belebung des Sagenvortrages haben Grimms, wie öfters, so auch im folgenden die bei Bange schlicht erzählte Mitteilung der Pfalzgräfin Adelheid in die direkte Rede umgesetzt. Nach dem Morde des alten Pfalzgrafen heißt es bei Bange: 'Die Pfaltzgräuin stalte sich ... sehr kläglich. Rangk (sic) jhr Hende, Rauffte auß jhr Haar, damit sie keiner bösen That bezüchtiget würde' — woraus Grimms mit einiger Freiheit machten: 'Die Pfalzgräfin rang die Hände, und raufte das Haar, und gebärdete sich gar kläglich, damit keine Inzicht auf sie falle.' Das Wort 'Inzicht' weist auf Beschäftigung und Vorliebe für altdeutsches Recht hin, die Sage ist wohl von Jacob nacherzählt; sie hilft also sicher früh mit, das fast verlorene Wort 'Inzicht' wieder in die Sprache zurückzuführen.

Nr. 549 (Reinhartsbrunn). Die Sage folgt Bange Bl. 49. 50, nicht Rohte, ob er gleich auch vorgemerkt ist. Es wird erzählt, wie Landgraf Ludwig 'nach der Wartburg ritt, da saß ein Töpfer bei einem großen Brunnen'; Ludwig baut da eine Kirche, die 'nannte er von dem Töpfer und Brunnen Reinhartsbrunn'. Nur aus nachträglicher Überlegung findet man, daß der Töpfer 'Reinhart' geheißen haben müsse. Die Quelle aber bietet, bei Bange, gleich vorweg den Namen, nämlich '... bei einem grossen Brunne, der hies Reinhart'; ich habe daher 'der hieß Reinhart' auch bei Grimms eingesetzt. Den Namen des Töpfers bietet auch Rohte als Reinher.

Nr. 551 (Ludwig ackert mit seinen Adligen). Die Sage ist, wiewohl auch noch andere Quellen notiert sind, doch fast wörtlich aus Banges thüringischer Chronik Bl. 61 genommen. Eigentümlich ist dieser und anderen Nacherzählungen aus Bange, die ich

Jacob zuschreibe, die Anwendung von einfachen Verben, selbst da, wo die Urstelle, unserem heutigen Gefühl viel näher, zusammengesetzte Verba verwendet. Gleich im Anfang von Nr. 551 hat Bange: die Ritter 'versamleten sich'. Bei Grimms steht: 'sammleten sich', wenigstens habe ich so geschrieben, während der erste Druck freilich 'sammneten sich' bietet. Der niederdeutsche Text Rohtes (bei Menken Sp. 1684) hat allerdings: sy besammentin sich, aber wie gesagt, nicht Rothe, sondern Bange ist Grimms Quelle. Kurz darauf heißt es in der Grimmschen Sage: 'Nun wollte ich zwar euer Untreu wohl lohnen', wo die Quellstelle, Bange Bl. 61, wieder das Kompositum 'belohnen' gewährt.

Nr. 554 (Wie es um Ludwigs Seele geschaffen war). Hier tritt auch sehr auffällig, schon in der Titelfassung 'geschaffen', aber auch im Texte das Simplex ein. Bei Bange Bl. 65 lesen wir: 'Es ist vnser Freund, dem habe ich geschworen, das ich jhn nicht verletzen wolle, sondern das ich jhm deß Eisern Landtgraffen Seel zeige'; bei Grimms aber steht: 'daß ich ihn nicht l e t z e', und 'zeige' ist ohne sichtbaren Zwangsgrund durch 'weise' ersetzt. Ganz einfach sagt Bange: 'Der Pfaff sprach, ich wil es gerne thun, auff daß dich der Junge Fürst desto besser halte'; bei Grimms: 'auf daß euch der neue Herr desto gütlicher handle'; 'handle', für das auch zu Grimms Zeit 'behandle' schon das gewöhnliche war, mehr aus gelehrter Reminiszenz aus der älteren Sprache hergenommen. Als der Pfaffe am Orte der Pein, wo auch Ludwigs Seele weilt, angelangt ist: 'Zuhand', erzählt die Grimmsche Sage, 'da wandte der Teufel einen eisernen glühenden Deckel ab von einer Grube, da er aufsaß; und hatte eine ehrne Posaune, die steckte er in die Grube, und blies darein usw.'; bei Bange aber, dem sonst wörtlich gefolgt wird, steht nur: 'vnd hatte eine Ertzin Posaune, damit blies er in die Gruben'. Es kann kein Zweifel sein, daß der Zusatz 'die steckte er in die Grube' nicht glücklich ist. Ludwigs Seele, die aus der Grube erscheint, wünscht, daß seine Kinder den Gotteshäusern usw. ihr Gut wiedergäben, das er ihnen wider Recht mit Gewalt abgenommen habe; und demgemäß sagt dann auch Bange weiter: 'Aber es war wenig nütze, dann sie wolten die Güter nicht wider zu Rück geben'. Hier nun steht jedoch in der Grimmschen Sage: 'aber es ward seiner Seele wenig Nutzen, denn sie wollten das Gut nicht wiederkehren'. 'wiederkehren' respondiert nun gar nicht mehr mit dem vorhergehenden 'wiedergeben' und ist auch an sich wenig bequem. Trotzdem mochte ich, nach den übrigen aufgewiesenen Eigenmächtigkeiten, 'wiederkehren' nicht in 'wiedergeben' abändern.

Nr. 558 (Heinrich das Kind von Brabant). Es sind viele

Quellstellen vorgemerkt, aus denen Grimms je nach Bedarf für ihre auch mündlich begründete Sage geschöpft haben. Namentlich ist das schöne Wort des ob seiner Treue von dem Felsen der Wartburg herabgeschleuderten Mannes: 'Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!' aus dem wunderlich trefflichen Buche von E. Brandes, Über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes (Hannover 1810) 1, 164 entlehnt. Schwierigkeit macht der dritte Absatz der Sage von dem Eisenacher Bürger 'Welspeche', der, weil er den Meißnern nicht huldigen wollte, zweimal 'mit der Blide' in die Stadt geworfen, bis er beim dritten Male sein Leben verlor. Die Wörterbücher, hoch- wie niederdeutsche, gaben mir keine Auskunft über die Bedeutung von 'Blide'. Nach der Form des Namens 'Welspeche', die in den verschiedenen Chroniken wechselt, und nach der 'Blide' ergibt sich, daß Grimms an dieser Stelle Rohtes thüringischer Chronik (bei Menken, Leipzig 1728, Sp. 1741) folgten: 'Vnde do begreif hey eynen borger, der ... hiez von Welspeche ... den liez her in dy blidin, dy vor Warperg stunt, legin vnde en yn dy stad Isenache werffin.' Aber was 'Blide' sei, darüber gaben mir weder hoch- noch niederdeutsche Wörterbücher Auskunft. Doch in Banges thüringischer Chronik (1599, Bl. 101) heißt es vom Bürger 'Welsbach': 'Vnd der Marggraffe lies ihnen in eine Pleyden oder Schleuder legen, und drey stunde ... in die Stadt Eisennach werffen usw.' Ich habe also bei Grimms zur Erklärung hinter 'Blide' in Klammern 'Schleuder' zugesetzt.

Nr. 559 (Frau Sophiens Handschuh). Die Sage habe ich nach der thüringischen und hessischen Chronik in Senckenbergs Selecta juris et historiarum (Frankfurt a. M. 1735, III, 325) verglichen. Markgraf Heinrich von Meißen hat seiner Base, der Herzogin Sophie von Brabant, bereits das Land Thüringen wieder herauszugeben versprochen, da wird er wieder wankend gemacht, und zwar bei Grimms: 'Wie er so im Reden stund, kam sein Marschall Helwig von Schlotheim, zogen ihn zurück und sprachen: Herr, was wollt ihr thun?' usw. Wo kommt plötzlich der Plural 'zogen' und 'sprachen' her? Der Urtext zeigt den Sitz des Verderbens: 'Wie nun also Marggrave Heinrich zu reden mit seiner Basen stund, da kam sein Marschalck Hellwig von Schlottheim, und sein Bruder Hermann, zogen den guten Fürsten zuruck und sprachen: O Herre, was wollet ihr thun' usw. Ich habe demnach in Grimms Sage die versehentlich ausgefallenen Worte 'und sein Bruder Hermann' ergänzt.

Nr. 568 (Ursprung der von Malsburg). Grimms notieren als Quelle 'Winkelmanns Beschreibung von Hessen VI, 127 (Bremen 1697)'. Daselbst wird auch die Sage erzählt, aber in einer Form, die bei ihnen ziemlich bedeutend umgearbeitet und vereinfacht ist.

Ja, Grimms Einleitungsworte: 'Die von der Malsburg gehören zu dem ältesten Adel in Hessen und erzählen' scheinen darauf hinzudeuten, daß ihre Freunde von der Malsburg selbst an der Redaktion dieser Sage beteiligt sind. Karl der Große, der den Malsburg Berg und Bezirk schenkte, verlieh ihnen auch ihr Wappen. Karl sagt bei Winkelmann (VI, 128): '(ich) sondere dir deinen güldenen Schild in zwey gleiche Theile'. Bei Grimms steht aber: 'Der König sonderte ihm sein gülden Schild in zwei gleiche Theile.' Ich habe danach 'seinen güldenen Schild' eingesetzt, um so mehr, als vier Zeilen weiter in dem Schlußsätzchen auch bei Grimms 'den zugetheilten Schild' steht und ein Druckirrtum nur an der ersteren Stelle möglich erscheint.

Nr. 570 (Hennenberg). Die Überschrift bei Grimms ist zwar 'Henneberg', aber die Quelle in Heinrich Christian Senckenbergs Selecta iuris et historiarum sowie die entsprechende Benennung in der Grimmschen Sage selbst zeigen, daß es 'Hennenberg' heißen muß. Ein edler Herr baut in Franken, wo eine Birkhenne auffliegt, sich ein Schloß 'Hennenberg', und 'an dem Berge war ein Köre, da baute er seinen Dienern gar ein lustige Wohnung, und nannte sie von der Köre'. Dieser Schluß der Sage läßt nur die Meinung zu, als hätte die Dienerwohnung von der Köre geheißen; tatsächlich aber geht an der Urstelle die Erzählung noch weiter und läßt erkennen, daß er seine Diener, Dienstmannen, mit dem Namen 'von der Kören' begabte.

Nr. 571 (Die acht Brunos). Es haben sich nach Cyriakus Spangenbergs Quernfurtischen Chronik 1590, S. 134 ff., ein paar kleine Irrtümer eingeschlichen. Mit typographischer Unordnung der betreffenden Zeile steht, der Graf Gebhard habe 'zum oftern Mal' beschwerliche Gedanken gehabt; man sieht genau, daß das n nachträglich zugefügt ist, zuerst also 'zum ofter Mal' dastand. Dies hat auch die Quelle, nämlich 'zum offtermal', was also auch bei Grimms wiederherzustellen war; auch in Nr. 560 'oftermal'. Der heilige Bruno 'wandelt einmal hin und her'; in der Quelle 'spaziert er auf und ab' — mit von Grimms absichtlich vermiedenem Fremdwort. Er sieht da die Frau mit den acht Kindlein im Kessel kommen, die auf seine Frage sagt, es seien 'junge Wölfferlin oder Hündlin', es heißt nun weiter: 'Lasset sich doch Herr Brun düncken, es lautte diese stimme nicht aller Dinge, wie junger Hündlin'. Bei Grimms lautet die Stelle aber: 'so däuchte es Bruno doch nicht aller Dinge, als ob die Stimme wie junger Hündlein lautete'. Es ist klar, daß durch irgendein Versehen, vielleicht auch Überschreiben, die Worte 'nicht aller Dinge' an falscher Stelle und ohne Sinn stehen; es war daher die Umstellung nach Maßgabe der Urstelle vorzunehmen. Als Bruno die böse Absicht, die acht Kinder zu ertränken, aufgedeckt und vereitelt

hat, fragt er die Frau, 'woher sie mit den Kindlein komme, wem sie zuständig und was sie damit thun wolle'? Dem einfachen Verständnis muß 'sie' dreimal auf die Frau zu deuten scheinen. Doch zeigt die Urstelle eine bessere Beziehung, nämlich: 'Wo sie mit den Kindlin herkomme? Weme die zustendig? Vnd was sie mit denselben thun wölle?' Also das mittlere Subjekt 'die' geht, wie notwendig, auf die Kinder. Das habe ich auch bei Grimms hergestellt.

Nr. 579 (Die Gräfin von Orlamünde). Diese Sage von der Gräfin Agnes von Meran, die, um Albrecht den Schönen zu heiraten, ihre beiden Kinder selbst tötet oder töten läßt, folgt in der Hauptsache einem alten Reimgedicht, das in Waldenfels' Selectae Antiquitatis libri XII (Nürnberg 1677, S. 470) in den hier in Betracht kommenden Strophen lautet:

Ich wolt, sprach Albert, dem schönen Weib
gerne zuwenden meinen Leib
zur Eh' Sie nehmen in Zucht und Ehr,
wann es nur ohn vier Augen wär.

Die Rede für die Fraue kam,
so sie bald in die Ohren nahm,
und sie im Hertzen stets betracht,
all Augenblick daran gedacht.
Dadurch doch ihr verliebtes Hertz
nur kam in grösser Leid und Schmertz.

Gleichwie das Feuer sehrer wütt'
und tobet, wann man Oel drein schütt.
Also auch ihre Liebes-Flamm
hefftiger brannte und zunahm
durch deß Burggrafens gehörte Red'
dacht Sie die Kindlein so sie hätt':
werden gewiß die vier Augen seyn,
die mich berauben deß Buhlens mein.

Und war das Weib so sehr bethört,
daß Sie ihr eigne Kind' ermördt,
und jämerlich ihrs Lebens beraubt,
stach sie mit Nadeln durch ihr Haupt;
wol durch die zarte Hirnschal,
die zart und weich war noch zumal.

Es geht nun neun Strophen so weiter, namentlich mit Parallelisierung der Medeasage, und dann folgt im lateinischen Chronikenstil weiter, wie ein satelles Nobilis, Hayder vel Hager cognominatus sich bereitfinden läßt, die Kinder, die ihn schmeichelnd liebkosen, umzubringen. Der kleine Knabe, Herulus, bittet:

Lieber {Hager / Hayder} laß mich leben,
Ich will dir Orlamünden geben,
Auch Plassenburg deß neuen,
Es soll dich nicht gereuen,

während, noch kindlich unschuldiger. Herula bittet:

Lieber Hager laß mich leben,
Ich will dir alle meine Docken geben.

Dann folgt die lateinische Erzählung, wie der Mörder, als er gefoltert wird, seinen Schmerz über die Unschuld der Worte des Mägdleins ausspricht; daß die Kinder in Himmelscron begraben wurden; zuletzt die doppelte Tradition: daß die Gräfin nach Rom gepilgert und vor Himmelscron gestorben sei, oder daß sie in mit Nadeln und Nägeln besetzten Schuhen von Plassenburg nach Himmelscron gegangen; und daß ihr abgeschiedener Geist umgehe. Aus alledem, lateinischer und deutscher Darstellung, haben Grimms ihre Sage gebildet, indem sie die Motive und die Art der Tötung der Kinder so anordneten, wie es ihrem ästhetischen Zwecke entsprach.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Ich ging im Walde.

Eine philologisch-ästhetische Studie.

In den Goethischen Sammlungen finden sich zwei Gedichte von verwandtem Gedankengang und ähnlichem Wortlaut. Das eine führt den Titel 'Im Vorübergehen', das andere die Überschrift 'Gefunden'. Sie lauten folgendermaßen:

Im Vorübergehen.

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Da stand ein Blümchen
Sogleich so nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber sah.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es schleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die sind gar heimlich.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum sind die Blüten
So schön geründet.

Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht schranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war so heiter,
Wollt immer weiter —
Das war mein Sinn.

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Daß diese beiden Gedichte in einem inneren Zusammenhange stehen, ist jedem Leser sofort klar. Es fragt sich nur: 1. worauf sie sich beziehen, und 2. wann sie entstanden sind.

1. Adressat und Objekt der Gedichte.

Vor der Darlegung dieses Gegenstandes ist eine grundsätzliche Frage zu erörtern. Diejenigen Leser, die sich besonders ästhetischer Bildung rühmen, weisen solche Darlegungen höhnisch zurück als Quisquilien, die nur von den bösen Philologen verlangt werden, und erklären: für ein lyrisches Gedicht sei die Beziehung gleichgültig, man müsse es vielmehr genießen und rein in sich aufnehmen. Die Philologen entgegnen: Wir rühmen uns gleicher

Genußfähigkeit, aber wir sind wißbegierig und befriedigen diese Begierde und erhöhen gleicherweise unsere Freude an einem poetischen Werk, wenn wir seine Veranlassung kennen und seine Beziehung zu dem Dichter sowie zu der von ihm besungenen Person zu erschließen vermögen. Das erste Gedicht steht in der Abteilung 'Lyrisches', das zweite in der Abteilung 'Lieder'. Bei dieser Einreihung verfuhr Goethe wie bei der Anordnung seiner Werke überhaupt und seiner Gedichte im besonderen als Künstler. Daher steht das Gedicht 'Gefunden', das allein in die erste wirklich vollständige Gedichtausgabe aufgenommen ist, unter einer Anzahl Lieder, in denen von dem glücklichen Erringen der geliebten Person und von frohem Liebesgenuß die Rede ist. Wilhelm Scherer, der über die Anordnung Goethischer Werke bedeutsame Aufsätze geschrieben hat ('Goethe-Jahrbuch' Bd. 3. 4. 5), sagt über das Gedicht 'Gefunden', dem sich in jener Ausgabe die Verse 'Gleich und gleich' zugesellt hatten, 'beide unter sich im Motiv verwandt und das erste insofern gut zum "Musensohn" (das unmittelbar vorher steht), als die landschaftlichen Bilder sich gewissermaßen fortsetzen. Feld und Wald, Garten, Linde — und nun wieder Wald'.

Der erste, der über die innere Beziehung der Gedichte Aufschluß erteilte, ist Friedrich Wilhelm Riemer. In seinen 'Mitteilungen über Goethe' (Berlin 1841) erzählt er, wie Goethe Christiane Vulpius gefunden, wie er sie in sein Haus aufgenommen habe, und fährt dann fort: 'Doch er selbst kleidet dies ganze Verhältnis, seine Entstehung, Begründung und Folge in einer der schönsten Fabeln, die er noch spät 1813 verfertigte, und die auf einmal durch Obiges ihre Deutung und volles Verständnis erhält.' Gewiß kann man auch ohne diese Erklärung die beiden Gedichte verstehen. Das erste erzählt, daß der Dichter spazierenging, ein Blümchen erblickte, es brechen wollte, aber an diesem Frevel gehindert wurde durch die Mahnung der Pflanze, daß sie verwelke, wenn sie abgerissen würde, und daß sie ihre wirkliche Natur nur dann wahren könne, wenn sie mit ihren Wurzeln verpflanzt würde. Der Dichter hört diese Erinnerung, fällt aber noch keine Entscheidung.

In dem zweiten Gedicht wird derselbe Vorgang kürzer erzählt (3 statt 5 Strophen), namentlich ist die Mahnung der Blume nur epigrammatisch in einer vorwurfsvollen Frage ausgesprochen; aber gerade dieser Vorwurf treibt den Wanderer zum Entschluß: er gräbt die Blume mit ihren Wurzeln aus, verpflanzt sie in seinen Garten und erfreut sich an ihrem Weiterblühen. Beide Gedichte — mag man sie nun poetische Erzählungen oder, nach Riemers Vorgang, Parabeln nennen — sind, wenn man ihnen auch keine persönliche Deutung gibt, zart und anmutig, sie ge-

winnen aber einen viel lebendigeren Sinn, sie packen und greifen ans Herz, wenn man ihnen die Beziehung gibt, von der Riemer wissen konnte, ja wissen mußte.

2. Enstehung der Gedichte.

Das erste Gedicht wurde zuerst gedruckt 1827 in den Werken, Ausgabe letzter Hand, Bd. 3, S. 54 ff., das zweite 1815 in der zweiten sogenannten Cottaschen Ausgabe Bd. 1, S. 26. Die späte Drucklegung des erstgenannten Gedichtes beweist jedoch nichts für die Zeit seiner Entstehung, denn Goethe hat, wie bekannt, manche Gedichte lange zurückgehalten, ehe er sie der Öffentlichkeit mitteilte.

Über die Entstehung der poetischen Versuche gibt es folgende Zeugnisse des Dichters: Tagebuch, 26. August 1813, 'Kleine Gedichte', ferner einen Brief an die Gattin, 28. August 1813: 'Daß ich unterwegs heiter war, saht Ihr aus den Verslein'. Die Weimarer Ausgabe fügt dazu die Bemerkung 'Ich ging im Walde', also das Gedicht 'Gefunden'. Man ist nun im allgemeinen einig darüber, diese zwei Stellen im Tagebuch und in den Briefen auf diese beiden Gedichte zu beziehen; der Grund dazu ist der, daß der 26. August 1813 als Tag der silbernen Hochzeit von Goethe betrachtet wurde. Eine Notwendigkeit jedoch, daß beide Gedichte gemeint sind, liegt nicht vor; die 'Verslein' könnten sich natürlich auf die Verse eines einzigen Gedichtes beziehen, und das Wort 'Gedichte' beweist nur, daß mehrere poetische Produktionen, aber nicht gerade die unsrigen, an diesem Tage entstanden sind.

Auch aus den verschiedenen Zeiten und den Orten der Drucklegung läßt sich kein bestimmter Schluß ziehen, man könnte folgern, daß, da Goethe das Gedicht 'Im Vorübergehen' erst 1827 drucken ließ, es 1815 noch nicht existierte; ebensowohl könnte man aber auch schließen, daß er es vermied, das früher entstandene in die erste vollständige Ausgabe seiner Gedichte aufzunehmen, weil es ihm zu große Ähnlichkeit mit dem anderen zu besitzen schien. Dieser letztere Schluß wird auch durch die Tatsache bestärkt, daß Goethe die ursprünglichen Formen seiner Werke, z. B. die älteste Gestalt des 'Götz von Berlichingen', erst in die Ausgabe letzter Hand aufnahm, nachdem er in die früheren Editionen nur die definitive Gestalt seiner Werke eingereiht hatte.

Wir sind daher für alle Folgerungen nur auf die Gedichte selbst angewiesen, und da scheint sich folgendes zu ergeben. 'Im Vorübergehen' schildert das Begegnis rein tatsächlich: der Dichter findet ein Blümchen, will es brechen, erhält aber von dem Blümchen die Aufforderung, dies nicht zu tun, sondern es mit den Wurzeln auszugraben. Eine Antwort auf diese Forderung wird nicht erteilt, die Handlung selbst nicht beschrieben; vielmehr

drückt der Epilog des Gedichtes nur die Freude des Dichters über den Fund aus und läßt ahnen, daß er weitergegangen sei, ohne an eine bestimmte Zukunft zu denken. Dieser Schluß ist also weder eine Wiederholung noch eine Parodie, wie einzelne besonders findige Kommentatoren ihn gedeutet haben, sondern nur eine zusammenfassende Auseinandersetzung der Stimmung des Poeten.

Das zweite Gedicht dagegen rundet die Erzählung ab: die drei ersten Strophen wiederholen in Kürze den in dem ersten bereits beschriebenen Vorgang, die vierte Strophe deutet die Wirkung der feinen Mahnung des Blümchens an, nämlich die, daß der Dichter die Geliebte in sein Haus bringt, die flüchtige Begegnung sanktioniert und die schnell gewonnene Geliebte zu seinem dauernden Eigentum macht. In der fünften, der Schlußstrophe, freut er sich seines Besitzes: das Blümchen vergilt dem Sorgsamen seine Liebe durch stetes Zweigen und Weiterblühen. Während also das erste Gedicht eine poetische Verklärung des Erlangens und Erringens ist, aber noch ohne die Absicht einer Dauer (daher der bezeichnende Titel 'Im Vorübergehen'), ist das zweite die Verherrlichung des aus einer flüchtigen Laune zum dauernden Zustand Gewordenen, eine sinnige Huldigung für die Lebensgefährtin, die 25 Jahre lang die Seinige gewesen war.

Auf diese Weise gelangt man aus dem Inhalt selbst zu der begründeten Vermutung, das Gedicht 'Im Vorübergehen' müsse früher, bald nach Beginn der Beziehungen zwischen Goethe und Christiane, das Gedicht 'Gefunden' dagegen zur Feier der silbernen Hochzeit gedichtet sein. Daß dies letztere wirklich der Fall ist, wird aus dem Datum 26. August 1813 bestärkt; für das erstere fehlt eine Bekundung, da man aus der vorhandenen Handschrift keine sicheren Schlüsse ziehen kann. Diese Handschrift aus von Loepers Besitz befindet sich jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. Professor Wahle schreibt mir: 'Nach Schrift und Papier, Folioblatt grünlichen Schreibpapiers, möchte man die Handschrift in die Zeit des Diwans legen, dessen Gedichte in ähnlicher Schrift auf ähnlichen Blättern geschrieben sind, also im Sommer 1814.' Ist nun auch an den Angaben des so außerordentlich kundigen Berichterstatters nicht zu zweifeln und zu deuteln, muß man also durchaus zugeben, daß die vorhandene Handschrift aus dem Jahre 1814 herrührt, so ist damit für die Entstehung des Gedichtes nichts erwiesen, vielmehr könnte man durchaus die Ansicht verteidigen, daß die Handschrift eine Abschrift aus dem früheren Original oder die Reproduktion eines längst existierenden Gedichtes gewesen sei.

Vielleicht aber gibt die Sprache irgendwelchen Anhalt. Die Form 'so vor mich hin' klingt wie ein Ton aus der Jugend-

zeit; aber in demselben Gedicht Vers 2 heißt es 'so für mich hin', so daß der einmalige Gebrauch von 'vor' nicht entscheidet. Dagegen dürfte man die Formen 'geründet' (Vers 16) und das transitiv gebrauchte Verbum 'schranzen' (Vers 18) in die Jugendzeit verweisen. Leider wird das erstere Wort in dem Grimmschen Wörterbuch gar nicht angeführt; das sehr seltene Wort 'schranzen' im Sinne von 'den Hof machen, schöntun' wird bei Grimm aus Goethe nur zweimal erwähnt, eben in unserm Gedicht und in der Stelle 'hofgemäße Löwenschranzen' in den Nachträgen zu Goethes Werken, 1842 erschienen, Bd. 46, S. 58. Auch der durch ähnlichen Nichtgleichklang hervorgerufene Reim 'schleunig — heimlich' scheint auf älteren Sprachgebrauch zu deuten.

Wenn nun aber auch Zeugnisse, Handschrift, Wortgebrauch keinen entscheidenden Beweis abgeben, so wird dieser meines Dafürhaltens durch die Gedichte selbst geliefert. Kann man sich vorstellen, daß ein Dichter in einer und derselben Zeit zweimal den gleichen Vorgang poetisch behandelt? Man kann wohl annehmen, daß ein Dichter zu verschiedenen Zeiten an dasselbe Thema herangeht, vielleicht erst nach vielen Jahren wieder sich an demselben Stoff versucht, weil die erste Behandlung ihm nun mißfällt, dann aber ist notwendig, daß er die erste verwirft und ausschließlich die zweite beibehält. Goethe hat aber beide Fassungen des Gedichtes des Druckes, der Aufnahme in seine Werke für wert gehalten. Die endgültige hat er noch zu Lebzeiten seiner Gattin, da er sie eben als ihre Verherrlichung betrachten durfte, der Öffentlichkeit mitgeteilt, die ursprüngliche dagegen erst elf Jahre später veröffentlicht, nachdem die Gattin geschieden war. Aber man braucht nicht bloß die Unzufriedenheit mit dem ursprünglichen Text und die Rücksicht auf die Gattin als ausschlaggebend für die Rückstellung der ersten Fassung zu betrachten, sondern vor allem die Furcht vor dem Publikum. Solange Christiane lebte, wollte das Geschrei über die Unebenbürtigkeit der Gefährtin, über die Unwürdigkeit ihrer Person und ihres Charakters nicht enden; es hätte, so mußte der Poet fürchten, neue Nahrung durch den Druck der Verse 'Im Vorübergehen' erhalten, denn bei ihrer Lesung hätten die Neider hämisch ausgerufen: Da sagt es ja der Dichter selbst, daß er ursprünglich gar nicht an eine dauernde Verbindung gedacht, daß er sich nur seines Fundes gefreut habe, aber heiter rücksichtslos seines Weges gegangen sei, ohne den Entschluß auszuführen, auf den die Geliebte drängte. Erst da sie längst tot war, brauchte er solche Besorgnisse nicht mehr zu hegen und nahm nun keinen Anstand, die Verse zu veröffentlichen, die, wie wir annehmen, im Glück des ersten Liebesrausches, in der Wonne des Besitzes geschrieben waren.

Ich glaube daher: man wird mit der alten Anschauung, die

dahin geht, die Entstehung beider Gedichte in das Jahr 1813 zu verweisen, brechen müssen und zu dem Schlusse kommen: das Gedicht im 'Vorübergehen' entstand in der ersten Epoche des Zusammenlebens mit Christiane, etwa dem Jahre 1789, und nur das zweite ist, wie urkundlich feststeht, dem Jahre 1813 zuzurechnen.[1]

Berlin. Ludwig Geiger.

---

[1] Die Ansicht, daß die Gedichte zu verschiedenen Zeiten entstanden sein müssen, verfechte ich seit vielen Jahren in meinen Vorlesungen; nur habe ich früher, 'Goethe und die Seinen' (Leipzig 1908), S. 100 f., die Sache anders aufgefaßt, das Gedicht 'Gefunden' als ältere, das andere, 'Im Vorübergehen', als neuere Fassung erklärt. Doch nehme ich diese Ansicht als falsch zurück und glaube die im Text vorgetragene als einzig richtige erwiesen oder wahrscheinlich gemacht zu haben. In der ursprünglichen Fassung des zweiten Gedichts, jetzt abgedruckt 'Goethes Briefwechsel mit seiner Frau' II, S. 300 ff., heißt es Str. 1, V. 2 'vor mich', Str. 2, V. 3 'blinkend', Str. 3 lauten die drei ersten Verse:

'Mit allen Wurzeln
Hob ich es aus
Und trugs zum Garten':

Str. 4, V. 1 'Ich pflanzt', V. 3 und 4:

Nun zweigt und blüht es
Mir immer fort.

Gerade der letzte Vers ist von besonderer Prägnanz; in dieser älteren Fassung kommt das Persönliche, die Zugehörigkeit des Blümchens zum Dichter, zu deutlicherem, bewußterem Ausdruck.

Briefe Georg Forsters.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

Iterare cursus cogor relictos.

I. An Heinrich Christian Boie.

In dem nicht erhaltenen Briefe an Forster, auf den das folgende Schreiben die Antwort bildet, hatte Boie seiner persönlichen Bekanntschaft mit Forster gedacht, die wohl mehrere Jahre zurücklag: wenn ich recht vermute, so können sich beide Männer nur in Göttingen bei Gelegenheit eines der häufigen Besuche, die Forster von Kassel aus in den ersten achtziger Jahren dort abstattete, gesehen haben, und der 'vortreffliche Mann', in dessen Hause die Begegnung stattfand, kann dann wohl nur Lichtenberg gewesen sein, auf dessen kirchlich nicht legitimierte Ehe mir Forster anzuspielen scheint. Die Korrespondenz vom Sommer 1789 war durch Boies neue journalistische Unternehmung hervorgerufen, der seinem Ende 1788 eingegangenen 'Deutschen Museum' ein allerdings sehr kurzlebiges 'Neues deutsches Museum' folgen ließ, das im Juli 1789 seinen Anfang nehmen sollte. Der beiderseitige Freund Fritz Jacobi warb bei Forster für die neue Zeitschrift und hatte damit Erfolg, obwohl Forster nicht nur sein starkes Mißtrauen gegen die Güte eigener Arbeiten, sondern auch die Befürchtung geltend machte, daß er und Boie vielleicht in den 'Begriffen vom Vortrefflichen' verschiedener Meinung sein könnten ('Briefwechsel' 1, 761). Sein hoher Idealismus hat ihm den folgenden programmatischen Brief eingegeben.

Mainz den 5. Julius 1789.

Sie werden vermuthlich, hochgeschätzter Herr, schon jezt einen kleinen Beweis in Händen haben, daß ich auf unseres lieben treflichen Jacobis Aufforderung, Ihr neues Museum, insofern es meine Beiträge vermögen, mit wahrem Vergnügen zu befördern wünsche. Ich bin mir bewußt, daß es vielleicht tausend Schriftsteller in Deutschland giebt, die besser und zweckmäßiger in einer Zeitschrift für die Belehrung des Publikums arbeiten könnten; denn jeder hat seinen eigenen Ideengang, welcher nicht allemal für die allgemeine Fassungskraft vieler Leser gestimmt ist, und sey es Unart oder Bedürfnis bey mir, ich tummle mein Steckenpferd in einem engen Kreise, der selten allgemein interessirt. Allein wenn Sie selbst und Jacobi kein Bedenken tragen, auf diesem Wege auch für das Publikum arbeiten zu lassen, so ist es besser ich lasse die Apologien unterweges, und wir versuchen es miteinander. Jeder von uns hat ja auch zuweilen bessere Augenblicke, wo ein Gedanke sich glücklicher entwickeln läßt, und es wäre arg, wenn ich diese verfehlen sollte, so oft ich an einen Aufsatz für das Museum gehe.

Was Ihnen Jacobi jezt von meiner Arbeit behändigen wird ist nicht allerdings das Werk eines recht heitern Augenblicks.[1] Ich weis nicht, wie

[1] Der Aufsatz 'Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit'

ich es angefangen habe, seit dem April, da ich diesen vortreflichen Mann besuchte,[1] in eine kränkliche, hypochondrische Abspannung zu verfallen, die besonders meinen Kopf ergriffen hat, und auf meine Arbeiten wesentlich und höchstnachtheilig einfließt. Vielleicht ist eine zuweit getriebene Anstrengung während des vorigen Winters schuld daran. Ich hoffe indessen vermittelst des Rheinbades, und eines Stahlbrunnens, den ich in guter Gesellschaft der meinigen ruhig im schönen Rheingau trinke, bald wieder meine Feder zuspitzen zu können. und fühle schon jezt. bey der endlichen Rückkehr schöner Sommertage, daß Lust zur Arbeit und eignes Wirken des Geistes wiederkehrt. — Verzeihen Sie, daß ich mit einer Krankheitsgeschichte auftrete: Sie wissen die Hypochondristen haben es an der Art von ihren armseligen Leiden zu sprechen, und ich, der ihnen sonst Hohn zu sprechen pflegte, demüthige mich selbst dafür, indem ich mich jezt zu ihrer Zunft zähle. Ich hoffe immer so lange ich es selbst thue, wird es nicht so leicht jemand anders thun.

Ich kann Ihnen freylich keine regelmäßige Folge von Aufsätzen versprechen: allein dann und wann. wie es Zeit und Umstände mit sich bringen.[2] Mehr indessen, als meine Arbeit, wird Ihnen hoffentlich das Versprechen werth seyn, welches ich Ihnen durch unsern Jacobi habe thun lassen, daß der scharfsinnige Verfasser gewisser philosophischen Briefe in Schillers Thalia.[3] ein Mann dessen Kopf und Herz gleich achtungswürdig sind, Ihnen durch mich seine Beyträge zum Museum liefern will, und lieber diesen Weg ins Publikum zu nehmen, als Herrn Hofrath Wieland. und dessen Merkur, dem es nicht an Mitarbeitern fehlt. der ihn aber dazu aufgeboten hat. zu versorgen gedenkt. Auch werden Sie. wie ich mir schmeichle. über einen andern Mitarbeiter[4] Freude haben. dessen Scene aus dem heimlichen Gericht,[5] ich unsern Freund gebeten habe, Ihnen zugleich mit meinem Aufsatz zu überschicken. Ich habe nur zu bitten. daß Sie diese Herren mit mir auf gleichen Fuß behandeln. und besonders der eingeschickten dramatischen Episode bald eine Stelle geben wollen.[6] Das Honorar, welches Herr Göschen giebt. ist billig. und mit Herrn Wielands Anerbietungen völlig gleich. Es ist eine Art von angenehmer Täuschung für mich darin, nicht umsonst gearbeitet zu haben. wenn ich gleich den Gewinn bey dergleichen eigenen Geistesprodukten mit dem Zeitaufwand in keine Gleichung bringen kann; denn ein Bogen Uebersetzung den ich in e i n e m T a g e zu Stande bringe, wird mir. so groß ist die Lesewuth unseres Publikums, auch mit

erschien im Septemberheft des 'Neuen deutschen Museums' ('Sämtliche Schriften' 5. 225): vgl. auch 'Briefwechsel' 1. 840; 'Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte' 5, 400.

[1] Vgl. unten Abschnitt III, Nr. 1.

[2] Forster hat nur noch einen Aufsatz für das 'Museum' geschrieben. 'Über lokale und allgemeine Bildung', der im Juniheft 1791 erschien und sonderbarerweise in die Gesamtausgabe nicht aufgenommen worden ist (vgl. meine Ausgabe der 'Ausgewählten kleinen Schriften' S. 152).

[3] Schillers Freund Körner (1756—1831), der Raphael seiner 'Philosophischen Briefe'. Oberkonsistorialrat in Dresden: vgl. unten Abschnitt II. Er hat nichts für das 'Museum' geschrieben.

[4] Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804). sächsischer Legationssekretär in Mainz, der spätere zweite Gatte von Therese Forster.

[5] Vgl. unten Abschnitt II.

[6] Dies geschah im Oktoberheft 1789.

2 Pistolen bezahlt, und Sie werden es meinem kleinen Aufsatz wohl nicht ansehen, daß ich drey ganze Wochen darüber zugebracht habe. Dafür muß man aber rechnen, daß man mit Uebersetzungen weder an Reputation, noch an eigenem Vergnügen, noch an Geistesübung das gewinnt, was eigene Ausarbeitung verschaffen kann, mithin zwischen Arbeiten um Brod und um Ehre wohl unterscheiden.

Eine sehr angenehme Aussicht eröfnen Sie mir durch die Stelle Ihres Briefes, welche das neue Museum von aller Anhänglichkeit an Parthey, Sekte oder System frey spricht. Eben weil wir einmal auf dem Punkt sind, wo alles gesagt und ventilirt werden darf, ist es entsezlich, wenn gerade die Vehikel der allgemeinen Aufklärung, die Journale, partheyisch und einseitig sind. So fest ich überzeugt bin, daß die Aeußerung der paradoxesten Meynung, so lange man sie nicht durch Verfolgung zu etwas mehrerem erhob, der Welt nie Schaden gethan hat und thun wird, so lebendig ist in mir der Glaube, daß der allgemein rege gewordene Geist der Prüfung, des Zweifels und der vernünftigen Untersuchung jezt nicht auf halbem Wege stehen bleiben darf, sondern seinen Kreis vollenden muß, wenn kein Nachtheil für unsere Moralität daraus erwachsen soll. Mit Machtsprüchen mag man Kinder schweigen; vernünftige Menschen fordern Gründe und Freyheit. Zu dieser zweckmäßigen Unterweisung des Publikums kann ein unpartheyisches Journal gewis sehr viel mitwirken, zumal wenn bey aller Verschiedenheit der Denkungsart Personalitäten aus dem Spiele bleiben. Denn es erfordert gewis nicht ein sehr lange fortgesetztes Verkehr unter Menschen, um die Erfahrung zu erlangen, daß die besten Menschen oft ganz entgegengesezte Meynungen hegen, und daß eine Verwechselung dieser zwey sehr getrennten Dinge, Meynung und Handlungsweise, Feindschaften stiftet, wo keine existiren sollten. Ihre gütige und für mich so schmeichelhafte Erinnerung an den Tag unserer persönlichen Bekanntschaft bringt mich eigentlich auf diesen Gedanken zurück. Der Mann bey dem ich Sie sah, ist in so mancherley Rücksicht ein so vortreflicher Mann, daß es äußerst schmerzlich ist, Verhältnisse entstehen zu sehen, die zwischen ihm und andern verdienten Männern nicht blos alle Gemeinschaft aufheben, sondern sogar Misverständnisse von einer unangenehmen Gattung veranlassen. Ich bin in dem Falle mit vielen Männern von ganz entgegengesezten Partheyen und Meynungen, die einander zum Theil nicht glimpflich behandeln, bekannt und befreundet zu seyn; ich kenne und schätze ihren allerseitigen Werth und ihre Verdienste, und kann nur bedauren, daß sie bey lebhafteren Leidenschaften sich nicht in den ruhigen Gesichtspunkt versetzen können, wo sie einander würden Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo sie vielleicht Seiten aneinander ausspähten, mit denen sie aneinander paßten; und bey dieser Denkungsart, die ich wohl tolerant nennen darf, bin ich doch weit entfernt von Synkretismus oder Indifferentismus, sondern habe meinen Sinn für mich, so gut wie jeder andere. Leider ist es schwerer als man glaubt, der argen Gewohnheit zu entsagen, vermöge welcher man so leicht den, der anders denkt, für einen Gegner, und bald den Gegner für einen Feind, den Feind für einen bösen Menschen hält, und so weiter. Daher empört mich nichts so sehr als eine Beeinträchtigung der schriftstellerischen Freyheit; und kann es eine ärgere, größere geben, als die Besorgnis, sich durch eine geäußerte Meynung einen Feind zu erwecken?

Ich schmeichle mir, mein werthester Herr, daß mein langes, vertrau-

liches Geplauder Sie besser, als eine bloße Versicherung, von der Erwiederung der freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie gegen mich äußern, überzeugen wird. Das kurze Leben ist der Kunst nicht werth, womit man so oft sein Betragen gegen andere einzurichten sucht. Wie Sie mich jezt in diesem Briefe kennen lernen, sollen Sie mich immer finden, und ich freue mich auf unsere nähere, wenn nicht persönliche, doch in Briefen fortzusetzende Bekanntschaft. Zu Ihren Vaterfreuden[1] wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück. Ich habe seit drey Jahren ein kleines Mädchen,[2] um dessentwillen ich gewis viel mehr Freude habe, als ich sonst hätte, und das ist fürwahr, den Maasstab vom gemeinen Leben entlehnt, nicht wenig gesagt; denn Sie kennen meine Therese und folglich auch mein häusliches Glück. Für Ihr gütiges und freundschaftliches Andenken ist sie Ihnen bestens verbunden und trägt mir viel herzliche Empfehlungen an Sie auf. Unbekannterweise sagen Sie Ihrer Frau Gemalin[3] alles Gute von uns beiden, und erlauben Sie mir jezt den Zusatz, daß ich mit wahrer Hochachtung bin

Ihr
ergebenster Diener
G. Forster.

II. An Christian Gottfried Körner.

Schillers Freund Körner, an den der folgende Brief gerichtet ist und von dessen brieflicher Verbindung mit Forster man bisher nichts wußte, lernte Forster im Sommer 1784 auf der Durchreise von Kassel nach seinem neuen Bestimmungsorte Wilna in Dresden kennen. Sein Tagebuch von dieser Reise erwähnt Körners Namen ein paarmal, allerdings ohne nähere und eingehendere Bemerkungen ('Tagebücher' S. 77. 83. 84. 118. 119. 122). Als dann in Mainz seit 1788 Huber dem Forsterschen Hause nähertrat, der mit Körner in dauernder und enger brieflicher Verbindung blieb, veranlaßten seine begeisterten Schilderungen Forsters einen Brief Körners, der leider nicht erhalten ist, obwohl er zur Erläuterung der vorliegenden Antwort unentbehrlich wäre. Im Gedanken an die fünf gleichen Becher, die Körner, Huber, Schiller und die Schwestern Stock sich zum äußeren Wahrzeichen ihrer Freundschaft hatten machen lassen, erklärte Huber schon nach wenigen Wochen der Bekanntschaft, daß er Forster 'des sechsten Bechers würdig' halte (Huber, 'Sämtliche Werke' 1, 313). Forsters Brief zeigt seine warme Begeisterung für den neuen Freund, den er in Körner sieht.

Mainz, den 25. Nov. 1789.

Ihr lieber Brief, mein verehrungswürdiger Freund, müßte schon wegen der Einlage an unsern Huber[4] eine prompte Antwort haben, wenn auch

[1] Am 4. Juni war Boies Sohn Friedrich geboren worden; vgl. Weinhold, 'Heinrich Christian Boie' S. 115.

[2] Therese, 1786 in Wilna geboren.

[3] Sara von Hugo, die Boie am 9. Juni 1788 geheiratet hatte; vgl. Weinhold ebenda.

[4] Vgl. oben Abschnitt I.

alles das Liebe und Gute, was er für mich enthält, mich nicht dazu anfeuerte. Ich habe Hubern Ihren Brief eigenhändig nach Ihrer Vorschrift übergeben, und mir ein Verdienst daraus gemacht, nicht allein, weil Ihre Briefe allemal Balsam auf seine Seele sind, sondern auch, weil er besonders gestern dieses Balsams am meisten bedurfte, da er eben wegen seines Stücks[1] den dritten Korb bekommen hatte. In der That ist es verdrießlich, daß unser deutsches Publikum oder vielmehr alle unsere mannigfaltigen deutschen Publika für Werke von diesem Kaliber keinen Sinn haben, und daß man sich nicht getraut von Theaterdirektionswegen sie ihnen aufzutischen, da man ohne Scheu die plattsten Sachen spielt, die keinen Sinn und keinen Menschenverstand haben. So etwas könnte einen guten Schriftsteller unmuthig machen und ihn von aller Arbeit für das Publikum disgustiren. Inzwischen ist es wahr, daß das heimliche Gericht für die Lektüre im Cabinet, wo man über das Gewicht jedes Worts nachsinnen kann, noch mehr als für die Aufführung berechnet ist; und ich freue mich daher, daß Huber nun im Ernst entschlossen ist, sein Stück ganz für den Druck zu vollenden.

Für und wider Bernhard Schotts Grundsätze[2] läßt sich vieles, und zwar besonders mit Rücksicht auf unsere Zeiten passendes, sagen. Ich wünsche sehr, Sie darüber zu hören. Mich dünkt, eine Seite allein erschöpft nicht alles; wir müssen immer das *pro* und *contra* zusammen nehmen. Schwärmerey führt zu einem Extrem, und Haß der Schwärmerey oder diese stolze Apathie, die alles ohne Enthusiasmus abgethan wissen will, zu einem andern. Die Welt bedarf noch immer des einen und des andern um im Gleise zu bleiben.

Eine neue Anthropologie[3] ist so sehr mein Wunsch, daß ich fast nur darum sehnsüchtig nach England zu gehen verlange, wo ich noch am ersten diejenigen Materialien zu finden hoffte, welche mir zu einem solchen Werk unentbehrlich scheinen, nämlich Nüancen des Menschengeschlechts entweder lebendig oder in wahren, porträtmäßigen Abbildungen, und in Schedeln, die sich messen und vergleichen lassen. Alsdenn fehlt Muße, um die Reisebeschreiber kritisch zu benutzen, und eine Bibliothek, wie die Göttingische, um sie darin zusammen anzutreffen. Sie sehen, wie weit ich da noch vom Ziele bin. Jene Reise nach England ist ein *pium desiderium*, welches nicht den geringsten Anschein für sich hat, und hier bin ich von allen Hülfsmitteln entblößt. Was man bisher in der Kenntnis der Verschiedenheiten des Menschengeschlechts geleistet hat, ist äußerst unbedeutend, und in den meisten Fällen sogar unnütze Arbeit, welche wieder eingerissen werden muß. Denn die Reisenden haben uns zwar manche Beobachtung geliefert, aber das Wesentliche, worauf alles ankam, finden wir nicht, weil man um zweckmäßig beobachten zu können, auch schon mit dem Endzweck im Sinne, an die Beobachtung gehen, und voraus wissen muß, auf welche Punkte es eigentlich ankommt. Wie viel Reisende in entlegene

[1] Huber hatte eben sein Trauerspiel 'Das heimliche Gericht' (Leipzig 1790) beendet und suchte es vergeblich bei mehreren Bühnen anzubringen: seine Briefe an Körner berichten Genaueres darüber.

[2] Ich habe diesen Mann und seine Grundsätze nicht identifizieren können: da von den bekannteren Schriftstellern namens Schott keiner den Vornamen Bernhard führt, so muß wohl irgendein unbekannter Mitarbeiter einer Monatsschrift oder vielleicht gar eine Romanfigur gemeint sein.

[3] Dieser Plan Forsters ist nicht zur Ausführung gekommen.

Länder giebt es wohl, die von der Naturhistorie des Menschen ausgiengen, und hinlänglich unterrichtet waren, um sie erweitern zu können. Alles was Herr Meiners[1] jezt darüber zusammenträgt ist das unverdauteste Zeug von der Welt.

Sie sind allzugütig, daß Sie wegen der Piozzi[2] ein Wort verlieren. Ich sehe mich auch genöthigt, die Sache ihrem Schicksal zu überlassen, so gern ich abstehen möchte, denn unter uns gesagt, welches Sie doch vor der Hand bey sich behalten wollen, ich revidire blos die Uebersetzung einer andern Hand, der ich auf diese Art einen Vortheil zuwende, dessen sie bedürftig ist. Dieser Grund wird mich bey Ihnen rechtfertigen. Die Uebersetzerin ist schon mit ihrer Arbeit weit vorgerückt, und ich würde es hart finden, sie jezt stecken zu lassen. Ich glaube übrigens mit Ihnen daß die Lesesucht des Publikums leicht zwey Uebersetzungen ertragen kann. Der 2te Theil meines Düpaty[3] ist jezt auch fertig aber von einer ungeheuren Menge Druckfehler entstellt, die bey einem Werke von dieser Art, dessen Verdienst oft mehr in den Worten als in der Sache liegt, doppelt anstößig sind.

Die frohe Aussicht, Sie künftigen Sommer bey uns zu sehen,[4] dürfen Sie mir nicht wieder rauben, denn ich hänge schon mit ganzer Seele daran. Ich weis in der That nicht, ob ich Ihnen etwas, und wie viel ich Ihnen werde seyn können; ich kann nur mit der strengsten Wahrheitsliebe sagen, daß ich, aus unserer kurzen Bekanntschaft und aus Hubers freundschaftlichem Vorurtheil für mich, mir schmeichle, es müssen der Vereinigungspunkte viele zwischen uns seyn. Die Ruhe Ihres Geistes ist für mich bey seinem Reichthum besonders anziehend; das Leben ist so kurz, daß man sehr berechtigt ist, das Eminente in jeder Art herauszulesen und festzuhalten. Ihr Herz wird indessen noch mehr Nahrung bey uns finden; denn die Natur ist hier doch wirklich anmuthig, und wir sind doch wenigstens recht gute Leute. Meine Frau freut sich mit mir auf Ihre Reise in unsere Gegend, und genießt im Voraus das Vergnügen die Ihrigen, auf deren Bekanntschaft wir durch Freund Hubern uns freuen gelernt haben, hier kennen zu lernen. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundschaftliche Aufnahme der guten Mademoiselle Bertuch; sie hat es nicht genug rühmen können, wie viel Glück sie in Ihrem Hause genossen hat.

Vor fünf Tagen ist mein liebes Weibchen glücklich von einer kleinen Tochter[5] entbunden worden, und befindet sich mit ihrem Kinde ausnehmend wohl. Dieser Zuwachs meiner häuslichen Glückseligkeit ist mir um so wichtiger weil ich ganz darin nur lebe. Jetzt nehmen Sie nur noch die wiederholte Versicherung der innigsten hochachtungsvollesten Ergebenheit Ihres

Forster.

---

[1] Christoph Meiners (1747—1810), Professor der Philosophie in Göttingen, hatte eine Reihe kompilatorischer Arbeiten auf dem Gebiete der Kulturgeschichte veröffentlicht.

[2] Unter Forsters Namen erschien Frankfurt und Mainz 1790 eine Übersetzung von Esther Lynch Piozzis 'Bemerkungen auf der Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland', die eigentlich Sophie Margarete Dorothea Forkel, die von ihrem Gatten, dem Göttinger Musikdirektor Forkel, getrennt in Mainz in gedrückten Verhältnissen lebte, verfaßt hatte: vgl. 'Archiv' 88, 37. 89, 26. 92, 288. 297. 301.

[3] 'Briefe über Italien vom Jahre 1785', Mainz 1789—90; vgl. darüber 'Briefwechsel' 1, 766. 821. 860; 'Archiv' 92, 274.

[4] Dieser Reiseplan Körners kam nicht zur Ausführung.

[5] Clara Forster, spätere Frau von Greyerz.

III. An Friedrich Heinrich Jacobi.

An keinem seiner Freunde, selbst an Sömmering nicht, hat Forster mit solcher Innigkeit und schwärmerischen Hingebung gehangen wie an Fritz Jacobi, dem liebenswürdigen und gastfreien Hausherrn von Pempelfort bei Düsseldorf, von dessen Leben und Wesen uns Goethe im vierzehnten Buche seiner Selbstbiographie ein so anschauliches Bild entwirft. Seit sie sich im Herbst 1778 bei Forsters erwartungs- und sorgenvollem Eintritt in das ihm fremde Deutschland herzlich nahegetreten waren, blieben sie, obwohl elf Jahre im Alter auseinander, in ununterbrochenem Einverständnis, das, durch mehrfaches persönliches Wiedersehen und regen schriftlichen Gedankenaustausch gefördert, bis zu jenem unseligen Zeitpunkt dauerte, wo Forsters offene Parteinahme für die Sache der französischen Freiheit es selbst seinen nächsten Freunden angemessen erscheinen ließ, sich von ihm zurückzuziehen. Die besten Zeugnisse dieses Freundschaftsbundes sind die zwischen beiden Männern gewechselten Briefe, von denen eine stattliche Zahl an verschiedenen Stellen gedruckt ist (14 von Jacobi in dessen 'Auserlesenem Briefwechsel', 60 von Forster in dessen 'Briefwechsel', 3 von Jacobi in Zöppritzens Sammlung 'Aus Jacobis Nachlaß', 4 von Forster im fünften Bande der 'Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte'). Zur Ergänzung lege ich hier noch acht weitere, bisher unbekannte Briefe Forsters an Jacobi aus den Jahren 1789—92 vor.

1.

Mainz 4. May 1789.

Zürnen Sie nicht, liebster J. daß ich auf Ihren lieben Brief heut erst antworte; ich bin dieser Tagen krank und verdrießlich, zu keiner Arbeit und zu keinem Geschäfte aufgelegt gewesen; und bin es noch nicht.

Der Postwagen, oder wenigstens, das mit demselben abgegangene Pack ist noch nicht da. Sobald es kommt werde ich die Exemplare[1] vertheilen.

Müllern[2] habe ich noch nicht gesehen; wenn ich hinkam, sagte man mir er schliefe, oder er ließe sich verbinden, oder die Aerzte wären bey ihm; kurz ich kriegte ihn nicht zu sehen.

Heyne[3] wird sich Ihres Spinoza gewis herzlich freuen. Er ist Ihnen von ganzer Seele zugethan.

[1] Gemeint sind die Exemplare der damals erscheinenden zweiten vermehrten Ausgabe von Jacobis Buch 'Über die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn' (zuerst Breslau 1785), 'sicher das Beste, was er geschrieben hat' ('Briefwechsel' 1, 799).

[2] Johannes Müller (1752—1809), der Geschichtschreiber der Schweiz, Staatsrat in Mainz, war lebensgefährlich erkrankt: vgl. 'Briefwechsel' 1, 796. 799; 'Archiv' 92, 277. 278.

[3] Forsters Schwiegervater Christian Gottlob Heyne (1729—1812), Professor der Altertumswissenschaft in Göttingen: vgl. 'Briefwechsel' 1, 808.

Ihre Prophezeihung: möchte sie doch bald in Erfüllung gehen!! daß wir uns bald und auf länger wiedersehen sollen! Ich bin seit meiner Abreise von Pempelfort[1] nur noch ein halber Mensch; ob Krankheit der Eingeweide allein dieses Gefühl hervorbringt, oder ob das Gemüth selbst seinen Antheil daran hat; entscheiden Sie, mit Ihrem unbegreiflichen Dualismus, der doch nicht Dualismus ist!

Einen Einfall den ich hatte, meinen Cook den Entdecker[2] für die Franzosen umzuschmelzen, mußte ich fahren lassen. Ich erfuhr durch meinen Correspondenten, der 15te May sey der Tag, der zur Einsendung bestimmt sey; und ich hätte nach meiner Art zu arbeiten, und in einer fremden Sprache sicherlich bis zum 15ten Julius bedurft.

Es hat mir überaus wohl gethan, daß Sie mich von einem Fortschritt bey Ihnen versichern. Wenn ich Ihnen lieber geworden bin, so habe ich Ursache mich selbst höher zu achten; denn entschiedene Eigenthümlichkeit ist das, was Sie an einem Menschen schätzen. Ich sehe und fühle mich indessen täglich anders als ich seyn will und soll; ein Widerspruch der mich in mir selbst vernichtet.

Wir haben herrliche Tage. Gestern, zur Zerstreuung, gieng ich mit den Meinigen zwei Stunden weit zu Fuß, und brachte den ganzen Tag im Walde zu. Es war ein sehr froher Tag, und wir waren sehr vergnügt. Aber jezt büße ich es wieder an meinem Schreibtisch.

Ich fühle, wie viel ich gewänne, wenn ich die Aufheiterung genösse, die ein menschlicher Geist nur geben kann. Sie wissen, Sömmerring[3] ist mein Freund, und ich liebe ihn sehr; allein, wenn ich ihm klagte, so würde er mir Boerhaavens[4] Stahltropfen[5] rühmen.

Von meinen Meßarbeiten ist noch keine fertig, in meinen Händen. Den ersten Band des Dupaty[6] werde ich noch am ersten erhalten. Sobald ich etwas habe, schick' ich es Ihnen.

Therese grüßt Sie und alles was um Sie und Ihr ist, und dankt Ihnen herzlich. Es freut mich sehr, daß Sie sie gefunden haben, auch wußte ich wohl, Sie würden sie finden. Eine Seele, wie diese, kann auch nur gefunden werden, denn nach Merkpfählen und hölzernen Wegweisern ergeht man sie nicht. Dagegen seyn Sie auch versichert, daß Therese Sie gefunden hat.

Nun müssen Sie noch die kleine Therese[7] sehen, die einst ihre Mutter wieder von vorn anfangen wird; doch, wenn es möglich ist, mit weniger peinlicher Erfahrung zu denselben Resultaten oder doch zu ähnlichen zu

---

[1] Vom 11. bis 20. April war Forster in Begleitung seiner Frau und Sömmerrings in Pempelfort gewesen; vgl. 'Briefwechsel' 1. 798. 804; 'Archiv' 92, 278.

[2] Diesen Titel trägt die 1787 erschienene Einleitung Forsters zu seiner Übersetzung der Beschreibung von Cooks dritter und letzter Reise um die Welt ('Sämtliche Schriften' 5, 60). Der Plan einer französischen Bearbeitung für die Marseiller Akademie bestand schon früher: vgl. 'Briefwechsel mit Sömmerring' S. 263. 264. 274. 289. 297. 309; 'Archiv' 92. 254.

[3] Samuel Thomas Sömmerring (1755—1830), Professor der Anatomie in Mainz.

[4] Hermann Boerhaave (1668—1738), berühmter Arzt in Leyden.

[5] Extrakt aus Eisen und sauren Äpfeln, in Zimtsaft gelöst.

[6] Vgl. oben Abschnitt II.

[7] Forsters älteste 1786 in Wilna geborene Tochter.

gelangen, so wird es durch den Unterschied zwischen einer ununterbrochen aufmerksamen Erziehung und einer völlig sich selbst gelassenen Ungebundenheit geschehen.

Genug für heute, mein Theurester, bester! Ich bitte Sie grüßen Sie mir die guten Schwestern.[1] Von ganzer Seele umarmt Sie

Ihr
G. Forster.

2.

Mainz den 20. May 1789.

Heute früh, liebster J. habe ich meinen lieben Prinzen August von England[2] gesund von Hanau nach Göttingen abreisen gesehen, und bin um Mittag wieder hier eingetroffen. Dieser gute junge Mensch zeichnet sich von seinen Brüdern[3] durch einen Grad von theilnehmendem Gefühl aus, der ihn liebenswürdig macht. Er gieng mit einem Lungengeschwür nach Hiéres, und die Hofnung war gering; allein er ist gerettet. Alles kömmt jezt darauf an, daß seine schwache Lunge nicht wieder durch Erkältung angegriffen werde.

Ihren soeben angekommenen Brief fand ich vor. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu den frohen Tagen, die Sie mit dem Grafen von W. G.[4] verlebt haben. Was diese Seelenspeise sey kenne ich aus Erfahrung; so auch, welchen wohlthätigen Einfluß sie auf die physische Gesundheit haben kann. —

Die *Essais sur l'application de l'analyse à la probabilité des décisions rendues à la pluralité des voix*,[5] — habe ich hier nicht auftreiben können. Allein ich will sie mir gleich verschreiben. Ich will Ihnen ohne allen Umschweif antworten. Halten Sie mich für fähig, das Buch, welches ich noch nicht kenne, zu übersetzen, so bin ich bereit die Uebersetzung zu übernehmen, und Sie können es dem Grafen versprechen. Ich habe zwar Arbeit in Menge auf meinen Händen; allein offenherzig gestanden, der Nebenverdienst von 100 Ducaten ist einem Menschen in meiner Lage viel zu wichtig, um von der Hand gewiesen zu werden. Es wäre nur ein Fall möglich, wo ich ihn zurückweisen müßte, wenn nämlich der Inhalt des Buchs meine Verstandskräfte und meine Vorkenntnisse zu weit überstiege; das kann ich jezt unbesehens nicht beurtheilen; also bitte ich, entscheiden Sie für mich.[6]

---

[1] Zwei Halbschwestern, Lotte und Lene, führten Jacobis Hausstand nach dem frühen Tode seiner Frau.

[2] August Friedrich, Herzog von Sussex (1773—1843), Georgs III. zweiter Sohn: über seine Krankheit vgl. 'Archiv' 92, 265. 267. 276. 292. 293. 294: 'Briefwechsel mit Sömmerring' S. 528. 530. 532.

[3] Zugleich mit dem Prinzen August hatten seine Brüder, die Prinzen Ernst August (1771—1851) und Adolf Friedrich (1774—1850) in Göttingen studiert: vgl. Frensdorffs erschöpfenden Artikel in der 'Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen' 1905 S. 421.

[4] Joseph Nikolaus Graf von Windischgrätz (1744—1804) war ein tatkräftiger Gönner der philosophischen Wissenschaften, der auch selbst philosophierte: vgl. Jacobi, 'Auserlesener Briefwechsel' 2, 3; Kant, 'Briefwechsel' 2, 72. 91 (Müller).

[5] Von Condorcet, Paris 1785.

[6] Die Übersetzung kam nicht zustande: vgl. 'Briefwechsel' 1, 834; 'Archiv' 88, 26. 92, 282.

Meine Naturgeschichte[1] wird ein halbes Jahr länger aufgeschoben, und das ist eben kein Unglück.

Macht der Graf sonst irgend eine Bedingung bey der Ertheilung seines Prämiums? Bestimmt er eine Zeit? Das lassen Sie mich sobald Sie nur können, wissen.

In Absicht des Honorars wäre es freylich möglich, daß ein Werk, welches mathematisch-philosophischen Inhalts ist, eben nicht von vielen Menschen gelesen, folglich auch dem Uebersetzer nicht außerordentlich bezahlt würde. Indessen habe ich einige gute Buchhändler Connexionen und hoffe also auch insofern einen erträglichen Contract zu machen.

Es wird mir äußerst schwer werden, Ihrem Verlangen, in Absicht auf das neue deutsche Museum Genüge zu leisten.[2] Der Geist ist willig, Lieber, das Fleisch aber ist schwach.[3] Es giebt Perioden, wo ich unfruchtbar bin, und ich fürchte dies ist eine davon; ich bin so abgespannt, so leer, daß ich mich über mich selbst ärgern würde, wenn ich nicht wüßte, daß noch zuweilen etwas an mir ist, und daß diese Intervalle von Ohnmacht körperlich sind. Der Termin ist kurz, den Sie ansetzen, wenn ich fürs erste Stück etwas fingiren soll. Ich will versprechen, mein möglichstes zu thun, und wenn ich binnen kurzem auf einen guten Tag und einen guten Gedanken gerathe, will ich mich freuen. Ich weiß Sie halten das nicht für Ziererey; Sie würden mir gros Unrecht thun. Nicht wahr, es kann sehr kurz seyn, was ich zuerst einschicke?

Bey Heinsen[4] bin ich eben gewesen; allein ich fand ihn nicht; er läuft irgendwo auf den Bergen umher. Sobald er nach Hause kommt soll er auch gemahnt werden.

Müller liegt noch immer. Jetzt ist die Fistel dreyfach, und die Aerzte zanken sich über ihn, daß es eine Schande ist. Ihnen ist es immer nur um ihre Ehre und Reputation, nie um die Rettung des Kranken zu thun. Weidmann[5] hat ihm entsetzliche Schmerzen verursacht, und die Operation nicht verrichtet; folglich ist noch alles *in statu quo*.

Eben erfahre ich, daß die Reise des Königs von England nach Deutschland nicht statt finden wird. Der Herzog von Zweybrücken wird wieder gesund. Wie gefällt Ihnen *Mémoires justificatifs de Madame la Comtesse de la Motte*?[6] — Der Churfürst, der von seinem Ausschlag auf der Hand noch nicht geheilt ist, zieht in diesen Tagen auf die *favorite*.[7]

Was halten Sie von meiner Anlage zum *bulletin*-Schreiben?

Ich umarme Sie von ganzer Seele. Therese grüßt und herzt Sie alle.

G F.

---

[1] Seit Jahren plante Forster für Campe ein Handbuch der Naturgeschichte zum Schulgebrauch, das nie ausgeführt wurde: vgl. darüber 'Archiv' 92, 259 Anm. 52.

[2] Hierüber vgl. oben Abschnitt I.

[3] Matthäus 26, 41; Markus 14, 38.

[4] Johann Jakob Wilhelm Heinse (1749—1803), der Dichter, Vorleser des Kurfürsten von Mainz, war mit Jacobi wie mit Forster befreundet: vgl. 'Briefwechsel' 1. 168. 175. 207. 682. 2, 128.

[5] Johann Peter Weidmann (1751—1819), Professor der Chirurgie in Mainz.

[6] London 1788.

[7] Ein Lustschloß des Kurfürsten in der Nähe von Mainz: vgl. 'Briefwechsel' 1, 676.

Zwischen dieser und der folgenden Nummer lag Forsters große, im Frühjahr 1790 mit Alexander von Humboldt unternommene Reise nach Belgien, Holland, London und Paris, auf der er auch Jacobi in Pempelfort wieder persönlich begrüßte (vgl. seinen Brief an seine Frau vom 29. März 1790 in den 'Briefen und Tagebüchern Georg Forsters von seiner Reise im Frühjahr 1790' S. 8).

3.

Mainz den 4. Aug. 1790.

Sie häufen feurige Kohlen auf mein Haupt, liebster Freund! indem Sie meinen Auftrag so gütig und so gewissenhaft besorgen, da ich doch — ich muß es nur bekennen, den Ihrigen nicht ins Werk gestellt habe. Cherbury[1] konnte ich nicht auftreiben. Burkes[2] Rede vergaß ich, und die Argantsche Hängelampe[3] hätte ich sollen bestellen, wie ich ankam, so wäre sie zu meiner Abreise fertig geworden. Ich verschob aber die Sache, bis zulezt, und nun fand ich nichts nach meinem Sinne vorräthig.

Wenn Sie keinen bessern Weg als Ihren saumseligen Freund wissen, so lassen Sie mich versuchen, ob alle die begangenen Fehler sich gut machen lassen. — Wegen des Cherbury und der Burkischen Rede gebe ich meinem Correspondenten Auftrag. Von einer Lampe, wie Sie sich eine denken, soll er sich von dem Fabrikanten eine leichte Zeichnung geben lassen; die schick' ich Ihnen, und dann, wenn Sie sie approbiren, haben Sie die Lampe sechs Wochen drauf.

Schönborn[4] und ich — wir haben uns in der ungeheuren Stadt London verfehlt! Schlabberndorfs[5] Wohnung habe ich nicht erfahren können. Ihm also habe ich auch Ihren Alexis[6] nicht gegeben; wohl aber Schönbornen, den ich immer nicht zu Hause fand, so wie er mich nicht fand. Ueberhaupt ist es mir mit meinem Aufenthalt in London sehr übel ergangen. Ich verlor die ersten 14 Tage und meine gute Laune dazu, bey meinem Schwager,[7] der ein Pfaff vom gemeinsten Schlage ist. Dieser Verlust war für jemand der überhaupt nur 5 Wochen in London bleiben konnte, unersezlich. Vierzehn Tage war ich auf dem Lande.

Der gute, brave Kleuker[8] ist gestern von uns gegangen und wird wohl mit diesem Briefe zugleich eintreffen. Ich hoffe, es gereuen ihn die paar

---

[1] Herbert de Cherbury, '*De veritate, prout distinguitur a revelatione, a verisimili, a probabili et a falso*', London 1624.

[2] Edmund Burke (1729—97), englischer Parlamentsredner.

[3] Aimé Argand (1755—1803) hatte die Brenner mit doppeltem Luftzug für Lampen erfunden.

[4] Gottlob Friedrich Ernst Schönborn (1737—1817), der Freund Klopstocks und Gerstenbergs, dänischer Legationssekretär in London.

[5] Gustav Graf von Schlabrendorf (1750—1824), der spätere Freund Humboldts in Paris, wo ihn auch Forster dann kennenlernte: vgl. 'Briefwechsel' 2, 461. 476.

[6] 'Alexis oder von dem goldenen Weltalter', Riga 1787. Es ist die Übersetzung eines Dialogs von Hemsterhuis.

[7] Hofprediger Schrader in London hatte Virginia Forster zur Frau.

[8] Johann Friedrich Kleuker (1749—1827), Rektor in Osnabrück, Orientalist und vergleichender Religionsforscher: vgl. 'Briefwechsel' 1, 275. 284. 2, 26.

Stunden nicht, die er uns schenkte. Er hat einen hellen Kopf, und ein gutes Herz. Ihren Brief[1] brachte er nicht mit.

Die beikommenden Blätter des *Journal de Paris* hätten Sie schon vorgestern bekommen, wenn nicht Leroux[2] auf die ausgebliebenen Blätter vergeblich gewartet hätte. Er hat darum wieder geschrieben. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir den Vortheil des Durchlesens zukommen lassen, und mache gewis keinen Aufenthalt. Solche Aufträge sind mir sehr willkommen, denn es ist kein Zeitverlust dabei.

Meine Bändchen[3] werden wohl nach und nach zum Vorschein kommen. vermuthlich auch ein Alphabet weniger, als ich anfänglich dachte. Freuen Sie sich ja nicht darauf. Ich freue mich selbst nicht drauf; denn ich hasse dieses Mittel, die Lücken zu büßen. Allein, was ist zu thun? Der erste auf Michaelis. Jezt siz' ich über die Ohren in Arbeit.

Darum auch eine große Bitte. Ich kann Lenoren[4] jezt keinen vernünftigen Brief schreiben und einen bloßen Empfangschein über den Ihrigen, der so lieb und gut ist, mag ich nicht abschicken. Seyn Sie so gut und sagen ihr, wie ich durch gehäufte Arbeit jezt niedergedrückt werde, und bitten Sie sie, daß sie mir mein Stillschweigen nicht verargt. Achten kann man niemanden mehr, als ich sie achte. Viel Empfehlungen an Herrn von Clermont.[5]

Sömmerring erzält mir, daß er vielleicht mit Hinübern[6] bis Düsseldorf geht. Der Glückliche! — Doch das ist er nicht ganz. Er muß heirathen, denn er weiß sonst seinem Leibe und seiner Seele keinen Rath. Wenn nur von allen Seiten eine Entschließung gefaßt werden könnte! Es scheint eine Periode im Leben, früher oder später, einzutreten, wo man es mächtiger, dringender fühlt, daß die Vereinzelung eine traurige Aussicht auf das Alter giebt. S. scheint das jezt lebhafter als je zu fühlen, so sehr, daß ich selbst glaube, er müsse nicht länger ledig bleiben; ob ich gleich sonst dafür hielt, er gehöre zu den Leuten, die ledig bleiben sollten und könnten.

Wem mag der liebe, gute Hess[7] die beiden Abdrücke von Dalberg[8] anvertraut haben? Ich habe sie nicht erhalten, und überhaupt ist hier nichts von ihm gehört und gesehen worden, während meiner Abwesenheit von Hause. Nochmals tausendfachen Dank für Ihre gütige Besorgung meiner Vignette.[9] Alles was Sie abgeredet haben ist vortreflich und ich wäre es

---

[1] Vom 29. Juli ('Auserlesener Briefwechsel' 2, 37).

[2] Buchhändler in Mainz: vgl. 'Briefwechsel' 2. 496; 'Archiv 92. 271.

[3] Gemeint sind die Berlin 1791 erschienenen 'Ansichten vom Niederrhein', die schriftstellerische Frucht der großen Reise vom Frühjahr.

[4] Lenore von Clermont, 'ein sehr verständiges Frauenzimmer', hatte Forster in Vaels bei Aachen kennen gelernt: vgl. 'Briefe und Tagebücher Georg Forsters' S. 17; 'Briefwechsel mit Sömmerring' S. 541. Eine ihrer Schwestern hatte Jacobis ältesten Sohn Fritz geheiratet.

[5] Johann Arnold von Clermont, Lenorens Vater, Tuchfabrikant in Vaels.

[6] Dem hannoverschen Legationssekretär in Mainz.

[7] Karl Ernst Christoph Hess (1755—1828), Kupferstecher, Professor an der Zeichenakademie in Düsseldorf: vgl. 'Briefwechsel' 1. 168. 175; 'Briefe und Tagebücher Georg Forsters' S. 12.

[8] Karl Theodor Anton Maria von Dalberg (1744—1817), Koadjutor des Kurfürsten von Mainz.

[9] Zum ersten Bande der 'Ansichten vom Niederrhein': vgl. darüber meinen Aufsatz in den 'Philologischen Studien für Sievers' S. 317.

auch gewis ganz zufrieden gewesen, hätten Sie sogleich die Zeichnung bey Langer[1] bestellt, ohne auf einen passiven Gehorsam, von dem ich nichts halte, Rücksicht zu nehmen. — Meine Idee bey Hess war nur die: eine Zeichnung die er selbst macht, sticht er vielleicht mehr *con amore*. Sonst trete ich dem Urtheil über den Besizzer der Akademischen Zeichnungssammlung völlig bei.

Therese grüßt Sie und die Schwestern von ganzer Seele und ist durch Ihre Aeußerung beruhigt. Ich glaube eben so wenig als Sie an etwas absolut Gutes im menschlichen Beginnen. Aber Druck und Gegendruck, Schwanken zwischen Extremen, mit größeren oder kleineren Oscillationen durch den Ruhepunkt, wird immer bleiben. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie innig. Ihr

Forster.

4.

[Nach Jacobis Randbemerkung empfangen am 6. Dezember 1790.]

Wie leben Sie, bester Freund! und warum geben Sie so lange schon kein Lebenszeichen von sich? Ich will den Winter noch zehnfach mehr hassen als ichs schon thue, wenn er daran schuld ist. Meiner Therese hat die rauhe Herbstluft eine Erkältung zugezogen, die in Lungenentzündung übergieng, und mich sehr ernsthaft erschreckte.[2] Dem Himmel sey Dank, diesmal ist die Gefahr vorüber, und sie ist nur noch matt und schwach; aber ich werde doch nie wieder recht ruhig seyn, bis ichs nicht dahin bringe, daß sie ein Jahr oder länger die Balsamluft eines mittägigen Landes athmet, für die wir eigentlich geschaffen sind.

Das erste Bändchen meiner Ansichten ist nun in der Presse. Wenn nur die beyden folgenden auch schon da wären! Ich arbeite aus Leibeskräften, aber es kommen Wochen, wo ich nichts vermag.

Hier ein Briefchen an Hesse: will er denn nicht sagen, was für eine Vergütung er für seine Zeit fordert? Sein Talent, und seine Freundschaft womit er diese Kleinigkeit für mich übernommen hat, und das *Con amore* was er daran gethan hat, kann und will ja niemand, mit etwas anderm als mit Anerkennung vergelten!

Leben Sie wohl, mein Bester! Wir grüßen alle.

Ihr

Forster.

5.

Mainz den 9. Aug. 1791.

Unverzüglich nach Empfang Ihres Briefs, mein Bester, habe ich ins Wirthshaus geschickt und die schärfste Nachfrage halten lassen. Der Keller hat keine Schwierigkeit gemacht, zu versichern, daß er den Brief von unserm lieben Georg[3] in Empfang genommen und selbst auf die Post getragen habe; er behauptet sogar ihn mit 6 Kreuzern franquirt zu haben, welches überflüssig war, da Sie postfrei sind. — Nun will ich noch hier

---

[1] Johann Peter von Langer (1756—1824), Direktor der Zeichenakademie in Düsseldorf.

[2] Vgl. 'Archiv' 93, 25. 26.

[3] Jacobis zweiter Sohn Georg Arnold (1766—1845) war mit Fritz Stolberg auf der Reise nach Italien durch Mainz gekommen: vgl. 'Briefwechsel' 2, 84; Jacobi, 'Auserlesener Briefwechsel' 2, 62.

auf der Post nachfragen lassen, wo ich aber wenig Trost erwarte, weil des Thurn und Taxis Leute ein böses Beispiel an ihrem Herrn nehmen, der sich bekanntlich ganz besondere Dinge im H. Röm. Reich herausnimmt, wovon in der Goldnen Bulle nichts geschrieben steht.

Sie wissen leicht mehr und besser als wir in Mainz, was bei Hofe vorgeht. Mir armen Anachoreten ist von Müllers Reise[1] nichts kund geworden.

Wenn Ihren Bäumen einmal etwas fehlt, so probiren Sie doch, ob das Heilmittel, welches ich Ihnen hier bekannt mache, 3000 Pf. Sterl. werth ist, oder ob wieder ein Schotte einen Streich von *savoir faire* ausgeführt und das englische Parlament zum Besten gehabt hat? Hierbei das Büchlein.[2]

Ihre Reisenden habe ich doch zweimal, aber freilich das leztemal ohne Ihren Sohn, gesehen. Darüber wird mein voriger Brief[3] Auskunft geben.

Wußten Sie denn schon, daß am 4ten Jun. noch ein drittes Mädchen[4] sich zu den zwei vorigen gesellt hat? Therese hatte eine halbe Stunde vorher noch herzlich gelacht und befindet sich seitdem verhältnismäßig gegen den vorigen Winter und Frühling sehr wohl. — Ich bade mich im Rhein und leyere mein Leben so hin. Es kommt mir vor, daß ich älter werde, ohne eben glücklicher zu werden, außer etwa, nach Kants Definition,[5] in der inneren Würdigkeit glücklich zu seyn, im Selbstbewußtseyn. Mir sterben Freunde weg; noch kürzlich Born in Wien.[6] *Sic transit gloria mundi!*

Soll ich Ihnen mein neustes Werk, die Sammlung der Reisen welche den Pelzhandel an der Nordküste von Amerika betreffen,[7] zum Lesen schicken? Ich gäbe Ihnen gern ein Exemplar, aber ein Schelm giebt mehr als er hat. Die Einleitung[8] hat mich Zeit und Mühe gekostet und kann Sie vielleicht interessiren.

Leben Sie wohl, mein lieber alter Freund; ich umarme Sie mit lebhaftem Gefühl.

Ihr

Forster.

6.

Mainz den 12. Aug. 1791.

Es freut mich sehr, mein Bester, daß der verloren geglaubte Brief wieder da ist und daß ich Gelegenheit habe Ihnen noch eher wieder zu schreiben, ehe Sie mir auf meinen hypochondrischen Brief antworten. Diese Hypochondrie war wirklich Krankheit, die den Tag darauf in einem so gewal-

---

[1] Johannes Müller war in Wien gewesen.

[2] Forster überschickte seine Mainz 1791 erschienene Übersetzung von Forsyth, 'Über die Krankheiten und Schäden der Obst- und Forstbäume nebst Heilmitteln'.

[3] Vom 6. August ('Briefwechsel' 2, 83).

[4] Luise Forster starb schon im November des Jahres an den Blattern: vgl. 'Briefwechsel' 2, 95. 101. 105.

[5] In seiner Einleitung zur 'Grundlegung der Metaphysik der Sitten'.

[6] Ignaz Edler von Born (1742—91), Hofrat im Münz- und Bergwesen bei der Hofkammer in Wien, seit Forsters Aufenthalt in Wien 1784 mit ihm befreundet: vgl. 'Briefwechsel' 1, 437. 439. 447; 'Briefwechsel mit Sömmerring' S. 112. 126. 127.

[7] Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordostküste von Amerika von Meares, Dixon usw. unternommen worden sind', Berlin 1791.

[8] 'Die Nordwestküste von Amerika und der dortige Pelzhandel' ('Sämtliche Schriften' 4, 3).

tigen Grade ausbrach, daß ich mich zu Bett legen mußte. Ich wußte mich vor dem Uebermaas der Kopfschmerzen nicht zu retten, ob ich gleich aus Gewohnheit ziemlich viel aushalten kann. Jezt ist das Uebel ausgefegt und ich sehe den guten Wirkungen der China entgegen.

Nicolovius[1] mit seinem Hasse ist mir begreiflich: doch muß man erst geliebt haben, um so hassen zu können. Ich glaube aber, wenn man jedem gern das Seine läßt, so hat es mit dem Hasse keine Gefahr. Wenn ein Weib wahre Geistesstärke hat, so sind ihre Erscheinungen darum so bezaubernd, weil sie mit der weiblichen Reizbarkeit, Beweglichkeit, Leichtigkeit gepaart, eine neue Velocität zu bekommen scheinen und alles in lauter Blitzen herauszufahren scheint. Das blendet, und ist in der That ein hehres Schauspiel, ein wahrer Götteranblick. Aber die stete, hellleuchtende Sonne ist auch herrlich — und wer berechnet, ob die Velocität des Sonnenlichts nicht schneller seyn könne als die des Wetterstrahls, so still und unmerklich alles damit zugeht? — Wir hassen eine Größe die wir nicht erreichen, nicht unser machen können, die uns zurückstößt, weil wir unter ihr sind. — Haß ist also das größte Compliment, das wir jemand machen können, denn es kommt von unserer Selbstliebe auf Kosten unserer Selbstachtung. Wer in sich selbst zurückgehen und seinen Werth da finden kann, der kann und wird nicht hassen. Ich weide mich gern an allen diesen schönen Individualitäten und fühle mit der innigsten Anerkennung aller meiner Schwächen, Mängel und Vergehungen, daß ich ein anderer zu seyn, als der ich bin — nicht wünschen, nicht einmal denken kann.

Ich weis nicht, ob ich Schlossers[2] Lob ganz verdiene. Ich bin wohl nicht ohne Enthusiasmus, der auch in Augenblicken äußerlich zu sehen seyn mag. — Und die Wahrheit zu bekennen, diese Momente müssen seyn, wir müssen gespannt werden können, wenn wir es uns nur bewußt bleiben, daß es geschieht. — Merks Schicksal[3] hat mir doch einen Schmerz für ihn verursacht. Dahin wäre es nie gekommen, wenn er nicht häusliches Unglück in seinem weitesten Umfang erfahren hätte; dieses Kelchs Hefen mußte er leeren. Wie wenn da die Philosophie der Empfindung des Schmerzes endlich weicht? Warum muß es gerade nur Selbstverachtung seyn, was einen zum Selbstmorde führt? Zwischen Sardanapal und Kato giebt es viele Nüancen. Wenn ich von irgend etwas im Voraus überzeugt zu seyn glaube, so ist es mit unserm Schlosser von der Ruhe des lezten Augenblicks. Ich kenne nur Einen Gedanken, der sie bei mir stören dürfte, der an die Hülflosigkeit der Meinigen die ich zurückließe, — und vielleicht würde eben dann der Gedanke an die Gerechtigkeit des Schicksals diesem die Wage halten und meine Zweifel lösen.

Dank, lieber, daß Sie sich darauf einließen, mir wegen Ihrer Kläre ein Wort zu sagen. Ich begreife, daß alles so und nicht anders seyn mußte.

[1] Georg Heinrich Ludwig Nicolovius (1767—1839), 'ein natürlicher Sohn von mir ... den ich mir erzeugt habe ohne Dazutun eines Weibes mit Vater Hamann nach dem Geiste' (Jacobi, 'Auserlesener Briefwechsel' 2, 62), war gleichfalls Reisebegleiter Stolbergs nach Italien. Auf wen sich sein Haß bezog, weiß ich nicht zu sagen. Er ist auch der N. im 'Briefwechsel' 2, 84.

[2] Johann Georg Schlosser (1739—99), Goethes Schwager, Hofgerichtsdirektor in Karlsruhe, war seit kurzem mit Forster befreundet: vgl. Nicolovius, 'Johann Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken' S. 178.

[3] Johann Heinrich Merck (1741—91), Goethes Jugendfreund, hatte sich am 27. Juni erschossen.

Es ist aber so gut, unter Freunden, wenn auch die Möglichkeit der Misdeutung gehoben werden kann, und dazu ist die schöne, gerade Offenheit, womit Sie mir hierüber schreiben, der unfehlbare und — 'unseres Gleichen' — würdige Weg.

Viel Glück zu Ihren vielfältigen Besuchen. Hospitalität will ich nicht mit Ihnen eine Tugend nennen, weil man gar zu reichlich dabey genießt. Ich weiß wie froh sie mich in meiner eingeschränkten Lage macht. Denn in Absicht der Mainzer bin ich ein Eremit. Einen größern complettern ερημος als Mainz kann es nicht geben, die Thebais ist nicht Menschen-leerer.

Erwiedern Sie Ihren Schwestern den herzlichsten Gruß. Ich bin mit ganzer Seele Ihr

G. Forster.

7.

Mainz den 17. Nov. 1791.

Inliegend, mein Theuerster Freund, finden Sie den Beweis, daß ich in Ihrer Sache nicht müßig gewesen bin. Da beides Privatbriefe sind, so erbitte ich mir solche, nach genommener Einsicht, zurück. Sie werden sie ja als Privatbriefe betrachten. Will Herr Hofrath Abel[1] demungeachtet ein *Responsum*, so bitte ich Sie, es mir nur wissen zu lassen, oder es kann auch *rectà* nach Göttingen deshalb geschrieben werden.[2] —

Verzeihen Sie, daß ich abbreche. Eben habe ich mein jüngstes Kind[3] an den eingeimpften Blattern verloren. Dies ist kein Augenblick zum Schreiben. Leben Sie wohl, mein Lieber, und gedenken Sie unser im Guten.

Ihr

Forster.

8.

Haben Sie die Güte, mein Bester, das beigeschlossene an unsern Freund Dohm[4] weiter zu befördern. Ich mag es ihm nicht *recta* schicken.

Es hat mir sehr weh gethan die Hofnung Sie bald hier zu sehen aufgeben zu müssen. Wie ich aus Sömmerrings von Ihnen erhaltenem Briefe ersehe, scheinen Sie ein Misverständnis zwischen uns existirend zu glauben, welches wirklich nicht existirt. Ich liebe und ehre Sie, wie immer, mein Freund, und würde es auch dann noch thun, wenn Sie mir weh thäten. Das hindert gewis nicht, daß wir nicht über manche Dinge unsere eigene Meinung haben. Ich werde nie suchen, die Ihrige zu beeinträchtigen. Mein Schicksal ist sehr wunderlich, um nichts schlimmeres davon zu sagen: aber was ich thue, kann ich vor mir selbst, gewis meinem strengsten Richter, rechtfertigen.

Mit herzlicher Liebe Ihr

Forster.

Mainz den 16. Jul. 1792.

---

[1] Johann Gottfried Lebrecht Abel (1749—1822), Arzt in Düsseldorf.

[2] Zur Erklärung der hier berührten Angelegenheit vgl. 'Archiv' 93, 44 und 'Briefwechsel' 2, 94.

[3] Luise: vgl. oben Nr. 5.

[4] Christian Wilhelm von Dohm (1751—1820), bevollmächtigter preußischer Minister am Kölnischen Hofe, lebte damals in Aachen.

Paläographisches zu Bedas Sterbespruch und Cædmons Hymnus.

In der ältesten Handschrift des Bedaschen Sterbespruches, St. Gallen Nr. 254, ist das zweite Wort als *th'e* überliefert, d. h. mit einem apostroph-ähnlichen Häkchen hoch über dem *e* nahe an *h* heran. Dieses Häkchen wurde in allen modernen Ausgaben mit *er* oder *re* aufgelöst, bis ich in meinem 'Altenglischen Lesebuche' (Heidelberg 1913, S. 8) die Auflösung mit *m* (*them*) vorschlug, jenes Häkchen dabei als 'allgemeines Abkürzungszeichen' bezeichnend. Karl Wildhagen hat im *Archiv* 134, 175 diesen Vorschlag gebilligt, glaubte jedoch 'auf anderem Wege' denselben begründen zu können, indem er auf drei andere Handschriften (Kölner Dombibl. CVI, Salaberga-Psalter und Blickling-Psalter) hinwies, die 'regelmäßig ein Häkchen '' für auslautendes *m* gebrauchen. Das ist nun genau dasselbe, was ich meinte; und da ein so gewiegter Handschriftenkenner wie Wildhagen meinen Ausdruck mißverstanden hat, bedarf er doch wohl der Erläuterung.

Wie ich schon *Anglia, Beiblatt* XII 356 f. erwähnt, gibt es Handschriften, wie z. B. das Lindisfarne-Evangeliar, die neben dem geraden, wagerechten Balken, der dann ausschließlich für *n* oder *m* gebraucht wird, noch ein zweites wagerechtes Abkürzungszeichen verwenden, das aber die Form eines wellenförmigen Zirkumflexes oder einer spanischen Tilde hat, also etwa ~. (Der Unterschied der Form kommt gut heraus auf Tafel XI der *Facsimiles of Biblical Manuscripts in the British Museum* von F. G. Kenyon, London 1900.) Dieses geschwungene Abkürzungszeichen vertritt nun nicht nur *n* und *m*, sondern alle möglichen Buchstaben, Silben oder Wortteile, wie z. B. *e* in *fæstern*, *er* in *æfter*, *or* in *fordon* oder *fore*, *de* in *onginnende* usw., und ich habe es deshalb, im Gegensatz zum *m*-Balken, ein 'allgemeines Abkürzungszeichen' genannt. Natürlich kann dieses allgemeine Abkürzungszeichen ~ auch für *m* und *n* gebraucht werden, und hat tatsächlich in zahlreichen Handschriften, wie z. B. dem Cod. Monacensis lat. 6298,[1] dem Amalarius des Corpus Christi College zu Cambridge,[2] den Vaticani 5775 und 1570,[3] und vor allen in

[1] Siehe das Faksimile von fol. 2 bei A. E. Burn, *Facsimiles of the Creeds from Early Manuscripts*, London, Bradshaw Society 1909, Tafel XXI.

[2] Faksimile Nr. 166 bei E. M. Thompson, *An Introduction to Greek and Latin Palaeography* (Oxford 1912) S. 423. Bei Thompson sind fast jedesmal Verweise auf die trefflichen Faksimiles der Palæographical und der New Palæographical Society gegeben. Ich ziehe es jedoch vor, die bescheideneren Reproduktionen bei Thompson zu zitieren, da ich dieses Buch in den Händen meiner Leser erwarten darf.

[3] Tafel 31 und 32 bei Ehrle und Liebaert, *Specimina codicum Latinorum Vaticanorum* (Bonn 1912).

deutschen Handschriften des 9. Jahrhunderts, wie die Palatini Nr. 220, 830, 65, 212 zu Rom[1] oder St. Gallen Nr. 733[2], Harleian Nr. 2790[3], den geraden *m*-Balken völlig verdrängt. Früh beginnt das allgemeine Abkürzungszeichen sich mit seiner rechten Hälfte aus der wagerechten Lage emporzurichten, so daß es eine halb schräge Lage, wie z. B. in der Brüsseler Handschrift Nr. 8216—18[4] und dem Parisianus lat. 266,[5] und schließlich eine völlig senkrechte Stellung, wie im Palatinus 966,[6] annimmt. Der linke Bogen hat schon früh, wie in der Glosse zum Lindisfarne-Evangeliar, die Neigung, zu verkümmern; dadurch erhält das Zeichen leicht die Form eines nach oben geöffneten Bogens, also eines Kürzehäkchens ˇ, wie etwa in dem Regius-Ms. 5 A. XI.[7] Wird es in dieser Form des Kürzehäkchens gleichzeitig schräggestellt, so nähert es sich der Form des modernen Apostrophs, wie z. B. in dem Eadwine-Psalter,[8] dem Vespasianus B. XX,[9] dem Beda in Regius 3 A. XII[10] oder dem Leviticus in Harleian 3038.[11] Natürlich kann auch diese Form alle möglichen Abkürzungen bezeichnen, so daß in Handschriften, wie dem Leben des h. Eadmund im Besitz des Sir George Holford[12] oder dem Cambridger Fragment Addit. 4543,[13] die Abkürzungszeichen für *er* und *n*, *m* völlig identisch sind. Auf diese Weise denke ich mir auch das apostroph-ähnliche Abkürzungszeichen für *m* in der St. Gallener Handschrift des Beda-Spruches entstanden, das ich hier nicht nur seiner Entstehung wegen als 'allgemeines Abkürzungszeichen' bezeichnen möchte, sondern auch weil auf derselben Seite der Handschrift (Seite 253) derselbe apostroph-ähnliche Haken auch

---

[1] Ehrle-Liebaert Tafel 22, 23, 24, 27. [2] Thompson S. 410.

[3] Thompson S. 412. [4] Thompson S. 407. [5] Thompson S. 414.

[6] Ehrle-Liebaert Tafel 28, Zeile 12 in *-fredum*. [7] Thompson S. 425.

[8] Das beste Faksimile als Tafel III in W. W. Greg's *Facsimiles of Twelve Early English Manuscripts in the Library of Trinity College Cambridge* (Oxford 1913), die überhaupt eine technische Meisterleistung der Oxforder Universitätspresse darstellen. Auf der hier (teilweise) reproduzierten Seite (fol. 10a) findet sich übrigens auf dem unteren Rande eine altenglische Notiz, die einen Beleg für das sonst nur in den Altenglischen Annalen auftretende *feaxede steorra* 'Schweifstern' (Ann. A. 892, F 995, CD 1066) enthält und auch sonst formal an die erste Annalen-Stelle (*se steorra, þe mon on boc-læden hæt 'cometa'; sume men cweþaþ on Englisc, þæt hit sie feaxede steorra, forþæm þær stent lang leoma of*) erinnert. Da die Stelle in Harsleys auch sonst recht unzulänglicher Ausgabe des englischen Psalters (EETS. 92 S. 5) fehlt, sei sie hierhergesetzt: *Be cometa Þam steorran. Dylliene leoman* [— bezieht sich auf die rechts danebenstehende Zeichnung eines Kometen —] *hæfd cometa se steorra; 7 on englics* [lies *englisc*] *hine man nemd se feaxeda steorra; he hine ætywd seldan ymbe fela wintra 7 þonne for fortacne.* Zur Sache vgl. G. Wilhelm, *De stellarum appellatione et religione Romana* (Gießen 1907) S. 142 ff.

[9] Thompson S. 438. [10] Thompson S. 440. [11] Thompson S. 441.

[12] Thompson S. 439.

[13] Faksimile Tafel VIII (Zeile 16 *er* in *dirterni*) bei W. M. Lindsay, *Early Welsh Script* (St. Andrews University Publications, No. X, Oxford 1912, S. 53).

für *ur* (in *dicitur* Sp. b. Z. 14) und für *er* (in *per meum obitum* Sp. b. Z. 19) verwendet wird.[1]

Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die vorgenannten Faksimiles sorgsam zu betrachten, wird, glaube ich, kaum einen Zweifel noch hegen, daß ein ebensolches allgemeines Abkürzungszeichen in der Form des nach oben geöffneten Häkchens (und nicht also ein unvollkommen gebildetes *v*) gleichfalls vorliegt bei der vielumstrittenen Form *fold͝* des Cædmon-Hymnus (V. 9) in der Cambridger Handschrift[2] Kk. 5. 16 fol. 129b. Demnach könnte vom paläographischen Standpunkte aus die Form ebensogut mit *foldu* wie mit *foldan* oder *foldun* aufgelöst werden. Daß die Auflösung mit *foldun* aber das Richtige trifft, lehrt die einzige sonst noch in dem Hymnus vorkommende Flexionsform eines *n*-Stammes, nämlich *middun-geard* (V. 7). Und daß auch sonst das flexivische *-n* noch nicht abgefallen war, beweisen *scylun* und *hergan*. Auf jeden Fall sollte man also aufhören, das *fold͝* des Hymnus in die Diskussion über das Alter des nordhumbrischen *n*-Schwundes mit hineinzuziehen.

Da meines Wissens eine Geschichte der paläographischen Abkürzungen noch nicht vorliegt — Traubes Meisterhand hätte sie uns liefern sollen! —, muß ich mich mit diesen anspruchslosen Bemerkungen zur Auflösung von *th͝e* und *fold͝* einstweilen begnügen.

[1] Das erste Beispiel auf dem Faksimile der oberen Seitenhälfte bei R. Brotanek, *Texte und Untersuchungen zur altenglischen Literatur und Kirchengeschichte* (Halle 1913); das zweite Beispiel auf der mir freundlichst von Brotanek zur Verfügung gestellten Photographie der ganzen Seite.

[2] Vgl. das Faksimile auf Tafel 140 der (alten) Palæographical Society (London, 1879, Part IX). Eine sehr scharfe Photographie des oberen Teiles der Seite befindet sich in meinem Besitz. Vgl. auch mein *Altengl. Lesebuch* S. 4.

Leipzig. Max Förster.

Nachtrag. Um einem Bedenken F. Liebermanns zu begegnen, möchte ich noch folgendes hinzufügen. Bei der obigen Scheidung zwischen dem geraden *m*-Balken und der tilde-ähnlichen allgemeinen Abkürzungsschleife gehe ich nicht von Glossen oder Randbemerkungen aus, obschon mein Beispiel aus der Lindisfarne-Glosse stammt, sondern von fortlaufender normaler Kopisten-Buchschrift, wo sich dieser Unterschied schon früh findet. Um ein besonders altes Beispiel zu nennen, verweise ich auf die um 500 geschriebene Hilarius-Handschrift in St.-Peter zu Rom (Pal. Soc. I. 136; Thompson S. 306), wo z. B. *aput, quam, falsiloquium* und *quod* mit der Tilde-Schleife, dagegen *addam* mit dem geraden *m*-Balken abgekürzt ist. M. F.

Die altkornische Bearbeitung von Abt Ælfrics lat.-altengl. Glossar.

Zu den vielen störenden Mängeln, die die Benutzung von Wright-Wülekers Glossensammlung so unerfreulich machen, gehört auch der falsche Gebrauch, der mit dem Namen Ælfrics in den Zuweisungen der Glossare getrieben wird. Die bei Wright-Wülcker unter Ælfrics Namen laufenden Glossare IV und V, die dort nach der späten Abschrift des Junius (Junius Ms. 71) geboten sind, haben mit Ælfric nichts zu tun. Dagegen drucken Wright-Wülcker das echte Glossar Ælfrics, welches er seiner Lateingrammatik beigegeben hatte, zweimal und beide Male ohne Ælfrics Namen ab: nämlich als Nr. X nach dem Cott. Ms. Julius A. II fol. 120[b]—135[b] (um 1100) und als Nr. XIII nach einer Handschrift des Worcester Kathedral-Archivs aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die vorher von Th. Phillipps in einem seltenen Privatdruck[1] als *Fragment of Ælfric's Grammar, Ælfric's Glossary, and a Poem on the Soul and Body* (London, W. Clowes, 1838) S. 3—9 veröffentlicht war. Auf diese Dinge hier hinzuweisen, veranlaßt mich die Beobachtung, daß selbst ein so gewiegter Forscher wie O. Schlutter, der das Studium der Glossenliteratur zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, diese Sachlage nicht erkannt und sich dadurch wichtiges Material hat entgehen lassen für seinen Aufsatz 'Das Vocabularium Cornicum und seine Beziehungen zu dem ae. Vocabulare des XI. Jahrhunderts aus Ms. Cott. Julius A II' (Anglia XXXIII 370—390). Schlutter, wie vorher schon H. Schuchardt (Ztschr. f. roman. Phil. 33, 644), hat nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß die Wright-Wülckerschen Glossare X und XIII ein Gegenstück haben in dem lateinisch-kornischen Glossar des Cott. Ms. Vespasian A. XIV (f. 7[a]—10[a]), welches C. Zeuß in seiner 'Grammatica celtica' (Berlin [2]1871, S. 1065 bis 1081) veröffentlicht hat. Das in Frage kommende lateinisch-altenglische Glossar ist uns aber nicht nur in den beiden von Schlutter herangezogenen Handschriften überliefert, sondern in noch fünf anderen (St. John's College, Oxford, Nr. 154; Faustina A. X; Harleian 107; Corpus Christi College, Cambridge, N. 19; University Libr., Cambridge Hh. 4. 10); denn es ist, wie schon oben bemerkt, identisch mit dem Glossar, das Ælfric seiner Lateingrammatik angefügt hat und demgemäß von J. Zupitza in seiner Ausgabe von 'Ælfrics Grammatik und Glossar' (Berlin 1880, S. 297—322) nach allen sieben Handschriften veröffentlicht worden ist. Wir werden daher Schuchardts und Schlutters Ent-

[1] Wülckers Exemplar ist in meinen Besitz gekommen.

deckung folgendermaßen zu formulieren haben: Das lateinisch-altenglische Schulglossar des Abtes Ælfric hat im 12. Jahrhundert eine Umarbeitung in das keltische Idiom von Cornwall gefunden, indem die altenglischen Glossen durch entsprechende altkornische ersetzt sind. Daß Ælfrics Glossar in die Hände eines kornischen Klerikers kam, verstehen wir um so leichter, wenn wir bedenken, daß Ælfric lange Jahre im Kloster Cernel bei Dorchester, also nicht allzu fern von der kornischen Sprachgrenze, als Abt lebte und einen energischen Förderer seiner Bildungsbestrebungen an Æþelmær, dem Markgrafen von Devon, hatte. Die kornische Bearbeitung kann aber nicht vor dem Ende des 11. Jahrhunderts entstanden sein, da sie mehrere französische Lehnwörter aufweist, die nicht gut früher in das Kornische eingedrungen sein können. Ja, wir werden wohl sicherer gehen, wenn wir die kornische Bearbeitung erst dem Anfang des 12. Jahrhunderts zuweisen.

Die kornische Sprache dieser Glossen, die man trotz ihrer relativen Jugend nicht eben glücklich 'altkornisch' zu nennen sich gewöhnt hat, ist sehr stark mit Fremdwörtern durchsetzt, wie wir ein Gleiches auch bei den engverwandten Schwestersprachen des Kymrischen und Bretonischen finden. Am zahlreichsten sind, genau wie beim Kymrischen und Bretonischen, die lateinischen Lehnwörter in dem Altkornischen unserer Glossen vertreten — Wörter wie *barf* 'Bart', *brech* 'Arm', *clun* 'clunis', *profuit* 'Prophet', *apostol* 'Apostel', *archescop* 'Erzbischof', *escop* 'Bischof', *abat* 'Abt', *oferiat* 'Priester', *prounder* 'Pfarrer', *cloireg* 'Kleriker', *diagon* 'Diakon', *manach* 'Mönch', *leie* 'Laie', *popel* 'Volk', *sened* 'Synode', *cusul* 'Rat', *oberor* 'Arbeiter', *argans* 'Silber', *aradar* 'Pflug' mit *aradernur* 'Pflüger', *ruid* 'Netz', *piscadur* 'Fischer', *corden* 'Faden', *pib* 'Pfeife', *corn* 'Horn', dazu *cherniat* 'Hornbläser', *ruif* 'Ruder' mit *ruifadur* 'Ruderer', *guil* 'Segel', *medhec* 'Arzt' mit *medhecnaid* 'Medizin', *lader* 'Dieb', *curun* 'Krone', *pirgirin* 'Pilger', *colter* 'Pflugschar', *maister* 'Herr', *scriuiniat* 'Schreiber' zu *scriuen* 'Brief' und *scriuit* 'Schrift', *disclien* 'Lesepult', *capa* 'Kappe', *cugol* 'Kutte', *lin* 'Leinen', *cos, caus* 'Käse', *oleu* 'Öl', *sicer* 'Wein', *collel* 'Messer', *clauster cloister* 'Kloster', *kog* 'Koch', *keghin* 'Küche', *tribet* 'Dreifuß', *mel* 'Honig', *melin* 'Mühle', *soler* 'Söller', *tur* 'Turm', *streil* 'Striegel', *oliphans* 'Elefant', *ors* 'Bär', *sim* 'Affe', *fenochel* 'Fenchel', *malou* 'Malve', *rute* 'Raute', *coste* 'Minze', *pin-bren* 'Pinie', *fic-bren* 'Feigenbaum', *per-bren* 'Birnbaum', *pons* 'Brücke', *funten* 'Quelle', *eglos* 'Kirche', *altor* 'Altar', *liuer* 'Buch', *litheren* 'Buchstabe', *logel* 'Truhe' (lat. *loculus*), *crois* 'Kreuz', *fenestr* 'Fenster', *porth* 'Tor', *grad* 'Stufe', *scauel* 'Schemel', *post* 'Pfosten', *lugarn* 'Laterne', *coir* 'Wachs', *cantuil* 'Leuchter', *stol* 'Stola', *kelegel* 'Kelch'.

turen 'Turteltaube', *pisc* 'Fisch', *estren* 'Auster', *streil* 'Striegel', *fruit* 'Frucht', *palf* 'Hand', *ancar* 'Anker', *glut* 'Leim', *scol* 'Schule' mit *scolheic* 'Lehrer', *discebel* 'Schüler', *sach* 'Sack', *guillua* 'Vigilie', *tist* 'Zeuge' mit *tistuni* 'Zeugnis', *huuel* 'demütig' mit *huueldot* 'Demut', *spirit* 'Geist', *guins* 'Wind', *mis* 'Monat'.

Zu den lateinischen stellen sich nun eine ganze Anzahl englischer Lehnwörter, zu denen wir eigentlich auch wohl die französischen Entlehnungen rechnen müssen, die höchstwahrscheinlich erst durch englische Vermittlung in das Kornische, wie ins Kymrische, eingedrungen sind.

In der Beurteilung der englischen Entlehnungen scheint mir nun Schlutter von irrigen Voraussetzungen auszugehen, und das ist der Grund, warum ich auf die Lehnwörterfrage bei dem kornischen Glossar überhaupt eingehe. Schlutter denkt sich die Sache offenbar so, daß der kornische Bearbeiter stellenweise die englischen Glossen seiner Vorlage herübergenommen habe. Wenigstens spricht er wiederholt von einer 'Zurechtstutzung des Englischen', oder er vermutet, daß das englische Lehnwort als zweite Glosse in der Vorlage des Kornen gestanden habe. Dabei passiert ihm gelegentlich der circulus vitiosus, daß er erst auf Grund des Kornischen für die Vorlage eine zweite altenglische Glosse vermutet und dann bei der kornischen Glosse schlechthin von einer 'Zustutzung des englischen Grundwortes' redet. Diese Auffassung ist nach keiner Richtung hin haltbar. Vielmehr sind die germanischen Bestandteile des altkornischen Glossars ebenso als richtige Lehnwörter aus dem Englischen zu betrachten, wie die in der ältesten Handschrift der kymrischen Gesetze vorkommenden englischen Lehnwörter.[1] Zum Teil handelt es sich dabei um Entlehnungen, die noch heutzutage im Kymrischen fortleben. Solche Entlehnungen aus dem Englischen, und zwar, wie die kornische Lautgestalt lehrt, aus dem Englischen des ausgehenden 11. Jahrhunderts, sind z. B. akorn. *hot* (d. i. *hod*) 'Hut' (= ae. *hōd*: kymr. *hod*), *storc* 'Storch' (= ae. *storc*), *hule* (d. i. *ule*) 'Eule' (= ae. *ūle*), *cafor* 'Käfer' (= ae. *ceafor*, me. *chafer*), *stut* 'Mücke' (= ae. *stūt*), *hering* 'Hering' (= ae. *hǣring*, *hēring*; bret. *haring*), *da* 'Hindin' (= ae. *dā*), *lilie* 'Lilie' (= ae. *lilie* aus lat. *lilia*), *redic* 'Rettich' (= ae. *rǣdic*, *rēdic* aus lat. *rādic-em*), *box* 'Buchsbaum' (= ae. *box* aus lat. *buxus*), *stoc* 'Stock' (= ae. *stoc*), *ford* 'Weg'

---

[1] Vgl. L. Mühlhausen, Die lateinischen, romanischen, germanischen Lehnwörter des Cymrischen, besonders im 'Codex Venedotianus' der cymrischen Gesetze (Festschrift für Ernst Windisch, Leipzig 1914, S. 249—348). Eine genauere Untersuchung der zahllosen englischen Lehnwörter des Kymrischen würde auch für die englische Lautgeschichte nicht ohne Bedeutung sein. Die romanischen sind gut untersucht von J. Loth, Les mots latins dans les langues brittoniques. Paris 1892.

mit *heb ford* 'wegelos' (= ae. *ford*; kymr. *ffordd*), *pol* 'Pfuhl' (= ae. *pōl*), *hos* 'ocrea' (= ae. *hose*; kymr. *hos*, bret. *heuz*), *scala* 'Schale' (= ae. *scalu*), *racca* 'comedia' (= ae. *racu* 'Erzählung'; kymr. *rhacu* 'Schauspiel'), *sant* 'Gericht' (= ae. *sand* 'Gericht, Speise'), *streing* 'fibula' (= ae. *streng*), *creft* 'Kunst' (= ae. *cræft*, *creft*; kymr. *crefft*) mit *di-creft* 'kunstlos', *cussin* 'Kuß' (= ae. *coss*; kymr. *cusan* 'Kuß'), *unchut* 'unbekannt' (= ae. *uncūd*), *craf* 'habgierig' (das ein ae. **cræf* voraussetzt, welches sehr wohl neben ae. *crafian* 'begehren' bestanden haben kann; vgl. an. *krǫf* 'Forderung' und *krǣfr* 'stark'), *kanna* 'Kanne' (= ae. *canne*), *seuyad* 'Schneider' (zu me. *seuen*, ae. *seowian* 'nähen', mit dem altbritischen Suffix *-iad* für Nom. agentis), *ancar* 'Anchoret' (= ae. *ancora*; kymr. *ancr*), *yurl* 'Graf' (= me. **yarl* aus an. *iarl*; mkymr. *yarll*), wohl auch *snod* 'Haarbinde' (= ae. *snōd*; kymr. *ysnoden*); ebenso mit kornisiertem Suffix: *redior* 'Lektor' (= ae. *rǣdere*, *rēdere*; ebendaher air. *rētere* K. Meyer, Berliner Sit. Ber. 49, 959) nebst dem Femininum *rediores* 'lectrix', *lappior* 'Tänzer' mit *lappiores* 'Tänzerin' (= ae. *hlēapere*, me. **lāpere*), *tollor* 'Zöllner' (= ae. *tollere*), *grauior* 'Bildhauer' (= ae. *grafere*), *creftor* 'Künstler'. Durch englische Vermittlung gingen wohl auch die französischen Lehnwörter, wie akorn. *robbier* 'Räuber' (= me. afrz. *robbere*), *firmament* 'Firmament' (= me. afrz. *firmament*; das kornische Wort kann wegen des erhaltenen *m* nicht lateinisches Lehnwort sein; dagegen stammen aus dem Lateinischen akorn. *fyrrav* und kymr. *ffurfafen* 'Firmament'), *flam* 'Flamme' (= me. afrz. *flame*), *ermit* 'Eremit' (= me. afrz. *ermite*), *emperur* 'Kaiser' und *emperiz* 'Kaiserin' (= me. afrz. *emperour*, *emperice*; wegen erhaltenem *mp* nicht aus dem Lateinischen; anders kymr. *ymherawdwr*), *inguinour* 'opifex' (= me. afrz. *engenour*), *strifor* 'Streiter' (zu me. afrz. *strīf*), *broche* 'Spange' (= me. afrz. *brōche*), *fol* 'töricht' (= me. afrz. *fōl*), *mans* 'einarmig' (= afrz. *mans* (N.), *manc*, me. *mank*). Wenn Schlutter das akorn. *fellor(es)* 'Saitenspieler(in) mit ae. *hearpere* in Verbindung bringen will, so ist das sicher falsch, da es auch im Kymrischen ein *ffilores* 'femal minstrel' und *ffilor* 'minstrel' gibt. Das Maskulinum erscheint in unserem akorn. Glossar als *harfellor* 'fidicen', was sicherlich in *har fellor* zu trennen ist, wobei *(h)ar* — die Glossen gebrauchen oft unberechtigtes *h-* — den bestimmten Artikel darstellen wird. Zwar erscheint im späteren Kornischen der Artikel als *an*, *en*; da jedoch Formen mit *-r* in den nächstverwandten Dialekten vorkommen (Kymrisch *yr* neben *y*, Bretonisch *ar* neben *ann*, *al*), so darf auch für das Altkornische ein *ar* vorausgesetzt werden. Ebenso fasse ich *harfel* 'Geige' als *ar fel*. Vermutlich handelt es sich hier um eine Entlehnung aus ae. **fid(e)le* (vgl. kymr. *fyrlling* aus ae. *fēordling*).

Lautlich ist besonders merkwürdig, daß die kornischen Lehnwörter keinerlei Assibilation oder Dentalisation der mouillierten Palatalen des Altenglischen verraten: vgl. korn. *cafor* und *scala*. Ich möchte dies aber nicht aus einem hohen Alter der Entlehnung erklären, sondern als Lautsubstitution für die dem Kornischen fehlenden Laute *tš* und *š* auffassen, zumal auch das romanische *broche* in akorn. *broche* (*ch* = *k*) den gleichen Ersatz von *k* für *tš* aufweist.

Der kornische Glossator hat sich übrigens bei seiner Übersetzung oft mehr an das Altenglische als an das ihm vermutlich selbst nicht ganz geläufige Lateinische gehalten. Dies zeigen klar mehrere Stellen, vor allem aber die Erklärung von lat. *lynx*, wo der Korne einfach das Altenglische übersetzt: denn korn. *commisc bleit hahchi* 'gemischt Wolf und Hund' stimmt wörtlich zum ae. *gemenged hund and wulf* (Ælfrics Grammatik ed. Zupitza 308[11]).

Die Entstehung unserer Glossenhandschrift wird von den Keltologen in das Ende des 12., von Loth (*Revue celtique* XIV 301) sogar in den Anfang des 13. Jahrhunderts verlegt. Aus lautlichen Gründen[1] wird jedoch angenommen, daß unser altkornisches Glossar die Abschrift[2] einer älteren Vorlage des 11. Jahrhunderts darstellt. Diese Anschauung kann von seiten der Anglistik insofern bestätigt werden, als im Laufe des 12. Jahrhunderts sich die altenglische Sprache in Laut- und Wortschatz so stark verändert hatte, daß das Altenglische in Ælfrics Glossar schwerlich weit über den Anfang des 12. Jahrhunderts hinaus verstanden werden konnte.

Die Tatsache, daß ein Korne um die Wende des 11. Jahrhunderts die literarische Arbeit eines Angelsachsen seinem Volke zuführt, ist ein kulturhistorisch interessanter Beleg dafür, daß die Beziehungen der Kelten zu ihren angelsächsischen Nachbarn doch nicht dauernd so gespannte blieben, daß ein kultureller Austausch unmöglich gewesen wäre. Vielmehr fehlt es auch sonst nicht an deutlichen Anzeichen, daß etwa seit dem 10. Jahrhundert der Kulturaustausch zwischen Kelten und Angelsachsen durchaus in normalen Bahnen verlief. Auch die Aufnahme zahlreicher

[1] Dahin weist vor allem die teilweise Erhaltung des Anlauts-*w*, welches seit Anfang des 12. Jahrhunderts fast überall als *gw*- erscheint, nämlich in *veidwur*, *vibonowl*, *vuludoc*, *vurchemiat*, *vibanor* und *waltowad* (J. Loth, Vocabulaire vieux-breton [Paris 1884], S. 14 f.).

[2] J. Loth hat in der *Revue celtique* XIV, 301 ff. auf kymrische Einsprengsel unter den kornischen Glossen hingewiesen: *draic*, *braud* (korn. *bredar*), *peis* (korn. *peus*), *maur* (korn. *meur*) und *hahchi*. Vielleicht darf man daraus schließen, daß der Abschreiber ein Kymre war, der dann, wie wir das ja oft bei mittelenglischen Dialekttexten finden, nur zum Teil die ihm geläufigen Sprachformen eingeführt hätte.

altenglischer Lehnwörter in das Kornische und Wallisische weist nach derselben Richtung.

Da von sonstigem altkornischen Sprachmaterial nur wenig auf uns gekommen ist und die Keltologie über die dialektische Zugehörigkeit einer Anzahl altkeltischer Glossen lange Zeit schwankte,[1] mag hier noch erwähnt werden, daß nur noch folgende zwei Quellen jetzt für das Altkornische in Anspruch genommen werden: 1. die drei aus dem 10. Jahrhundert stammenden kornischen Glossen zum *Liber Thobiae*, welche sich auf fol. 14^a, 23^b und 25^a, d. h. in dem zweiten, aus Cornwall stammenden Faszikel der Bodleian-Handschrift[2] Nr. 572 (früher NE. B. 5. 9) finden und von Wh. Stokes in seinem Privatdruck *Old-Breton Glosses* (Calcutta 1879, S. 21) mitgeteilt sind[3]; 2. das leider noch nicht vollständig gesammelte altkornische Orts- und Personennamen-Material, für welches am ergiebigsten sind die in dem Evangeliar des St.-Petroc-Klosters zu Bodmin (jetzt im Britischen Museum als Adit. Ms. 9381) auf fol. 1^a—8^b, 13^a, 129^b und 137^a bis 137^b zwischen zirka 940—1040 eingetragenen Freilassungs-Urkunden kornischer Sklaven. Dieselben sind nach den fehlerhaften Ausgaben von Gilbert, Kemble, Oliver, Thorpe und Haddan-Stubbs am besten herausgegeben von Wh. Stokes, *The Manumissions in the Bodmin Gospels* (Revue celtique I 332—345), woselbst auch die kornischen Namen erklärt sind. Bei Thorpe, Diplomatarium Anglicum (London 1865) S. 623 ff. und Haddan-Stubbs, Councils and Ecclesiastical Documents I (1869) S. 679 ff. sind diese kor-

[1] Z. B. wurden die von Zeuss für kymrisch erklärten Glossen zu dem lateinischen Schulgespräch im vierten Faszikel (= fol. 41—50) von Bodl. 572 (ed. Stokes, *Trans. Phil. Soc.* 1860—61, S. 238 ff.), von Bradshaw (*Collected Papers* S. 470) und Loth (*Vocab. vieux-breton* S. 27) für kornisch erklärt, bis Loth selbst nachwies, daß sie dennoch kymrisch sind (*Rev. celt.* XIV 70: Les gloses de l'Oxoniensis posterior sont-elles corniques?). — Die keltischen Glossen des aus Glastonbury stammenden Bodl. Ms. Auct. F. 4. 32 (früher NE. D. 2. 19) wurden von Zeuss noch sämtlich für kymrisch gehalten. Jetzt gelten nur die Glossen der letzten beiden Faszikel, nämlich des sog. *Liber Commonei* (fol. 20—35) und zu Ovids *Ars amatoria* (fol. 36—45), für kymrisch, wohingegen die Glossen zur ersten Lage, d. h. zu Eutychius' Lateingrammatik (fol. 2—9), als bretonisch erkannt sind (Bradshaw, *Coll. Pap.* S. 455; Loth, *Voc. vieux-breton* S. 27; Loth, *Chrestomathie bretonne*, Paris 1890, S. 86; Lindsay, *Early Welsh Script*, S. 7 bis 10). — Bei isolierten Glossen, wie der einzigen keltischen Glosse der Leydener Handschrift Voss. Q. 2 fol. 60 (*muhid* 'ebeno' dat. = nkymr. *muchedd* 'Pechkohle'), kann überhaupt nicht mit Sicherheit angegeben werden, ob es sich um Kymrisch oder Kornisch handelt.

[2] Vgl. über diesen Sammelkodex Wanley S. 83, Bradshaw, *Collected Papers* S. 470 ff. und Lindsay, *Early Welsh Script* (St. Andrews' University Publications, No. X, Oxford 1912) S. 26—32 mit zwei Faksimiles (Tafel XIV und XV) von fol. 14a und 36a.

[3] Es sind dies die Glossen: compensabo *dowomisura mi*; membra<na> *cennen*; saphero et exsmaragdo *gemmou*.

nischen Namen mehrfach falsch wiedergegeben. So ist zu lesen: *Iud-prost* (statt *Ina Prost*), *Un-gust* (statt *Ungost*), *Iunitor* (statt *juniorum*), *Guen-tanet* (statt *Guenttinet*), *Med-guistyl* (statt *Mad-guistyl*), *Anau-dat* (statt *Anauclat*), *Æn-iud* (statt *Æniucl*), *Oncenedl* (statt *Oncenetll*). Ich möchte meinerseits noch vorschlagen zu lesen: *Guene-cen* fol. 8[b] (statt *Guene, Cen*), was identisch wäre mit dem vorher erscheinenden Namen *Wuen-cen* fol. 1[b], und *Anau-prost*. fol. 8[b] (statt *Anau prost*), wozu akorn. *Iud-prost*, mkymr. *Rhy-brawst, Eur-brawst* und abret. *Prost-lon, Prost-uuoret* zu vergleichen wäre. In dem spärlichen Altenglisch dieser Freilassungsurkunden findet sich hie und da Auffälliges, das vielleicht als keltische Sprach- oder Orthographie-Eigentümlichkeit sich auffassen ließe: so die Svarabhakti-Vokale in *Byrehtsige* 7[b], *Byrchtylym* 13[a] (für *Byrht-elm*), *Buruhwold* 5[b], wie die Verwendung der Tenuis für die Media, nämlich *c* für *g* in *Codgivo* fol. 8[a] (für *God-gifu*) und *t* für *d* in *Eadmunt* 1[b], *Ullfrit* 1[b], *Gotric* 129[b], *Eatgar* 137[b], *Etgar* 8[b] (2 mal) und in *Tithert* 1[a], 1[b], 13[a], 137[a] (*Titthert* 2[b], 3[b], *Tidherd* 8[b] = ae. *Tīdheard*), das also mit Recht von Stokes als unkeltisch vermutet wird. Die Form *Codgivo* scheint mir besonders beachtenswert zur Stütze meiner im 'Shakespeare-Jahrbuch' LII 259 ausgesprochenen Vermutung, daß Namensformen wie *Tenyson* neben *Denyson*, *Tancock*, *Tannet* neben *Dancocks*, *Dannett*, *Cammel* neben *Gammel*, *Carson* neben *Garrison*, *Pullinger* neben *Bullinger* (frz. *boulanger*), *Peverley* neben *Beverley*, *Kipps* neben *Gibbs* (zu *Gilbert*) und *Pigott* neben *Bigott* aus kymrischem Einfluß zu erklären seien.

Leipzig. Max Förster.

Fünf me. Gedichte aus den Hss. Rawlinson Poetry 36 und Rawlinson C. 86.

1. 'The way to thrifte' (Hs. Rawlinson Poetry 36).
2. Satirischer Briefwechsel zwischen einem entzweiten Liebespaar (Hs. Rawl. P. 36).
3. Warnung Liebender in Gleichnisform (Hs. Rawlinson C. 86).
4. Klage der Mutter Jesu (Hs. Rawl. C. 86).
5. Freudenhymne der Königin Elizabeth (Hs. Rawl. C. 86).

Beide Hss. liegen in der Bodleiana zu Oxford. Erstere ist im 15. Jahrhundert auf Papier geschrieben und besteht aus nur neun Blättern. Das erste und die Vorderseite des zweiten Blattes enthalten Lydgates anonymes 'Sent Valentyne of custome yere be yere' und das ebenfalls schon gedruckte Gedicht 'In a chambre as I stode'. Auf der Rückseite des Blattes beginnt das Lehrgedicht 'The Way to Thrifte'. In der Hs. ist es ohne Überschrift, und ich habe diese nach einem alten Druck in der Bodleiana ergänzt. Dieser gibt das Gedicht aus einer anderen Hs. in einem kleinen Bändchen zusammen mit noch zwei anderen Stücken wieder. Das Titelblatt trägt folgende Aufschrift: 'Certayne Worthye Manvscript Poems of great Antiquitie. Reserved long in the Studie of a Northfolke Gentleman. And now published by J. S. 1. The statly tragedy of Guistard and Sismond. 2. The Northern Mothers Blessing. 3. The Way to Thrifte. Imprinted at London for R. D. 1597.' Nach diesem Druck — allerdings nicht dem Oxforder Exemplar — ist 1873 vom Roxburghe Club ein Neudruck der Nummern 2 und 3 erfolgt.[1] Dem bereits gedruckten Text fehlen die drei letzten aus der Hs. R. hier mitgeteilten Strophen, außerdem ist Vers 4 der 2. Strophe ausgelassen. Die Verschiedenheiten beschränken sich sonst auf den Gebrauch verschiedener Ausdrücke für im wesentlichen gleiche Begriffe. Der Druck flickt gelegentlich kleine Wörtchen ein, gleich am Anfang Lord God statt God. Einige Nachlässigkeiten des Schreibers von R. können durch den Druck nachgewiesen werden, z. B. im 1. Vers der 1. Strophe, wo er das Abkürzungszeichen für *es* vergessen hat, so daß jetzt 'world' statt des besseren 'worldes' steht. An sonstigen Abweichungen des Druckes von der Hs. wäre zu bemerken, daß er dreimal 'mickle' für entsprechendes 'moche, mych, mych' setzt, den Plural des Possessivums noch als 'her' gegen das spätere 'þer' der Hs., ebenso 'hem' statt

[1] The Hystorie of the Moste Noble Knight Plasidas, and other rare Pieces, collected into one Book by Samuel Pepys, and forming part of The Pepysian Library at Magdalen College, Cambridge.

'þem'. Er hat 'alder beste' statt 'alþer beste', immer 'noder' statt 'neþer' und 'houshold', wo die Hs. stets 'housold' schreibt. — Der poetische Briefwechsel eines entzweiten Liebespaares steht auf der Rückseite von Blatt 3a und auf Blatt 4; es ist ohne Versabschnitte geschrieben, und nur die mehrzeilige Anrede und Unterschrift sind durch Einrücken der Zeile kenntlich gemacht. Auf dem 5. Blatt folgen 1 Siebenzeiler, 1 Achtzeiler und 3 weitere Siebenzeiler mit den Anfängen 'I ne haue joy, ples*a*uns nor comfort'. 'I-wyss, iwyss, I remembre me' und 'In my hert þer is nothyng*e* of remembrauns'. Da ich im Sommer 1914 keine Zeit mehr zu ihrer Kollation fand, bleiben sie vom Druck ausgeschlossen. Die noch übrigen 4 Blätter enthalten ein in einer anderen Hand geschriebenes, aus etwa 250 Versen bestehendes Gedicht vom Sakrament des Altars. Es beginnt 'As dyuers doctours hath wryt of the vertu', enthält zum Schluß einen Hinweis darauf, daß es eine Übersetzung ist und erwähnt Chaucer, Gower und Lydgate.

Die aus dem 16. Jahrhundert stammende Hs. Rawlinson C. 86 hat 189 Blätter, deren erste 30 abwechselnd aus Pergament und Papier bestehen und in über 2100 Versen ein Gedicht von der Passion Christi enthalten. Auf der Rückseite des vorn unbeschriebenen 1. Pergamentblattes ist in bunten Farben die Kreuzigung Christi dargestellt. Die von Blatt 30 an folgenden Seiten, die nur aus Papier bestehen, enthalten zum großen Teil Gedichte Lydgates. Außerdem einige englische und einen lateinischen Moralspruch, eine Übersetzung der geographischen Einleitung zu Higdens Polychronicon, 'Jack and his stepdame', Klage Gottes 'This is goddis owne compleynte' (E. E. T. S. 15 nach Hs. Lambeth 853 gedruckt), 'Late as I went on my pleying' (gedrucktes Gedicht), Marienklage 'In a tabernacle of a tour' (E. E. T. S. 15 nach Hs. Lambeth 853), Reu- und Bußgedicht 'In my youth full wylde I was' (E. E. T. S. 24 vollständiger nach Hs. Lambeth 853). Gowers 'Passe forthe, þou pilgryme', 'Colyn Blowbols testament' (edit. Halliwell 1844 und Hazlitt 1864). Didos Klage aus Chaucers 'Legende of good women'. 'The romance of Landavalle or Launfal'. 'The weddyng of Syr Gawan and Dame Ragnell'. 'Guyscard and Segismonde'. 'Grysell', (Clerk of Oxford's Tale), eine lateinische Elegie auf den Tod Eduards IV. und die Geschichte vom ermordeten Christenknaben aus den Canterbury Tales. — Was die Freudenhymne der Königin Elizabeth betrifft, habe ich keine absolute Gewißheit darüber erlangen können, welche Königin E. hier in Frage kommt. Da die Sprache das Gedicht in das 15. Jahrh. verweist, kämen Elizabeth Woodville und Elizabeth von York in Betracht. Inhaltlich erschiene es naheliegend, es der ersteren zuzuschreiben, denn der Jubel über die hohe Stellung, in die sie

mit Venus' Hilfe gelangt ist, würde gut zu dem Triumphgefühl passen, das die Witwe Lord Grays empfand, als Edward IV. sie, seinen Verwandten, Ratgebern und seinem ganzen Volke zum Trotz, zu seiner Gemahlin erhob. Nun ist aber nirgend eine Andeutung zu finden, daß Elizabeth sich literarisch betätigt habe oder Dichter begünstigte. Denn man muß natürlich auch mit der Tatsache rechnen, daß trotz des unter dem Gedicht stehenden 'ffinis quod Quene Elyzabeth' ihr die Worte von einem anderen in den Mund gelegt sind. Anders verhält es sich mit ihrer Tochter Elisabeth von York, deren Hochzeit, nur wenig über 20 Jahre nach derjenigen ihrer Mutter, für sie eine Erlösung aus schmählicher Abhängigkeit und Furcht vor Richard III. bedeutete. Der Ausdruck der Freude über ihre Hochzeit mit Heinrich VII., die diesen trüben Zeiten ein Ende machte, wäre somit wohl erklärlich. Dazu kommt, daß E., obwohl auch von ihr keine eigene dichterische Produktion bekannt ist, selbst mehrfach zum Gegenstand von Gedichten gemacht worden ist. Ihre Ehe gefiel allgemein und verbürgte nach den schweren Jahren der Rosenkriege eine Zeit der Ruhe. Außer Humphrey Brerewoods 'Song of the Lady Bessy',[1] das die romanhafte Geschichte ihrer Mädchenjahre enthält, verfaßte John de Gigli ein lateinisches Gedicht zur Feier ihrer Hochzeit, in dem die Königin manchmal selbst redend auftritt; auch ein besonderes 'Anthem' wurde für den Tag verfaßt und in den Kirchen gesungen. Thomas Morus läßt in seinem Jugendgedicht, das er unmittelbar nach E.s Tode schrieb, die Königin seine Worte als eine Art von Vermächtnis an ihre Hinterbliebenen aussprechen. Agnes Strickland[2] erzählt von der Königin, 'she spent much of her time in listening to minstrels and disars or reciters ...' Da wir nun auch aus erhaltenen Rechnungen wissen, wie große Summen diese meist in Schulden befindliche Fürstin nicht nur für ihre Verwandten, sondern auch für Sänger, Schauspieler und Hofnarren ausgab, liegt es nahe, das Gedicht einem der von ihr begünstigten Dichter zuzuschreiben, wenn man nicht einfach annehmen will, daß sie es selbst verfaßt hat.

The way to thrifte.[3]

(Hs. Rawlinson Poetry 36, F. 2b—3b.)

1. Lord, what is thys world wele!
Rychesse reule, and rych aray,
Alway to spende, and not to spele,
Welsone were it, and waystyth away.
Whan plentę may no lenger pay,
What wyght wole wyth hym abyde?

[1] Edit. T. Hayward. [2] 'Lives of the Queens of England', Bd. II.
[3] Die Überschrift ist nach dem Druck ergänzt.

A drede-ful man, bothe nyght and day,
With heuye hert hys hede must hyde.

2. Al is for defaute of *grace*
That god grucchyth oure gou*er*naunce;
Whan mesure may not medyl in place,
Good reule is oute of remembraunce.
What is to man mor greua*u*nce
Than sodey*n*ly fro manhode falle!
In p*r*ide is sympyl p*u*rueaunce
Ther pou*er*te is steward of halle.

3. But who that can in som*er* sesone
Gader or grype, or þ*at* he grynde,
In wynt*er* tyme, by way of resone,
Shuld not be ferre be-hynde.
Ffor þ*er* þ*at* mesure is in mynde
Good reule may not longe fayle;
It is no crafte to be to kynde
Ffor scoryng on þe comitre tayle.

4. But wele and worshyp *with* welfare
Moche waste and lytyl wynne;
Welsone bryngyth an housolde bare
With large spendyng *with*-outen and inne.
Thanne be a-vysede or þou begynne
That þou haue no mede[1] to pleyne;
Se what estate þou stonde inne,
For pou*er*te is a p*r*euy peyne.

5. Thogh þou haue helpe and hope of truste
Of lordys and ladyes *with* þ*er* plesaunce,
Yet be-ware of had, I wyste,
For envy makyth new dystaunce.
In pryde and pou*er*te is gret penaunce,
And yet is daunger most dysese;
Þ*er* is a com*m*or*ous* enquentaunce
Wen neyþ*er* of them may odyr plese.

6. But had, I wyst, comyth eu*er* to late,
Whan þer lackyth bothe lok and ky.
What nede is it to spare the yate
Þ*er* nothyng is lefte in the wey!
Wyth a penylese purse to pay
Lete se who can þe pepyl plese.
Sum*m*e man had as lif dey
As longe to lyue in suche dysese.

7. A bere berde wyl sone be shaue
Þ*er* no here is lefte aboute;
I mene be hym that mych wold haue
And is not ellys but pore and proude:
But redy to ryot meny route
To ley to weede bothe potte and panne.
Whan thi fere is clene[2] blowen oute,
Where shal we go dyne thanne?

8. What nede is it to delue depe
Whan þ*er* is no sede to sowe!

---

[1] Wohl nede. [2] Hs. chene.

Þe pot is esy for to kepe
Þer þe fatte is ouer-blowe.
Neþer for the kyte nor for the crowe
Encombyr not þyn owne neste;
To mych bonde wyl brek the bowe
Whan þe game is alþer beste.

9. Ensample men may se alday,
Yet kepe I no man de-fame.
Hye housold and grete aray
Ys lordys lyf and ladyis game.
Whan gladnesse growyth into grame,
And thanne for nede begge and borowe,
Þer pryde is be-fore, and after shame
Ffro solace into sodeyne sorowe.

10. And that is hevy for to here
Of hym alwey that man hath be,
And may no lenger mak good chere,
By my trouth, it is gret pite.
Yet shuld worshyp know and se,
And help hevy harte at nede,
Lest he falle in þat same degre;
For happis is euer worse than drede.

11. He that is bothe chek and mate
It is full heuy to restore;
Whan al is go, it is to late
To weshe and wexe after more.
Than be avysed well before
That the fyrst daughter[1] be weel drawe;
For whan the game is lore[2]
Þy part is not worth an hawe.

12. Now he that worship wol haue,
And leue after hye degre,
In manhod his state to saue,
God graunte hym here prosperite,
Plesaunce, pouer, *and* plente,
Wyth al honest ordinaunce;
Þus wolle seruice you both and me
To be ensample of good gouernaunce.

Satirischer Briefwechsel zwischen einem ent zweiten Liebespaar.

(Hs. Rawlinson Poetry 36, F. 3b—4a.)

a) Herausforderung durch das Mädchen.

To my trew loue and able —
As the wedyr cok he is stable —
Thys letter to hym be deliueryde.

1. Vnto you, most froward, þis lettre I write,
Whych hath causyd me so longe in dyspayre.
The goodlynesse of youre persone is esye to endyte,
For he leuyth nat þat can youre persone appayre,

[1] Wohl draught. [2] Hs. lost.

So comly best shapyn*ne* of feture most fayre,
Most fresch of co*n*tenaunce, euyn*ne* as an oule
Ys best and most fauoryde of any odyr foule.

2. Your manly visage shortly to declare,
Youre forehed, mouth, and nose so flatte
In short conclusyon*e* best lykened to an hare
Of alle levyng thyng*es* saue only a catte.
More wold I sey, yf I wyst what.
That swete vysage fulofte is beshrewyde,
Whan I remembre of semlande so lewde.

3. The p*ro*porcion*e* of yo*ure* body comende wele me aught,
Ffro the shuldre down*e* be-hynde and beforne,
Yf alle the peyntors in a land to gedyr were soght,
A worst coude þey nat portrey þogh alle þey had it sworn*e*.
Kepe wele yo*ure* pacience, þogh I sende you a skorne.
Yo*ure* garment*es* vpon you ful gagly they hynge,
As it were an olde gose had a brok*e* wynge.

4. Youre thyghes mysgrowen*ne*, your shankys mych worse.
Who so be-holde youre knees so crokyd*e*,
As ych of hem bad odyr Cryst*es* curse,
So go outwarde your*e* haumys[1] ben hokyde;
Such a peyre chaumbys I neu*er* on lokyd*e*.
So vngoodly youre helys ye liste;
And youre feet ben*e* crokyd*e* *with* euyl thryste.

5. Who myght haue the loue of so swete a wyght,
She myght be ryght glad þ*at* eu*er* was she borne.
She that onys wold in a derk nyght
Renne for yo*ure* loue tyl she had caught a thorn*e*,
I wolde hyr no more harme, but hangyd*e* on the morne,
That hath *two* good eyen*e*, *and* I chese her suche a make,
Or onys wold lyft vp here hole for youre sake.

b) Antwort des Geschmähten.

(Hs. Rawlinson Poetry 36, F. 4a—5a.)

Youre swete loue wyth blody naylys,
Whyche fedyth mo lyce than quaylys,
To you, dere herte, variant and mutable,
Lyk to earylew, which is vnstable.

1. O fresch floure, most plesant of pryse,
Fragrant as fedyrsoy to mannys inspeccione,
Me semyth by youre contenaunce ye be wondyr nyce;
You for to medyl *with* any retorncione
To me ye haue sent a le*tt*re of derusione,
Endyghted ful freshly *with* many coryous a[2] clause.
Werfore I thanke you, as I finde cause.

2. The ynglysch of Chaucer was not in youre mynde,
Ne Tullyus termys wyth so gret elloquence;
But ye as vncurtes and crabbed of kynde
Ralled him on a hepe it semyth by the sentence.
And so dare I boldly *with*-oute any offence

[1] Vielleicht chaumbys, wie im folgenden Verse. [2] Hs. I.

Answere to *your* letter, as fallyth to the *pro*pose,
And thus I begynne construe ye the glose.

3. Cryst of hys goodnesse and of hys gret myght
Fformyde many a tryator to walk on the grounde;
But he that be-holdyth you by day and by nyght
Shal neuer haue cause in hert to be jocound.
Rememberyng *your* grete hede and *your* forhed round,
Wyth staryng eyene, visage large *and* huge,
And eyþer of youre pappys like a wat*er* bowge.

4. Youre caumsyde nose *with* nose-thryllys brode,
Vnto the chyrch a noble instrument
To quenche tapers brennyng afore the roode
Ye best appered at myne avysament.
Your lend lokyng doble of entent
Wyth courtly loke all of saferone hew
That neu*er* wol fayle, þe col*our* is so trew.

5. *Your* babyreyppys of col*our* ded and wan,
Wyth suche mouth lyke to Jacobys broþ*er*:
And yelow tethe uot lyk to the swane
Set wyde a-sondyr as yche cursede oþ*er*.
In al a lond who cowde fynde suche anoþ*er*
Of alle feturys so vngoodly for to se,
With brethe as swete as ys the ceder-tre!

6. Youre body ys formyde al in *pro*porcione
With hangyng shuldres wanyng *with* eu*ery* wynde,
Smal in the bely as a wyn tonne,
Wyth froward fete and crokyde bak behynde,
He that you wold haue alway in mynde,
And for *your* loue wald breke on oure reste,
I wold he were locched *with* Lucifer the depeste.

7. And of youre a-tyre shortly to devyse,
Your templers colurede as þe lowcray,
With dagged hood leyde on pancake-wyse
Your bolwerkys *por*torellys, and all *your* nyce aray,
Treuly, me semyth ye ar a louely may,
And namely on halyday whan ye tryp and daunce,
As a wylde goos kepyng *your* contenaunce.

8. A-dew, dere herte, for now I make an ende
Vnto suche tyme that I haue bett*er* space.
The pyp and þe pose to you I recvmend;
And god of hys *mar*cy graunte you so mykyl *gra*ce
In paradyse onys to haue a restyng place,
Vp by the nauel fast by the wat*er*-gate
To loke aft*er* passage whan it comith late.

Youre owne loue trusty and trewe
You haue for-sake cause of a newe.

Warnung Liebender in Gleichnisform.
(Hs. Rawlinson C. 86, F. 59b—60b.)

Ffabula.

1. When men motyth of byrdys of gret gentres,
The sparahauke, me thynkyth, makyth most disporte,

Most accordynge vnto all*e* to degreys,
Ffor oþ*er* smale byrdys she puttyth to þe morte.
As I proclaymed ons now I wyl reporte,
As longe as she wolde to me apply,
But when she wold not to my glove resorte:
I pullyd of her bellys, and let her flye.

2. Bought I my sparhauke bellys of Mylayne,
Wele gessyd and lownyd *with* sylke and *with* twyne,
Made her a mewe *with*-in myn*e* warayne,
I fedde her *with* byrdys of volantyne;
Whyle to a noþ*er* she dyd enclyne,
And lyke a ramageous hauke began for to crye.
I sawe þ*at* she wold no lenger be myne:
I pullyd of her bellys, and let her go flye.

3. I lette her flye as fer[1] as she moght for eyre
To chese her a make by wodys apon hyght.
So rede I eu*ery* man do by his lemman fayre,
Ffor lemmans now-adays be vnder lyghte.
Ffor þ*er* is no vþ*er* kynge nor knyght,
But from þ*at* his lemmans hert begynnyth for to wrye.
Yf þ*at* she gouer*n*eth ony thinge a-ryght:
He pullith of her bellys, and let her go flye.

4. Yef þou be neu*er* so ryche in jowel ryoall,
Yf þou haue a paramore at borde and at bedde,
She sayth*e* to þe: "Myn*e* parte ben full smale,
But I haue sumwhat or ye be dede;
Yt is harde to gete wher no þinge is levyd."
And þus she *with*-drawyth*e* þy tresory.
Yf þou wynne of her, smyte of my hede:
But þou pulle of her bellys, *and* let her go flye.

5. Yf þou haue a p*ar*amoure, *and* she be neu*er* so fayre,
And yf she be as whyte as walys bone.
Ffayrer of face or of fauour,
More plesaunt to þe ther can*ne* be non*e*;
She sayth to þe she is as trwe as stone.
But truste her not, þan*ne* she makyth*e* þe a lye,
Yf þou haue suche *with*-in þy bandome:
Pulle of her bellys, *and* let her go flye.

6. Yf þou haue a damisell in especiall,
And thynke on her to do costage,
She comyth *with* þe into þe haulle,
Wher she seyth galauntys, playe, *and* rage.
She thynketh in her herte gret owtrage,
And stelyth fro þe full pr*e*vely.
Suche be febyll to kepe in a cage:
Pulle of her bellys, and let[2] her go flye.

7. Yf þou be neu*er* so ryche, and so ryoall *with*all,
Ffro þyn entresory begyn to abate,
She sayth to þe *with* wordys not smalle:
"I am no þyng*e* kepte aftyr myn*e* astate;
Of myn*e* gay atyre I am desolate,
And oþ*er* mennys paramours go gayer þan*ne* I."

[1] In der Hs. steht as fer doppelt. [2] let ist ausgelassen.

Beware of her þat she playe not chekkemate:
But pulle of her bellys, and let[1] her go flye.

8. I haue imagenyd in myne mynde
To seke all England yf one be trwe.
Ffer haue I sowghte, but none cane I fynde,
But all bene false as any jewe.
Therfor I councell þe suche to eshewe,
And let þem not mokke þe so scornfully;
But clothe þem welle in Stafford blewe:
And pulle of her bellys. and let her flye —
to þe devell.

Klage der Mutter Jesu zu anderen Müttern.

(Hs. Rawlinson C. 86, F. 72a—74a.)

1. In a chirche as I ganne knele,
This enders daye, to here a masse,
I sawe a sighte me liked wele,
I shall yow tell what it was.
I sawe a pite in a place
Owre lady and her sone in feere,
Ofte she wepte and sayde: "Alas!
Now lith here dede my dere sonne dere."

2. Yt seide oure lady meke and mylde
To all women in þis kyns wyse:
"Make no dole for yowre chylde,
A faire deth yf he diese.
Ffor yf ye do, ye bene vnwyse
To se my sonne as he lyth here.
Now is he dede. Lo, where he lieth!
Ffor þy sonne dyde my dere sonne dere."

3. Al mankynde, beholde and se:
With a crowne of þornes *with* grete envie
The jewis putte my sonnys hede vponne,
The perised his hert *with* a spere so longe,
The blode as ye may se and here.
Allas", she seide, "my lyfe lastith to longe!
Why ne had I dyde *with* my dere sonne dere!

4. All mankynde þat euer was borne
That haue children, beholde and se
How my chylde lith me beforne
Vpponne my lappe take doune of þe tre!
Ye daunce youre chyldren vpponne youre knee
With clippynge and kyssynge *and* mery chere.
Beholde my sonne, *and* beholde me!
Ffor þy sonne dyede my dere sonne dere.

5. Woman, woman, wel is þe!
Thy chyldes cappe þou settist vpponne;
Thow pykest his hede *and* beholdest his ble,
Thow wottist not wele whanne þou hast donne.
But euer, alas, I make mone
To se my sonne as he lieth here.
Oute of his hede[2] I pyke þornes many oone.
Ffor þy sonne dide my dere sonne dere.

[1] let ist ausgelassen. [2] In der Hs. fehlt das Wort hinter his.

6. Woman, a chaplet chosyn*ne* þou hast,
Thy chylde doth it were to þy plesynge;
Thow pynnest it, *and* gret joye makest,
And I sit by my sonne sore sighinge.
My chylde hath a chapplet of þornes prykkynge;
I clippe hym, I kisse hym *with* carfull chere.
Thow sittist lawghinge, and I wepynge.
Ffor þy sonne dide my dere sonne dere.

7. Woman, whanne þou liste to play
Thow hast þy childe on þy kne daunsynge.
Thow handilist his fete, fetys arne þey,
And vnto þy sighte wele likynge.
The lengest fynger vpon my hande
Thorough my sonnes fete I maye preste here;
I take hem oute blody sore wepynge.
Ffor þy sonne dyde my dere sonne dere.

8. Woman, loke to me ageyne!
Youre chyldren play *with* youre pappis.
To me þenketh it a grete payne
In my sonnys brest to se so gret gappys,
And ouer his bake so many swappys;
With blody lippis I kys hym here.
Wel hard', she seid, 'ben myne happys.
Why ne had I died *with* my dere sonne dere!

9. Woman, þy chylde is hole and sounde,
And myne lith dede vpon*ne* my kne.
Thy chylde is lowse, myne lith bounde:
Thy chylde hath lyffe, and dede is he.
And all is for þe love of þe,
Ffor my chylde trespast neuer here.
Women, why nyl ye wepe *with* me?
Ffor þy sonne dyde my dere sonne dere.

10. Wepe *with* me, boþe man and wyffe;
My chylde is yours, *and* lovidde yow well.
Yf þy childe were deede and no lyffe,
Thow coudist wel wepe at euery mele:
But for my chylde þou weptist neuer a dele,
Thowgh þou loste þyne, myne hath no pere.
Thynke þat my chylde sende þyne boþe hap *and* hele
Ffor þy sonne dyed my dere sonne dere.

11. Women þat haue *youre* witte *with*in,
And seest my chylde vpon*ne* my kne dede.
Wepe not for þyne, but for myne,
And þou shalt haue full mekel mede.
Yt wolde my chylde ageyne for yow blede.
Rather þan ye dampned were.
Vnto þis mater take good hede:
Ffor þy sonne dyede my dere sonne dere.

12. Ffare wele, women! I may no more
Reherce *youre* chyldren, *and* *youre* goodnesse;
I haue wepte for myne so sore
That I haue forgoten boþe joye *and* blisse.
I p*ra*ye yow all, thynke on*ne* þis:

My chylde hath eu*er* be kynde to yow here.
Thynke on*ne* his passione, *and* he gr*a*unteth yow blis.
Ffor þy sonne dyede my dere sonne dere.'

Ffinis.

Freudenhymne der Königin Elizabeth.

(Hs. Rawlinson C. 86. F. 155b—156a.)

1. Myne hert is set vppon*ne* a lusty pynne,
I praye to Venus of good continuaunce;
Ffor I reioyse þe case þ*at* I am in*ne*,
Delyu*er*d from sorow, annexed to plesaunce,
Of all comfort havyng*e* habundaunce.
This ioy and I, I trust, shal neu*er* twynne:
Myne hert is set vpon*ne* a lusty pynne.

2. I pray to Venus of good continuaunce,
Sith she hath set me in the wey of ease,
Myne hertly *ser*uyse *with* myne attendaunce
So to contynue þ*at* eu*er* I may please;
Thus voydyng*e* from all penfful disease
Now stand I hole fer from all grevaunce:
I praye to Venus of good continuaunce.

3. Ffor I reioyse þe case þ*at* I am in,
My gladnesse is suche, þ*er* greuyth me no payne;
And so to *ser*ue neuyr shall I blynne;
And thogh I wolde, I may not me refrayne.
Myne herte *and* I so set is *cer*tayne,
We shal neu*er* slake, but eu*er* new begyn*ne*:
Ffor I reioyse þe case þ*at* I am in*ne*.

4. Delyu*er*d from sorow, annexed to plesaunce,
That all my ioy I set as aught of ryght,
To please as after my symple suffisaunce
To me þe goodlyest beauteous in sight,
A verry lanterne to ye al oþ*er* lyght,
Most to my comfort in her remembraunce:
Delyu*er*d from sorow, annexed to plesaunce.

5. Of all comfort havynge habundaunce,
As whan*ne* þ*at* I thynke þe goodlyhed
Of þe most femyne and meke in counten*aun*ce,
Verray myrrour and ster of womanhed;
Whos ryght good fame so large abrod doth spred,
Fful glad to me to haue congnossaunce
Of all comfort havyng habundaunce.

6. This ioy and I, I trust, shall neu*er* twyn*ne*,
So þ*at* I am so ferfurth in þe trace;
My ioyes ben dovbil, wher oþ*er* be but thyn*ne*,
Ffor I am stabely set in suche a place,
Wher beaute cresith, *and* eu*er* wellyth grace,
Whiche is ful famous, *and* borne of nobil kyn*ne*.
This ioy and I, I trust, shall neu*er* trynne.

Ffinis quod Quene Elyzabeth.

Friedenau. Rose Cords.

Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung.

Wir haben in Deutschland keinen Mangel an Byronbiographien. Indes besitzen wir keine Abhandlung, die uns zu zeigen versucht, mit welchen dichterischen Äußerungen die großen und kleinen Literaten zu Byrons Persönlichkeit und Schriften Stellung nahmen. Diese Äußerungen sind zwar nicht photographisch getreues Material für ein Bild Byrons, helfen es aber doch in mancher Hinsicht wesentlich ergänzen. Stellen sie doch das Ergebnis der starken, in weite Ferne reichenden Herrschaft dar, welche der Dichter durch seine Persönlichkeit und seine Werke ausgeübt hat!

Nach dem Erscheinen von *Childe Harold's Pilgrimage* war wohl der Eheskandal von 1816 am meisten dazu geeignet, die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Lord Byron zu lenken. Als der Dichter im Juli oder August 1819 in Ravenna[1] weilte, erhielt er die ersten Verse aus Deutschland, und zwar von einer Dame. Durch Vermittlung des Obergerichtsadvokaten Friedrich Johann Jacobsen, der die Kenntnis der neuesten englischen Literatur vorzugsweise in Deutschland vermittelte,[2] sandte ihm die westfälische Baronin Elise von Hohenhausen[3] neben einer Übersetzung von Medoras Lied aus dem *Corsair* einige Verse eigener Dichtung. In drei Strophen[4] knüpft sie darin an Byrons *Fare thee well* an und nennt Liebe und Geduld die edelsten Eigenschaften des Weibes. Unter Hinweis auf die Verzeihung, die Gott der Menschheit durch Christus zuteil werden ließ, appelliert sie an Lady Byrons kaltes Herz Byrons ergreifenden Schmerzensschrei in *Fare thee well* nicht ungehört von sich zu weisen.

Als E. von Hohenhausen 1820 den *Corsair* übersetzte, fügte sie demselben auch ein poetisches Vorwort[5] bei, in dem sie das

---

[1] Vgl. Prothero, 'The Works of Lord Byron. Letters and journals' (London, Murray, 1902—1904), Bd. V, 426.

[2] Durch seine 'Briefe an eine deutsche Edelfrau, über die neuesten englischen Dichter'. Altona, Hammerich, 1820.

[3] Über ihr Verhältnis zu Byron vgl. Ochsenbein, 'Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland und sein Einfluß auf den jungen Heine' (Bern, Francke, 1905), S. 8 ff.

[4] Eine englische Übersetzung derselben durch den Kammerherrn Mellish siehe Jacobsen S. 709. Byron urteilt über diese Verse (Prothero V, 426): '*... very pretty and Klopstock-ish. As they concerned her* [sc. Lady Byron] *more than me, I sent them to her together with Mr. Jacobsen's letter.*' Diese Verse regten ihn zu schmerzlichen Betrachtungen über sein unglückliches Verhältnis zur Heimat an.

[5] Vgl. Ochsenbein S. 10.

himmelanstürmende, drangvoll schmerzliche Wesen von 'Byrons majestätisch ernstem Lied' im allgemeinen und die Poesie des Korsaren im besonderen charakterisiert. der singt von

Freundschaft, von der Liebe Kosen
Auf wildem Fels, umrauscht von Meerestosen.[1]

Wenn sich auch vereinzelte Stimmen schon bei Lebzeiten Byrons in der Beurteilung desselben versuchten, so setzt doch die deutsche Byronverehrung im wesentlichen erst nach dem Tode des Dichters ein. Das berechtigt uns zu der Annahme, daß dieser vielleicht einer der wirksamsten Anlässe war. die Augen der gebildeten Deutschen auf Byrons Dichtungen und die englische Literatur überhaupt zu lenken.

Schon am 4. Juni 1824 bringt der Berliner 'Gesellschafter'[2] einen Trauergesang[3] des eifrigen Griechenfreundes A. v. M.[4] In die Sorge um die gefährdete Freiheit Griechenlands mischt sich die Klage

Um den Sänger, der vollendet,
Um den Helden, der begann.

Das Grundmotiv des Gedichts bildet jedoch der 'schwarze Kahn',

Der des Sängers kalte Leiche
Aus dem Land der Lieder bringt.

Freilich. lyrische Stimmungsmalerei vermag Maltitz aus diesem schönen Vorwurf nicht zu schaffen; aber wir dürfen wohl annehmen. daß sein Gedicht die Anregung zu der späteren Heineschen Romanze[5] auf die Leichenfahrt Lord Byrons gegeben hat.

Die Freifrau Amalie v. Hellwig verfaßte noch am gleichen Tage, an dem ihr Byrons Tod gemeldet worden war, ein längeres Gedicht.[6] Die Charakteristik. die sie entwirft, zeugt von eifriger Lektüre von Byrons Werken. Stark ausgeprägt ist in ihrem Urteil die selbstverschuldete, 'trotzige' Übersättigung und der dadurch hervorgerufene Weltekel des noch so jugendlichen Dichters:

Und, verarmt an Hoffnung, stürmtest weiter
Du. hinaus in Gottes schöne Welt;

---

[1] Das Bild Medoras schwebt ihr vor Augen.

[2] 'Der Gesellschafter oder Blätter für Herz und Geist.' Herausgegeben von F. W. Gubitz (Jahrgang 1824), Blatt 89, S. 441.

[3] *Lord Byron.* [4] Maltitz.

[5] *Childe Harold.* Abgedruckt bei Ochsenbein S. 126.

[6] Im 'Morgenblatt für gebildete Stände' Nr. 175, S. 697 (Nummer vom 22. Juli 1824). Ebenfalls gedruckt in dem Bändchen 'Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Witwen und Waisen in Griechenland, hg. von Amalie v. Hellwig, geb. Freyin von Imhoff. Berlin, im Mai 1826', S. 31—34. Titel: *Als ich Byrons Tod erfahren.*

Ekel nur und Gram dir als Begleiter,
Menschenhaß zum Führer dir gesellt.

Nicht minder stark betont sie die schwermütige Stimmung des 'hohen, düsteren Geistes', der 'nächtlich Nebel in sich trug', und sein schmerzdurchwühltes Herz:

Feindlich, doch verzehrt von eignen Flammen,
Rangst du mit des Riesengeistes Kraft;
Denn das Band, so mit der Welt zusammen
Nur ihn hielt, hieß Schmerz und Leidenschaft.

Sie glaubt, daß der Dichter wenigstens in der Ausübung seiner Muse Ruhe gefunden habe. Dieser spricht sie neben der Fähigkeit, mit 'des tief empfundenen Leides Klage süßes Weh' zu wecken, die besondere Macht zu auch das Grauen zu erregen:

Und wo mit gesträubtem Haar wir lauschen,
Wenn dein mächt'ger Ruf das Grausen weckt,
Rätselhaft, wie Geisterschwingen rauschen,
Fesselst du den Sinn, den du erschreckt.

Eine hohe Meinung hat Frau v. Hellwig von Byrons metaphysischen Dichtungen:

Nirgends zeigten hemmend Herkul's Säulen
Deinem Geist sich in verwegnem Lauf.

Ihr Mitleid gilt vor allem auch den Griechen, für die Byron seinen ganzen Einfluß aufgeboten habe, als die europäische Diplomatie schmählich versagte. Gern hätte sie Byrons Haupt auch mit dem Kranz des Siegers geschmückt gesehen; aber wenn ihm das Schicksal diesen auch vorenthielt, den Kranz der Musen, den 'der Schmerz der Ewigkeit flocht', kann ihm Neid nicht rauben. Das Urteil über Byrons Fehler aber lautet jenem der englischen Schwestern entgegengesetzt:

Reuig schon erkennt die Feuerseele
Dort mit ihrem Reichtum ihre Schuld,
Und daß er dich zu den Seinen zähle,
Bürgt des göttlich-treuen Hirten Huld.

Elise v. Hohenhausen gibt in ihrem Nachruf[1] eine Art Überblick über Byrons Dichtungen, die sie aus seinem Leben heraus zu erklären versucht. Auch sie zeigt sich gründlich belesen in Byrons Werken, wenn wir heute auch über manche Punkte eine Auffassung haben, die von der ihrigen abweicht. So hat Byrons

[1] *Nachruf an Lord Byron.* Bändchen Nr. 24, S. 247 ff. der bei Schumann in Zwickau erschienenen Gesamtübersetzung von Byrons Werken. Das Gedicht war schon vorher erschienen in der 'Dresdener Abendzeitung auf das Jahr 1825', hg. von Theodor Hell und Friedrich Kind, Nr. 231. In ihrem Gedicht *Auf den Tod Ernst Ottos von der Malsburg* kommt sie ebenfalls auf Byron zu sprechen und läßt v. d. Malsburg 'dem hohen Byron nachziehen'.

Weltschmerz doch wohl einen tieferen Grund als die unglückliche Liebe zu Mary Chaworth, auf die sie anspielt. Nach ihrer Meinung suchte der Dichter vergeblich diesen seinen Weltschmerz im Süden zu heilen; wohl aber habe er bereits die Erkenntnis höherer, idealer Ziele von seiner Pilgerfahrt mit in die Heimat zurückgebracht. Auch in diesem Gedicht berührt die Baronin Byrons Verhältnis zu seiner Frau. Sie glaubt, Lady Byron habe ihrem Gemahl nicht die nötige Milde, kein Verständnis für seines Herzens heißen Drang entgegengebracht und es sei fraglich, ob Byrons *Fare thee well* in ihr überhaupt jemals Reue wachgerufen habe. Jedenfalls ist die Sympathie der E. v. Hohenhausen noch auf seiten des Dichters, während sich hierin später eine leise Schwenkung zu dessen Frau vollzieht. Sodann begleitet die Dichterin Byrons weiteres Schaffen und charakterisiert seine Werke nicht ohne Verständnis. Allerdings, die Beurteilung Kains und Manfreds ist ihr am wenigsten gelungen:

> Manfred, der durch des Geistes Drang, nach innen
> Die Wahrheit suchend, sinkt und untergeht,
> Weil er die Welt und ihren Reiz verschmäht.

Aus diesem Grunde geht Manfred doch nicht unter und es ist vielmehr Erlösung, nicht Wahrheit, die er sucht; zu ihrer Auffassung kommt die Baronin durch Goethes Faust, mit dem sie Manfred vergleicht. Was aber dem Lord noch als Makel anklebt, das wird nach ihrer Meinung getilgt durch sein Ende, indem sein guter Genius ihn nach langem Irren in Genuß und Schmerzen den Weg zu idealer Höhe in seiner Hingabe an Griechenland hat finden lassen. Als Dichter bewertet sie ihn so hoch wie Homer. Sein rätselhaftes Wesen sucht sie zusammenzufassen in die Worte:

> Bewunderung des Großen, Seelenschmerz,
> Bezweifeln der Unsterblichkeit; ein Streben
> Zum Namenlosen, was nie fand sein Herz;
> Sehnsucht nach Freuden, die er hingegeben.

Doch wird bei ihr das Lob auf Byron keine kritiklose Verhimmelung und in der Frage nach seinem sittlichen Wert übersieht sie seine Mängel nicht:

> War er ein großer Mann? An Leidenschaft,
> An Kühnheit, Tatendrang und edlem Willen,
> Ja, wahrlich groß; doch ihm gebrach die Kraft
> Sich selbst zu zügeln und sein Herz zu füllen;
> Doch rang er treu danach; denn auf den Pfad
> Der Selbstbeherrschung führt die edle Tat.

Fast ausschließlich unter dem Gesichtswinkel des Philhellenen betrachtet Wilhelm Müller, der Dichter der Griechenlieder, Lord

Byron. Sein Gedicht[1] knüpft an die 37 Trauerschüsse an, die in der Feste Missolunghi nach Byrons Ableben zu Ehren seiner 37 Lebensjahre gelöst wurden. Aber um diese kurzen 37 Jahre klagt Müller nicht. Er trauert, weil Griechenland seiner besten Stütze für die Zukunft beraubt worden ist. Byron ist ihm der Held, der die finstere 'Türkenbrut' aufgesucht und die Freiheit Griechenlands in prophetischem Geiste vorausgeschaut hat. Als diese sich nun verwirklichen sollte, da flog sein Schiff durchs Meer:[2]

Und an seinen Mast gelehnet, greift er in sein Saitenspiel:
Freiheit singt er mir entgegen, Freiheit tönt es ihm zurück;
Freiheit brennt in seinen Wangen, Freiheit blitzt aus seinem Blick.

Als neuer Tyrtäus begrüßt er seine Braut Griechenland, dessen heilige Erde er beim Betreten küßt. Schweigend wandelt er unter den ihm zujubelnden Hellenen. Nur eine siegreiche Schlacht möchte er noch kämpfen, dann hätte die Todesahnung, die ihn erfaßt hat, keinen Schrecken mehr für ihn:[3]

Habe längst der Erde Schauspiel durchgelacht und durchgeweint.

Schmählich hat ihn der Tod betrogen und er, der den Stürmen getrotzt hat, hat einen 'vergifteten Blumentod' gefunden. Aber den Siegeskranz, den ihm der Tod vergeblich zu rauben suchte, gewährt ihm der Philhellene Müller doch. Der Schluß des Gedichtes spricht wieder von den 37 Trauerschüssen, die auch sein Heimatland wachrütteln sollen:[4]

Daß den Toten die beweinen, die den Lebenden verbannt!

Byron habe um so mehr Anspruch darauf, als er die Schuld, die England an Hellas begangen hat,[5] sühnte. Seine Dichtkunst streift Müller nur oberflächlich. Byrons Griechenfahrt hatte in der Anschauung Müllers in bezug auf Byrons Dichtung einen auffällig raschen, kaum glaublichen Wandel bewirkt. Vor 1824 erfuhr sie noch scharfe Beurteilung,[6] nach diesem Jahre suchte Müller durch eine Reihe von Anekdoten und Zügen aus Byrons Leben in der Dresdener Abendzeitung das Interesse für den Lord zu wecken. So erklärt sich auch die unbedingte Huldigung an Byrons Muse in unserem Gedicht:[7]

---

[1] *Byron.* In dem Bändchen 'Lieder der Griechen. Zweite, mit dem Gedicht *Byron* vermehrte Auflage. 1825'. Leichter zugänglich in Wilhelm Müllers Gedichten (Gesamtausgabe, hg. von Kurt Müller; Reclam Nr. 3261 bis 3264, S. 366—69). Der in Edinburg 1826 erschienene literarische Almanach *The Janus* bringt 'a long poem with Notes "On the Death of Lord Byron" from the German of W. Müller'.

[2] Reclam Nr. 3264, S. 368. [3] Ebenda S. 368. [4] Ebenda S. 369.

[5] Vgl. das Gedicht *Der Pargioten Abschied von den Engländern.* Ebenda S. 350.

[6] Vgl. darüber Ochsenbein, S. 72 ff. [7] Reclam Nr. 3264, S. 367.

Ewig leben diese Jahre in des Ruhmes Sonnenlicht,
Auf des Liedes Adlerschwingen, die mit nimmermüdem Schlag
Durch die Bahn der Zeiten rauschen, rauschend große Seelen wach.

In anderen Zeilen feiert ihn Müller als Vorkämpfer der geistigen Freiheit:[1]

Hast gekämpfet mit des Geistes doppelschneidig scharfem Schwert,
Mit des Liedes eh'rner Zunge, daß von Pol zu Pol es klang,
Mit der Sonne von dem Aufgang kreisend bis zum Niedergang.

Auch in anderen Griechenliedern kommt Müller vorübergehend auf Byron zu sprechen:[2]

Aber einsam auch im Tode schleicht der Britensänger hin;
Denn des Lebens Rätsel schweben dunkel noch vor seinem Sinn,
Durch die Sterne kreist sein Auge eine Antwort zu erspähn:
Herrscht der Christen Gott dort oben und muß Hellas untergehn?

Eine überaus lange Elegie[3] schrieb ein hungernder Student, der spätere Philhellene Karl Herloßsohn (1804—1849). Sie besteht aus einer Reihe von Bildern, die in buntem Wechsel vor dem Auge des Lesers vorüberziehen. Herloßsohn besitzt in gewissem Grade die Fähigkeit diese Bilder traum- und geisterhaft zu gestalten. Freilich, in eine wirkliche Traumwelt kann er uns nicht versetzen, und das um so weniger, als seine jugendlich ungezügelte Phantasie uns bei jeder Gelegenheit durch triviale Wendungen, bizarre Ausdrücke[4] und Unklarheiten an die nüchterne Wirklichkeit erinnert.

Die einleitenden Strophen dienen dazu Stimmung hervorzurufen. Die Nacht lagert über der Erde, die Nachtschwalbe 'klirrt' am Fenster, die Welt liegt schlafend stille; es folgen Betrachtungen über Schlaf und Traum; die düstere Nachtstimmung weicht einem verschleierten Halbdunkel; die Sterne treten allmählich hervor. Unter diese erhebt sich Byrons Seele als 'Silberschmetterling'; auch seine Dichtungen verwandeln sich in Sterne und leuchten dort oben. Die Morgenröte dämmert herauf und verwandelt den Silberschmetterling in eine 'Riesenlilie, aus vielen Sternen zusammengesetzt', welche ins Unendliche wächst, die Himmelssphären zum Stocken bringt und in Duft zerfließt.

---

[1] Ebenda S. 367.

[2] *Die Feste des Himmels.* Reclam Nr. 3264, S. 369.

[3] *Byrons Tod. Elegische Phantasie.* In Herloßsohns gesammelten Schriften, hg. von Adolf Böttger, 3. Ausgabe, XI. Bd., I. Abteilung, S. 15 ff. Das undatierte Gedicht, das Böttger unter die 'Jugendklänge' reiht, muß vor das Jahr 1827 fallen, wie sich aus folgender Stelle des Gedichts ergibt:

Und wenn einst der Morgen deiner [nämlich Griechenlands] Freiheit glüht.

Griechenland war nach der Seeschlacht von Navarin (1827) so gut wie frei; 1829 wurde seine Freiheit durch Vertrag anerkannt.

[4] Z. B. Todnachtglut, düstres Lachen der Phantasie, Mutter — Erde — Braut usw.

Dann behandelt Herloßsohn Byrons Hinscheiden. Die Worte, die er seinen Manen widmet, sind schon vollendeter Byron-Kultus:

Der all das Irdische ermißt
Und auch das Ewige durchschaut,
Der große Geist, in dessen Sphärenkreis
Noch tausend Welten, wie die ist,
Mit allen Sternen und Sonnen und Planetensystemen
Raum genug zu walten hätten.

Auch die Natur erbebt bei Byrons Tod: der Hellespont wühlt seine tiefsten Tiefen auf, der Sturmwind singt Byron ein Leichenlied. Dann erscheint wiederholt das Bild des sich selbst verzehrenden Genius:[1]

Denn wo ein solcher Geist die Funken sprüht,
Da muß der Leib, das Menschenherz verbrennen.

Es folgen allgemeingehaltene, pessimistische Schilderungen des erbärmlichen Lebens der gewöhnlichen Sterblichen und im Gegensatz dazu solche des inhaltreichen Lebens der Dichter, denen das Gefühl ein Weltgebäude ist, größer als die wirkliche Schöpfung. Byrons Riesengeist war in dem Leib gleichsam eingekerkert; daher mußte er diese Fesseln früh zertrümmern und in das Weltall, 'seine Braut', zurückkehren.

Im nächsten Bild sitzt Ada um Mitternacht allein in dem wie ausgestorbenen Stammschloß Newstead Abbey. In der finsteren Nacht herrscht unheimliche, geisterhafte Ruhe. Ein namenloses, ungekanntes Weh, ein 'bleicher Harm', dessen Ursache sie sich vergeblich zu erklären versucht, überflutet ihre kindliche, engelreine Seele. Endlich löst sich der Bann um ihre Brust: Tränen entstürzen ihren Augen. Sie vernimmt liebliche Sphärenklänge, 'wie ein sterbend Lied von Schwänen':[2]

Ach, es ist der Liederseele, der Gesangesbraut
Letztes Lispeln, letztes Seufzen, letzter Scheidelaut.

Ada erkennt in diesem Schwanengesang halb bewußt halb unbewußt das Sterbelied ihres Vaters; sie schaut auf und sieht einen hellen Stern vom südlichen Himmel fallen. Eine Tränenflut entströmt von neuem ihrem Gesicht.

Sodann fordert Herloßsohn das Meer auf des Dichters Leichnam sorgsam an die Küste Englands zu tragen. Byrons Leben vergleicht er mit einem führerlosen Schiff, das nun doch seine Heimat gefunden habe. Englands Erde ruft er an dem 'heiligen Leib' des im Leben friedlosen Wanderers wenigstens im Tode Ruhe zu gewähren. Wiederholt erscheint der Gedanke, daß Byrons Geist beim ewigen Urgeist seine Heimat habe.

---

[1] S. 21. [2] S. 27.

Das Verhältnis Byrons zu seiner Gattin wird flüchtig und ohne viel Verständnis gestreift.

Im folgenden besingt der Dichter Byron als Freiheitskämpfer und beklagt seinen unersetzlichen Verlust. Die Natur — 'bleichglühende Wasserglut und goldenes Morgenrot' — huldigt allen gefallenen Griechenhelden; Byron aber gilt des ganzen Griechenvolkes Trauerklage.

Der Dichter kehrt abermals zu Ada zurück; voll Sehnsucht und Heimweh ergeht sich ihr leidendes Herz in Klagen um den fernen Vater, der ihr kein Wort der Liebe gesandt. Sie erblickt traumhaft sein Auge geschlossen, sein Antlitz bleich, seinen Mund stumm; vergebens sucht sie dieses Wahngebilde zu verscheuchen. Ihre Vermutung verdichtet sich zur Wahrheit: er ist tot. In leidenschaftlicher Weise fleht sie den Vater im Grabe an auch sie in den kalten Grund hinabzuziehen. Sein Auge aber weist sie himmelwärts. Ada bittet ihn, er möge seinen Geist von den Sternen aus auf ihr ruhen lassen.

Zum Schluß erfolgt die Aufforderung die Gestalten der Muse Byrons tief ins Herz zu fassen:[1]

Denn wie die Welt hier Lächeln und Tränen begehrt zum Genusse,
So verschwindet dort beides in einem harmonischen Zweiklang.

Traumhaft, mit Verklingen der Sphären schließt die Elegie.

Nur den größten Toten seiner Zeit hat der Freiherr J. Chr. von Zedlitz 1827 *Totenkränze*[2] gewunden. Es sind düstere Farben, die er Byrons Kranz[3] verleiht. Ein Geist geleitet Zedlitz an die Gräber der großen Toten,

Die, so wie du, einst träumten Lichtgedanken.

Von Tassos Grab führt er ihn hinweg nach dem verlassenen, öden Newstead Abbey, von dem Zedlitz ein meisterhaftes Stimmungsbild in düsterem Grau entwirft. Seine Auffassung von Byrons Dichtung kommt derjenigen Elisens v. Hohenhausen sehr nahe:[4]

Sein Atem war nicht Weh'n der Sommerlüfte,
Sein Lied war furchtbar wie Gewittergrauen.

Er schreibt Byron betäubende, verstrickende, beengende Macht über die Seele zu, die sich unbehaglich fühlt in solch hohen Regionen. Auch Zedlitz hat das Bild des himmelansteigenden Adlers, nur blickt dieser hier nicht unverwandt in die Sonne, sondern späht nach Leichen! Auch das Prometheusbild kehrt wieder, und zwar ist Byron bald der duldende Held, bald der die Ein-

[1] S. 35.

[2] Gedichte von J. Chr. Freiherrn von Zedlitz. Reclam Nr. 3141—42. Totenkränze S. 138 ff.

[3] Nr. VII, S. 170—175. [4] S. 171.

geweide durchwühlende Geier. Den Weltschmerz Byrons sieht Zedlitz an als den Ausfluß eines

> Unglücklichen Gemüts, des trüber Spiegel
> So kraß entstellt die Bilder widerstrahlet.[1]

Der Schluß ist ebenso düster gehalten: Zedlitz vergleicht Byron mit Ahasverus, dem ewigen Juden. Wie auf diesem ewige Schuld, so laste auf Byrons Seele ein 'dunkler Bann', der in seinem Herzen nur zermalmende, 'lebentötende Gebilde' habe reifen lassen. Kurzum, wir mögen das Empfinden des Dichters der Totenkränze als ein aus Bewunderung und Grauen gemischtes Gefühl des Kleinen vor dem Übermenschen definieren.

Über allen diesen Huldigungen an Byron thront in majestätischer Schönheit der Klagegesang, den der greise Dichterfürst zu Weimar anstimmte. Goethes Verhältnis zu Lord Byron[2] war lange Zeit ein schwankendes gewesen; endlich befreundeten sich die beiden großen Zeitgenossen doch.

Die ersten Verse, in denen sich Goethe mit Byron beschäftigte, setzt Brandl in die Zeit, wo Goethe mit den ersten Gesängen des *Don Juan* bekannt wurde (Frühjahr 1820), und vermutet, daß sie Goethe 'in neuer Freude an humoristischer Ausdrucksweise' schrieb:[3]

> ... in Teufels Namen,
> Rechnet mit Byron und seinem Talent!

Im März 1823 erhielt Goethe Byrons Trauerspiel Werner, das die Widmung 'To the illustrious Goethe' trug. Byron gewann durch diese Aufmerksamkeit die volle Sympathie Goethes, der nun am 22. Juni ein Gedicht[4] an den Lord richtete, das diesen nur durch Zufall noch vor seiner Abreise nach Griechenland in Livorno erreichte. Ein Deutschitaliener, Enrico Mayer, soll es Byron verdolmetscht haben.[5] Goethe gesteht darin, daß sein Geist schon längst die Entwicklung des Briten begleitet habe, streift die Kämpfe Byrons,

> ... der sich selbst im Innersten bestreitet,
> Stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen.

Man beachte, wie scharfsinnig und fein Goethe mit dem Ausdruck 'stark angewohnt' auf die Gründe der seelischen Verfassung Byrons anspielt. Wie Goethe nach seinem eigenen Bekenntnis im

[1] S. 172. [2] Vgl. Goethe-Jahrbuch XX, 3 ff. [3] Ebd. S. 13.

[4] Die im Goethe-Archiv liegende Kopie trägt die Überschrift *Über Lord Byron*. Das Gedicht fehlt in den gewöhnlichen Ausgaben. Es ist vielfach in Byronbiographien gedruckt, z. B. bei Lewes, 'Lord Byron' (Hamburg 1897), S. 42.

[5] Vgl. Alberto Lumbroso, 'Saggio di un tentativo bibliographico su Lord Byron'. In 'Pagine Veneziane' (Rom 1900—1905), S. 126.

Werther sich Liebeskummer und Weltschmerz vom Halse geschrieben hatte,[1] so sieht er auch für Byron, der 'sich selbst erkennen möge, wie er ihn erkannt', die einzige Erlösung in der Ausübung seiner Dichtkunst. Byron dankte in einem Briefe und versprach Goethe in Weimar aufzusuchen, 'wenn er je zurückkäme'. Das Schicksal wollte es anders. Aber Goethe vergaß des jugendlichen Freundes auch nach dessen Tode nicht. Neben einem ansehnlichen Beitrag für ein Byrondenkmal, um den er gebeten wurde, widmete er ihm noch 1829 ein Gedicht, das in die ehrenden Worte ausklingt:[2]

Ewig bleibt ihm Gloria,
Bleiben uns die Tränen.

Schon vorher hatte er dem unglücklichen Dichter im zweiten Teile seines Faust eine Totenklage gesungen, die vielleicht nur in Manzonis berühmter Ode auf den Tod Napoleons (Il cinque Maggio) ihr Gegenstück hat.

Die *Euphorionepisode* setzt ein mit dem Bericht der häßlichen Phorkyas an den Chor, was sie in den Felsenhöhlen geschaut hat. Als Vertraute des Faust und der Helena ist sie, um das Liebespaar nicht zu stören, auf die Suche nach heilbringenden Kräutern gegangen. Plötzlich wird sie durch Lachen und Scherzen aus ihrer Beschäftigung abgelenkt; sie erblickt einen lieblichen Knaben, der tändelnd und kosend von Faust zu Helena, von Helena zu Faust springt. Es ist Euphorion, der Sohn, der beiden geboren wurde. Goethe stellt also Byrons Poesie als Frucht der Verbindung des klassischen Schönheitsideals mit dem Gehalte der Romantik dar. Schon versucht Euphorion,

Nackt, ein Genius ohne Flügel, faunenartig, ohne Tierheit,[3]

sich über die Erde zu erheben und berührt beim Sprung die obere Felswand. Die besorgte Mutter warnt ihn:[4]

Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.

Der greise Faust setzt ihm auseinander, daß nur in der Erde die Spannkraft liege, die ihn aufwärts treiben könne. Zum Schrecken der entsetzten Eltern verschwindet er in seinem tollen Spiel plötzlich in einer Felsenschlucht um gleich darauf in 'blumenstreifigen Gewanden' wieder emporzutauchen. Er hat sich in der Tiefe Schätze geholt und steht vor den freudetrunkenen Eltern als Wunderkind, um dessen Haupt ein unerklärlicher Schein.

---

[1] Byron äußert sich ähnlich im Manfred: 'For me all convulsions end in rhyme.'

[2] Vgl. Heinrich Düntzer, 'Goethes Faust' (1857), S. 687.

[3] 'Goethes Werke', hg. von Ludwig Geiger (Berlin 1896), Bd. III, 390.

[4] Ebd. 390.

'der Flamme übermächtige Geisteskraft', strahlt. Schon das Kind läßt die Entwicklung zum

> Künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodien
> Durch die Glieder sich bewegen,[1]

vorausahnen. Nachdem der Chor das Staunen der Phorkyas mit dem Preis auf die klassische Dichtung abzuschwächen versucht und als Parallele die Jugendtaten des Hermes herangezogen hat, ertönt aus der Höhle 'rein melodisches Saitenspiel' und Euphorion wird mit seinen Eltern sichtbar. Im Wechselgesang mit dem Chor besingen die drei das Glück der Eltern, das durch die Geburt Euphorions göttlich groß geworden ist. Aber schon zeigt sich Euphorion-Byrons 'stets ins Unbegrenzte strebendes Naturell':[2] Er versucht sich von der Erde weg in die Luft zu erheben. Nur die Sorge Fausts und Helenas, daß er Schaden leiden und das Elternglück zerstören möchte, vermag ihn für einen Augenblick zurückzuhalten. Er mischt sich in den Chor und führt zur Freude Helenas die Mädchen zum Tanze an, deren Herzen er sich wie sein Urbild Byron gewinnt. Euphorion spielt sodann den Jäger, der die fliehenden Mädchen zu erhaschen trachtet. Jedes der 'leichtfüßigen Rehe' ließe sich von diesem Jäger gerne fangen, da sich alle nach seiner Umarmung sehnen. Indes setzt er nur dem wildesten nach, das er herbeischleppt und trotz seines Widerstrebens unter Küssen an die Brust drückt. Aber das nicht minder feurige Mädchen verwandelt sich in eine Flamme und lodert empor mit der Aufforderung ihr, dem unmöglich erreichbaren Ziel, zu folgen.[3] Nach dieser Enttäuschung ist es Euphorion zu eng in den Niederungen des Tales. In Jugendkraft stürmt er die Berge hinan um den sausenden Winden näher zu sein, die brausenden Wellen des Meeres zu sehen. Unbekümmert um die Angst der Seinigen steigt er immer höher, bis er den höchsten Gipfel des Peloponnes erreicht, wo er sich orientiert:[4]

> Weiß ich nun, wo ich bin!

Vergeblich hallen ihm die Lockungen nach die reichen Gaben der Natur im Frieden zu genießen. Er glaubt nicht an den

---

[1] 'Goethes Werke', hg. von Ludwig Geiger (Berlin 1896), Bd. III, 391.

[2] 'Gespräche mit Eckermann', hg. von Adolf Bartels (Jena 1908), Bd. I, 179.

[3] Wen wohl Goethe mit dem 'wilden Mädchen' gemeint hat? Leider wissen wir seinen bestimmten Gedanken nicht. Zu beachten ist, daß Byron von den Flammen versengt wird. Man vergleiche hierzu die szenische Bemerkung: 'Euphorion, die letzten Flammen abschüttelnd.' Düntzer (S. 683) deutet — wohl nicht glücklich — das Mädchen als 'Byrons Unruhe'.

[4] Arnold im 'Euphorion', 2. Ergänzungsheft S. 86, deutet diese Worte trefflich: 'Byron strömt über in seine Zeit, versteht sie und stellt sich in ihre Dienste.'

Frieden;[1] nur vom Krieg erhofft er das Heil für die griechische Freiheit. Und nun zeichnet Goethe in dem Wechselgesang zwischen Euphorion und dem Chor die Erhebung Byrons aus dem unwürdigen Dasein durch den von Goethe Byrons 'Mißverhältnis mit der Welt'[2] zugeschriebenen Entschluß nach Griechenland zu gehen. Euphorion wehrt sich gegen die Meinung des Chors, der ihn noch von dichterischer Glut inspiriert glaubt. Das Dichten erscheint Euphorion jetzt als Beschäftigung für Kinder; er hat sich bereits zum Jüngling in Waffen verwandelt, der sich seiner Kraft bewußt wird.[3] Kein Flehen der Eltern kann ihn zurückhalten. In kriegerischer Begeisterung verschmäht er das Glück der Familie. Schon hört er über Meer und Land den Donner der Schlacht rollen; seine Begeisterung wächst bis zu dem Grade, daß er die freiwillig unternommene Hilfeleistung für Pflicht, den Tod für Gebot hält. In seinem Hochgefühl schwingt er sich in die Luft um den bedrängten Griechen zu Hilfe zu eilen. Aber nur einen Augenblick schwebt er. Wie Ikarus stürzt er herab und bleibt vor den Füßen der Eltern zerschmettert liegen.[4] Nur Mantel, Kleid und Lyra bleiben zurück; das Körperliche verschwindet, der Glanz um sein Haupt fährt wie ein Komet zum Himmel, aus dem er stammt. Aus der Tiefe erklingt eine Stimme:[5]

Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

Nachdem sich der Chor mit den Eltern von dem tödlichen Schrecken etwas erholt hat, singt er Euphorion-Byron ein Trauerlied von wunderbarer Schönheit. Zunächst antwortet er auf Euphorions Ruf aus der Unterwelt und versichert ihn der dauernden Zuneigung aller Lebenden. Nicht Klagen, sondern nur den Wunsch nach einem ähnlichen Lose könne Byrons Schicksal hervorrufen. Im weiteren faßt Goethe die vier wesentlichen Charakterzüge Byrons, wie sie bisher schon in der ganzen Euphorionepisode deutlich hervortraten, nochmals zusammen: den ungestümen, durch keine Erziehung gebändigten Jugenddrang, der die Quelle zu Byrons vergiftetem Jugendglück wird; das alles fesselnde Wesen von Byrons Erscheinung, das ihm die 'Liebesglut der besten Frauen' gewinnt; die dichterische, an lyrische Trunkenheit grenzende Begeisterung des 'inkommensurablen Ta-

---

[1] Auch hier deutet Arnold scharfsinnig auf zeitgenössische politische Verhältnisse.

[2] Bartels I, 180.

[3] Vgl. Geiger III, 399, Zeile 2—3.

[4] Hier hat Goethe die Maske selbst gelüftet durch die Bemerkung: 'Man glaubt in dem Toten eine bestimmte Gestalt zu erkennen.'

[5] Geiger III, 401.

lents',[1] dessen durchaus subjektiver. tiefinnerlicher Dichtung Goethe das Prädikat 'eigenster Gesang' verleiht; und endlich Byrons Erhebung zur aufopfernden Hilfeleistung für die Bedrückten. Stark betont Goethe Byrons 'revolutionären Sinn und die damit verbundene Art des Gemütes',[2] die ihn unablässig in Kampf mit der Gesellschaft habe bringen müssen:[3]

Doch du ranntest unaufhaltsam,
Frei ins willenlose Netz;
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz.

Mit der glänzenden Huldigung eines Goethe schließen wir die Reihe derjenigen Gedichte ab,[4] welche. wenigstens der Hauptsache nach, die Bewertung der Dichtkunst Byrons und seinen Tod zum Vorwurf wählten.

Bei den in deutscher Sprache abgefaßten Gedichten begegnet uns eine Erscheinung, die in England[5] kein Gegenstück hat: eine Reihe von Dichtern verherrlichten interessante Abschnitte und sagenhafte Züge aus Byrons Leben.

Ein überaus stimmungsreiches Bild[6] entwirft Adolf Bube von Byrons Aufenthalt bei den Mönchen des armenischen Klosters auf der Insel San Lazzaro bei Venedig. In düsterem Sinnen sitzt der Lord noch um die Mitternachtstunde am Fenster seiner Zelle und blickt in die dunkle Wetternacht. deren Donner das Kloster in seinen Grundfesten erschüttert. Er klagt sein Schicksal an, das ihm nur finstere Wolken über sein Gemüt wälze:

---

[1] Bartels I, 180. [2] Ebd. 180. [3] Geiger III, 401—402.

[4] Es seien als Ergänzung zum Verhältnis Goethes zu Byron die m. W. nirgend besprochenen zwei 'Zahmen Xenien' zitiert, die Goethe nach Lord Byron dichtete (Goethes Werke, 55 bändige Cotta-Ausgabe, Bd. 47, S. 258):

Nein! für den Poeten ist's zuviel,
Dieses entsetzliche Strafgericht!
Verdammt ist mein Trauerspiel
Und die alte Tante nicht.

Mephisto scheint ganz nah zu sein;
Es däucht mich fast, er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden,
Doch blickt er über die Binde her,
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.

[5] Über die englischen Dichtungen auf Byron vgl. 'Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung'. Inaug.-Dissertation. Erlangen 1915.

[6] *Lord Byron.* Dresdener Abendzeitung 1824, Nr. 188 (Nummer vom 6. August). Ferner ist das Gedicht gedruckt in dem Bändchen 'Gedichte von Adolf Bube. 1836. Zweite Auflage', S. 97—98.

Oh, wie's so lastend mir den Busen drückt
Und mich von Land zu Lande quälend treibt!
Horch, heult die Eule nicht ein Totenlied?

Ein heller Strahl zerreißt am Osthimmel den Wolkenflor, und Sternlein schauen freundlich durch den Riß. Da reift in Byron der Entschluß nach Griechenland zu gehen:

Der höchste Wunsch, den lang mein Busen hegt,
Er ist, zu sterben für der Griechen Heil;
Er ist ein Grab in ihrem freien Land.
Und wenn das Schicksal diesen mir erfüllt,
So ist's gerecht und hat die Schuld gesühnt,
Die's jahrelang an mir schon hat verübt.

Auf Hellas' Rettung bedacht, schlummert der Dichter beim Morgengrauen ein.

Als Sänger des eben erwähnten Venedig feiert Ludwig Lavater den Briten in einigen Zeilen seines Gedichts 'Venedig':[1]

Lord Byron sang dir eine Elegie
Von deinem Todeskampfe schwer und bang,
Daß weithin schon die Klagemelodie
Wie Angstgeschrei in stürm'scher Nacht erklang.

Einen anekdotenhaften Zug aus Byrons letzten Lebenstagen verwertet Adalbert von Chamisso.[2] Byron bemüht sich vergeblich die Liebe einer griechischen Jungfrau zu gewinnen:

Und er schafft sich unablässig Schmerzen,
Wo er selbst das Heil den Völkern bringt.

Eines Tages läßt sie ihn eilends rufen; er trifft sie auf dem Totenbette, ein Schwert in der Rechten. Sie eröffnet ihm, warum sie seine Liebe nicht habe erwidern können. Ihr Geliebter, ein Palikar, sei in den Krieg gezogen; sie habe geschworen, ihm, falls er sterbe, in den Tod nachzufolgen. Der Palikar sei als Freiheitskämpfer gefallen und habe ihr sterbend sein Schwert zurückgesandt. Deswegen habe sie Gift genommen und vermache Byron vor ihrem Tod das Palikarenschwert. Byrons Arme fassen das Mädchen erst als Leiche. Von dieser Zeit an verdüstern sich seine Züge und er nimmt das Erbe der Griechin gar bald in sein frühes Grab hinab.

Den originellen Gedanken Byron an den Strom Lethe zu führen verwertet Ludwig Frankl.[3] Die Schar der Lebensmüden

---

[1] 'Gedichte von Ludwig Lavater [i. e. L. Spach], dem Verfasser des Henri Farel und des Nouveau Candide. Straßburg 1831.' Das Gedicht *Venedig* steht auf S. 141. Es muß zwischen 1825 und 1832 fallen; vgl. darüber die Einleitung S. IV.

[2] *Lord Byrons letzte Liebe* (1827). 'Chamissos Werke', hg. von Heinrich Kurz (1870), Bd. I, 67—68.

[3] *Byron am Lethe.* 'Episch-lyrische Dichtungen von Ludwig August Frankl (Wien 1834)', S. 159—160.

drängt sich zu seinen Wassern um Vergessenheit zu trinken. Auch Byron naht. Als 'Zecher, kühn und wild', führt er die Hand zum Munde. Aber da steigt 'aus dem Hintergrunde seines Lebens ihm ein Bild'[1] und er vergißt all seinen Erdenschmerz.

Charon:

Du nur, bleicher als die andern,
Eingestürzter dein Gesicht,
Willst nicht nach Elysium wandern,
Du, der düsterste, trinkst nicht?

Byron:

Alles stirbt in dieser Welle,
Was das Herz des Menschen bricht;
Auch der Liebe Rosenhalle —
Ein Moment! Ich trinke nicht.

Wenn Grillparzer in seinem Schaffen wiederholt und nachhaltig von Byron beeinflußt worden ist,[2] so hat er auch eine Huldigung an den Toten nicht vergessen. Mußte doch das wechselvolle, an Schicksalsschlägen überreiche Leben Byrons auf den Dichter der Schicksalstragödien besonderen Zauber ausüben. Er führt in dem Gedicht *Am Sarge Beethovens*[3] (26. März 1827) Byron im Himmel vor. Alle Geistesriesen begrüßen den eben dort angekommenen Beethoven. Nur Byron, der 'Feind der Knechte', ist im Himmel noch ebenso verschlossen wie auf Erden. Er hält sich abseits, und erst als sich die Menge zerstreut hat, tritt er herzu und entbietet Beethoven den Willkommgruß:

Bist du gern in dem Gedränge?
Magst du gern bei vielen stehen?
Sieh dort dunkle Buchengänge,
Laß uns miteinander gehen!

Byron im Himmel wäre ein würdiger Abschluß. Aber es ist hier wie in der epischen Dichtung. Nachdem der Held genugsam besungen ist, wird auch seine Sippe in eigenen Epen verherrlicht.

In der Byronverehrung haben wir ähnliche Erscheinungen zu verzeichnen. Verschiedene Gedichte kommen vorübergehend auf die Gräfin Guiccioli zu sprechen und Cäsar von Widder widmet ihr ein eigenes Gedicht.[4] Sie erscheint in der Gesellschaft von Raffaels und Tizians Geliebten, ein Umstand, der beweist, daß Cäsar von Widder Lord Byron zu den größten Männern der Menschheit rechnete. Die Gräfin sieht das Leben ohne Byron

---

[1] Frankl denkt wahrscheinlich an die Gräfin Guiccioli.

[2] Vgl. darüber Euphorion IX, 677—698; X, 159—180.

[3] 'Grillparzers sämtliche Werke'. Vierte Ausgabe in 16 Bänden (1887). Bd. I, 168.

[4] *Lord Byrons Geliebte.* Gedicht Nr. 3 im 'Vergißmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1830. Hg. von C. Spindler'. Der Stahlstich der Gräfin Guiccioli stammt von Fr. Fleischmann (Nürnberg).

schal und freudelos vor sich liegen; die Reize der italienischen Natur vermögen ihr nicht mehr zu gefallen; voll Sehnsucht schaut sie den Wolken nach, die nach Hellas ziehen; ihr können nicht mehr Blumen, sondern nur Klagen blühen. Von Byrons Pessimismus und seiner Liebe zur Gräfin sagt Widder:

Denn wenn der Lord das Leben auch verachtet
In Kindern seiner düstern Phantasie,
Die er voll Haß der Hölle selbst entlieh,
So war doch sie, nach der er heiß geschmachtet,
Die er vor allen Sterblichen geachtet,
Die einz'ge Liebe, der er selbst sich zieh!

Die einzigen deutschen Spottverse auf Byron, die mir bekannt wurden, finden sich im Musenalmanach für das Jahr 1826[1] unter den Xenien:

Feldherr wirst du nun bald und Dichter schon bist du gepriesen,
Ganz Tyrtäos zu sein werde noch hinkend dazu.

Heinrich Stieglitz protestierte[2] gegen eine solche Schmähung des 'sterbenden Löwen'. Für diesen ritterlichen Protest wußte K. Simrock keine bessere Antwort, als Stieglitz einen den Löwen beschützenden Esel zu nennen.[3]

Die besprochenen deutschen Dichtungen sind fast durchweg bessere Erzeugnisse als die englischen. Wie ist das zu erklären? Wohl daraus, daß bei uns mehr oder minder nur die literarisch wirklich Gebildeten jener Jahre sich in der Beurteilung des rätselhaften Mannes versuchten. Deutlich zeigt sich auch auf diesem Gebiete der Unterschied in dem Fühlen der beiden Völker. Wir begegnen in unserm Vaterlande psychologischen Erscheinungen ganz anderer Art. Nirgend findet sich hier ein feindlicher Zug gegen den Dichter; hier hat er keine Verteidiger nötig. Der keifende Ton Englands wäre bei uns ganz undenkbar. Wohl gibt es hier auch Schwankungen in den Urteilen, aber sie gehen nicht annähernd so weit auseinander wie in England. Wir können uns einer viel objektiveren zeitgenössischen Würdigung Byrons rühmen als des Dichters eigene Landsleute. Allerdings dürfen

---

[1] Hg. von Julius Curtius (Berlin 1825), S. 130. Sie sind *Byron* überschrieben.

[2] Im 'Gesellschafter' (1825), Bemerker Nr. 10, S. 294.

[3] Vgl. Bemerker Nr. 12, S. 332. — Aus dem 'Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens', Bd. XVII, 186 zitiert 'Euphorion' ein Gedicht: Ludwig Spach, *Byrons Tod zu Missolunghi.* Ferner heißt es bei 'Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840', Bd. 2, S. 545: 'In einer Gesellschaft las Freiherr von Schilling ein starkes Gedicht für die Griechen vor, das er an Lord Byron geschickt hatte.' Diese beiden Gedichte scheinen niemals gedruckt worden zu sein. Das von 'Euphorion', 2. Ergänzungsheft S. 85 zitierte Gedicht von Pfizer ist eine Übersetzung von *Fare Thee Well,* keine Neudichtung.

wir nicht vergessen, daß nach dem Satze *De mortuis nil nisi bene* das Porträt des Dichters durch seine Zeitgenossen etwas Idealisierung erfahren hat. Auch hat die berückende Macht von Byrons Persönlichkeit bei uns mehrfach zu Schwärmerei verleitet. Gar bald rankte der Zweig der Legende, von deutschen Händen gezogen, freundlich über das Bild. Byrons Hingabe an die Sache Griechenlands hat sicherlich am meisten zur deutschen Byronverehrung beigetragen; fast alle angeführten Gedichte haben Philhellenen zu Verfassern.

Mit England und anderen Ländern hat Deutschland bestimmte Epitheta (der hohe Byron, der düstre Byron), Anschauungen, Bilder und Vergleiche (der Komet, das führerlose Schiff, der Leuchtturm, der sich selbst verzehrende Genius) gemein. Diese kehren immer wieder und bilden sozusagen die Umrisse des Porträts, die durch die vielen subjektiven Äußerungen allerdings gründlich verdeckt werden.

In der Würdigung Byrons ist Goethe der Wahrheit vielleicht näher gekommen als Shelley, obwohl er Byron nicht persönlich gekannt hat; wenigstens sind Goethes Urteile frei von Widersprüchen, was bei Shelley nicht der Fall ist. Jedenfalls fand Goethe den erhabensten und würdigsten Ausdruck der Trauer und die tiefsten Gedanken. Sein romantisch-klassischer Euphorion stellt den Zenith sachlicher Beurteilung dar und legt zugleich ein Zeugnis liebevoller Verehrung für den jugendlichen Freund ab. Es ist aber fraglich, ob uns Goethe als Repräsentant der Auffassung dienen darf, wie sie bei den Gebildeten Deutschlands herrschte. Wahrscheinlich waren wohl selbst die gebildetsten Stände noch nicht so byronreif wie der Altmeister von Weimar.

Frankenthal (Pfalz). Dr. Franz Bader.

Aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Romanisten und Schriftstellern.[1]

I. Briefe von Ausländern an Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

B. J. Dacier.[2]

I.

Paris, le 27 fevrier 1811.

L'Administrateur de la Bibliothèque impériale à Monsieur Grimm, Auditeur au Conseil d'Etat, Bibliothécaire de S. M. Le Roi de Vestphalie.

Monsieur

Je me ferois empressé d'avoir l'honneur de vous adresser les mss que vous desirez avoir en communication, si tout espèce de prêt de mss hors de la Bibliothèque Impériale sans un ordre de s. E. le Ministre de l'Intérieur n'était pas interdit à l'administration de cet établissement. Il n'y a d'exeption tout au plus qu'en faveur des membres de l'Institut qui veulent en donner des notices. M. Consul-Marinville a déjà dû vous en prévenir d'après la réponse verbale que je lui ai faite, lorsqu'il m'a remis votre lettre, en date du 11 de ce mois, et de vous indiquer le moyen d'obtenir la communication que vous demandez. Je ne doute pas qu'il vous soit facile d'employer ce moyen, et je vous prie d'être persuadé que j'aurai un véritable plaisir à vous faire expédier, aussitôt que j'en aurai reçu l'ordre, les mss qui vous sont nécessaires, pourvu que ce soit par une voie bien sûre et qui ne me laisse aucune inquiétude sur leur conversation et sur leur retour. Je prends trop d'intérêt au genre de travail dont vous vous occupez pour ne pas vous procurer, autant qu'il soit en mon pouvoir, les matériaux dont vous croirez avoir besoin et dont vos connaissances et vos talents garantissent que vous saurez faire un excellent usage.

Agreez, je vous prie, l'assurance de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur.

Votre très humble et très obéissant serviteur
Dacier.

II.

Paris, le 28 octobre 1811.

Monsieur,

J'ai l'honneur de vous adresser les éclaircissements que vous m'avez demandés sur la fable du Schakal. Ils m'ont été fourni ainsi que la traduction de cette fable par M. de Chézy, jeune et savant orientaliste, premier employé aux mss de la Bibliothèque Impériale qui s'est empressé de faire quelque chose qui pût vous être agréable et utile à votre travail.[3]

Vous devez avoir maintenant, Monsieur, les deux mss que vous désiriez. Nous avons cru pouvoir nous permettre connaissant votre exactitude à nous les faire repasser, et le bon usage que vous saurez en faire, d'exceder un peu

---

[1] S. *Archiv* 134, 337.

[2] Konservator an der *Bibl. imperiale* in Paris, durch dessen Vermittlung J. Grimm die Manuskripte über den *Renart* zugeschickt wurden, und der, wie aus dem zweiten Brief hervorgeht, Jacob Grimm auch sonst gefällig war.

[3] Chézys Schreiben befindet sich im Grimm-Nachlaß in Berlin.

l'autorisation qui nous a été donnée par S. E. le ministre de l'Intérieur. Soyez je vous prie persuadé qu'en mon particulier vous me trouverez toujours très empressé de faire tout ce qui dépendra de moi pour faciliter votre travail auquel je prends un véritable intérêt et vous donner des témoignages de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur,

Votre très humble et très obéissant serviteur
Dacier.

Claude Fauriel.[1]

M. Fauriel serait bien fâché de ne pas voir Monsieur Grimm avant son départ. Il reviendra demain à dix heures et espère être assez heureux pour le trouver. Dans le cas où M. Grimm serait obligé de sortir avant cette heure, il le prie de lui indiquer par un mot laissé à sa porte où il pourra le trouver et à quelle heure.[2]

Le comte Léon de Laborde.[3]

I.

J'ai reçu votre lettre étant aux Eaux de Neris pour ma santé et je n'ai pu' m'occuper comme je l'aurais désiré de ma commission. Mon oncle m'a écrit depuis que vous n'aviez plus besoin de la Copie d'Hincmar et j'ai moins regretté le retard apporté par mon absence. puisqu'il m'a empêché de faire un travail inutile.

J'ai pris des informations pour vos deux autres questions.

1o Mr A. Beugnot a lu pour son jour de réception un Mémoire sur les Derniers temps du Paganisme Romain; La France littéraire, revue mensuelle (Rue des Grands augustins No 20. 54 francs par an) annonce qu'elle publiera ce mémoire dans son numéro de ce mois (août). Ce Mémoire n'est qu'un extrait ou fragment d'un ouvrage terminé qui paraîtra dans le courant de l'année prochaine.[4]

2o Vous connaissez sans doute l'édition du Roman du Renard publié par Mr Méon, il y a six ou huit ans.[5] Mr Robert prépare en ce moment une édition de Partenopex de Blois, Roman dont il existe une analyse dans les notices des manuscrits de la Bibliothèque royale. Quant au roman du Renard Mr Robert en a donné des extraits de la Branche du Renard contrefait et ses fables, mais il n'est pas question en ce moment de le publier en entier.

Tels sont les renseignemens que j'ai recueillis à l'Institut et plus particulierement de Mr Raynouard le doyen de la Langue Romane. Comme je vois ce savant tous les jours que je dîne régulierement trois fois par semaine avec lui et qu'il est la bonté même pour moi, vous pouvez hardiment m'envoyer toutes les questions ou demandes de renseignemens qui vous manquent. Il m'a même prévenu en me disant que si mes questions étaient

---

[1] Der bekannte französische Gelehrte, der Jacob Grimm die provenzalischen Zeugnisse über den *Renart* auszog.

[2] Der Brief ist undatiert, muß aus dem Jahre 1814 stammen, wo Grimm Fauriel in Paris kennenlernte.

[3] Französischer Schriftsteller, der die Korrespondenz zwischen Raynouard und Jacob Grimm vermittelte.

[4] Dieses Buch trägt den Titel: *Histoire de la destruction du paganisme en Occident.* Es erschien 1835.

[5] 1826.

pour un étranger qui s'occupât de ces sujets, je devrais lui demander quel est son plan afin qu'il pût me dire s'il était nouveau ou déjà exploité, intéressant ou déjà épuisé et en même temps indiquer les sources où l'on peut puiser. Vous savez assez le soin que je mettrai à vous répondre, ainsi usez-en et ne craignez pas d'en abuser. Vous n'avez pas de concurrence à craindre, Mr Raynouard est occupé exclusivement de son dictionnaire et de sa langue Romane qui s'imprime. J'aurai l'occasion je crois de voir Mr Robert vendredi, s'il me disait autre chose que ce qui précède je vous l'écrirai.

Agréez, Monsieur, mes complimens et l'assurance du plaisir que je trouve à faire quelque chose qui puisse vous être agréable.

le 30 août [1833?]. L. Laborde.

Ecrivez moi directement en Palais Bourbon. Paris. Le gouvernement payant mes ports de lettres vous n'avez pas besoin d'affranchir, je serai à Paris jusqu'à la fin de septembre.

II.

J'ai pris l'autre jour chez Krieger votre Fuchs,[1] je vous sais mes complimens sur ce beau travail, je suis trop peu versé dans la matière pour que mon jugement soit de quelque poids, mais ce que j'admire, c'est le mécanisme du travail, c'est la disposition claire de jugemens appuyés sur une profession de recherches, c'est toute une exposition qui ferait croire à un travail d'enfant, tant il y a peu de fatras dans votre érudition. Que ne travaillons-nous de cette manière; en France le sang coule trop vite, la vanité est trop avide de se produire vite et dans sa course hative de faire parade de quelques minces études. Heureusement que nous pouvons nous vanter de quelques grandes exceptions, les prendre pour modèle est ce qu'il y a de mieux à faire.

Quoique je ne vous ai pas renvoyé les livres que j'ai encore à la bibliothèque, je vous en demanderai deux autres, l'ordre qui règne dans ma bibliothèque vous ôte toute responsabilité, ce sont: Les deux premiers volumes du Journal of the geographical society of London.

2) Forest scenes and incidents in the wilds of the North America. from Halifax to the Canada by George Head esq. 1829 8⁰.

Mr Schrader a eu la bouté de me faire demander si j'ai reçu quelque paquet qu'il m'a envoyé. auriez-vous l'occasion de lui répondre de ma part que je n'ai rien reçu.

Agréez mes complimens empressés

Le 22 Mai 1834 Léon de Laborde.

III.

Je vous envoie enfin la copie que vous m'avez demandé, voici ce que m'écrit Mr Raynouard[2]: 'Je n'ai pu que très tard m'acquitter de votre commission. Le Manuscrit était prêté et je désirais que la copie fut faite sous mes yeux; il a fallu pour cela un concours de circonstances. Voici enfin la pièce et il n'y a en aucune sorte de déboursé.

J'ai prié Mr Grimm de répondre à une note que je lui adresse vous me transmettrez ses observations quand vous écrirez à votre père.'

Je suis heureux que vous ne puissiez pas croire plus longtemps à ma négligence. Agréez l'assurance de ma haute considération

le 17. Juin 1834. L. Laborde.

---

[1] Reinhart Fuchs. 1834.

[2] Vergleiche hierzu das Schreiben von Raynouard an J. Grimm.

IV.

Mr de Courcelles[1] qui va passer quelques mois à Berlin vous remettra de ma part le second volume de la notice des émaux.[2] Il contient un glossaire tout spécial dont je vais donner bientôt une seconde édition qui s'étendra aux costumes aux armes et aux mœurs en tant qu'ils ont du rapport avec les arts; 600 gravures intercalées dans le texte et représentant d'après les miniatures et les monuments eux-mêmes les objets cités dans le glossaire serviront à l'intelligence de mes commentaires. J'espère rendre ainsi ce travail digne de votre attention et je vous demande votre indulgence pour le premier essai.

Mr de Courcelles remettra en même temps à votre neveu au poète une petite description d'Athènes[3] qui a le mérite de l'Ancienneté; cela convient à son âge et à ses idées comme le livre des images autrefois, et il n'en est pas encore à regretter le temps où il aimait les images.

Je vous prie et j'ai prié Mr de Courcelles de me rappeler au souvenir de Guillaume et de sa femme.

Je ne vous parle pas de vos travaux. Ils sont comptés ici et tenus en grand honneur. A l'Académie on commence à croire qu'un homme vaudrait mieux que quarante pour faire le dictionnaire historique de la langue, peut-être est-ce vous et votre admirable travail qui leur a donné cette idée.

Nous sommes tous occupés par un côté ou par une autre de notre grande exposition qui est remise au 15 mai, nous n'aurions que cela dans la tête si le triste canon de Sévastopol ne nous donnait de fréquentes distractions. C'est une vilaine chose que la guerre et elle ne prouve pas grand'chose. Du fond de mon cabinet du milieu de mes livres je la maudis, car elle tranche de nobles existences et elle engloute un argent qui aurait contribué à pousser l'humanité plus activement dans les grandes voies du progrès. Espérons qu'elle aura une fin prochaine et que cette contagion belliqueuse ne s'étendra pas au delà de la Crimée.

Agréez, mon cher Monsieur, l'assurance de mes sentimens dévoués.

Le 28 avril 1855. Cte de Laborde.

Léon Boré.[4]

Monsieur

J'ai l'honneur de vous présenter et de recommander à votre bienveillance M. Edmond de Cazalès, fils du célèbre orateur de ce nom et rédacteur de la Revue européenne. Je ne vous ferai point ici l'éloge de M. de Cazalès qui se recommande assez lui-même par tout ce qu'il a écrit et qu'il suffit d'ailleurs de voir quelques instans pour l'apprécier. J'aime mieux vous remercier de toutes les boutés que vous avez eues pour moi pendant mon

---

[1] Le Chevalier J. B. P. J. de Courcelles.

[2] *Notice des émaux bijoux et objets divers exposés dans les galeries du musée du Louvre 2 vol. 1853.*

[3] De Laborde hat zwei Werke über Athen veröffentlicht: *Documents inédits ou peu connus sur l'histoire et les Antiquités d'Athènes tirés des Archives de l'Italie de la France de l'Allem.* etc. (1854) und *Athènes au XVe XVIe et XVIIe siècles d'après des documents inédits tirés des archives impériales de Venise, des grandes archives de l'Empire français* (1855).

[4] Französischer Schriftsteller, dessen Artikel: *D'un moyen de remédier à l'insuffisance de l'enseignement en France, par un collaborateur de la revue européenne* Jacob Grimm in den 'Gött. gel. Anz.' von 1833 rezensiert hatte. Abgedr. 'Kl. Schr.' V, S. 149.

séjour à Goettingue et de la manière dont vous avez parlé de ma petite brochure dans votre journal des savans. Je me propose de publier dans le courant de 1835 quelque chose de plus important, et où vos différens ouvrages m'auront été d'un grand secours.

Je profite avec joie, Monsieur, de cette heureuse occasion pour vous renouveller la sincère assurance de tous les sentimens avec lesquels je ne cesserai jamais d'être.

Votre très humble et très affectionné serviteur
Léon Boré.

Munich, ce 7 Avril 1834.

F. J. M. Raynouard.[1]

Le 10 juin 1834.

Le secretaire perpetuel hon.re de l'Académie adresse avec plaisir à M. Grimm la copie de la confession Renart. Elle a été faite sous les yeux de M. Raynouard qui l'a collationnée avec soin. Quant à la pièce compagnie Renart qui ne se trouve point dans le Ms >72 18 elle est imprimée aux pages 32—34 du tome 1er de l'ouvrage intitulé: fables inédites des XIIe XIIIe et XIVe siècles et fables de Lafontaine par A. C. M. Robert, Paris 1825, 2 vol. 8°. M. Raynouard offre ses soins à M. Grimm et le prie de répondre aux questions suivantes:

outre les poëmes en vieux allemand imprimés par Schilter: Thes. antiq. teuton.[2] existe-t-il d'anciens romans allemands où il soit parlé des pairs de Charlemagne?

Quels sont les noms de ces pairs?

M. Raynouard prie M. Grimm d'agréer l'assurance de sa considération la plus distinguée Raynouard.

Ampère.[3]

[Pr. 22 juin 1834.]

Monsieur

Monsieur le Comte de Montalembert[4] jeune homme de la plus haute distinction veut bien se charger de vous remettre cette lettre et de me rappeler à votre souvenir. Monsieur de Montalembert compte passer un temps assez long en Allemagne et s'y occupera surtout du moyen âge. —

Vous l'adresser, Monsieur, c'est l'adresser à la source des études qu'il veut faire. Vous m'avez accoutumé, Monsieur à une bienveillance qui me garantit celle que vous inspirera un homme qui en est si digne. — Je poursuis mes travaux sur le nord, je cherche à faire participer mon pays à vos beaux travaux, je trouve dans la jeunesse sympathie et vif intérêt pour l'Allemagne qui est ma seconde patrie. Quand pourrai-je aller vous demander vos conseils!

Agreez Monsieur et faites je vous prie agréer à MM. vos frères et à Madame votre belle sœur

l'assurance de ma reconnaissance et de mon respect J. J. Ampère.

---

[1] Der berühmte französische Romanist.

[2] Joh. S. Schilter: *Thesaurus antiquitatum Teutonicarum. Ulmae 1728.*

[3] Professor für Geschichte und Literatur am *Collège de France,* der in Frankreich besonders die Kenntnis der nordischen Literaturen vermittelte.

[4] Es ist der berühmte spätere Politiker und Verteidiger des Katholizismus.

Xavier Marmier.[1]

I.

25. Febr. 1836.[2]

Monsieur

Quoique je vous ai bien peu vu dans les quelques jours que j'ai passés en 1834 à Gœttingen, je viens cependant avec confiance vous demander un service. Un de mes amis Mr Ferdinand Denis qui a déjà publié plusieurs ouvrages fort recommandables doit faire paraître prochainement un traité sur les manuscrits qui existent dans diverses bibliothèques. Il désirerait parler de la bibliothèque de Gœttingen et des principaux manuscrits qu'elle renferme surtout des anciens manuscrits allemands. Oserais je vous demander une note à ce sujet et ne serait-ce pas abuser de votre bonté que de vous prier de l'envoyer bientôt. M. Denis retarde la publication de son livre exprès pour l'attendre et dès qu'il aura paru il se fera un devoir de vous l'envoyer.

Je vous demande ce service avec d'autant plus de liberté que je passe la moitié de ma vie avec vous. J'ai dans ma bibliothèque tout ce que vous avez fait. Il n'y a pas de livres que j'achète avec plus de joie que les vôtres et ceux de M. votre frère. J'ai lu avec un vrai sentiment de reconnaissance pour tout ce que vous m'avez appris votre Mythologie allemande, et j'ai fait là dessus deux articles pour le Journal de l'Instruction publique.[3] Maintenant je me prépare à faire dans la Revue de Paris un article sur la Silva de Romances viejos. vous voyez que quand je vous quitte au nord, c'est pour vous reprendre au midi. Je voudrais bien du reste trouver ici l'occasion de vous être utile en quelque chose pour les renseignements dont vous pourriez avoir besoin, je m'acquitterais de vos commissions avec un grand plaisir.

Veuillez, Monsieur me rappeler au souvenir de M. votre frère et à celui de mon bon ami M. Wendt.

Votre très dévoué
X. Marmier.

8 rue des francs bourgeois St. Michel.

II.

Monsieur,

Il y a bien longtemps que j'étudie avec un attrait tout particulier vos excellents livres sur les croyances populaires. J'y ai souvent eu recours et je suis heureux chaque fois que je trouve occasion de les citer. Permettez-moi de vous offrir une bien petite dissertation sur les croyances populaires de la province où je suis né. A tout autre qu'à vous je n'oserais présenter une œuvre aussi unbedeutende, mais je sais que vous vous intéressez à ce genre de travaux, et vous avez l'indulgence du vrai savant.

J'espère vous envoyer prochainement un livre d'une plus grande étendue. C'est le récit de mon voyage en Islande. J'ai réuni les observations que j'ai faites au milieu de ce pauvre peuple si pauvre et si bon. L'ouvrage

---

[1] Französischer Schriftsteller, besonders bekannt durch seine Reisen, durch deren Beschreibungen er Frankreich Kenntnis fremder Länder verschaffte. Er hat sich viel mit deutscher Literatur beschäftigt und dieselbe mehrmals zum Gegenstand seiner Abhandlungen gemacht.

[2] Das Datum ist von J. Grimm geschrieben.

[3] *Journal général de l'Instr. publ.* Nr. 35 vom 28. Februar 1836 und Nr. 37 vom 6. März 1836. Beide Zeitungsnummern liegen den Briefen bei.

paraîtra je crois au commencement du mois prochain et vous êtes un des premiers à qui j'en enverrai un exemplaire.[1]

Si mes vœux se réalisaient j'irais vous le porter moi-même. Je voudrais bien revoir votre bonne ville de Gœttingen et causer avec vous de tant de choses que vous savez si bien. J'ai envie d'aller en Danemark et en Suede et nul détour ne me semblerait trop grand pour aller vous voir.

J'ai appris en revenant d'Islande la mort de mon cher Wendt. Je voudrais bien avoir des nouvelles de sa femme et de sa fille. Voudriez vous être assez bon pour leur dire que je prends la plus grande part à leur douleur.

Veuillez aussi, Monsieur, présenter mes compliments à M. votre frère et aux autres professeurs que j'ai vus à Gœttingen. Quoi qu'ils aient depuis longtemps oublié l'ignorant étranger qui alla les visiter un jour, moi je ne les ai nullement oubliés.

Recevez, Monsieur, l'assurance de tous mes sentiments les plus dévoués.

Paris 8 Janvier 1837. X. Marmier 9 rue Turenne.

III.

Monsieur,

Avant de quitter Strasbourg, j'ai remis chez le libraire Levrault qui m'a promis de vous l'envoyer, immédiatement le livre que je viens de publier sur l'Islande. Je ne vous l'adresse pas sans crainte. à vous qui savez si bien toutes les vieilles choses du nord, mais la vrais science est indulgente et voilà ce qui me rassure. Voudriez vous être assez bon pour parcourir ce livre et me dire ce que vous en pensez. Je vais maintenant en Danemark et en Suede continuer les mêmes travaux et j'aimerais à marcher selon vos conseils.

Dans un an je reviendrai, si comme je le pense je passe l'Allemagne ce sera pour moi un vrai bonheur d'aller vous voir à Gœttingen. D'ici là vous me feriez un grand plaisir si vous vouliez bien m'écrire à Copenhague poste restante. Je compte y être dans un mois d'ici.

M. Fauriel que j'ai vu à mon départ de Paris me charge de vous offrir ses compliments.

Adieu, Monsieur, veuillez dire pour moi mille choses à M. votre frère et agréez l'expression de tous mes sentiments les plus dévoués.

Leipzig 16 avril 37. X. Marmier.

Achille Jubinal.[2]

Bureau des Anciennes Tapisseries.
Rue de Seine No 23.

Paris, le 3 Mai 1837.

Monsieur

C'est en qualité de votre confrère, quoique bien indigne de ce titre, à l'honorable société des Antiquaires de France que je prends la liberté de vous écrire pour tâcher de vous intéresser soit par vous-même, soit par vos amis,

---

[1] 1837 erschien von Marmier *Lettres sur l'Islande*, 1838 *Histoire de l'Islande* und 1839 *Hist. et lit. islandaises*.

[2] Französischer Literat, der sich unter anderem auch dem Studium der altfranzösischen Literatur widmete und z. B. in den Jahren 1839—42 ver öffentlichte: *Nouveau recueil de contes dits fabliaux et autres poésies in-*

à une belle entreprise que je viens de commencer, je veux dire la mise au jour à l'aide du dessin et de la gravure de toutes les anciennes tapisseries les plus remarquables de France et de l'étranger. Je prends en même temps la liberté, Monsieur, de vous adresser un prospectus de cet ouvrage dont trois livraisons ont déjà paru (tapisserie de Nancy et tapisserie de Bayeux). Si vous pouviez concourir, Monsieur, par votre souscription personnelle ou en nous indiquant les personnes de votre connaissance auxquelles on pourrait adresser des prospectus, à la publication de ce beau livre ce serait je crois un véritable service que vous rendriez à l'art et à la science.

J'ai l'honneur d'être, Monsieur, avec un profond respect

Votre bien dévoué serviteur

Achille Jubinal,
membre de la Société Royale des Antiquaires de France
ancien élève de l'Ecole royale deschartes l'un des rédacteurs du journal la Presse.

Baron von Reiffenberg.[1]

Viro praeclaro philologorum facile principi
Jacobo Grimm
S. p.
T. Reiffenbergius S. R. J. B. d.

Feliciter ad Belgas tuo nomine venit vir eximius, Lantzius, mihique praesertim successit ejus peregrinatio quam tuae in me benevolentiae testimonium, quod maximi prorsus facio, Bruxelles attulerit. jampridem te assidue colebam propter ingenium illamque luculentam eruditionem quam Roma olim in Varrone jactitabat. auxit etiam aestimationem justa et tenax animi tui virtus, nunc quem venerabar amo.

Dum hic divertebatur Lantzius, non mihi licuit, ut volebam, hospitalitatis hospitio plene fungi, nam tum collegio publico prae eram quo apud Belgas tituli academici decernuntur. Praeterea tabularia ac Bibliothecae vacabant. attamen conatus sum ut diem nullum perderet studium que illius literarium desiteratis apibus non defrauderetur.

Quaedam flocci tentamina tibi mittere mandeo; quod de Musquii prolusione tam humaniter scribis me summa perfudit laetitia. editio autem hujus textoris duobus abhinc annis duplici tomo jam absolvitus et si opus istud impensis regiis exactum fuisset illud ad te, haud mora ire vellem.

Nunc lego quae ad Lassmannum nuperrime de Reinardo tuo disserruisti. Utinam tuis discipulis ascribi possem! Sine me sperare vir praestantissime, hoc initium esse futurae amicitiae commerciique per annis epistolici!

Vale iterumque vale

Raptim Bruxellis, Id. Sept. MLCCCXL.

Viro clarissimo

Jacobo Grimm, Germanici antiquitatis instauratori.

édites des XIIIe, XIVe et XVe siècles pour faire suite aux collections Legrand d'Aussy, Barbazan et Méon. Das Werk, um das es sich hier handelt, ist wohl: *Les anciennes Tapisseries historiées ou Collection des monuments les plus remarquabls de ce genre qui nous soient restés du moyen âge à partir du XIe siècle jusqu'au XVIe inclusivement dessins de Sansonetti Paris 1837.*

[1] Belgischer Romanist, der für die romanische Philologie durch die Ausgabe der *Reimchronik* des Philippe Mousquet wirkte.

Adolphe Régnier.[1]

I.

Kitley-House, near Yealmpton, South-Devon
14 Janvier 1853

Monsieur et vénérable Maître,

[Ava]nt d'avoir été nommé par S. M. Le Roi Louis-Philippe [p]récepteur de son auguste petit-fils Mgr le Comte [de] Paris, j'étais chargé à l'Ecole normale supérieure de Paris du cours de langue et de littérature allemande, [et] je m'étais livré sous votre direction et en étudiant [v]os savants ouvrages à de sérieuses recherches sur l'histoire de la langue allemande. Quand je fus appelé à me consacrer à d'autres devoirs, M. Eugène Burnouf,[2] mon illustre maître, et, il m'a donné le droit de le dire, mon ami à jamais regrettable, voulut bien m'engager à réunir dans une suite de Mémoires le fruit de mes études sur les langues germaniques. Je ne pouvais pas espérer de rien mettre dans ces mémoires qui pût sembler nouveau au de là du Rhin, ni offrir de l'intérêt aux philologues éminents qui, en Allemagne cultivent cette branche si féconde de la Linguistique. Mais mon but était d'appeler en France même l'attention des esprits studieux sur ces intéressants travaux d'en faire admirer en les assemblant et les coordonnant les principaux résultats, de montrer enfin sur quelle base solide repose la grande renommée de quelques uns des savants les plus illustres que nous envions à l'Allemagne sans les connaître assez, la vôtre surtout, Monsieur et vénérable Maître.

Dans les derniers jours de l'année 1847 j'adressais à l'[Académie] des Inscriptions et Belles-Lettres dont vous êtes mem[bre] mon premier Mémoire. C'était une introduction [où] j'exposais mon plan et cherchais à embrasser d'[un] œil général le vaste champ de la philologie ger[manique]. L'Académie voulut bien en entendre la lecture, et en s[uivant] le rapport de Mrs Hase et Eugène Burnouf, elle en a [ordonné] l'insertion dans le Recueil des savants étrangers.[3] C'[est de] ce premier Mémoire que je me permets de vous faire h[ommage.] Je m'y suis occupé trop longuement de vous et de [vos] admirables travaux pour pouvoir me dispenser de v[ous] l'offrir. Ma faible voix, je le sais, ne peut rien aj[outer] au concert unanime d'éloges et de vénération qui ent[oure] votre nom: Mais peut-être ne serez-vous pas insen[sible] à l'accueil flatteur que l'Académie a fait (on me l'a [assuré] et je suis heureux de vous le redire) aux pages que je vou[s ai] consacrées. Que ce soit là mon excuse, auprès de vous, Monsieur, si vraiment j'avais besoin d'une excuse pour vous informer d'une petite incursion que j'ai essayé de faire sur votre domaine.

Je dis essayé; car au mois de février 1848 j'ai suivi dans l'exil mon auguste élève et depuis ce monm[ent] je n'ai plus eu ni les mêmes loisirs ni les mêmes ressour[ces] pour l'étude. J'ai envoyé pourtant à l'Académie un second Mémoire sur la Langue gothique ou plutôt [sur] les Monuments qui nous restent de cette langue. L'Aca[démie] a bien voulu en entendre aussi la lecture et en ordonner pareillement l'impression.[4] Dès que j'en aurai

[1] Französischer Philologe, der sich viel mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigte. Er besorgte für 1859 eine Übersetzung von Schillers Werken ins Französische.

[2] Berühmter Orientalist.

[3] D. *Mémoire* erschien in *Mémoires présentés à l'Acad. des Inscr. et Belles lettres I. Série III 1853.* Regnier gibt hier eine sehr warm gehaltene Lobrede auf Jacob Grimm..

[4] Auch diese Schrift erschien in demselben Bande, unmittelbar auf die erste folgend.

des exemplai[res,] je vous en adresserai un, si vous voulez bien m'y autoriser. S'il vient un temps où Dieu m'accarde encore quelques [loisirs] je serai heureux de reprendre ces travaux et de [poursu]ivre mon projet: car ce sont des études qui [me ser]ont toujours chères et auxquelles je demeurerai [fidèle] ainsi qu'aux sentiments de profond respect [et de] sincère admiration que je vous ai voués.

Votre très humble et très obéissant serviteur

Ad. Regnier,

Précepteur de S. A. R. Mgr le Comte de Paris.

P. S. J'ai pris la liberté, Monsieur de vous écrire [en] français dans la langue même de mon Mémoire. [Je] n'ai pas besoin de vous dire que si vous m'honoriez [de] quelques mots de réponse, ils me seraient tout [aus]si précieux et je les comprendrais aussi bien en [a]llemand qu'en français Pardonnez-moi ma [tr]op longue lettre.

II.

Paris, le 20 Novembre 1853.

Monsieur et vénérable Maître,

J'ai été si touché de votre lettre à la fois si bienveillante et si cordiale que je vous aurais répondu sur le champ si je m'étais cru le droit de venir encore vous troubler au milieu de vos sérieuses et attrayantes occupations. Aujourd'hui que je puis vous faire hommage de mon second Mémoire[1] vous m'excuserez, je l'espère, d'y joindre de nouveau quelques mots d'explication et surtout le témoignage de plus en plus senti de ma reconnaissance. L'accueil plein d'indulgence dont vous avez bien voulu honorer mon premier envoi, m'encourage à prendre cette liberté et je ne doute pas que cette fois encore vous ne me pardonniez.

Ce second Mémoire traite des Monuments qui nous sont restés de la langue des Goths et des travaux dont ils ont été l'objet. Il a été lu comme le précédent dans les séances hebdomadaires de l'Académies des Inscriptions et Belles-Lettres et comme le précédent aussi l'Académie après m'avoir voté l'impression sur le rapport de Mrs Eug. Burnouf et Hase l'a fait insérer dans le Recueil des Mémoires de divers savants. Ai-je besoin de vous répéter, Monsieur, que si je n'écrivais en France où ces études sur les langues Germaniques qui tiennent maintenant grâce à vous une si grande et si belle place dans le cadre de la Grammaire comparative, sont encore si peu répandues, je n'oserais pour ainsi dire pas vous offrir ce travail qui au-delà du Rhin et pour vous en [plus] Monsieur et illustre maître ne peut avoir rien de neuf ni de vrai[ment] intéressant? Et pourtant vous l'avouerai-je? Je me dis par mo[ments] que vous me saurez peut-être quelque gré d'avoir résumé et mis en ordre [pour] des lecteurs étrangers et qu'effrayaient les longues recherches les [princi]paux résultats de ces immenses travaux auxquels vous avez donné un[e si] puissante impulsion et où l'on vous rencontre partout et comme guide e[t] comme modèle. C'était ce me semble la première chose qu'il y eut [à] faire: ouvrir un trésor admiré de tous, connu parmi nous d'un p[etit] nombre, familiariser nos grammairiens avec vos fécondes découv[ertes] et montrer le fruit qu'elles ont déjà porté et porteront encore non pas seul[ement] dans le champ des études germaniques mais dans tout le domaine de la philologie comparative et historique.

Je suis à présent de retour à Paris où je vais vivre désormais. L'éd[uca]tion de M. le Comte de Paris qui est maintenant dans sa 16e année est entrée dans une phase nouvelle: l'étude des mathématiques et des sciences

---

[1] Es ist das im 1. Brief schon erwähnte *Mémoire sur la langue gothique.*

naturelles va tenir dorénavant une plus grande place dans son instruction, et je suis retourné depuis quelques semaines au sein de ma famille et revenu à mes chères études. Ma séparation d'avec ce je[une] prince auprès de qui et pour qui j'ai vécu pendant près de onze ans, [et] qui donne de si belles espérances me laisse de profonds regrets mais la reconnaissance et l'affection qu'il me témoigne les adoucissent en partie. Je trouve aussi grâce à Dieu de précieuses consolations dans la tendresse [de] mes enfants et de leur mère. J'y joins celle de l'étude et je m'occupe en ce moment de mon troisième mémoire où je parlerai de la langue même des G[oths, de son] organisme de sa structure de ses principaux caractères. [Ma] lettre Monsieur est déjà bien longue et cependant il faut que vous [me per]mettiez de répondre deux mots à une observation toute bienveillante que [vous av]ez bien voulu me faire. Je ne me serai sans doute pas expliqué aussi [longu]ement qu'il l'eût fallu, mais loin de moi la pensée de refuser à la [lang]ue d'Ulfilas aucune des qualités qui lui présageaient si elle eût vécu [le pl]us bel avenir. Aucun des éloges que vous lui pourriez donner vous-même [ne] me trouverait incrédule, et surtout je suis bien convaincu qu'il ne lui a manqué [que] d'acquérir par l'exercice cette souplesse et cette facilité de mouvement qu'elle [ne] me paraît pas avoir encore au même degré que les langues classiques de l'antiquité [qui] avaient été maniées par de si grands génies. La langue des Goths n'est [enc]ore si je ne me trompe que virtuellement à certains égards ce qu'était devenue la langue [des] Grecs; mais il ne lui manque aucun des germes d'avenir qui si elle [eût] été parlé et écrite par les orateurs et par les poëtes ne pouvaient manquer [de se] développer de la manière la plus brillante. Je lis tous les jours quelques [pages d'Ulf]ilas et j'aime et admire de plus en plus ce riche et harmonieux idiome.

[J'ai dé]jà étudié tout ce qui a paru de votre dictionnaire et j'y ai retrouvé toutes [les quali]tés à la fois si pénétrantes et si compréhensives de votre esprit. C'est aux yeux [de tou]s ceux qui le connaissent et sont en état de l'apprécier un ouvrage digne de [vous], de votre illustre frère, de tous vos admirables travaux, dont l'Allemagne est [...] en droit si fière.

Agréez je vous prie, Monsieur et vénérable maître, avec toutes mes excuses [de] cette interminable lettre mes vœux les plus sincères pour votre santé et la [nou]velle assurance de mes sentiments très respectueux et très dévoués

Ad. Regnier,
20 rue de Vaugirard à Paris.

[J'a]dresse ma lettre par une occasion à Mgr le Comte de Paris, [et je] lui demande de vouloir bien vous la faire parvenir à Berlin.

III.

Paris le 11 Décembre 1859
22 rue de Vaugirard.

Monsieur et illustre confrère

Je vous suis très reconnaissant de m'avoir envoyé le beau discours [qu]e vous avez prononcé dans la séance solennelle de l'Academie [le] 10 Novembre, et je m'empresse de vous remercier de la [m]ention si honorable que vous avez faite du Schiller que [nous] publions en Français. Rien ne pouvait mieux me [p]ayer du soin consciencieux que j'ai apporté à ce travail [q]ui est pour moi une agréable distraction à d'autres études plus [d]ifficiles que le témoignage d'un juge aussi autorisé que vous. Je n'avais pas osé vous faire directement hommage des [vo]lumes publiés jusqu'ici et j'avais seulement prié Mrs [H]achette et Cie d'en adresser un exemplaire à l'Académie [de] Berlin. Quant on sait comme moi combien votre [te]mps est précieux et rempli, on se fait scrupule de [d]étourner votre attention ne fut-ce que pour quelques instants de vos importants travaux. Mais puisque vous

a[vez] bien voulu de vous-même jeter les yeux sur l'ouvra[ge] et apprécier le plan de l'entreprise vous me pardonne[rez] je l'espère, si je vous demande aujourd'hui d'agréer [cet] hommage que je ne m'étais interdit d'abord que par discrétion. Vous recevrez prochainement s'ils ne vous (sont] pas déjà parvenus les quatre premiers volumes, contenan[t] outre une assez longue vie de Schiller, les Poésies et to[ut] le Théâtre. La Vie ainsi que la traduction du théât[re] sont entièrement de moi, celle des poésies en partie. Les notes et appendices vous montreront que je me suis efforcé de justifier partout, sans oser, certes le prévoir, l'éloge bienveillant que vous avez bien voulu m'accord[er]. La traduction et la biographie reçoivent ici de plusieu[rs] bons juges un favorable accueil. Si la dernière n'éta[it] point faite mais encore à faire, j'aurais été bien heureux d'y profiter de mainte idée aussi originale que féconde qui m'a frappé dans votre discours si solide à la fois et si brillant. Personne mieux que vous ne sait trouver et choisir les vrais et grands points de vue et montrer la voie en tout sujet.

Agréez je vous prie, Monsieur et illustre confrère, la nouvelle et sincère assurance de mon profond respect et de mes sentiments très dévoués.

Ad. Regnier.

[La] lettre est déjà trop longue peut-être, et je ne veux [p]as l'allonger encore. Laissez-moi seulement vous remercier du secours que m'a souvent offert votre précieux dictionnaire. [P]ersonne ne soupire après la suite plus ardemment que moi.

IV.

Monsieur et illustre confrère

Un jeune philologue M. Sarasin qui appartient à une très honorable famille de Genève et qui surtout se recommande par les excellentes qualités de son caractère et de son esprit et par un ardent désir d'apprendre m'a demandé si je ne voudrais pas lui donner quelques lignes pour l'introduire auprès de vous. Les preuves de bienveillance que j'ai reçues de vous m'ont enhardis à me rendre à son désir. M. Sarasin connaît vos admirables travaux et la reconnaissance qu'il partage avec moi env[ers] l'homme éminent qui a rendu de si grands [services] non seulement aux lettres germaniques [mais aussi] à toutes les études grammaticales et philo[logiques le] rend digne je crois de la faveur que j'i[mplore] pour lui, de venir de loin en loin vous [voir. ?] Il est très discret et n'abusera pas de [votre] bonté. Ce n'est pas d'ailleurs uniquement une respectueuse curiosité qui l'amène auprès de vous. Il a commencé l'étude du sanscrit où il fera je pense de rapides progrès, et il a un goût très vif pour la philologie comparée. Avec les dispositions que je lui connais quelques paroles d'encouragement et de bon conseil d'un maître tel que vous lui seraient assurément un très puissant secours et il y attache le plus grand prix.

Agréez, Monsieur, je vous prie, la nouvelle assurance du respectueux dévouement de votre très sincère serviteur et confrère

Ad. Regnier.

[Je] ne puis me résoudre à fermer ma lettre [sans vous] dire Monsieur et vénérable maître [ma très] cordiale sympathie au sujet de la [perte irr]éparable[1] que vous avez faite et sans vous [avertir] de la part sincère que toute l'Académie a prise à votre trop juste douleur.

Si je [n'avais craint] d'être indiscret je vous aurais écrit au mo[ment même] où nous avons reçu cette affligeante no[uvelle].

30 août 1860.

[1] Der Tod seines Bruders Wilhelm.

Ch. Ed. H. de Coussemaker.[1]

I.

Dunkerque le 27 juin 1855

Très illustre savant et très honorable collègue.

Votre lettre en date du 30 novembre 1853 par laquelle vous avez daigné accepter le titre de Président Honoraire du Comité flamand de France annonçait l'envoi d'un exemplaire de votre Histoire de la langue allemande par la voie du libraire Heussner de Bruxelles.

J'avais espéré trouver une occasion pour faire retirer cet ouvrage de chez ce libraire mais cette occasion ne s'étant pas présenté, j'ai écrit de me l'envoyer. M. Heussner m'a répondu qu'il n'avait pas reçu pour le Comité flamand l'ouvrage que je lui réclamais. Je prends la liberté de vous faire [con]naître cette circonstance afin que [vous] puissiez faire une réclamation de cet envoi s'il a été fait ou afin que vous puissiez arrêter pour qu'il soit fait au cas négatif. Dans ce dernier cas il vaudrait peut-être mieux l'envoyer chez un libraire à Paris avec charge de me l'adresser directement. Je vous demande pardon de ces détails mais ils vous prouveront du moins notre désir de posséder votre remarquable ouvrage. Je saisis cette occasion Monsieur et illustre savant pour vous dire qu'au mois de mai dernier j'ai chargé M. Durand libraire à Paris de vous faire parvenir un exemplaire des Annales du Comité flamand de France. J'ose espérer que cet exemplaire vous a été remis, je serais charmé de le savoir et de savoir si celui qui a été adressé à M. Firmenich[2] lui est parvenu.

Mes chants populaires des Flamands de France sont définitivement sous-presse.[3]

Dans peu de temps nous com[mencerons à] publier le 2e volume des annales du Comité flamand de France.

Permettez-moi Monsieur et très honorable collègue de vous demander quelque chose.

Vous savez peut-être ou vous ne savez pas que mes études spéciales celles qui ont été cause que mon nom n'est pas totalement inconnu, embrassent l'histoire de la musique au moyen-âge. Mon dernier ouvrage intitulé: Histoire de l'harmonie au moyen-âge a été l'objet d'une distinction particulière de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres de France qui lui a accordé une médaille d'or.

Mon intention est d'offrir un exemplaire de cet ouvrage à l'académie des beaux arts de Berlin en lui exprimant mon désir d'être nommé membre correspondant, mais je sens que je ne puis faire une semblable demande [qu']avec le patronage d'une personne [in]fluente; nul à cet égard n'occ[???] donc je vous demanderais votre patronage. Je serais véritablement heureux que vous voulussiez bien me l'accorder, car je pourrais compter presque d'avance sur le succès que j'ambitionne.

Dans l'espoir que vous voudrez bien vous occuper de moi et afin que vous soyez à même de pouvoir me recommander avec connaissance de cause je prendrai la liberté de mettre à la suite de mon nom quelques-uns de mes titres. J'ai écrit à Mr Dehn l'un des conservateurs de la Bibliothèque royale à Berlin pour lui témoigner le même désir.

---

[1] Französischer Gelehrter, der besonders auf musikhistorischem Gebiete tätig war.

[2] Joh. Math. Firmenich, Verfasser von *Germaniens Völkerstimmen*.

[3] 1856 erschien das Buch.

Veuillez agréer Monsieur et très honorable collègue l'assurance de mes sentiments les plus distingués

de Coussemaker

Chevalier de l'ordre Impérial de la Légion d'honneur, Chevalier de l'ordre de Saint-Grégoire le Grand, Juge. Membre du Co[mité] général du nord, associé de l'académie Royale de Belgique à Bruxelles Correspo[ndant] du Comité Historique près du Ministère de ?? publique à Paris, des sociétés des anti[quaires ?? ?????].

II.

Dunkerque le 29 Xbre 1856

Monsieur et très honorable collègue

J'ai donné ordre à mes éditeurs M. M. Gytellynek de Gand de vous faire parvenir un exemplaire de mes Chants populaires des Flamands de France avec les mçlodies originales, une traduction française et des notes; veuillez l'accepter comme un faible mais très sincère hommage de ma part pour vos profonds travaux.

Je pense que le recueil que j'ai l'honneur de vous adresser est de nature à vous intéresser. Il se compose de toutes pièces dont j'ai recueilli moi-même le texte et la mélodie de la bouche du peuple. Vous verrez là ce qu'on chante encore dans un pays qui appartient à la France depuis un siècle et demi. Vous trouverez peu[t-être] que j'ai exagéré sa valeur ou la porté de certaines chansons que pour d'autres je n'ai assez su faire ressortir l'importance. Je m'humilie d'avance devant votre vaste savoir. Ce dont je me félicite seulement c'est d'avoir eu la pensée il y a une vingtaine d'années de rassembler tous ces souvenirs traditionnels qui dans peu d'années je le crois auront disparu entièrement du sol. Permettez moi d'ajouter que j'ai recueilli les mélodies en archéologue musical et je crois pouvoir garantir que je les ai données telles qu'elles se chantent chez les diverses classes du peuple. J'appuie sur ces caractères particuliers de mon recueil parce que je sais qu[en] Allemagne où les traditions populaires sont étudiées avec le soin le plus scrupuleu[x], on attache non moins de prix aux mélodies qu'aux textes.

En ma qualité de Président du Comité flamand de France j'ai eu l'honneur de vous faire adresser les deux volumes d'Annales publiés par la Société; j'aime à croire qu'ils vous sont parvenus en leur temps.

Veuillez, agréer, Monsieur et très honorable Collègue, l'assurance de mes sentiments de haute considération.

de Coussemaker

Juge, membre correspondant de l'Institut de France.

Francisque Michel.[1]

Bordeaux 10 août 1855

Monsieur et illustre maître,

la lettre dont vous avez bien voulu m'honorer m'est arrivée au milieu des examens qui terminent l'année scolaire, et je l'ai recueillie, comme si c'eût été un brevet de docteur. J'ai également reçu le mémoire que vous avez confié à la poste.

---

[1] Französischer Romanist. Er machte sich besonders verdient durch die Herausgabe altfranzösischer Werke, die sich in englischen Bibliotheken befanden. Er wurde zweimal von der französischen Regierung zu Studienzwecken nach England geschickt.

Le travail que vous avez publié sur Marcellus de Bordeaux ne me serait pas connu en original que l'analyse qui en a été donnée dans les Actes de l'Académie de cette ville[1] suffirait pour m'éclairer sur sa valeur. Je n'en ferai pas l'éloge, pas plus que je ne vous temoignerai mon admiration pour vos autres productions philologiques, louer de pareils labeurs serait dorer de l'or fin. Mieux vaut que je vous rende compte de ce que j'ai fait pour m'acquitter de votre commission.

Le Gascogne que l'on parle encore aujourd'hui dans les campagnes du département de la Gironde, et qui est un rameau d'un arbre dont le béarnais, le toulousai et le limousin sont d'autres branches, varie suivant les communes. toutefois je suis en état de vous assurer qu'en général il ne s'y trouve que des mots romans dérivés du latin; ceux-la même dont la racine est certainement gauloise comme l a o n d e alouette ont dû passer par cette langue pour arriver dans notre patois. Je pourrais citer cent exemples à l'appui de ce que je viens de vous dire, je me bornerai à quelques-uns. Dans le petit village de Courbiac près de Blanquetort aux portes de Bordeaux on appelle le petit oiseau, nommé en français r o u g e - g o r g e, un r o u p i t; à deux lieues de là son nom est g o u r l a ï r e. Au même village on dit m i n d j a pour m a n g e r et deux lieues plus loin m i n h i a. Notre verbe b r û l e r, r o u s s i r se dit c r a m a et l'on rend é b r a n c h e r par e s p o u r g u a, où le moins clairvoyant verrait expurgare.

Dans sa F l o r e B o r d e l a i s e M. Laterrade[2] a donné la traduction en gascon de toutes les plantes dont il fait la nomenclature. je n'y vois rien qui se rapporte aux termes recueillies par Marcellus, et si heureusement interprêté par vous: jugez-en plutôt.

F r a n ç a i s	C e l t i q u e	G a s c o n
Nielle	Odocos	Eoule
Serpolet	Gilar	Sarpoulet
Pavot	Catocalan	Pabot
Coquelicot	—	Baousèle
Nymphéa	Badilis	Platuche, higue d'aïgue figue d'eau

Après cette recherche j'en ai fait d'autres dans le basque mais je n'en ai point obtenu de meilleurs fruits. Vous aurez certainement rapproché n i s u m a r u s d'i o u s k i (soleil) et de s a m a r i (cheval) sans que la lumière soit venue de ce contact.

A l'époque où j'écrivais mon Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne,[3] je considérais le basque comme ayant été parlé dans les

[1] *Actes de l'Ac. de Bordeaux* 1854. Der Artikel, der für J. G r i m m ein außerordentlich warmes Lob enthält, stammt von G. B r u n e t.

[2] J. F. L a t e r a d e: *Fl. bord.* ou *Tableau des plantes qui croissent naturellement aux environs de Bordeaux 1811.*

[3] Erschienen 1847 in Paris in 2 Bänden. M i c h e l gibt in dem erwähnten Buche folgende Erklärung: 'L'archiprêtré dont le chef-lieu qui était d'abord à Saint-Nicolas de Graves, fut transferé ensuite à Saint Pierre de Gradignan est appelé dans les anciens pouillés du diocèse archiprêtré de Cernès. Le titre latin était archipresbyteratus Sarnesii ou de Sarnesio ou simplement Sarnesium. Ce terme dont le sens paraissait inexplicable n'était que la traduction littérale du mot Gahets ou galeux puisque dans l'idiome basque sarnâ signifie la gale et sarnotsua galeux mots sont passés dans la langue espagnole. On s'était donc borné à l'époque où l'usage du basque était encore moins circonscrit qu'aujourd'hui à transporter matériellement dans le latin le mot populaire qui répondait à galeux: et cette phrase archipresbyteratus de Sarnesio signifiee simplement archiprêtré de la gale, ou plutôt des galeux.'

contrées pyrénéennes aussi loin qu'elles peuvent s'étendre: c'est ce qui m'a amené à dériver de Sarna ou de Sarnotsua le nom de l'archiprêtre de Cernès (Sarnesium, archipresbiteratus de Sarnesio). dont le chef-lieu était originairement le quartier général des lépreux bordelais,[1] mais aujourd'hui je suis revenu de cette opinion, et je considère ce nom comme issu de ruines romaines; pareil à celui de Sarcignan, village de notre département où l'on voit encore les restes d'un aqueduc romain.

Puisque j'ai prononcé le nom de Basque souffrez, Monsieur et illustre maître, que je vous parle d'un projet que je nourris depuis assez longtemps. Dans mes courses en France et en Espagne j'ai rassemblé un très grand nombre de chansons et de pièces dramatiques dites pastorales, en escuara, avec tous les détails de mœurs qui peuvent les éclairer. vous paraît-il qu'il y ait là matière à une publication intéressante? Dans le cas où tel serait votre avis je me déciderais peut-être à risquer les frais d'impression à défaut d'un libraire. Pensez-vous que l'adjonction de la musique soit utile, indispensable.[2]

Gérard de Rossillon tire à sa fin[3] aussi bien que la Chronique rimée de Guillaume Anelier de Toulouse et le Roman du Mont-Saint-Michel de Guillaume de Saint-Pair; j'achève également la publication de mes recherches de philologie comparée sur les langues factices, connues sous le nom d'argot, que j'espère mettre en vente cet hiver.[4] Si je pensais que de pareils travaux pussent vous intéresser je me ferais un véritable plaisir de vous adresser un exemplaire de mes livres. Déjà, voici bien longtemps, j'avais prié Ferdinand Wolf de vous proposer de ma part un exemplaire de Horn et Rimenhild, mais pour une raison ou pour une autre, il ne m'a jamais répondu sur ce point.[5] Supposant qu'l avait quelque motif pour le faire je n'ai point insisté, et voilà comment avec un si vif désir de vous connaître et le parti pris d'entrer le premier en matière, je suis resté si longtemps éloigné de vous. J'ose espérer que pour commencer tard nos rapports n'y perdront rien, pour mon compte je négligerai rien pour réparer le temps perdu. Que je vous dise encore que, s'il vous était agréable d'avoir le volume des actes de l'Académie de Bordeaux, où se trouve d'après votre travail, la notice de M. Gustave Brunet, sur Marcellus je m'empresserais de vous l'adresser. Avez-vous un commissionnaire à Paris?

Quand vous me ferez l'honneur de m'écrire prenez la peine d'adresser ainsi votre lettre grande ou petite: A Monsieur Francisque-Michel membre du comité des Arts, de l'Histoire et de la Littérature de la France, à Bordeaux (Gironde), écrivez en tête Travaux historiques cachetez, puis placez votre lettre sous une enveloppe également cachetée avec cette suscription: A Son Excellence Monsieur le Ministre de l'Instruction publique et des cultes en son hôtel à Paris, enfin jetez à la poste sans affranchir.

Souffrez maintenant que je vous prie de faire passer l'incluse à mon ami. Ferdinand Wolf de Vienne que vous ne sauriez manquer de connaître. Si vous prenez encore la peine de la lire, vous apprendrez ce que je n'ai pu vous dire ici.

---

[1] Voyez tom. Ier pag. 167.

[2] 1857 erschien von Fr. Michel: *Le pays basque sa population. sa langue, ses mœurs, sa littérature, sa musique.*

[3] *Gérard de Rosillon; chanson de geste ancienne. publiée en provençal et en français d'après les mss. de Paris et de Londres* erschien 1856, während schon 1855 in Deutschland eine Ausgabe von Konrad Hofmann herausgekommen war. J. Grimm bedauerte lebhaft diese doppelte Ausgabe eines Textes.

[4] Das Werk erschien 1856 unter dem Titel: *Étude de philol. comp. sur l'argot et sur les idiomes analogues parlés en Europe et en Asie.*

[5] Vgl. hierzu Wolfs Brief an J. Grimm vom 24. August 1855.

J'ai encore à vous demander de vouloir bien présenter mes compliments à deux de vos collègues (si toutefois ils le sont encore). M. Ritter le géographe et M. Huber, autrefois de l'université de Marburg.[1] Le premier que j'ai eu l'honneur de voir à Bordeaux il y a une dizaine d'années m'avait promis un exemplaire des œuvres de Guillaume de Humboldt, à cause de ses traités sur le basque, mais il m'a complètement oublié. Veuillez ne point suivre son exemple.

Je termine en vous offrant, Monsieur et illustre Maître, l'hommage du profond respect avec lequel j'ai l'honneur d'être votre très humble et très obéissant.

Francisque Michel.

Peigné-Delacourt.[2]

Paris le 22 avril 1858

Monsieur,

Une bague de la forme dite Chevalière en or massif a été tronvé dans une fosse près d'un squelette qui avait été enfoui dans la Grève portant divers ornements tous en or, tels qu'un collier, un armilla, deux dagues, des agraffes.

Plusieurs motifs que vous trouverez déduits dans un mémoire que j'aurai l'honneur de vous adresser prochainement m'autorisent à opérer en faveur du Roi Théodoric qui fut tué en l'an 451 lors de la bataille contre Attila.[3]

Les ornements ont une grande ressemblance avec ceux trouvés au 17e siècle à Tournai et attribué par Chifflet[4] à Childeric roi des Francs.

Il s'y trouve des verres rouges posés sur paillons d'or et cloisonnés.

L'Empereur à qui j'ai signalé l'importance de cette découverte qui remonte à quelques années et qu'on regardait comme étant Gauloise et ayant appartenue à un chef de Druides m'a chargé de faire pour lui l'acquisition de ces objets. Il les possede depuis quelques jours. Je me suis chargé d'exposer les motifs de mon opinion partagée ici par plusieurs Membres de l'Institut. Hier j'en parlais à Mr Alfred Maury[5] [???] mon collègue à la société impériale des Antiquaires de France.

Nous nous sommes arrêtés à ce point.

Que ce pourrait bien être le nom d'Eve, Heva qui est [in]diqué. Ducange à ce mot donne pour traduction Ux mais il n'indique pas la source de son opinion.

Cela paraît jusque là assez plausible mais comme nous savons la répugnance des Chrétiens des premiers siècles à adopter les noms des personnages qui figurent dans les livres Bibliques nous trouvons que les Wisigoths qui bien qu'ils fussent Ariens devaient partager le sentiment chrétien n'auraient peut-être point donné un nom qui se rapporte aux livres Israëlites.

---

[1] Huber war 1843 an die Berliner Universität gekommen.

[2] Französischer Gelehrter, der sich viel mit der alten Geschichte Frankreichs beschäftigte.

[3] Delacourt veröffentlichte 1860 *Recherches sur le lieu de la bataille d'Attila en 451, ornées d'une carte géographique et de planches chromolithographiques représentant 1o les armes et ornements attribués à Théodoric et qui font partie du cabinet d'antiquités de S. M. l'empereur 2o les armes et ornements du roi Childeric conservés au musée de souverains 3o les couronnes du roi Recesvinthus, conservées au musée de Cluny.*

[4] Der Vicomte Ferd. de Chifflet, Mitglied der Akad. von Besançon.

[5] Professor der Geschichte am *Collège de France.* Er hat viel über die alte Geschichte Frankreichs veröffentlicht.

Nous voyons bien que plusieurs momains Visigoths portent des noms terminés en V a.

Nous voyons également que les désinences semblables étaient fréquentes pour les noms d'homme (Agrippa, Newa, Caligula etc. etc.).

Nous ne voyons dans Jornandes ni aucun autre historien parlant des Visigoths un nom analogue.

Comme je crains de m'égarer dans le vaste champ des conjectures il a été convenu avec Mr Alf. Maury que je vous écrirais pour vous demander votre avis que je vous prie de m'autoriser à publier avec le Mémoire que je vais présenter aussitôt votre reponse à l'Empereur.

Comme vous le voyez la circonstance de cette découverte se rattache à un point d'histoire celui du lieu où se passa la fameuse bataille d'Attila in Campis Maurianum.

Le point où je le fixe en me basant sur ces objets précieux enfouis et sur des circonstances typographiques qui appuient mon opinion commenceraient aux environs de Troyes entre Arcis et Mery — le point jusqu'à présent contesté du choc entre les Huns et les Romains alliés aux Visigoths et aux Francs. En même temps que cette lettre je mets à la poste un Mémoire que je viens de publier sur la chasse à la haie.[1] Il y a un an, un de mes amis Mr. M. Cochéris sécrétaire de la Société imp. des Antiquaires de France vous consultait pour moi au sujet du mot de haie hag que je regarde comme le mode de chasser le plus ancien.

Vous voulûtes bien lui répondre et vous trouveriez votre avis cité dans ce mémoire où j'ai émis quelques avis en fait de philologie qui ressortaient des sujets que je traitais.

Je vous prie d'agréer l'hommage de ce travail.

En attendant l'honneur de votre réponse.

Je vous prie d'agréer tous mes respects les plus sentis

Peigné Delacourt,
rue de Clery No 23.

H. Michelant.[2]

Paris le 29 Avril 1861.

Monsieur et très illustre professeur,

Je n'ai reçu qu'à mon retour d'un petit voyage la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire et qui m'attendait depuis plusieurs jours à la librairie Franck, avec laquelle je n'ai pas de relations directes. Je vais m'empresser de vous donner le peu de renseignements que je possède sur la question qui vous intéresse; par malheur une sciatique assez douloureuse ne me permet pas en ce moment de faire des recherches hors de chez moi, mais je puis cependant vous répondre immédiatement sur quelques uns des points en questions. Je n'ai besoin de consulter aucun des collaborateurs de la collection des poètes français; chacun d'eux ne connaît que le poème dont il s'est occupé. Guessard[3] seul connaît un peu l'ensemble du travail, parce que je lui ai fourni tous les matériaux, que j'avais réunis depuis plus de 20 ans, pour dresser une bibliographie de tous mes monuments poétiques jusqu'au XIVe siècle, et à part le titre des Chansons qui doivent paraître plus tard il n'a étudié que les textes publiés; mon point de départ à moi a

[1] Das Buch erschien 1858.

[2] Französischer Gelehrter, Beamter an der Nationalbibliothek, der in Deutschland besonders bekannt geworden ist durch seine Ausgabe des *Renaus von Montauban*, des Lieblingsbuches der Romantik, das er 1862 im Stuttgarter Literarischen Verein herausgab.

[3] François Guessard, französischer Philologe, 1814—82.

été dans le principe de chercher tous les éléments qui avaient contribué à former les Reali di Francia, et depuis la publication du Meinet et de la Karlsmagnusar Saga[1] j'ai essayé d'y ajouter encore. J'ai donc soigneusement recherché dans la plupart des Bibliothèques de France et de l'étranger tout ce qui pourrait se rattacher à ce sujet et il n'est guères je crois de textes et de manuscrits qui aient échappé à mes recherches, sans pourtant que je rejette absolument la possibilité de quelque découverte postérieure. De plus j'ai eu à faire, il y a quelques mois, l'analyse du poème allemand, et je le connais assez bien pour n'avoir pas besoin du texte sous les yeux. Ce qui m'a frappé tout d'abord aussi, c'est le songe qui forme le début du récit[2] parce qu'il ne se trouve pas dans le peu de textes que nous ayons sur l'enfance et la jeunesse de Charlemagne et que je me rappelais avoir lu quelques légendes tout à fait analogues, mais sans que je puisse rien préciser, il me semble pourtant que je les avais vus dans des ouvrages relatifs à l'Espagne tels que les contes de l'Alhambra où sur l'Orient plutôt que dans des sources venant des pays germaniques ou du Nord. Nous ne possédons sur la jeunesse de Charlemagne que deux poèmes qui doivent l'un et l'autre remonter à une autre source plus ancienne. L'ouvrage de Girard d'Amiens et la première partie du poème à tort désigné sous le titre de Dodo de Magance (Romvart p. 57).[3] Le Charlemagne de Girard d'Amiens conservé dans un seul manuscrit de la Bibl. Imp. fait évidemment suite du roman de Berte qui commence le volume, et cela autant dans l'entention du transcripteur et de l'auteur. Or le roman de Berte par Adenez est un texte remanié par un poète de la seconde période (höfisch), suivant l'expression allemande, qui a voulu rajeunir par la forme des chansons plus anciennes, et le succès qu'il obtint par ces remaniements aura sans doute influé sur son compatriote qui n'aura cru pouvoir mieux faire que de rattacher au roman de Berthe la continuation qu'il entreprenait sur des sources qui paraissent perdues aujourd'hui. Les deux batards de Pepin veulent se défaire de Charlemagne qui se réfugie en Espagne et l'anonyme du Dodo de Magance qui peut bien avoir servi de modèle au rédacteur des Reali adopte la même version en rattachant toutefois l'histoire de Berthe à celle de Doon de Mayence, ou pour parler plus exactement de Beuve de Hantonne où figure un Doon de Mayence, différent du Doon ou Doolin de Mayence, déjà publié et d'un autre Doon, l'alemant ou Doon de la Roche. que M. Sachs[4] a copié à Londres pour le publier dans la collection et qui comprend l'histoire de la reine Sibille.

Quelles étaient les sources dont nous regrettons aujourd'hui la perte, c'est ce que tout le monde ignore, c'est probablement l'étude des littératures comparées qui nous mettra sur la voie et le Karlmeinet peut être considéré comme un exemple de ce qbe j'avance; l'auteur a eu évidemment des matériaux que nous ne connaissons pas, mais je vous avoue qu'au fond je ne suis pas convaincu qu'il n'ait ajouté au thème connu quelque broderie étrangère. La donné de Girard d'Amiens me paraît tellement dans le goût, la tradition et le style des compositions carlovingiennes, que je suis tout disposé à l'admettre comme la plus authentique; il me paraît difficile que l'auteur du Mainet n'ait pas connu le roman de Berthe, mais dans cette

---

[1] Der *Karlmeinet* war von Ad. v. Keller 1857 veröffentlicht worden, die *Karlamagnús Saga* 1860 zu Kristiania.

[2] Der Geschichte dieses Traumes in den verschiedenen Literaturen ging Jacob Grimm nach in seiner Abhandlung: *Der Traum von dem Schatz auf der Brücke*, die er am 6. Dezember 1860 in der Kgl. Ak. d. W. las. (*Kl. Schriften* III, 414—427.)

[3] Veröffentlicht von Ad. von Keller 1856: *Romvart. Beiträge zur Kunde mittelalterlicher Dichtung aus italienischen Bibliotheken.*

[4] Es ist der bekannte Lexikograph Carl Sachs.

hypothèse cependant l'existence des batards ne se justifient (sic) par rien, il a pu chercher un point de départ qui, il faut l'avouer cependant, rentre peu dans les idées de la féodalité. Votre extrême sagacité et votre science profonde, Monsieur, vous guideront aussi surement dans cette recherche qu'elles l'ont fait jusqu'à présent. en vous soumettant ces notes bien incomplètes, je me propose de pousser plus loin mes investigations et de rechercher, s'il existe quelque tradition locale à ce sujet. Croyez bien que je ne négligerai rien pour justifier la préférence dont vous m'avez honoré en vous adressant directement à moi, c'est la récompense la plus flatteuse de quelques travaux obscurs qui n'auront de valeur que par l'emploi que vous en [ferez]. Permettez-moi d'ajouter que l'accueil si amical que j'ai reçue chez vous à Berlin, la bienveillance amicale que me témoignait votre excellent frère M. Wilhelm de si regrettable, mémoire, redoublent le désir que j'éprouve de pouvoir vous être agréable en toute circonstance, en me fournissant l'occasion de vous exprimer les sentiments de profond respect et de haute admiration de Votre très dévoué et affectionné serviteur

H. Michelant.

Emmanuel Cosquin.[1]

Vitry-le-François, den 7. October 1862.

Als ich zum ersten Male, hochverehrte Herren, die *Kinder- und Hausmärchen* in dem Originaltexte lesen konnte, und der dritte Band mir den Werth und die Bedeutung dieses gemeinsamen Besitzes offenbarte, dessen Umfang so groß, dessen Verbreitung so weit ist, so hätte ich von Herzen gern Ihnen meine tiefe Bewunderung bezeigen mögen; aber ich wagte nicht, Ihre nützlicheren Beschäftigungen durch einen Brief zu unterbrechen.

Heute fasse ich ein Herz und unterstehe mich Sie, hochverehrte Herren, mit diesem halbdeutschen Geschmiere zu stören. Sie werden hoffentlich die Verwegenheit eines unbekannten fremden jungen Mannes entschuldigen und das Pflänzchen, das ich Ihnen zu Ihrem schönen duftigen Blumenstrauße verehre, gütig annehmen. Es ist zwar keine von diesen farbigen Blumen, welche so hübsch und frisch glänzen, wohl aber ein einfaches wildes Kraut, das ich in einem französischen Dorfe fand, und das ich als Kind verachtet hatte. Das hat vielleicht ein Zugvogel über Berg und Thal von der Rheingegend als ein Samenkörnlein dorthin gebracht, welches auf dem fremden Boden fest wurzelte; vielleicht, aber wer kann dem Strohhalme oder der Feder in ihren Wanderungen durch die Luft folgen, wenn sie vom Winde nach allen Himmelsgegenden zerstreut werden.

Der Ort, wo ich das Märchen hörte, das ich so frei bin, Ihnen zu senden, ist ein Flecken in dem französischen Lothringen, hart an der Grenze von Champagne, nun ein Chef-lieu de canton in der Meuse eine Stunde weit von der hte Marne, namens Montiers-Sur-Saulx. Ehemals war der berühmte Sire de Joinville ein Baron von Montiers. Die Erzählerin aber ist eine alte treue Hausmagd, wie es keine solche mehr heut zu Tage gibt, welche schon fünfzig Jahre bei meinem Großonkel dient. Ohne Bildung ist sie sehr witzig und geistreich.

In dem vorliegenden Märchen erscheinen keine von den Triebfedern, welche gewöhnlich in den Märchen spielen (wie z. B. die drei Nächte, die älteren Brüder und der Dummling u. s. w.): und das läßt ja die Überein-

[1] Französischer Schriftsteller, der sich vielleicht auf Anregung der Grimmschen Märchensammlung weiterhin mit der Märchenforschung beschäftigte und in Frankreich zu einem der ersten Forscher auf diesem Gebiete wurde.

stimmung mit Nr 30 der Sammlung noch überraschender vorkommen, da dieses Märchen 'Läuschen und Flöhchen' in Deutschland selbst ‚glaub ich, nur in Cassel erzählt wird: In der französischen Auffassung, die ich Ihnen in der ursprünglichen Mundart, sammt einer wörtlichen französischen Übersetzung mittheile. werden Sie ganz dieselbe Grundlage finden, ob sie gleich sehr eigentümlich und mit vielen Abweichungen bearbeitet ist.

Was das Alter des Märchens anbelangt, soll es schon ziemlich alt sein, denn es ist ganz einheimisch geworden und trägt den tief eingeprägten Stempel der dortigen Sitten und Gebräuche: z. B. anstatt wie in Deutschland Bier zu brauen, kochen hier 'Läuschen und Flöhchen' eine Art Milch- und Mehlspeise, die Lieblingsspeise in diesem Orte. Auch mehrere schon lange verstorbene Bauersleute spielen in dem Schwanke eine Rolle, und der Schauplatz ist so genau bestimmt, daß man Läuschen in seinen Wanderungen nachfolgen kann. (N. B. Daß hier Flöhchen und nicht Läuschen verbrannt wird. Der sogenannte 'Ancien Régime' hat seine Spur hier nachgelassen, denn man sieht Läuschen auf den Zwangofen 'grand four' zugehen, und der Backmeister ist eine wichtige Person in dem Trauerspiele.)

Sonst ist hier dem deutschen Märchen eine Einteilung vorgefügt und mehrere Detailzüge verändert. Ich muß noch das verschiedene etwas rohe Ende erwähnen.

Ich hoffe hochverehrte Herren, daß Sie das Märchen nicht verachten werden, nehmen Sie es an, wenn ich bitten darf als ein geringes Zeichen meiner ehrfurchtsvollen Bewunderung: wenn Sie darauf einen Blick fallen lassen. das werde ich nie vergessen.

Mit aller Hochachtung und Ergebenheit bin ich Ihr gehorsamer Diener

Emm. Cosquin.

étudiant en droit
à Vitry le François (Name)
chez son père, Maire de la Ville.

P. S. Das schlechte Deutsch werden Sie hoffentlich bei einem Franzosen entschuldigen.

Peuil et Punce

Conte recueilli à Montiers-sur-Saulx (Meuse) et offert en hommage
à Messieurs Jacob et Wilhelm Grimm
par Emmanuel Cosquin,
étudiant en droit à Vitry le François (Marne)

Texte original

Peuil et Punce

Ain joû Peuil et Punce v'lèrent allée glaner. Qua i feurent pa lo chas, lo v'là que veirent ine grousse niaïe que v'nôt. Peuil deit à Punce: 'I va pleuvé faout n'a r'n'aller; mé j'areuille bée me hâter, je ne marche mé veite, je sereuille toûjou mouillie J'm'a virâ tout bellotema. Té, r'vata à tout per té; t'ais do grandes jambes t'arriverais chie nos ava lé

Traduction littérale.[1]

Pou et Puce

Un jour Pou et Puce voulurent aller glaner. Quand ils furent dans les champs, les voilà qui virent une grosse nuée qui venait. Pou dit à Puce: 'Il va pleuvoir, il faut nous en aller. moi j'aurais beau me hâter je ne marche pas vite, je serais toujours mouillé Je m'en irai tout doucement. Toi va-t-en toute seule (à part toi) tu as de grandes jam-

[1] Ich brauche nicht zu bemerken, daß diese Übersetzung kaum französisch ist; aber sie ist wörtlich und dem Texte gemäß.

(Vorstehende Anmerkung sowie die Anmerkungen 1—6 auf S. 341 und 1 auf S. 342 sind von dem Schreiber des Briefes gemacht.)

pleuje et t'ferais lo gaillées[1] à m'attadant.

Punce se môt à route, saoutant. saoutant. Elle feut bitoût à la mâson Elle rellumé le feuil, elle apprôtè lo gaillées et elle lo motè cueîre da l'chaoudron. Ma v'là qu'à lo remiant elle cheusé d'dâ et s'y nia.

Ain peou aprée Peuil ratre: Ah! que j'â frô, que j'â frô! j'seuille tout mouillie. Punce vérousque t'îe? vinâ m'baillée do gaillées, j'lo mingerâ à m'rachaouffant.

Ma l'avôt bée crier; Punce ne rapondôme. I s'môté à la chorché, et voïa qu'elle n'atôtome tout là, i peurnè ine cuieillie et i tirè ine assiétaïe de gaillées. Ma v'là qu'à lé proumère curiaîe î croque Punce. Ah qué malheur! Punce o croquaîe: qu'o ce que j'vas feîre! je ne reste mé tout cei! j'm'a vas.

Qua i feut da lé rue i partè pa l'Val-deyé.[2] I passé d'va ain voulot. L'voulot lî deit:

Qu'o ce que t'aîs don. Peuil?
Punce o croquaîe.
Eh bé! mé j'm'a vas charrie.

Qua i feut d'va chie l'père Vaudin,[3] l'couchot lî deit:

Qu'o ce que t'ais donc Peuil?
Punce o croquaîe
Voulot charrie
Eh bé! mé j'm'a vas chanter.

I r'tourné pas d'vée chie Loriche:[5] l'fourmouaîe lî deit: 'Qu'o-ce que t'aîs don Peuil?

Punce o croquaîe
Voulot charrie
Couchot chante
Eh bé! mé j'm'a vas danser.

Ain peou pû lon, l'atôt à coûté d'la mâson d'meussien Sourdat[6] que faîot d'l'oueîlle. Y avôt ine femme

bes tu arriveras chez nous avant la pluie et tu feras les gaillées[1] en m'attendant.

Puce se mit en route sautant, sautant. Elle fut bientôt à la maison. Elle ralluma le feu, elle apprêta les gaillées et elle les mit cuire dans le chaudron. Mais voilà qu'en les remuant, elle tomba dedans et s'y noya.

Un peu après Pou rentre. Ah que j'ai froid que j'ai froid, je suis tout mouillé. Puce où es-tu? viens me donner des gaillées je les mangerai en me réchauffant.

Mais il avait beau crier, Puce ne répondait point. Il se mit à la chercher et voyant qu'elle n'était pas là il prit une cuiller et il tira une assiette de gaillées. Mais voilà qu'à la première cuillerée il croque Puce. Ah quel malheur! Puce est croquée. Qu'est-ce que je vais faire. je ne reste pas ici je m'en vais.

Quand il feut (sic) dans la rue il partit par le Val-derrière.[2] Il passa devant un volet. Le volet lui dit:

Qu'est-ce tu as donc Pou?
Puce est croquée.
Eh bien moi je m'en vais charrier.[4]

Quand il fut devant chez le père Vaudin le coq lui dit:

Qu'est-ce que tu as donc Pou?
Puce est croquée
Volet charrie
Eh bien moi je m'en vais chanter.

Il retourna du côté de chez Loriche[5] [par devers]: le fumier lui dit: Qu'est-ce que tu as donc Pou?

Puce est croquée
Volet charrie
Coque chante
Eh bien moi je m'en vais danser.

Un peu plus loin il était à côté de la maison de Monsieur Sourdat.[6] qui faisait de l'huile. Il y avait une

---

[1] Eine Art Milch- und Mehlspeise, welche, wie ich gesagt habe, eine Lieblingsspeise in dem Dorfe ist.

[2] l'Val deyé (Val-derrière), die Gasse des Dorfes, wo die Erzählerin geboren wurde.

[3] Der Vater der hélène. der Erzählerin.

[4] Der wahre Ausdruck ist 'battre', 'sich bewegen'.

[5] Ein Mann in dem Dorfe. [6] Noch eine wahre Person.

que sortôt avo deûou bouïrottes. La femme lî deit:

Qu'o ce que t'aîs don Peuil?
Punce o croquaîe
Voulot charrie
Couchot chante
Fourmouaï danse

Eh bé! mé, je m'a vas casser mo deûou bouïrottes.

Ainco pû lon, i s'trouvé pré devu grand four. Tout jeustema, l'père Quentin[1] le chaouffôt pou affourner l'pain, et i r'miôt l'boû que brulôt avo s'feurgon. L'père Quentin lî deit:

'Qu'o ce que t'aîs don Peuil?'
Punce o croquaîe,
Voulot charrie,
Couchot chante,
Fourmouaîe danse,

La femme è cassé so deûou bouïrottes.

Eh bé! mé, j'vas t'fourrer m'feurgon au cul.

femme qui sortait avec deux cruches. La femme lui dit:

Qu'est-ce que tu as donc Pou?
Puce est croquée
Volet charrie
Coque chante
Fumier danse

Eh bien moi je m'en vais casser mes deux cruches.

Encore plus loin, il se trouva près du grand four. Tout justement le père Quentin le chauffait pour enfourner le pain et il remuait le bois qui brûlait avec son fourgon. Le père Quentin lui dit:

Qu'est-ce que tu as donc Pou?
Puce est croquée
Volet charrie
Coque chante
Fumier danse

La femme a cassé ses deux cruches.

Eh bien moi je vais te fourrer mon fourgon au c...

Warum haben Sie es von mir verlangt? sprach die Erzählerin, nachdem sie uns dieses ein bißchen grobe Ende gesagt hatte.

Ich darf auch Nichts als das echte Märchen schreiben.

Charles de Villers.[2]

(Die Briefe J. Grimms an Ch. de Villers sind veröffentlicht: *Germania* und Isler, *Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß des Ch. de Villers*. In der *Germania* fehlt ein Brief.)

I.

10 juin 10.

Je vous répons en langage lanternois ainsi que le nomme Rabelais pour vous punir de vos lettres téodisques qui m'ont tant donné à éplucher mon cher Jacob — j'aurais presque dit Jb Bœhme. Mais toute rancune à part, venons en à l'objet principal, de votre lettre, à l'appel que veut bien me faire M. le baron de Leist.[3] On a raison quand on pense que je suis toujours tout prêt à combattre unguibus et rostro pour la culture allemande, et surtout pour notre Alma mater la G. A. C'est me rendre un vrai service et me préparer une douce jouissance que de m'appeler à travailler pour ces objets de mon culte. Cependant j'ai à l'heure qu'il est quelque morceau commencé qu'il est très urgent que je termine. D'ailleurs on nous assure que le Roi de Westph. ne revient pas encore dans ses états et suivra encore quelque temps en premier Satellite le Seigneur Jupiter dans son orbite. La chose ne presse donc pas singulièrement. Le

[1] Der Backmeister des Zwangsofens vor 1789.

[2] Französischer Schriftsteller, der in Göttingen lebte. Einer der bekanntesten Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich, der mit Madame de Staël befreundet war.

[3] Unterrichtsminister im Königreich Westfalen.

Roi lisant peu sans doute en voyage il faut attendre son retour. On a donc le temps de se retourner de penser de convenir des choses qu'on veut dire et j'aurai été à Cassel avant que cette capitale illumine pour le retour de son monarque. D'ailleurs permettez-moi de vous observer que le travail qu'on désire de moi aujourd'hui est fait, et fait absolument dans la même forme que l'on désire. Ce n'est pas mon coup d'œil amstelodamien[1] que vous citez, c'est le coup d'œil imprimé à Cassel en 1808: Sur les Universités du Roy.e de Westphalie.[2] Je le fis à la réquisition la plus pressante de feu Müller[3] qui m'écrivais alors lettre sur lettre pour me presser au moment ou il s'agissait de prononcer sur le sort de ces grands Instituts. J'écrivis ce petit ouvrage précisément dans la vue subjectif de me rendre intelligible à des français et de leur faire saisir l'idée de l'instruction surtout celle d'une Université allemande. Müller m'écrivit des choses folles extravagantes d'éloges et d'exaltations dont je me garderai bien de répéter ni de croire un seul mot. Il obtint du Roi que l'ouvrage lui serait dédié* afin qu'il y donnât plus d'attention et que l'ouvrage même par ce moyen acquît une sorte de consistance, officielle aux yeux des gens en place. Malgré tout cela il paraît d'après ce que vous m'en avez dit, que cette petite brochure n'a pas même été lue ni feuilletée. Cela n'encourage pas à écrire. Relisez je vous prie ce qui est dit à une occasion pareille page 58. Relisez aussi depuis les derniers notes de la page 89: 'mais pour mieux rendre sensible' ..., les 18 pages qui suivent jusqu'au résumé et vous verrez que voilà précisément ces notes courtes sur Gœttingue dont il est aujourd'hui question. Bien plus Mr de Norvins[4] en fit alors quatre extraits de suite ou quatre articles dans le Moniteur où tout cela se retrouve au long. Croit-on qu'en 1810 des Articles de Moniteur produisent un effet que ni la brochure ni les articles ni le zèle de Müller** pour les faire valoir n'ont pu produire en 1810?

Et tout bien calculé est-ce à quelques pages d'un journal qu'il est réservé à faire voir clair à des aveugles, d'apprendre à des esprits galliques et frivoles à l'excès pêtrifiés dans leurs formes et ne voulant rien connaître au delà ce que c'est que la culture et l'esprit des institutions germaniques. Si j'avais l'honneur d'approcher familièrement de S. M. Westph. je tâcherais d'obtenir d'elle la permission de lui faire tous les mois, tous les trois, mois au moins un Rapport sur l'état de ses hautes écoles sur les travaux et les entreprises des professeurs et même des savants qui vivent isolément comme p. ex. Mr de Schroetter à Lilienthal. Peu a peu et dans des entretiens ménagés avec discrétion et qu'il s'agirait de rendre intéressant et lumineux pour ce jeune prince on pourrait (en partant de son point de vue) le faire parvenir à un autre non seulement sur l'instruction publique mais sur l'ensemble de la chose dont il n'a encore aucune idée. Croyez moi cependant, je vous le répète, ce n'est pas à trois articles du Moniteur à opérer ce miracle.

Quant aux renseignements demandés à Mr Heyne[5] et qui devaient entrer dans l'Almanac royal ils lui ont été demandé par un Mr de Fourment

---

[1] *Coup d'œil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne, rapport fait à la troisième classe de l'Institut de France, Amsterdam et Paris 1808.*

[2] *Coup d'œil sur les universités et le mode l'instruction publique de l'Allem. protestante.*

[3] Johanes v. Müller, der bekannte Historiker. Er war eine Zeitlang Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes am Hof zu Kassel.

[4] J. M. de Norvins, baron de Montbreton, 1769—1854, der Begründer des *Moniteur westphalien.*

[5] Christ. Gottl. Heyne, Prof. in Göttingen.

je crois chef de division au Ministère de la justice qui s'est expliqué fort clairement et qui a exigé la redaction 'en français'.

Dès que vos autres occupations le permettent voyez si vous avez quelques copeaux d'ouvrages que vous puissiez donner à Perthes pour le Museum.[1] La connaissance personnelle que j'ai faite avec vous m'a inspiré le désir de me rencontrer avec vous le plus souvent possible et d'en multiplier les occasions. Faites mes compliments je vous prie dans l'occasion à Mr de Bruguières.[2] conservez-moi votre bonne amitié en retour de mon estime et de mon sincère dévouement

Villers.

Auf diesem Brief findet sich von Jacob Grimm vermerkt

* Anmerkung: Der König hat es garnicht einmal in seiner Bibliothek wenigstens habe ich es vergeblich gesucht und danach gefragt.

** Anm. wie auch Barbier[3] etwas ähnliches dem Kaiser vorlegt. Hier aber schwerlich auszuführen.

II.

12. Juli 10.

Durch Sie, mein Verehrter erhielt ich den Auftrag des Herrn Baron v. Leist über die hiesige Universität eine Reihe von kleinen Aufsätzen in den *Monit. v. Westph.* einrücken zu lassen. Die schicklichste Gelegenheit zum allere[r]sten fand ich ganz natürlich in einer Anzeige des durch Sartorius[4] in Paris erlangten Preises. Einliegend also finden Sie den Aufsatz und ich bitte Sie 1.) ihn dem Hn v. Leist (indem Sie ihn von mir recht sehr grüßen) zu zeigen. 2.) ihn nachher dem Buchdrucker Collignon zu übergeben, den ich auch heute davon benachrichtige. 3. Hn. Brug. auch darüber aufmerksam zu machen, damit ers am hohen Orte anbringen kann, da es doch einmal der Zweck sein soll. Es ist gut überhaupt, daß die Erscheinung des Aufsatz mit des Königs Ankunft coïncidire. Neuerlich war hier der Min. Reinhard,[5] der uns auch einen kurzen Besuch machte. Ich sprach ihm viel von Ihnen. Er freut sich Sie kennen zu lernen und machte mir Vorwürfe, daß ich Ihnen nicht gleich einen kleinen Brief an ihn gegeben hätte. Haben Sie Lust ihn gleich zu besuchen, so werden Sie gewiß ihm sehr willkommen [sein.]

Bald sehen wir uns in Cassel. Unser Aufenthalt hier ist zu Ende, wir packen ein und werden bald der geliebten G. A. ein langes Lebewohl sagen.

Unterdessen grüße ich Sie herzlich Villers.

Perthes ist nach Tübingen abgereist er wollte Ihnen schreiben. Hat ers getan?

III.

Lübeck 15. Nov. 10.

Ihren vor 4 Wochen geschriebenen Brief hätte ich früher beantwortet, hätte ich nur Hoffnung gehabt Ihren Wunsch in Paris erfüllt zu sehen und geglaubt Ihnen dabei behülflich seyn zu können. — Freylich kam

---

[1] Perthes fing 1810 an, eine Zeitschritt. *Vaterländisches Museum*, herauszugeben. Es erschienen nur 7 Hefte.

[2] Br. war Kabinettssekretär des Königs Jérôme, der Jacob Grimm sehr wohlgesinnt war.

[3] Antoine Alexandre Barbier von 1765—1825.

[4] Georg Sartorius v. Waltershausen, Prof. in Göttingen.

[5] Karl Friedrich Reinhard, 1671—1837, frz. Diplomat deutscher Herkunft, der 1808 von Napoleon zum *Ministre de famille* seines Bruders Jérôme ernannt worden war.

Bodmer dazu, den Man. Cod. nach der Schweitz sich schicken zu lassen, allein sehen Sie aus seiner Vorrede, welchen direkten Weg er offen fand, wie es andere Zeiten und andere Männer waren.

Leicht und fein und etwas gleichgültig waren Sie, besonders Maurepas,[1] der 20 Maness. Codices hätte lieber verlohren gehen sehen, ehe er sich die Mühe gegeben hätte, etwas abzuschlagen. Die heutigen Herren dort haben einen ganz andern Sinn. Von der nun (sagt man) vorübergeströmten Revolution haben Sie doch etwas Republikanisches in den Formen behalten, etwas Strenges und Unerbittliches und da sie noch dazu Liebe zur Kunst und besonders zu Kunstschätzen heucheln, so würden sie nimmer solche Sachen aus der Hand geben: und dadurch stillschweigend anerkennen, daß Andere einen bessern Gebrauch davon machen können, als sie selbst. Doch wäre ich selbst in Paris, ich würde die Sache versuchen, und könnte dann vielleicht! was ausrichten. Allein mit einem Briefe von mir würde Ihnen nun nichts geholfen. Sonst würde ich Ihnen gern hiebey einen oder 2 der Art beygelegt haben. Eben habe ich noch eine Erfahrung ähnlicher Natur bei Degerande in Rom gemacht, den Heyne und ich um ein Vatican. Mss. für den braven Benecke gebeten hatten welches uns rund abgeschlagen! Doch wagen Sie einen Versuch. Unseres Min. Reinhards Empfehlung gilt viel bei Dacier und d. a. Bitten Sie ihn Sie in der Sache zu unterstützen. Er wird es herzlich gerne tun. Eine Empfehlung vom Grafen Fürstenstein wäre vielleicht dann auch wirksam. Der westphäl. Gesandte in Paris, der ein Maecen seyn soll, könnte sich auch der Sache annehmen und sich die Msste ausbitten für den Bibliothekar des Königs. Das ist glaube ich der sicherste Weg. Am besten wäre es, wenn Sie in Paris wären. Allenfalls könnte unser guter Harding,[2] der bald dorthin reist, den Auftrag übernehmen. Ich habe ein großes Verlangen Ihr schönes Unternehmen zu Stande kommen zu sehen. Ich habe schon gehört von der Entdeckung in Rom.[3] Ist sie aber wichtig. Die Kladde meines kl. Aufsatzes über Alkmar[4] ist verschwunden. Der Artikel mag wohl schon gedruckt in Paris seyn. Davon werde ich suchen, Ihnen einen Bogen zu verschaf[f]en. Doch werden Sie nichts daraus eigentlich lernen können. Dagegen haben Sie die Güte und schicken Sie mir Goerres Worte über *Rein. de Voss*, ich möchte sie gar gerne vernehmen. Seine *Mythengesch.*,[5] die er mir geschickt, bezaubert mich ganz iezt und ist mir eine willkommene Ableitung verdrießlicher Geschäfte und Gefühle. Ich habe dem herrlichen Freunde noch nicht geantwortet. In Cassel habe ich alles versucht, um ihn nach Goett. zu ziehen bis ietzt aber vergebens. Görres hat sich durch seinen etwas weit in Heidelberg getriebenen Humor bey allen prosaistischen Köpfen viel geschadet. Ich bin gewiß in L.t's Achtung um ein paar Graden herabgesunken, indem ich ihm Görres so warm vorschlug. Leichter wäre es vielleicht gewesen, ihn nach Berlin zu verlegen, wenn er sich darum geworben hätte.

Ein Brief unseres Freundes Benecke macht mir kund, daß Sie den Suhlschen Abdruck des *Reinaert de Vos*[6] wünschen. Ich sende Ihnen daher mein eigenes Exemplar. Behalten Sie es, solange Sie es nöthig

---

[1] Jean Frédéric Phélipeaux, comte de Maurepas, 1701 bis 1781, war unter Ludwig XV. und XVI. Minister.

[2] Prof. Harding, der in Paris Roqueforts Bekanntschaft machte.

[3] Glökle hatte in Rom den altdeutschen *Reinhard Fuchs* aus dem 13. Jahrhundert entdeckt.

[4] Abgedruckt in *Biographie universelle* Bd. I, 488.

[5] *Mythengeschichte der asiatischen Welt*, Heidelberg 1810.

[6] L. Suhl, gab 1783 zu Lübeck und Leipzig einen Neudruck von der *Historie van Reynaert de Vos, Deff. in Holland 1485*.

haben. Finde ich vor meiner Abreise von hier ein anderes, so behalten Sie es immer. Eine von einer fremden mir unbekannten Hand geschriebene Note lasse ich dabey, falls sie Ihnen von einigen Nutzen seyn kann. 3 od. 4 ander Reinecke werden Sie künft. Sommer in Goett. auch bey mir finden können.

Dem braven Zimmermann[1] in Hamburg thun Sie glaube ich, Unrecht. Dr. Julius[2] kenne ich nicht weiter persönlich; aber der Mann spricht mich an. Es ist ein Mediziner. Das Vat. Museum fängt nachgerade an, bey'm 5ten Heft ein Journal zu werden. Einst werden Sie mir aus alten Dichtern einige glänzende Beyspiele in der Behandlungsart der Liebe anzeigen müssen.[3] Was sagen Sie nur von dem Cassel. Gymnasium? Ein Bureau an dessen Stelle. L. schien mir doch so gut und richtig gestimmt grade für die vorzunehmende Verbesserung der Schulanstalten in Hessen? Er wird den Schlag von oben nicht haben abwenden können. In der Altstadt kann auch eine Schule gut gedeihen. Nur muß das Lokal nicht unter der Würde des Gegenstandes seyn.

Neulich schrieb mir J. Pl. 'Leben Sie nicht, wie Sie denken, nehmlich deutsch, sondern wohl'. Ich möchte diese Formel auch auf Sie anwenden. Leben Sie also wohl!

Villers.

Grüßen Sie mir Ihren Hn. Bruder und Bruguières wenn Sie ihn sprechen.

Übersehen Sie doch nicht ganz: *Nouvelles recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de la France et en particulier sur ceux du Dépt. de l'Isère suivies d'un essai sur la litt. dauphinoise et de pièces en vers et en prose peu connues* ed. par J. J. Champollion-Figeac *professor etc.* (1 vol. in 12 de 215 pages.) wovon im Moniteur vom 30. Aug. u. 23. Okt. des J. eine Anzeige steht und zwar von Roquefort.

IV.

Göttingen 7. November 11

Roquefort, mein lieber Romantiker ist gewählt zum Correspt. der hies. Societät. Ich habe dabei meine eigenen Clienten hintenangesetzt. Desto schwieriger war die Sache geworden, daß das frühere etwas laxe Regim vorbei ist. Man erstaunte als man einmal gewahr wurde, daß man 210 Correspondenten hatte, da das weitläufige Kayserl. Institut in P. nur etwa 180 zählt. Eigentlich war die erschlichene Nomination des Herrn de la Haye Ursache, daß unsere Herren zur Besinnung kamen. Diese Nomination ward von Bn Leist sehr übel genommen nicht bestätigt und folglich bleibt sie null. Die alten Hanseaten aus Besorgniß daß d. L. H., der dem Konskriptionsbüreau ihre Söhnlein mögte zu Rekruten ausheben, hatten seinem heißen Wunsche gemäß seine Ernennung poussiert. Nun ists vorbey. Ich wollte Ihnen gern zwey Schreiben von Heyne an mich mitteilen, damit Sie auch Bruguière mit der ganzen Sache bekannt machen können. Schicken Sie mir aber gelegentlich beide Pièces retour. Ich muß in diesen Tagen auf Ansuchen von Heyne den D. L. H. (den

---

[1] Fel. Gottlieb Zimmermann, Professor am Johanneum zu Hamburg. J. Gr. hatte im Brief vom 15. Oktober sich sehr ungünstig über ihn ausgesprochen.

[2] Nikolaus Heinrich Julius, Dr. med., Freund der Romantiker, Mitarbeiter am *Vaterländischen Museum* (vgl. s. Brief an J. Grimm).

[3] Villers hatte 1807 veröffentlicht: *Erotique comparée ou Essai sur la manière essentiellement différente dont les poètes français et allemands traitent l'amour.* Er plante eine Umarbeitung.

ich auch nie gekannt und gesehen) abfertigen: und ich tat es unserer alten Herren willen, so gelinde ich konnte. Dies ist mein allere[r]stes Verhältnis mit Hr. De L. H. Finden Sie auch Gelegenheit den ganzen Gang der Sache und die 2 Schreiben dem Herrn von Leist (sub rosa) mitzutheilen, so thun Sie es.

Also fürs erste, melden Sie ja dem guten Roquefort (den ich mehr achte, als Sie es aus meinen Worten verstanden haben) die Ernennung; und bitte ihn zugleich recht von mir zu grüßen.

Für den Brief von Görres meinen herzlichen Dank. Er macht mir dem Scheine nach gegründete Vorwürfe, ihn bey meinem Rückwege über Coblentz, woselbst ich versprochen hatte ein Paar Tage zu verweilen nicht besucht zu haben. Allein ich konnte es nicht so sehr ichs auch wünschte u. fuhr bloß durch.

Ich glaube schwerlich, daß man ihm von hier aus die *J. B. der Asiatic Res.*[1] hinschickt, da dies Werk gar zu oft benutzt wird. Morgen werde ich bessern Aufschluß darüber erhalten, sowie über das Werk des Pat. Amiot,[2] dessen Existenz ich mir nur dunkel bewußt bin. Darum auch dieser Brief wohl bis morgen oder übermorgen wird liegen bleiben. Was die *Bodm. Sammlg. der Minnesänger* betrifft, so habe ich schon eine verneinende Antwort von Benecke[3] bekommen, weil Bouterwek, der an einer Geschichte der D. Litteratur[4] arbeitet, sie nicht entbehren kann und noch außerdem häufig wird verlangt. Es thut mir Leid um unsern Görres, den ich von Herzen hier besitzen wollte, und der aus unserer Goldgrube wunderschöne Goldarbeiten verfertigen würde. Ich habe schon vielfach drum angepocht, allein die Menschen sind taub und borniert. Mögte er doch einen Versuch machen, eins von seinen neuen Werken an Bn Leist zu dedizieren! Hier liest Constant seine Mythologie mit Entzücken und wird vieles daraus sich zu Nutze machen bei seiner Arbeit über den religiösen Geist überhaupt.[5] Ich will an Görres bald schreiben.

Vale faveque

Villers.

Dachte wohl, daß die Bücher-Negociation scheitern mußte. Es sey Ihnen gedankt für die gut gemeynten Bemühungen.

P. S. Benecken habe ich wieder gesprochen. Die *As. Res.* kann man unmöglich weggeben. Was darinnen Görres benutzen kann, ist auch in Johns Werk zu finden, kann er die nicht dort in seiner Nähe finden, so möchte er sich durchaus meynt Benecke sich direkt an Heyne wenden, ohne dessen Vorwissen und Erlaubnis kein Buch so weit darf geschickt werden. Von Pat. Amiots *Comparaison de Confucius* ist auf hiesiger Bibliothek nichts zu sehen.

(Schluß folgt.)

Berlin. Gertrud Richert.

[1] Jahrbücher der *Asiatic Reserches.*

[2] Der Jesuitenpater Amiot, 1718—94. Er starb als Missionar in China. Von ihm sind verschiedene Arbeiten über Geschichte und Literatur der Chinesen.

[3] G. Fr. Benecke, Professor in Göttingen.

[4] Fr. Bouterwek, *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts.* Das Werk erschien in 12 Bänden von 1801—12.

[5] Diese Arbeit, an der Benjamin Constant seit 1796 arbeitete, erschien erst 1823—25 zu Paris unter dem Titel: *De la Religion considéré dans sa source, sa forme et son développement.*

Studie über das neueste Französisch.

Inhaltsübersicht:

Das Studium der neuesten Sprache an der Universität. Allgemeine Schilderung des neuesten Französisch (Zunehmende Synthese, Abstraktion und Substantivierung). Substantivierung des Adjektivs, des Partizipiums Pass., des Infinitivs, des Part. präs., der Adverbien, Adverbialien, ganzer Sätze. Erweiterung des substantivischen Ausdruckes im allgemeinen: es tritt an Stelle eines Adjektivs *de*+Substantiv, eines Part. präsens von verbaler Kraft ein Substantiv mit *avec*, eines adjektivischen Wortes ein Substantiv-Abstraktum (Personifikation), eines Eigenschaftswortes mit konkretem Hauptwort ein Adjektiv-Abstraktum, beim Vergleich. Vermeidung des verbalen Ausdrucks: durch Setzung eines Adjektivs -*(t)eur* statt eines Part. präs., eines Relativsatzes, eines Verbum fin., statt celui qui+Verb. fin.; statt der verbalen Mitteilung wird verwendet avoir+Subst., statt der verbalen Aussage être+Subst., statt eines Relativsatzes das Part. präs., statt des Part. präs. avec, statt eines Nebensatzes oder eines Partizipialausdruckes unabhängige Apposition, statt Verb.+Part. Perf. unabhängiges Part. Perf. im Sinne einer Bedingung, einer Zeitbestimmung, einer Begründung, statt Verb. fin. + Objekt passiver Ausdruck (Neigung zum reflexiven [Passiv-] Ausdruck), statt Objektsatz Verbalabstraktum des Tätigkeitswortes; unersetzte Auslassung des Verbuns. Adjektivierung der Wortarten. Verbindung mit *et*. Der Artikel. Verschiebungen der Funktionen des bestimmten und unbestimmten Artikels. Zur Lehre vom unbestimmten Artikel. Erweiterung des Wortschatzes: Wortbildung aus Substantiven; Sippenbildungen, insbesondere im Verbalsystem, Movierung. Neue Plurale und Singulare, Zusammensetzungen (café chantant): Fremdwörterei, Entlehnung aus den Sondersprachen. Argot und Jargon. Geheimausdrücke. Verballhornungen. Kürzungen. Anwendung der Wörter in anderer Bedeutung, Bildersprache. Willkürliche Bildungen. Sondersprache der Luftschifferei. Lateinisch-griechische Fremdwörter. Künstliche Belebung älterer Wörter. Ausgestaltung von Redewendungen und Bedeutungwandel. Zur Entwicklung der Fürwörter. Funktionsverschiebungen. Doppelsetzung des Subjekts. Heraushebung durch Relativsatz. Übereinstimmung des Verbs mit dem Subjekt. Pleonasmus. Interpunktion.

Die folgenden Beobachtungen sind das Ergebnis von Vorlesungen über 'Neuestes Französisch', einem Gegenstande, der verhältnismäßig viel seltener in den Vorlesungsverzeichnissen erscheint, als man annehmen sollte, wenn man bedenkt, daß die Universitätsvorlesung auch dem Lehramtsanwärter — und dem im größeren Hundertsatz als dem Romanisten — gilt. Offenbar liegt dabei die Auffassung zugrunde, das neueste Französisch werde 'praktisch' vom Lektor unterrichtet; die wissenschaftliche Behandlung erstrecke sich besser auf alte Texte oder auf die Geschichte der Sprache, die am zweckmäßigsten von den Anfängen herauf beobachtet und dargestellt wird. Daß dabei die neueste Sprachschicht vielfach zu kurz kommt, ist erfahrungsgemäß; manchmal liegt der Grund in dem rein äußeren Umstande, daß es dem Vortragenden an Neigung oder Gelegenheit fehlte, sich mit der

jetzigen Sprache ausgiebig genug zu befassen, um seinen eigenen Anforderungen zu genügen. Es gibt aber auch Fälle, in denen das 'Neueste' — sei es in der Literatur, sei es in der Sprache — grundsätzlich von der wissenschaftlichen Behandlung als minder geeignet und minder wertvoll ausgeschieden wird. Minder geeignet, weil man das, was im Flusse ist, nicht beurteilen könne, nicht wisse, ob es morgen noch bestehe; minder wertvoll, weil es jedem zugänglich und mit geringerem Aufwand von Scharfsinn und Mühe erreichbar sei. Daher haben Abhandlungen über zeitgenössische Dichter bei den Sprachforschern und gelegentlich auch bei Literaturgeschichtlern weniger Anwert als Untersuchungen über längstverflossene Dichtungsalter. Man hört mitunter das Urteil, daß doch ein jeder einen Hauptmann, Grillparzer, Goethe verstehen könne (!), Walther von der Vogelweide aber nicht ohne vorhergegangenes Studium. Dem entspricht sprachlich das Urteil: modernstes Französisch könne man von jedem Pariser Eckensteher lernen usw. Beide Bewertungen sind unrichtig. Das Neueste ist nicht minder geeignet zu wissenschaftlicher Behandlung, weil es im Flusse ist. Nur ist es schwieriger, die Kennzeichen des Fließenden festzustellen als die des Erstarrten. Die Beobachtung des Neuen ist um so viel lehrreicher als die des Alten, als wir mehr Möglichkeit und Gelegenheit haben, den Weg zu verfolgen, den eine Erscheinung geht. Handelt es sich um einen Vorgang — sei es sprachlich, sei es literarisch —, der mehrere Jahrhunderte zurückliegt, so verlaufen unserem Auge die Wege, die heut durch tiefe Klüfte getrennt erscheinen. Einflüsse, die sehr große innere Wahrscheinlichkeit haben, sind für die Gegenwart einwandfrei als ungültig darlegbar, da wir Tag und Ort des Erscheinens einer Arbeit, Aufenthaltsort und Lebensbedingungen ihres Verfassers noch ganz genau feststellen können. Dasselbe gilt natürlich in sprachlichen Dingen. Auch hier gilt die Spekulation, die feinste Berechnung nichts, wenn die Entstehungsbedingungen für ein Wort klipp und klar geschichtlich nachweisbar sind.[1] Freilich sagen viele grundsätzliche Gegner des 'Neuesten', eben hier fehlten diese Nachweise; man könne in sprachlichen Dingen erst von Tatsachen reden, wenn eine gewisse Zeit verstrichen sei, und man wisse von den meisten sprachlichen Dingen doch auch in der Gegenwart nicht, wie sie entstehen; ist doch das sprachliche Erlebnis ein Unbewußtes; sobald es uns bewußt wird, ist es vollendet.

[1] 'Da, wo wir mit unseren Füßen wandeln, haben wir keine unbegrenzte Bewegungsfreiheit: wir müssen um jeden Baum herumgehen, vor einer Mauer umkehren, dürfen auch einen niederen Zaun nicht überspringen. Richten wir unseren Blick auf das ferne Gebirge, so wandern unsere Gedanken dort ungehindert umher.' H. Schuchardt, Grazer Tagespost, 9. Jan. 1916, 'Boche'.

und niemand weiß, wie er dazu gekommen. Selbstverständlich kann diese sprachpsychologische Wahrheit nicht geleugnet werden. Aber dennoch hört der, der zu hören versteht, in der gegenwärtigen Rede so manche Zukunftsmusik. Er kann das, was im Werden ist, beurteilen nach dem, was in früheren Zeiten geworden, er lernt aber auch — und dies scheint für Unterrichtszwecke besonders beachtenswert — aus dem, was er jetzt im Flusse sieht, das verstehen, was nun als abgeschlossener Vorgang vor uns dasteht. Er lernt die Vergangenheit betrachten als frühere Gegenwart, gewöhnt sich, die Sprache jedes Zeitalters so lebhaft als 'gesprochene Sprache' zu denken wie die jetzige und wird dadurch bewahrt, Voraussetzungen zu machen, die auf dem geduldigen Papier ganz gut aussehen, im wirklichen Gespräch aber nie und nimmer eingetroffen sein können. Umgekehrt lehrt uns die Beobachtung neuester Erscheinungen, uns bescheiden gegenüber sprachlichen Rätseln, denen wir mit Hilfe der Etymologie beikommen möchten und die doch eben nur dann erklärlich sind, wenn wir den Weg zu ihrer Entstehung noch deutlich vor uns haben. So z. B. die Wendung *la ceinture!* als abschlägige Antwort auf eine Bitte, also = 'Nein'.[1] 'Die Wörter gehen ja zum großen Teil nicht auf den mit "Lautgesetzen" gepflasterten Reichsstraßen; viele schlagen gewundene Pfade ein, manche bewegen sich wie unsere Lausbuben, die da, wo "das Betreten der Wiesen strengstens verboten ist", nicht einmal Fußspuren hinterlassen. Man muß sie in flagranti ertappen. Die anekdotische Herkunft eines Wortes kann nur durch die Anekdote selbst aufgehellt werden.' (Hugo Schuchardt.) Endlich belehrt uns die 'neueste Sprache' am ausgiebigsten über das Wesen der Neugestaltungen, die wir 'Entgleisungen', 'Sprachdummheiten', 'Unwissenheitsfehler' nennen und verurteilen, solange sie neu sind, und als analogische Bildungen oder Kreuzungen mit Scharfsinn erklären, wenn sie alt sind.[2] Z. B. das jetzt um sich greifende und sehr verachtete *se rappeler de quelqu'un (je m'en rappelle)*, das natürlich dem *se souvenir de qn.* angeglichen ist und genau die gleichen Entstehungsbedingungen und daher auch die gleiche Daseinsberechtigung hat wie das wienerische verpönte *ich vergesse daran*, das seit einigen Jahren dem *ich denke daran, ich erinnere mich daran* nachgebildet wird, an sich nicht falscher als diese beiden,

[1] Vgl. A. Dauzat, 'La langue française d'aujourd'hui. Évolution. — Problèmes actuels' (Paris 1908), S. 36. Aus *se serrer la ceinture* = 'hungern', weiter zu *se mettre la ceinture* = 'sich drein finden, daß man hungern muß; sich in die Entbehrung finden', schließlich zum Imperativ mit Weglassung des Zeitworts: 'Leiste Verzicht'.

[2] Vgl. Ch. Ballys Aufforderung, 'fehlerhafte' neue Wendungen zu buchen zu Nutz und Frommen der kommenden Geschlechter. 'Précis de Stylistique' (1905), S. 60.

mit ganz gleicher Entwicklung aus dem ursprünglichen Genitiv über reines Akkusativobjekt zum Richtungsobjekt.[1]

Eine Kreuzung mehrerer Redensarten, die aus der Börsensprache stammen, ist *être remboursé* in folgendem Beispiel ('Le Figaro', 18. August 1915): (Von zwei Vorstellungen, 'Macbeth' und 'Pelleas et Mélisande', findet nur die zweite statt) *Les souscripteurs à la représentation de Macbeth seront admis, s'ils le désirent, à cette unique représentation s'ils ne préfèrent être remboursés.* Man sagt *rembourser une obligation,* wozu natürlich: *une obligation remboursée*; dem entsprechend *un ticket remboursé* eine eingelöste Eintrittskarte; aber persönlich angewendet bisher nur *rembourser quelqu'un de ses frais*; nun erscheint das Passivobjekt der Person mit unterdrücktem Respektivobjekt, und dann Umdrehung in den passivischen Ausdruck, so daß schließlich *personne remboursée* = *obligation remboursée* das Endergebnis ist.

Vergleicht man das heutige Französisch mit dem vor 30—40 Jahren, so ist der Unterschied ein gewaltiger. Wir sehen zu voller Wirkung gelangt, was damals noch kaum empfunden wurde. Der Unterschied erstreckt sich auf alle sprachlichen Äußerungen: auf Rhythmus, Akzent, Wortbindung, Wortstellung, auf den ganzen gedanklichen Ausdruck, daher auf die Funktion der einzelnen Wortarten.

Über neueste Veränderungen des Akzentes und Rhythmus wird derjenige, der seit einigen Jahren nicht in Frankreich war, am besten nicht reden. Aber das Zeugnis eines feinhörigen Franzosen kann in die Lücke treten, das von Robert de Souza,[2] der, selbst Dichter, jedenfalls das beste Urteil über den seiner Sprache innewohnenden Rhythmus abzugeben vermag. Souza beobachtet — auch das ist ein beachtenswertes Zeichen der Zeit! — den Mangel an Sprachgefühl nicht nur bei dem lesenden, sondern auch bei dem dichtenden Franzosen, der die in der Sprache liegende Melodie nicht zu erfassen, sein Gedicht nicht nach dem der Sprache in Wirklichkeit zukommenden Rhythmus skandieren kann. Er weist nach, daß ein Vers wie

Fluide et douce caresse de cendre bleue

---

[1] Man beachte, daß *ich vergesse daran* durchaus nicht gleichwertig ist zu *ich vergesse es.* Z. B. *ich habe das Gedicht vergessen* = 'ich weiß es nicht mehr'; *ich habe an das Gedicht vergessen* = 'ich habe etwas vergessen, was auf das Gedicht Bezug hat', z. B. es abzuschreiben, es zu lernen. Hier ist also das Gefühl für *an* als Ausdruck der Richtung, wohin das Denken abzielen sollte, noch schärfer geschieden von dem bei *an etwas erinnern (denken)*, wo tatsächlich die Richtungsvorstellung sehr in den Hintergrund tritt. *Ich habe das Gedicht vergessen* ist eine vollständige Mitteilung; *ich habe an das Gedicht vergessen* nicht, oder doch nur für den, der, mit dem Sachverhalt schon vertraut, den Inhalt des *an* ergänzen kann.

[2] 'Du Rythme en Français', Paris 1912.

(S. 13 ff.) tatsächlich drei Akzente hat (*-ide, -esse, -bleue*), mißt an Rousselots Apparaten die jetzige tatsächliche Deklamation und stellt danach die Versmaße bzw. die Vortragsweise der neuen Dichter fest. Versucht man, die modernen Dichter in dieser Weise zu lesen, so ergeben sich neue Sprachrhythmen, die in ihrer Weise den Beleg erbringen für die zunehmende Heraushebung durch den Akzent im Französischen.

Nicht nur der äußere (hörbare) Rhythmus der Sprache hat sich verändert, so daß der Satzbau dem lateinischen Muster wieder näher gekommen ist; auch der innere Rhythmus des Satzbaues hat eine ähnliche Schwenkung gemacht. Die Art, wie das neueste Französisch den Vorstellungsinhalt zerlegt und den Satz gliedert, ist merklich verschieden von der, die es bisher gekennzeichnet hat. Auch hier ist die Schraubenlinie der Entwicklung auf einem Punkt angelangt, die das Französische dem Lateinischen ähnlicher zeigt, als dies in 18 Jahrhunderten der Fall war. Da aber das heutige Deutsche in seiner ihm eigentümlichen Entwicklung jetzt dem Latein der Kaiserzeit in vieler Beziehung sehr vergleichbar ist, sehen wir eine innerliche Annäherung der beiden modernen Sprachen, die uns unwillkürlich in Versuchung bringt, im Französischen Germanismen zu finden. So sicher nun aber im Frankreich von heute kräftiger deutscher Einfluß festzustellen ist, wäre die Annahme von so weitgehenden Germanismen natürlich verfehlt. Denn es liegt nicht im Wesen des Französischen, in diesem Maße formalen Einflüssen zu erliegen. Der deutsche Einfluß erstreckt sich auf Dichtung und Philosophie (vor allem begegnet uns Goethe und Nietzsche in der französischen Literatur), auf die Musik, auf das politische und das soziale Denken; auf Schritt und Tritt sieht man, die denkenden Franzosen haben sich in den letzten Jahren viel mit uns beschäftigt, uns, unser Leben und unsere Einrichtungen studiert, uns für vieles ehrlich, wenn auch mit Neid und begleitet von Selbstvorwürfen, bewundert und sich aus deutscher Anregung Befruchtung und Förderung geholt. Aber die Veränderung des ganzen sprachlichen Wesens nach dem Deutschen zu könnte damit nicht genügend erklärt werden; das ist eine Entwicklung von innen heraus, so gut wie seinerzeit die Entwicklung des Lateinischen nicht durch Griechisch oder Hebräisch beeinflußt gewesen ist.[1] Der deutsche Wesenszug des neuesten Französisch besteht in der Neigung, nicht nur im einzelnen Wort einem trochäischen Gepräge zuzustreben, sondern auch im Satzbau;[2] ferner in der dem älteren Französischen fremden oder

[1] Vgl. 'Entwicklung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen', S. 11 u. a. o.

[2] 'Prinzipienfr. der rom. Sprachw.' II (Groeber, Beiheft XXVII): 'Der innere Zusammenhang in der Entwicklung der rom. Sprachen' S. 119 u. 141 ff.

jedenfalls fernliegenden Synthese des Vorstellungsinhaltes. Das ältere Französisch oder, wenn wir gleich 1900 Jahre zurückgreifen, das Volkslatein verfuhr analytisch; fast jede einfache Form (Kasus — Modus — Suffixe usw.) wird vernachlässigt zugunsten von Vollwörtern, der Vorstellungsinhalt wird in seinen einzelnen Teilen dem Hörer vorgeführt. Das neueste Französisch hat nun den Höhepunkt analytischer Mitteilungsform überschritten und neigt zur Synthese. Diese ist aber die Darstellung des Deutschen. Das Französische nähert sich also zusehends dem Deutschen (und Lateinischen!) durch Voranstellung von Merkmalsbezeichnungen vor die Dingbezeichnungen, durch Einzwängung von Teilvorstellungen zwischen die Glieder der Hauptvorstellung, durch Verlust der kurzgliedrigen Satzanordnung und der Übersichtlichkeit des Aufbaues, die bisher sein Hauptkennzeichen ausmachte. Es ist wohl keine Frage, daß das Französische an leichtflüssiger Grazie, an Feinheit der Zergliederung, an Durchsichtigkeit und Zierlichkeit verloren hat. Man stößt jetzt bei sorgfältigen Schriftstellern auf Sätze, die den schwerfälligsten deutschen den Rang ablaufen, z. B. Mercereau, 'Litt.' S. 259:[1] *S'il est un penseur que je ne voudrais pas me donner le ridicule de paraître apprécier en vingt mots, c'est certainement Fouillée*, oder

[1] Abgesehen von den Tageszeitungen 'Le Figaro', 'Le Temps', 'Le Petit Parisien', 'Le Journal', 'L'Humanité', 'La Victoire', 'La Guerre Sociale' u. a. wurden hauptsächlich folgende Werke herangezogen: Paul Adam, 'Les Impérialismes et la morale des peuples' (Paris 1908), 'Les disciplines de la France' (1908), 'La Force'; Marguérite Audoux, 'Marie Claire' (1911); A. Allart, Dr en droit, 'Traite théorique et pratique de la contrefaçon' (1908); Jean de Bonnefon, 'Le dossier du roi (Le baron de Richmond, fils de Louis XVI)' (1908); Charles Bonnefon, 'Dialogue sur la vie et sur la mort' (1911); Anatole France, 'La Révolte des Anges' (1913); André Gide, 'Le roi Candaule' (1901), 'Saul' (1903), 'Charles-Louis Philippe' ('La Grande Revue' 1910, Bd. 64); E. et J. de Goncourt, 'Madame Gervaisais' (1902); Joris Huysmans, 'Les sœurs Vatard' (1879); Ch. de Larivière, 'La France et la Russie, au 18e siècle' (1909); André Maurel, 'Les dîners de la comtesse Bréjan' ('La Grande Revue' 1905, Bd. 9); Alexandre Mercereau, 'Contes des Ténèbres' (1911), 'La littérature et les idées nouvelles' (1912); Octave Mirbeau, 'Dingo' (1913); Charles Péguy, 'Solvuntur objecta', Cahiers de la Quinzaine (1910); Charles-Louis Philippe, 'Charles Blanchard' ('La Grande Revue' 1910, Bd. 61); Rachilde, 'Les Hors Nature' (1911), 'Son Printemps' (1911), 'L'Heure Sexuelle' (1912), 'Contes et Nouvelles' (1900); Romain Rolland, 'Jean Christophe' (1904 ff.), 'Beethoven' (1903); 'Théâtre de la Révolution' ('Le 14 Juillet', 'Danton', 'Les Loups', (1909), 'Au dessus de la mêlée' (1915); J.-H. Rosny, 'Marthe Baraquin' (1909), 'Les Rafales' (19 ?); Robert de Souza, 'Du Rythme en Français' (1912); Emile Verhaeren, 'Philippe II' (1901), 'Le Cloitre', 'Les Heures claires' (1912 [1896]), 'Les Heures d'Après-midi' (1905), 'Les Forces tumultueuses' (1912), 'Poèmes' (1911); Paul Verlaine, 'Poèmes Saturniens' (1903); Francis Vielé-Griffin, 'Poésies' ('La Grande Revue' 1908, Bd. 48).

Rom. Rolland, 'Les Loups' 301 (hier, nebenbei gesagt, ein stilistischer Anachronismus!): *Quand je pense qu'à cette heure, je pourrais être à Amiens, ... occupé à mettre en ronde des foutaises de considérants, avec pour toute distraction, la vue de temps en temps, au travers des barreaux, de quelque vieille dévote s'en allant à l'église!*; und bei schleudrigen Schreibern auf Sätze wie: *De nombreuses organisations ayant compris l'importance, encore accrue par les circonstances actuelles, de la question d'égalité des salaires pour les hommes et les femmes exécutant les mêmes travaux, ont répondu à l'appel du syndicat général de la chemiserie-lingerie* ('Petit Parisien', 23. August 1915). Auch bei einem ebenso minderwertigen Schriftsteller früherer Jahrhunderte wäre dergleichen wohl kaum zu finden, nicht etwa weil er ein kräftigeres Stilgefühl hatte, sondern weil die damalige Art, den Gedanken zu zerlegen und mitzuteilen, im Volksdurchschnitt eine so andersartige war, daß ihm ein solches Satzgebilde ganz einfach gar nicht in die Feder kam. Es braucht wohl nicht erst besonders gesagt zu werden, daß die neue Ausdrucksweise noch nicht bei irgendeinem Verfasser als einzige ungemischt auftritt. Immerhin wird der Unterschied zwischen jungen Schriftstellern, die voll bewußt der modernen Richtung angehören, wie Mercereau, und Vertretern der alten Zeit, wie Anatole France, schon sehr fühlbar. Die Lebenszeit des Dichters tut ja natürlich wenig zur Sache. Wer würde glauben, daß Flauberts *Légende de St. Julien* (1877) und Huysmans' *Le sœurs Vatard* (1879) nur um zwei Jahre auseinanderliegen? Eine neue Welt hatte sich der Literatur erschlossen, von der Flaubert nicht beeinflußt wurde; und doch war diese neue Welt, deren erster typischer Vertreter Zolas *Assommoir* (1876) ist, nicht aus dem Nichts entstanden. Die Wurzeln der neuen Erscheinung reichen zurück in die Romantik und weiter hinunter in die Umwälzungen der Französischen Revolution. Die höchste Glättung des Stils, ihren urbildlichen Höhepunkt erreichte die französische Sprache im 18. Jahrhundert:[1] sie war tatsächlich überfein wie ein 'verschliffener' Edelstein. Sie war so durchsichtig, so abgerundet, so bestrebt, alle Erdenschwere abzuwerfen, daß sie dem rein Formelhaften, dem Erstarren — dem Mangel nahekam. Das vornehme Hofleben mochte darin Genüge finden. Das stürmische Denken der Neuerer brach gewaltsam die Fessel des allzu Vergeistigten, allzu Feinen. In breiten Wogen, in absichtlichem Gegensatz zum Bisherigen, strömte die Sprache des

[1] Voßler, 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner sprachlichen Entwicklung', setzt diesen Höhepunkt in die 'klassische' Zeit des 17. Jahrhunderts. Aber in dem oben angedeuteten Sinne erreichte das Französische erst im 18. Jahrhundert den ihm möglichen Höhepunkt seiner ursprünglichen Entwicklungslinie.

tiers état, des Volkes, des Pöbels in die Literatur ein. Sie gewann Ausdrucksfähigkeit für nie dagewesene Leidenschaft, überzeugende Kraft für Straßenreden, sie erweiterte den Kreis ihrer Hilfsmittel um Wörter, um Bilder, um Wendungen, die in dem versteckten Winkel der einen oder anderen Zunft geruht hatten. Während nun im folgenden Dreivierteljahrhundert diese neuen Elemente nach literarischer Formung rangen, fanden die Dichter älteren Stils mit mehr oder weniger Neuerungen ihr Auskommen. In Zola sehen wir die neue Periode zum erstenmal in vollem Ausdruck; aber seine Sprache ist doch nur der Anfang dessen, was sich langsam vorbereitet. Nach weiteren vierzig Jahren erst zeigt uns auch das Durchschnittsfranzösisch die Eigentümlichkeiten, die vor rund 150 Jahren aufzutauchen begannen.

Die einzelnen Tatsachen, die die Veränderung bewerkstelligen, sollen nun etwas näher beleuchtet werden.

Das Hauptmerkmal des neuesten Französisch ist die Veränderung in der Art der Aussage: die ausgesprochene Neigung zur Abstraktion des Ausdruckes. Es hat hauptsächlich dadurch an deutlicher Übersichtlichkeit verloren und an Schwerfälligkeit zugenommen, daß es die Zergliederung des Satzes nach einem neuen Grundsatze vornimmt. Bisher verwendete es — wie alle romanischen Sprachen — für den Gegenstand der Aussage das Substantiv; für das, was ausgesagt werden soll, das Verb mit irgendeinem Zusatz; als Objekt (Prädikat) ein Substantiv. Jetzt sehen wir hier eine überraschende Umwertung der Werte. Das Subjekt (Objekt, Prädikat) hat zwar als solches substantivischen Wert, aber es muß nicht die Form eines Substantivs haben. Die Neigung, den Unterschied zwischen den Wortarten zu verwischen, wird gefördert durch die phonetischen Verhältnisse; ist doch der zum Präfix werdende Artikel meist die einzige hörbare Bestimmung (Modifikation) des Substantivs, gingen doch die Unterschiede, die einst der Wortauslaut zur Kenntlichmachung der Ein- oder Mehrzahl bot, verloren. In Tat und Wahrheit zeigt *la pensée* — *les pensées* ein unveränderliches *pensé*, so daß *le penser* (das Denken) formal keinen Unterschied bildet, wie das in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen wäre. Die phonetischen Verhältnisse sind also nicht nur kein Hindernis, sondern sie erleichtern geradezu den seelischen Vorgang, der sich im Französischen vollzieht. Jedes Wort kann mit Vorsetzung des Artikels ein formal einwandfreies Substantiv geben; im Altfranzösischen empfand man dagegen das Bedürfnis, Substantive — im großen ganzen — durch Anfügung von Suffixen als solche zu kennzeichnen. Die Substantivierung der verschiedenen Wortarten an sich ist aber nicht das entscheidende Merkmal unserer Zeit, da es ja zu allen Zeiten

Substantivierungen gegeben hat, auch nicht die Häufigkeit der Substantivierungen. Es liegt überhaupt nicht in den Dauersubstantivierungen, sondern in den Gelegenheitssubstantivierungen. Das Bedürfnis nach substantivischem Ausdruck ist gewachsen; man sagt nicht aus: jemand denkt, sondern man spricht von seinem Denken; nicht 'er hält sich dort auf', sondern 'sein Dortsein'. Die Handlung selbst tritt zurück vor dem Zustand, dem Ergebnis der Handlung. Dieser Satz ist ohne gewalttätige Deutungen und ohne mühsames Hervorzerren von Beispielen aus der ganzen gegenwärtigen Literatur zu belegen. Er soll in allen seinen Erscheinungsformen beleuchtet werden.

Substantivierung aller Wortarten.

I. Die Substantivierung des Adjektivs ist die — sozusagen — natürlichste Substantivierung, wo es sich um die Bezeichnung eines sinnenfälligen Gegenstandes handelt. *Le roux* 'der rothaarige Bursche' > 'der Rote'. Die eine Eigenschaft sticht so in die Augen, daß der ganze Mensch unmittelbar nach dem Hauptmerkmal benannt wird. Er ist der Rote — weiter nichts. Ein zweiter Vorgang ist *le rouge* = 'Schminke'; nämlich: Heraushebung des Hauptmerkmals (an dem Fett, daß es rot färbt) und Erweiterung des Gebrauches auf alle Fette, die zum Schminken verwendet werden. Diese Art von Substantivierung ist in allen Sprachperioden naheliegend. Eine andere Entstehungsgeschichte von Substantivierungen liegt in der Gegenwart besonders häufig vor: das Adjektiv wird substantiviert infolge der modernen Kürzungsbestrebungen: das Substantiv wird einfach unterdrückt, z. B. *la (voiture) automobile.*[1] Vgl. in der weiter folgenden Untersuchung die Entlehnungen aus den Sondersprachen. Wieder anders ist die Substantivierung des Adjektivs, die die Erkenntnis der Eigenschaft als eines Unsinnlichen spiegelt, bei der also der Vorgang der Abstraktion zugrunde liegt; hier ist der Artikel sächlich: *le rouge, le superficiel, le pittoresque,* 'das Rote, das Malerische' als Eigenschaft an sich, von dem Gegenstande oder den Gegenständen, an denen sie wahrgenommen wurde, abgezogen. Neben dieser allgemeinsprachlichen Bildung des Adjektivabstraktums in substantivischer Form hat nun aber das neueste Französisch bekanntlich noch eine ganz andere Art der Substantivierung des Adjektivs. Statt zu sagen 'der blaue Himmel', 'das rote Kleid', wird von dem Blau (nicht der Bläue!) des Himmels, von dem Rot (nicht der Röte) des Kleides gesprochen. *Le bleu et rouge de son chapeau* 'der [grell]rot und

[1] In Wien ist 'die Elektrische' gang und gäbe für 'Straßenbahn'. Das letztere Wort ist das amtliche, aber nicht eigentlich das alltägliche.

blau geputzte Hut' (vgl. unten). Von da weiter zur Setzung des artikulierten Adjektivs, sobald es sich um eine massige Schilderung handelt, sobald die betreffende Eigenschaft im Vordergrunde des Bewußtseins ist; daher auch die jetzt so beliebte Verwendung des unbestimmten Artikels beim Adjektiv: Merc. C. T. 23 *Les vingt-trois Hongroises étaient d'un luxurieux effréné.* Sie sind eingeordnet als eine besonders eindrucksvolle Erscheinungsart des Wollüstigen. *C'était d'un bête à faire pleurer.* Hier hat *un* mit *à* als Maßausdruck die Stelle eines hinweisenden Wortes übernommen; aber die Entwicklung ist sicherlich die: von der einfachen Aussage *c'est bête à faire pleurer* zur Einordnung des Tatbestandes unter ein Substantiv-Abstraktum von Sammelbedeutung. Der ganze Ausdruck ist also nicht unmittelbar aussagend, sondern einordnend; statt zu schildern, zu erzählen, statt dem Hörer die Teile der sinnfälligen Gesamtvorstellung zum Wiederaufbau zuzuführen, wird die dominierende Vorstellung als Gattung angegeben, der das Ganze angehört, und die Form der Aussage ist also die, daß das Ganze der dominierenden Vorstellung untergeordnet wird wie ein Einzelnes seiner Art. Und doch handelt es sich in weitaus den meisten Fällen nur um die Aussage, daß an dem einzelnen Denkgegenstande eine Eigenschaft wahrgenommen wird, allerdings, wo es sich um das Urbild *d'un bête* handelt, immer um eine sehr stark hervortretende Eigenschaft.

Merc. Litt. 272 ff. schildert den Entwicklungsgang Pierre Jaudons, wie er sich in den Romanen dieses Dichters zeigt. Der Roman 'Dieudonné Tête' *est tout à fait liberé de la gangue. Il a même des ailes et propose le pittoresque de son émancipation.* Trotz der substantivischen Form ist hier *le pittoresque* nicht als Abstraktum der älteren Verwendungsart zu fassen: 'er (der Roman) handelt gerade davon, wie wunderbarlich seine Entwicklung gewesen ist' = 'hat seine merkwürdige Befreiung zum Gegenstand'. *le pittoresque* hat, psychologisch genommen, prädikativen Wert und vertritt einen Teilsatz: *ce que son émancipation a eu de pittoresque.*

II. Dem Adjektiv zunächst steht natürlich das Partizipium passivi. Insofern das Partizipium rein eigenschaftlichen Wert hat, verdient es keine besondere Erwähnung (z. B. Merc. C. T. 67, *cela est l'infini d'ombre impénétrable.* oder Huysm., Vat. 68, *il n'avait pas l'aplomb, le déluré qui plaît aux petites filles*, sondern nur insofern es seine eigentümliche verbale Kraft noch nicht eingebüßt hat.

Les apparus dans mes chemins nennt Verhaeren eine Gedichtsammlung (1891). *M. le ministre à 'débarqué' tout ce personnel et ce, aussitôt après mon intervention. C'est la preuve du bien fondé absolu de mes critiques* (Dr. Peyroux, député, 'Figaro'.

20. August 1915). Das mit seinem Adverb substantivierte Partizipium Perf. steht an Stelle eines *que*-Satzes: *que mes critiques ont été absolument bien fondées.* Beachte die hierdurch notwendige Verschiebung des Adverbs *absolument* zum Adjektiv *absolu.* 'Es zeigt sich, daß meine Ausstellungen wohl begründet waren'; das Ergebnis einer abgeschlossenen Handlung ist der Inhalt, der tatsächlich vorliegt. Aus diesem Ergebnis der Handlung wird ein Zustand, aus der Vorstellung des Zustandes der einer Eigenschaft des Subjekts hergestellt, und so wird das Partizipium, das eigentlich die Zeitform mitteilen sollte, vom Hilfsverb losgelöst und adjektiviert. Vergleiche dagegen den Satz: *On ne saurait tolérer la paresse que de l'inspiré de génie* (Henry Ghéon, 'La grande Revue' S. 766). Man könnte die Faulheit nur am wirklich Begabten dulden. Selbstverständlich handelt es sich nicht um einen, der vom Genie erleuchtet ist; *de génie* ist modales *de.* An sich ist die Substantivierung des Perfektes ja nur der Ausdruck, daß an einem von der Handlung betroffenen Gegenstande das Ergebnis dieser Handlung sichtbar wird.

Schon die alte Sprache kennt auch solche Substantivierungen: *la mise en œuvre, l'entrée en scène,* d. h. die Substantivierung des verbalen Satzteiles unter Beibehaltung seiner Ergänzung. Jetzt begegnen wir ihnen fortwährend: *la mise en exploitation*; *la mise en circulation de trois nouveaux trains entre Paris et La Garenne.* Das hier zu Verzeichnende ist wiederum der Vorgang, daß die Gesamtvorstellung nach der Seite des substantivischen Wertes hin zerlegt wird, nämlich so, daß Urheber — Begleiterscheinung (Merkmal) — Wirkung vorgeführt wird, nicht den Vorgang berichtend, sondern den Zustand malend, an Stelle des Geschehens die durch dieses Geschehen bewirkte Lage.

Der Übergang vom prädikativen Partizipium zum eben geschilderten substantivischen liegt in der Verwendung des Partizipiums an Stelle eines Teilsatzes, wieder ein andersgearteter Beleg von 'Verbalflucht'. *Vingt mille hommes tués ou pris, ... l'agriculture ruinée, le commerce anéanti ... voilà la situation.* Oder: *c'était l'exécrable passé anéanti.* Oder das alte Muster: *Hannibal receptus Prusiam suspectum faciebat: Quelques phrases échangées vous suffisent* (Loti); *chaque cerise avalée lui donnait la sensation d'une faute commise* (Maupassant).[1] wo die volle Ausdrucksform wäre: *chaque fois (à chaque cerise) qu'il avalait une cerise: il avait (lui venait) la sensation d'avoir commis une faute.* Es handelt sich um allgemeinsprachliche Vorgänge (vgl. 'der abgesagte Ball machte ihr einen Strich durch die Rechnung'; 'der abgenommene Hut ließ die Glatze sehen'). Das Kennzeichnende

[1] Verf. E. Lerch, 'Prädik. Part.', Groeber, Beiheft 42.

für die Sprachschicht ist nur, wie starken Umfang man ihnen gestattet und wie man sie weiterentwickelt. Das Partizipium steht mit Auslassung des Part. präsens zur Schilderung eines gleichzeitigen Tatbestandes: *On écoute, qui accoudé sur le banc, demitourné vers l'orateur, qui les bras croisées et les yeux clos* (Adam, 'Impérialismes' 24). Im Anzeigenstil weiterentwickelt: *École de chauffeurs mécaniciens reconnue la meilleure* ('Petit Parisien', 10. Oktober 1915). Während wir von der 'anerkannt besten' sprechen (Part. in adverbialem Amt), hat das Französische offenbar eine Kürzung aus *étant reconnue*+Prädikat. Souza, 'Rythme' 22: *Une des causes qui nous empêchent de savoir lire est le rythme intérieur que chacun porte en soi et qui n'est pas le rythme de l'auteur contrarié*, der nicht der Rhythmus des Dichters ist, welcher dadurch in seiner Wirkung behindert wird (dem dabei entgegengearbeitet wird). Verkürzung um einen ganzen Satz: die Wirkung wird als schon sichtbar adjektivisch mitgeteilt.

III. Substantivierung des Infinitivs. Alte Bildungen: *le laisser-courre*, neuere: *au dire des voyageurs*. Die vollständige Substantivierung ist gekennzeichnet durch die Verwendung in der Mehrzahl: *tous dires* 'alle nötigen Besprechungen'; *les rires, les devenirs* usw. Wie beim Adjektiv handelt es sich auch beim Infinitiv hier in erster Linie um die gelegentliche Substantivierung, durch die das Handeln als ein Abstraktes veranschaulicht, nicht die Handlung als vor sich gehend vorgestellt wird. Die Ergänzung beim Infinitiv hindert die Substantivierung nicht; der Vorgang ist ja schon der alten Sprache bekannt, wenn auch später so gut wie verloren: *si n'i at que de l'avaler le pont, au conter le duel*; bei Agrippa d'Aubigné[1] nicht so ganz selten: *le salle toucher d'un infame bourreau* (*toucher* ist passiver Infinitiv = 'die Berührung durch'), *en Dieu ils iront prendre le voir et l'entendre.*[2] Neufranzösisch wenig gebraucht, gibt es fast nur die paar stehenden Wendungen *au sortir du théâtre* u. ä., während die neueste Zeit ihrer ganzen Richtung nach Substantivierungen wie *le sortir de la maison* begünstigt; von einem Archaismus, von einer Anknüpfung an die einzelnen festen Redensarten kann natürlich keine Rede sein. *Ce linon léger A le voltiger d'une aile* (Rostand, 'Les Romanesques') *Le vivre devient tous les jours plus cher* = 'die Lebensführung', zu dem alten *les vivres* = 'die Nahrungsmittel'; dagegen *elle a perdu le manger et le dormir, le boire, le coucher*; in einem Pensionat *ils*

[1] Vgl. Dr. Valfrid Palmgren, 'Observations sur l'Infinitif dans Agrippa d'Aubigné', Uppsala 1905.

[2] Vgl. Wienerisch: 'das ist nicht zum sehen, zum dulden; es kommt zum zahlen'; die wohl nur in Anlehnung an die Schriftsprache klein geschrieben werden.

auront le vivre et le vêtement = 'die Verköstigung'. *Au passer de cette porte* = 'en passant'; *son ignorance complète de savoir paraître mondain* (Gyp).[1] Die verbale Vorstellung wird mitsamt ihren Einzelheiten (ihren Ergänzungen) ins Bereich des Abstrakten gehoben.

IV. Beim Partizipium präsens haben wir von alten Substantivierungen *le couchant, jusant* und einige andere, die durchaus Konkreta, also von einzelartiger Bedeutung sind; ferner *les ayants droit* und *ayants cause*; *un restant en (de) magasin*. Die neueste Zeit hat hier wenig zugesetzt; denn wir finden nur Muster wie Mercereau. Litt. 12: *Le roublard sait que le passant de la vie a les yeux courts*, wo doch *passant* ein eingebürgertes Dingwort ist; immerhin ist die Ergänzung bemerkenswert, durch die dem Wort seine verbale Kraft gleichsam neu gegeben wird und die Substantivierung wie frisch vorgenommen erscheint.

Die Substantivierung des Partizipiums als Abstraktum, insofern es eigenschaftlichen Wert hat, bedarf natürlich keiner Besprechung: *le désolant, l'amusant* usw.

V. Substantivierung von Adverbien. Ältere Beispiele: *aller de l'avant, être trop sur l'avant, loger sur le derrière* 'nach hinten hinaus wohnen'; *le ministre de la guerre vient de décider d'employer exclusivement aux services de l'arrière les blessés et invalides de la guerre encore capables d'être utililisés* (nur die Bedeutung 'Hinterland' ist neuesten Datums); *au dedans* gewinnt jetzt besondere Verbreitung in der Verbindung *au dedans de lui-même* 'bei sich, innerlich'; A. France, 'Révolte des Anges' 70: *Maurice s'emporta en imprécations contre l'absente, l'appelant au dedans de lui-même rosse et chameau*; ebenda S. 3: *sceptiques au dedans d'eux-mêmes, ils consideraient la religion comme un moyen de gouvernement* u. a.; *sur le tard* erst spät. Substantivierungen wie *le peu que je gagne*; Bonnefon, 'Dialogue' 82: *en pensant ... au peu de joies réservées* sind zunächst angeknüpft an die adverbialen Ausdrücke, denen tatsächlich ein Substantiv als Maßausdruck zugrunde liegt, wie *beau coup de joie* usw. Bei D'Alembert (an Katharina II., bei Ch. de Larivière, 'La France et la Russie' 8) *jugez du peu de succès que je devrais me promettre* ist der Ansatz zur Substantivierung behufs Heraushebung nach dem Vorbilde substantivierter Adjektive; vgl. Larivière selbst ebd.: *les raisons qu'il allègue sont plausibles et témoignent de sa modestie comme de son peu d'ambition*. Etwas anderes liegt vor bei *ensemble*. Ältere Substantivierung ist *l'ensemble* das Zusammenspiel des Orchesters, (*morceau d'*) *ensemble* das auf diese Weise zu Gehör gebrachte Stück; in neuerer Entwicklung:

---

[1] Vgl. Plattner, 'Ausführliche Grammatik der französ. Sprache' II, 3, 101.

Gide. Vorrede zu 'Candaule' 148 *Quant aux revues dites 'Grandes Revues', elles se turent avec ensemble* in Übereinstimmung. Es ist also eine neuerliche Substantivierung aus dem Adverbialausdruck; von dem schon vorhandenen Substantiv *ensemble* ist dabei abgesehen.

VI. Substantivierung von Adverbialien. Viele sind alt: *le vis-à-vis, tête-à-tête*; neu ist wiederum die Häufung und die gelegentliche Substantivierung: *Les Hors Nature*, Rachildes Roman; Souza, 'Rythme' 5: *dans les à-peu-près d'un débat sans fin* (beachte die Mehrzahl!); P. Adam, 'La Force' 80b: *on perd son 'quant-à-soi' dès qu'il* (Bonaparte) *parle*; Merc., 'Litt.' 39: *Regardons, ce que l'art dramatique lui suscite d'à-côtés*. Die Entwicklung über attributive Verwendung ist ebenda 264: *un tel luxe de détails à-côté* 'ein solcher Prunk von Beiwerk, von beiläufigen Einzelheiten'. *à côté* in der Theatersprache 'beiseite', daher *un à-côté*, 'das Beiläufige'; Mæterlinck, 'Macbeth', Anmerkung zu Szene 1: *voici le mot à mot de la scène*; Goncourt, 'Gervaisais' 105: *avec le frottement journalier, le côte à côte du ménage*; Merc., 'Cont. Tén.' 164: *Moi, je n'étais guère troublé par le pas à pas des causes et des devenirs*. Ganz neu: *le corps à corps* 'das Handgemenge'. 'Pet. Par.', 1. Dez. 1915: *L'ennemi a réussi ... à faire irruption dans nos nouvelles tranchées, mais après de furieux corps à corps il en a été rejeté*. 'Journal', 10. Dez. 1915: *nous avons pris hier soir, après un corps à corps, le village de Sopanof*. Wie man sieht, ist die Worteinheit bald fürs Auge durch Bindestriche hergestellt, bald nicht. Bei den Dopplungsausdrücken, in denen jeder Teil malend für sich wirken soll, ist er sicherlich mit Absicht weggelassen. Eine Häufung der verschiedensten Arten von Substantivierungen: *Vous ne connaissez que l'à-fleur-de-peau, le superficiel, le cent-fois-entendu* (Merc., 'Litt.' 43). *L'à-fleur-de-peau* ist hier schon eigentlich gleichbedeutend mit *superficiel*, da *à fleur* ja mehr und mehr die Bedeutung 'an der Oberfläche', 'auf', annimmt; buchstäblich zu verstehen bei Ch. Bonnefon, 'Dialogue' 46: *une nouvelle génération qui n'est plus raisonnable, ni sentimentale, mais dont les nerfs à fleur de peau enregistrent, avec une précision nouvelle, les visions extérieures et les sensations*. Hingegen in der übertragenen Bedeutung 'unmittelbar an', 'auf' bei Rach., 'Print.' 76: *Ce versant de colline, plein de rochers, de dos gris de monstres dormant à fleur de sol ainsi que des cétacés dorment à fleur de vagues, est à pic* 'hart am Boden', 'unmittelbar an der Oberfläche der Wellen'. *à fleur de coin* 'auf (unmittelbar aus) dem Prägestock', 'neu', 'unabgegriffen'.[1]

[1] Die Frage drängt sich auf, zu welcher der beiden Grundlagen die Bedeutungsentwicklung dieses *fleur* besser paßt. flore ergibt in verschie

VII. Substantivierung ganzer Sätze. Alt: *le rendez-vous, les qu'en dira-t-on, les on-dit* (noch immer ohne graphische Mehrzahlsetzung). Neu: *tu sais qu'il me faut une femme pour quand je vais dans la boutique*;[1] natürlich entwickelt aus: *pour quand vous la faut-il?* Ferner aus: *il sait pourquoi > il sait le pourquoi de son amitié* (Mirb., 'Dingo' 106). Merc., 'Litt.' 227: ... *les psychologies antérieures, qui ... nous renseigneraient sur le pourquoi de nous-même.*

VIII. Substantivierung des Pronomens. Merc., 'Cont. Ten.' 216: *quelque chose du moi mort.* Rolland, 'Jean-Christ., Maison' 233: *Combien à Paris ont bafoué Wagner et Franck, qui les célèbrent aujourd'hui* u. ä. Diese Substantivierung hat natürlich mit dem substantivischen Wert der Personalpronomina nichts weiter zu tun. Die konnte ja jederzeit ab und zu gebildet werden, insbesondere ist das Ich als philosophischer Begriff geläufig; hier handelt es sich nur um die Vervollständigung der Reihe, in der tatsächlich keine Wortart fehlt.

Erweiterung des substantivischen Ausdruckes im allgemeinen.

Der Drang zum substantivischen Ausdruck äußert sich noch außerdem in folgenden Neuerungen:[2]

I. An Stelle eines Adjektivs tritt *de* + Subst.: *une femme de courage* statt *courageuse*. Insbesondere wird statt

denen Sprachen die Vorstellung des Besten, Ausgewählten, 'die Blüte'. Daher freiburg. *hlao* Rahm und frz. *fleur* das feinste Mehl. Von da *effleurer* 'der Blüte berauben', nprv. *sanfloura* u. ä. 'abrahmen', *sanflourado* das Ausgewählte (die Elite); in besonderer Entwicklung 1) das Oberste im (Obst- oder Gemüse-) Korbe, nach der Gepflogenheit so mancher Händler, obenauf ausgewählte Stücke hinzulegen, denen die unteren Schichten nicht entsprechen, 2) der Rahm, der oben steht, zu oberst ist, an der Oberfläche. Anderseits ergibt fluor ja ebenfalls *fleur*, Ausfluß, Fluorescenz: *fleur d'alun, de soufre* = 'Schwefelblumen' drückt in einer Lautreihe beides aus. *Fleur de vin* 'Schimmel' usw., alles was an oder unmittelbar unter der Oberfläche schwimmt. Die Bedeutung 'oberflächlich' entspringt also einerseits vom Besten und anderseits vom Wertlosesten, so daß eine schwebende Verwendung schon angebahnt ist. Sehr bezeichnend ist das nprov. *flour de l'aigo* 'Dampf über dem Wasser bei Sonnenaufgang', das unmittelbar an *flour de soufre* anschließt, *à flour de l'aigo* 'an der Oberfläche'. *à fleur* ist offenbar zuerst a. d. des Ortes, dort wo die *fleur* ist, ganz oben, hart an der Oberfläche, was sowohl über als unter der Oberfläche sein kann. Wie es scheint, ist *à fleur* als redensartliche Ortsbezeichnung zuerst bei Rabelais, 'Pant.' III, 51: *à fleur de leur orizon* = 'auf ihrer Gesichtslinie'.

[1] Guillaumin, 'Rose et sa Parisienne' 301. Vgl. Haas, 'Neufranzösische Syntax', S. 169.

[2] Größtenteils schon zusammengestellt von O. Hachtmann, 'Die Vorherrschaft substantivischer Konstruktionen im modernen französischen Prosastil', Berlin 1912. ('Rom. Studien' XII.)

eines gesteigerten Eigenschaftswortes *de* + unbestimmter Artikel + Substantiv gesetzt: *elle est d'un grand courage: elle est d'une dépravation de grande courtisane.* Kommt es schon beim Eigenschaftswort selbst vor, daß die passive und die aktive Bedeutung in einer Form zusammenfallen, so natürlich auch in der Ersatzform *de* + Subst. Vgl. das ältere *secourable* 'hilfreich' ('fähig zu helfen'). Rom. Rolland, 'Au-dessus de la mêlée' 71: *Que Notre-Dame de la Misère pose sur le front de l'Europe démente sa main sévère et secourable.* Und nun modern einerseits *La promenade d'admiration* (= admirable), *qui s'appelle Champs Elysées* (Lavedan), anderseits *les nègres fixaient des yeux d'admiration* (= admiratif) *sur leur généralissime* (V. Hugo).[1]

2. An Stelle eines Partizipiums präsens von verbaler Kraft tritt ein Substantiv mit *avec*; also statt eine beigeordnete Handlung zu berichten, erzählt uns der Dichter einen Nebenumstand in Form eines modalen Adverbiales: Zola, 'Germinal', S. 23 (249): *Ils grelotaient de froid, ... débandés le long de la route, avec (dans) un piétinement de troupeau* (= 'piétinant comme un troupeau'). J. Bois, 'Vaisseau des caresses' 217: *Les sauvages s'interpellent avec des cris d'animaux* (= 'en criant comme des a.); *avec des bruits* (= faisant des b.).

3. An Stelle eines Wortes von adjektivischem Wert tritt ein Substantiv-Abstraktum in der Weise, daß der Eigenschaftsbegriff als Hauptbegriff behandelt wird, der (logische) Hauptbegriff aber in die Form der Abhängigkeit gedrängt wird; statt also von einem *temple majestueux* zu sprechen, sagt Volney, Les Ruines: *les colonnes abattues ornaient la majesté du temple* (vgl. 'Zu Aachen ... saß Kaiser Rudolfs heilige Macht). Dieser allgemeinsprachliche Trieb hat in Frankreich besonders reiche Blüten entfaltet. Hierher gehört die Redeform, die unter der Spitzmarke *la coquine de Toinette, le preu d'ome* (Tobler, V. B. I) läuft, zu der auch die sprichwörtliche Wendung *le chien de Jean de Nivelle* zu zählen ist.[2] Es handelt sich nicht um den Hund des Jean, sondern um diesen Hund von (einem) Jean. Mit der wachsenden Neigung, den Eigenschaftsbegriff substantivisch zu setzen, ist auch das Umsichgreifen dieser Ausdrucksform selbstverständlich verknüpft. Paul Adam, 'La Force' 64[b]: *Caranon en désigna plusieurs. A la fin de leurs noms, c'était la sonorité célèbre d'une victoire, l'évocation d'un héroïsme.* In Verhaerens sehr fein ge-

---

[1] Vgl. Hachtmann S. 87.

[2] K. Bergmann, 'Die sprachliche Anschauung und Ausdrucksweise der Franzosen', S. 115, gibt die Herkunft des Spottverses, aber nicht die Erklärung.

töntem Gedicht ('Les Heures claires', S. 74) heißt es bei der Schilderung der Morgendämmerung: *Des vols émeraudés sous les arbres circulent.* Wir haben also eine doppelte Verschiebung der Begriffe: Smaragdfarbige Tiere fliegen unter den Bäumen. Das Eigenschaftswort 'smaragden' wird aber nicht dem Tier beigelegt; der Täter scheidet ganz aus der Mitteilung aus. Der Eindruck ist nicht: das oder jenes Insekt fliegt, sondern: Smaragden fliegen in der Luft. Die Durchgangsstufe der Sprache: 'Smaragde von Insekten fliegen' ist übersprungen. Nun wird aber auch noch eine andere Substantivierung vorgenommen: wir erfahren die Handlung nicht als Vorgang, sondern statt des Zeitwortes wird der Flug als Subjekt des Satzes gesetzt und der ihn Ausführende (die Smaragden) in Form des Eigenschaftswortes zu diesem Subjekt. Mit grammatikalischen Formeln ausgedrückt: das Subjekt der Mitteilung ist im Ausdruck des Dichters zum Eigenschaftswort gewandelt, das Zeitwort zum Subjekt; das nun in dem Satze vorkommende Zeitwort ist eine rein formale Auseinanderlegung des neuen Subjekts, es ersetzt nur ein Verbum existentiae.

Das Begriffswort wird ganz ausgelassen und nur die Eigenschaft allein als Subjekt gesetzt. Loti sagt *l'étendue brille et miroite sous le soleil* statt *la mer étendue*; die unbegrenzte uferlose Ausdehnung ist die dominierende Vorstellung. Die Anfänge zu dieser Substantivierung und zu dieser Abstraktion liegen bei Victor Hugo, z. B. 'Trav. de la mer' II, 3, 2: *les vastes ouvertures bleues* = 'das Meer'.[1]

Eine sehr beliebte Entwicklungsstufe des neuesten Französisch ist folgende: Verhaeren, 'Sur la mer' ('Les forces tumultueuses', S. 181): *Le navire .... pareil aux archanges de neige, ... étonnait les flots de son miracle blanc* (= 'son blanc miraculeux'). P. Adam, 'La Force' 58[a]: *'Enfin!' pensa la colère du jeune homme.* Ebd. 62[b]: *L'élan du cheval perçait le rideau de neige fondue.* Von der Substantivierung gelangen wir zur Personifikation, die das neueste Französisch besonders bevorzugt. Rosny Aîné, 'Marthe Baraquin' 233: *L'été traîna ses robes somptueuses dans les crépuscules.* Verhaeren, 'Les Heures claires', S. 75: *La clarté, hors des chemins, des clos, des haies Balaye La cendre humide, ou traîne encor le crepuscule.* Wo sie inhaltlich nicht ausgearbeitet ist, wird sie wenigstens dem Auge angedeutet: Verlaine, 'Poèmes Saturniens' (1903), S. 78: *Ma Pensée contemple sa Splendeur*; 82: *l'Envie aux traits amers, l'Oubli, noir et morne assassin*; 102: *... je l'ai entre mes bras pressé: Le Bonheur, cet ailé Voyageur qui de l'Homme évite les approches* usw.

[1] Vgl. Lanson, 'L'art de la prose' (Paris 1908), S. 240 ff.

Selbstverständlich ist Partiz. präs. und perf., sofern es eigenschaftlichen Wert hat, derselben Behandlung fähig und sehr häufig auch wirklich unterworfen. Flaubert, 'Mad. Bov.' S. 335: *á travers le miroitement de ses lunettes* (= 'lunettes miroitantes'). Zola, 'Fec.' 143: *il dissimula l'ironie de son sourire sous un redoublement d'amabilité* ('une amabilité redoublée').

4. An Stelle eines Eigenschaftswortes mit konkretem Hauptwort tritt ein Adjektivabstraktum, das den Wert eines Konkretums gewinnt: *il se promène avec sa préférence* (vgl. mit seiner Liebschaft); Huysmans, 'Vat.' 68: *comme gentillesse. Désirée le séduisait fort*, ebd. 71: *la contre-maître, une virginité aigrie, implacable pour toutes les fautes qu'elle n'avait pas eu l'occasion de commettre* 'eine verbitterte (alte) Jungfer. Jules Vallès, 'Jacques Vingtras', L'enfant 355: *c'était de voir les femmes qui ressemblaient aux pauvresses à qui nous donnions un sou dans la rue.*

5. An Stelle eines Eigenschaftswortes zur Vergleichung zweier Begriffe tritt das Adjektivabstraktum, von dem nun der verglichene Begriff abhängt:[1] statt *lent comme un char funèbre* (Dumas, 'Trois Mousqu.' I. 151) heißt es *avec la lenteur d'un char funèbre*. Wiederum ist die dominierende Vorstellung in die Form eines Substantivs gegossen; weitere Entwicklung ohne *avec*:[2] *d'un noir d'ébène. Ces âmes de peuples-enfants ont des profondeurs d'âmes de poète* (Claretie, 'Tuyet' 20). Es ist nicht überflüssig, darauf aufmerksam zu machen, wie ungeschickt die Satzbildung dadurch wird, daß alle Begriffe substantivisch und daher untereinander mittels *de* abhängig sind; und diese Bildung wird nicht erfreulicher, wenn man sich auch bewußt ist, daß die *de* verschiedene Funktionen haben, da das erste und das letzte genetivisch, das vorletzte modal ist.

Die folgenden Neuerungen zeigen das Bestreben, dem verbalen Ausdruck auszuweichen.

6. Statt einer verbalen Aussage wird ein Adjektiv auf -*(t)eur* verwendet, und zwar:

statt eines Part. präsens schon seit alters: *Les Dieux amateurs de la paix* (Fénélon), modern aber auch im Sinne der begleitenden Handlung: *je viens en frère, ajouta-t-elle, rieuse*;[3]

statt eines Relativsatzes: alt: *un état* (der Adel) *destructeur des vertus* (Rousseau, 'Nouv. Hél.') und ebenso in neuester Zeit: Bonnefon, 'Dial.' 57: *La mort est un repos pourvoyeur de jeunesse*;

[1] Vgl. Hachtmann, S. 21 ff. [2] Ebd. S. 33. [3] Ebd. S. 100.

statt eines Verb. finit.: A. France. 'Ann. pol. et lit.' 1428, 451: *son père ... était un incomparable assembleur de merveilles;*

statt *celui qui* + Verb. finit.: *L'auteur dramatique n'est ni le censeur du vice ni le conseilleur du devoir, mais ce doux rendeur d'illusion, l'évocateur du rêve, le consolateur de la vie.* 'Ann.' 1430, 498. Beachte, daß *rendeur* und *évocateur* ihren Begriffsbestimmungen mit genetivischem *de* verbunden sind, während *consolateur* das Respektivobjekt hat, wie das Zeitwort selbst.

7. Statt des verbalen Ausdruckes für Sagen, Mitteilen (inbegriffen die Gebärde) wird *avoir* + Substantiv gesetzt: *elle eut un cri, un geste, un rire* usw.; *elle eut un moment d'hésitation* (= elle hésita un moment).

8. Statt der verbalen Aussage wird *être* + Substantiv gesetzt. Seit Victor Hugo z. B. 'Q. V. Tr.' 184: '*Et tout cela, servitude abolie, fraternité proclamée, humanité protégée, conscience humaine rectifiée, loi du travail transformée en droit, ... la Convention le faisait.* Mit *le faisait* sind die Tätigkeiten zusammengefaßt, die aber gar nicht als solche aufgezählt wurden, sondern als vollendete Tatsachen. Die moderne Form ist: *Il eût souhaité la séduire ... Et ce furent des cadeaux, des offres de promenade à deux* usw. (Prévost, 'L'Heureux Ménage' 124).

9. Statt eines Relativsatzes wird ein Partizip präsens gesetzt, so daß also wieder an Stelle der Aussage die Darstellung des Zustandes in Form einer Apposition tritt. 'Petit Parisien', 23. August 1916: *On demande à la Compagnie Générale des Voitures à Paris ... des hommes connaissant les chevaux et sachant tenir les pieds pour la ferrure.* Merc., Cont. Tén.' 85: *Elle y épela plus de rêveries ... que dans tout le reste du château maussade avec le parc sévère et morne et le rempart des côteaux sauvages les emprisonnant.* Paul Adam, 'Les Disc.', S. 8: *A quelqu'un la consultant sur la manière d'annoncer à Léonora Galigai le drame, Marie de Médicis criait ...* Die Vorliebe für diese Satzbildung ist jetzt sehr auffallend. Auch sie gehört keineswegs zu den Verschönerungen der Sprache. In demselben Sinne äußert sich auch Stapfer in seinem liebenswürdigen Buche 'Récréations grammaticales et littéraires' S. 87. Er bringt im Anschluß daran die sehr lehrreiche scherzhafte Übertragung des Satzes: *Le style tend, depuis le XVIIIe siècle, à remplacer les verbes par des substantifs; on croit que cela le rend plus précis* in die zeitgemäße Darstellungsweise: *La tendance de plus en plus accentuée du style est le remplacement du verbe par le substantif, dans le but d'une augmentation de précision.* 'C'est possible,' fährt Stapfer

fort, 'mais ce qui est sûr, c'est que rien n'alourdit davantage le français vif et alerte que Voltaire nous avait laissé.'

10. Statt des Part. präs. (*ayant*) wird *avec* gesetzt; der Begleitumstand wird adverbial ausgedrückt statt verbal, das Objekt des Verbums bleibt als Ergänzung von *avec* an seiner Stelle, und daher kommt es, daß es unter Umständen durch irgendein anderes Adverbiale von ihm getrennt steht: *la bouteille de champagne avec piqué dans le bouchon, en éventail, les petits drapeaux anglais et américains.* Diese Wortstellung, die für sich allein schwer erklärlich wäre, findet nun schon Anwendung auf andere Fälle, z. B. P. Adam, 'Imp.' 148: *Ce Nippon, que l'Angleterre s'allia pour combattre en Extrême-Orient l'influence russe .. et pour, malgré le formulaire diplomatique du nouveau contrat, intervenir en Chine, à main armée ...*

11. Statt eines Nebensatzes oder eines diesen Nebensatz vertretenden Partizipialausdruckes wird die erklärende Apposition allein gesetzt, also mit denkbarster Vermeidung aller verbalen Form: Rachilde, 'L'Heure Sex.' 215: *un cadeau de moi, enfant* 'als ich noch Kind war'. Mirbeau, 'Dingo' 105: *Il* (der Hund Dingo) *m'aimait homme, comme j'eusse souhaité que m'aimassent, chiens, bien des amis.* Das Bestreben nach scharfer Zuspitzung der Gegensätze Hund — Mensch, Freunde — Hund hat tatsächlich den Ausdruck etwas dunkel gemacht. Er liebte mich, den Menschen, (mit einer solchen Liebe,) daß ich gewünscht hätte, manche meiner Freunde hätten mich so geliebt, als Hunde (hätten sie mich immerhin geliebt wie Hunde). Hier kommen natürlich nur unabhängige Appositionen in Betracht, die einen verbalen Ausdruck kürzen. Die von alters her bestehende Wendung, die ein Adverbiale vertritt, bedarf hier keiner Erwähnung, wie: *ils étaient assis bras dessus — bras dessous*; Verhaeren, 'Les Heures d'après-midi' 169: *gardons-nous, volets fermés, des gens trop sages.*

Die tatsächlich vollendete Handlung, die zu einem gegenwärtigen Zustande führt, ausgedrückt in unabhängiger Apposition (*paien chevalchent, hausberes vestuz*) ist der Übergangstypus zwischen diesem und dem nun folgenden.

12. Statt des Ausdruckes bestehend aus Verb + Part. perf. tritt absolutes Part. perf. als eine Apposition an Stelle einer Aussage. Es ergibt sich absolutes Part. passiv.:

im Sinne einer Bedingung mit Unterdrückung des Part. präsens: *tout bien pesé, abstraction faite des fautes* usw.;

im Sinne einer Zeitbestimmung mit Unterdrückung des Verbum finitum ('Journal', 11. Oktober 1915): *elles travail-*

lent jusqu'à la nuit tombée; oder des Part. präs. *les quatre ans passés: c'est seulement l'été venu … que je me remis à mon travail* (Daudet, 'Trente ans' 74). *il ne l'ouvrit … que le facteur parti;*[1]

im Sinne einer Begründung: *Il ne se consolait pas de la dot promise à l'aînée* (vgl. 'ich ärgere mich über die angebrannte Milch, den abgesagten Ball'). Hier steht das Part. perf. an Stelle eines Teilsatzes. Altfranzösisch heißt es: *Dolenz fu li reis Hugue de son palais qui fent*; modern wäre *de son palais fendu*. Diese Erscheinung ist ebenso alt wie allgemein bekannt; bemerkenswert ist nur eben wieder der Grad der Ausdehnung in der neuesten Sprache.

13. Statt Verbum finitum + Objekt wird der passive Ausdruck bevorzugt; hierdurch wird das Begriffsverb in Form des adjektivischen Partizipiums gebracht, also der Tätigkeitsausdruck als solcher vermieden. 'Petit Parisien', 10. Oktober 1915: *L'adoption par la Bulgarie d'une politique de neutralité qualifiée loyale et forte, est ainsi défendue* 'Die Annahme einer als ehrlich und stark zu bezeichnenden Neutralitätspolitik durch Bulgarien usw.' Was könnte schwerfälliger sein? Der passive Ausdruck wird bei manchen Schriftstellern, die offenbar auf stilistische Abwechslung nicht halten, bis zur Ermüdung angewendet: Andrée Allart, 'Traité théorique et pratique de la contrefaçon' S. 14: *la protection des dessins et des modèles est établie par un assez grand nombre de règlements et d'arrêts … Ce sont surtout les fabricants de soieries de Lyon qui se voient protégés pour leurs dessins*; 16: *le terme 'contrefaçon' se rencontre pour la première fois dans une ordonnance du 3 février* 1778; 23: *cette idée a été fort bien mise en lumière par le rapporteur de la loi de 1857'* usw. Gerade solche Schriftsteller können beweisen, daß die allgemeine Satzauffassung danach strebt, den Tätigkeitsausdruck einzuschränken. Sehr beliebt in der Erzählung. 'Le Figaro', 22. August 1915 (Les obsèques de la baronne Le Vavasseur): *La levée du corps a été faite par le chanoine S.; l'absoute fut donnée par le Révérend Père L. … Le deuil était conduit par le baron Léonce Le Vavasseur, mari de la défunte … Après le service funèbre le corps est resté déposé dans les caveaux de l'église …* Man beachte *le deuil était conduit*, wo wiederum das malende Moment hervortritt statt des erzählenden. Obzwar das Hintereinander der Trauerfeierlichkeit berichtet wird, bekommen wir keine fortlaufende Handlung sondern einzelne Bilder. 'Der Leichenzug war angeführt.' Vgl. Mercereau,

[1] Vgl. Eugen Lerch, 'Prädikative Partizipia für Verbalsubstantiva im Französischen. C'était son rêve accompli', Beih. 42 (1912), S. 45.

'C. Tén.' 167: *comme un faisan m'était apporté.* Die Umordnung der Teilvorstellungen — die handelnde Person durch *par* eingeleitet als Respektivobjekt, das Passivobjekt als Subjekt an der Spitze des Satzes, der verbale Teil zum adjektivischen Partizipium gewandelt, das Hilfswort *être* in unendlicher Vervielfachung als Halt des Ganzen — bewirkt eine eigenartige Hervorhebung der einzelnen Abschnitte der Handlung, auf die Dauer aber auch eine bemerkenswerte Dürre und Einförmigkeit des Stils.

Hierher gehört auch die sich steigernde Vorliebe für den reflexiven Ausdruck, der entweder passive Bedeutung hat oder den Zustand schildert; vgl. oben die Stilprobe aus Allart. P. Adam, 'La Force' 57ª: *Il reconnut un camarade … leurs souvenirs s'échangèrent* = 'wurden ausgetauscht'; Stapfer[1] tadelt den häufigen Typus *difficile à se procurer* (statt *à obtenir* oder *presque introuvable*). Also statt Tätigkeitsverb + Ziel der Handlung wird Subjekt mit möglichst adjektivischem Ausdruck gewählt.

14. An Stelle eines Objektsatzes tritt das Verbalabstraktum des jeweiligen Tätigkeitswortes, und die Ergänzungen des letzteren werden entsprechend in abhängige Begriffssubstantive gewandelt. *La Nouvelle Gazette de Zürich réclame la naturalisation d'office, et par conséquent l'enrôlement dans l'armée suisse, des nombreux professeurs allemands qui enseignent dans les universités helvétiques* ('Pet. Par.', 10. Okt. 1915). *Il est inutile de mettre en relief la défectuosité du raisonnement sur la compatibilité de la neutralité bulgare avec l'entrée dans son armée d'officiers appartenant à des pays qui font la guerre à la Russie* ('Journal', 11. Okt. 1915); Souza, 'Rythme' 9: *La tricherie d'une disposition en prose de versets ne peut tromper* (statt *de disposer en prose des versets*); Rolland, 'Au-dessus de la mêlée' 69: *Il s'obstina à construire dans le grand rucher de la Croix-Rouge, une ruche spéciale pour l'aide à ces malheureux.* Bei dieser Umwandlung des Zeitworts in das abstrakte Substantiv bleiben die verbalen Ergänzungen zunächst unverrückt stehen: *Les journaux allemands annonçaient la condamnation à un an de forteresse du fils de Mr. Delcassé.* Die Gesamtvorstellung *condamné à un an de forteresse* wird nicht zerrissen. Adam, 'Imp.' 25: *Il proposa l'élection à la présidence de Mr. de Staal.* Die Abfassung von Überschriften einzelner Zeitungsnotizen spielt dabei eine Rolle. *Création au départ d'Argenteuil de deux trains …*

15. Vollständige Auslassung des Verbs. Wie in der Malerei die Technik der Farbenflecke, wirkt in der Sprache die Aneinanderreihung von Vorstellungen ohne äußere Verbindung. Man spricht vom Notizbuchstil, dessen eigentliche Schöpfer die

[1] A. a. O. 54.

Goncourt sind;[1] diese Tagebuchnotizen sind sehr wohl durchdacht und überschrieben, und wir dürfen darin ohne Frage künstlerische Absicht sehen, die auch von andern nachgeahmt wurde. Z. B. *Tête de femme aux cheveux retroussées en arrière, dégageant le bossuage d'un petit front étroit, les sourcils remontés vers les tempes, l'arcade sourcilière profonde, l'œil fendu en longueur avec une prunelle coulant dans les coins, le nez d'une courbure finement aquiline, la bouche serrée et tirée par une commissure à chaque bout, le menton maigre et carré* usw. Die ganze Schilderung ist aufs feinste durchgeführt; ihre literarische Fortsetzung sehen wir z. B. bei Verlaine, 'Poèmes Saturniens' 37: *La nuit. La pluie. Un ciel blafard que déchiquette* ‖ *De flèches et de tours à jour la silhouette* ‖ *D'une ville gothique éteinte au lointain gris.* ‖ *La plaine. Un gibet plein de pendus rabougris* usw. Man spricht auch vom Telegrammstil, der sich über den Postkarten- (und besonders Ansichtskarten-) Stil langsam verallgemeinert, und vom Schlagwort,[2] das seit der Revolution (Liberté, Égalité, Fraternité) anfängt die Gemüter zu beherrschen. Man wird gut tun, auch das Plakat nicht zu vergessen, Bild und Wort, das sich fest einprägen, die Neugier erwecken, die Einbildungskraft anregen soll. Aus allen diesen verschiedenartigen Lebens- und Sprachäußerungen spricht doch ohne Frage die Tatsache, daß die Gesamtvorstellung unzergliedert mitgeteilt wird. Im Französischen dringt, mehr als in den anderen Sprachen, diese Erscheinung auch in die Literatursprache ein. Sie fügt sich in die Reihe der eben aufgeführten modernen Stileigentümlichkeiten durchaus ein.

Die Adjektivierung der Wortarten.

Das Gegenstück zu der unabhängigen Substantivierung, ohne daß dieser Vorgang formal kenntlich würde, ist die Leichtigkeit, mit der alle Wortarten und Wortzusammensetzungen adjektiviert werden. Von alten Zeiten her haben wir die Adjektivierung einzelner Eigennamen, wie *ladre*, Dingwörter, wie *cheveux châtaigne*, und Abstrakten wie *ivrogne, colère*, in neuerer Zeit aber kann jedes Wort mittels einfacher unverbundener Nebenstellung die Eigenschaft ausdrücken, als nähere Bezeichnung dienen: *un visage gendarme*; Rosney, 'Marthe Baraquin' 227: *un petit hôtel de briques saumon et de moellons de beurre*; bemerkenswerter ist die Adjektivierung der anderen Wortarten, die sich vor allem in der Voranstellung des Steige-

[1] G. Lanson, 'L'art de la prose' S. 265, und L. Thurau, 'Kr. Jahresb.' XI, S. 362.

[2] Vgl. O. Hachtmann, a. a. O. S. 15, und Meyer-Lübke, LGRPh. 1910 über Lorey, 'Der eingliedrige Nominalsatz im Französischen'.

rungsadverbs äußert, wie *j'ai très-soif, très honte, je fais très attention, il est si père, cette femme est bien paquet* (dick)[1] usw. Rachilde, 'L'Heure Sexuelle' 141: *Jeune et très quelqu'un avec son masque diabolique*; ebd. 157: *Je suis très partisan du balcon de Roméo.* Huysmans, 'Sœurs Vatard' 254: *la fierté qu'elle avait eue à posséder pour amant un monsieur bien,* 300: *sa femme bien,* das inzwischen schon gang und gäbe ist: *des gens bien* 'anständige Leute' usw.

Daß sich zu *courir les théâtres* usw. das Part. passiv *un théâtre couru* entwickelte, gehört zu den weiter unten behandelten Erscheinungen. Hier ist aber zu vermerken, daß dieses Pass. part. völlig zum Adjektiv geworden ist, da es steigerbar wird: *L'Omnia reste le plus couru* ('das besuchteste) *des cinémas* ('Temps', 4. Februar 1916). Nunmehr kann jedes Satzteilgebilde bei der Zergliederung der Gesamtvorstellung Eigenschaftswert erhalten: Rachilde, 'Les Hors-Nature' 155: *Oh ce domino bleu, est-ce assez province en goguette?*; häufig: *cette femme est bien collet monté.* Huysmans, 'Les sœurs Vatard' 248: *il proposait d'aller dans un quartier bon-enfant où il pourrait fumer sa pipe.* Mercereau, 'Litt.' 43: *le nombre de réflexions en dehors qu'il fait naître*; ebd. 38: *quelque idée de derrière la tête.* Mirbeau, 'Dingo' 38: *ses pensées profondes, ses pensées de derrière la tête.*

Darin spricht sich ein weiteres Bestreben nach Ausgleichung aller Formen aus, ein Verwischen der Sprachkörperlinien, wie es im Englischen schon so weit gediehen ist.

Verbindung durch *et.*

Die Gleichmachung der Formen zeitigt noch eine andere Neuerung, die die frühere Sprache sorgfältig vermied, nämlich die Bindung ungleicher Satzteile durch *et.* Merc., 'Contes Tén.' 61: *Ne sais-je pas, par expérience, les erreurs de ma vue et que quantefois je faillis perdre ma parcelle de liberté ...* A. de Rochetal.[2] 'Une science nouvelle, l'onomatologie, le caractère par le prénom': *leur vivacité, leur emballement les rend parfois étourdis et à coups de tête*; Mercereau, 'Litt.' 46: *Sous la 3me République, quels seraient les mauvais poètes et qu'on précipiterait dans le Rhône?* Anders geartet das bei Haas, 'Syntax' S. 436 angeführte *J'écris sur le papier de l'imprimerie et qui n'est pas beau* (Balzac), wo der Relativsatz nicht nebengeordnet, sondern erklärend zu *de l'imprimerie* tritt; ebenso *La flamme du foyer éclairait seule et très-mal la grande cuisine* (Guillaumin).

[1] Vgl. Karl Bergmann, 'Die sprachl. Ausdrucksweise der Franzosen' 26.
[2] Erwähnt bei Mercereau, 'Litt.' S. 71 ff.

wobei der Mißstand dadurch eintritt, daß *seule* der Form nach Adjektiv zu *flamme,* der Bedeutung nach Adverb neben *très-mal* zu *éclairer* ist. Gar nicht zugehörig sind natürlich alle Fälle, in denen *et* = 'und zwar' heißt, wie ebd. S. 436: *elle aimait à manger et de toutes choses; toutes ces choses troublent la tête et tant que je ne crois pas pouvoir écrire.*[1]

Eine besondere Stellung verdient Verhaeren, 'Les Heures d'Après-midi S. 248: *Heures ceintes de fleurs, reviendrez-vous jamais? ... Peut-être, un jour, reviendrez-vous devant mes yeux, enlacer vos pas égaux et radieux; Et mêlerais-je à votre ronde ardente et douce ... Les pas et les adieux de mes 'heures de soir'.* Das Konditionale im Hauptsatz als subjektive Meinungsäußerung über das im Verbalstamm ausgedrückte Tun ist im Neufranzösischen so stark verwendet,[2] daß es einem *peut-être* nebengeordnet sein kann, denn es bedeutet nichts anderes.

Umgekehrt wird *et* aber auch in der modernen Sprache zu besonderer Hervorhebung nebengeordneter Vorstellungen, besonders von Eigenschaftswörtern in der Apposition verwendet, wo das *et* offenbar nur als satzrhythmisches Element zur Vorbereitung auf das Kommende dient und eben dadurch dieses zweite Glied der Wortgruppe besonders hervorhebt. *Nos bleus et merveilleux étangs* (Verhaeren, 'Heures claires' S. 74) hebt das *merveilleux* mehr heraus als die einfache grammatikalisch durchaus genügende Anreihung *nos bleus étangs merveilleux* oder ähnl. Auch im Deutschen würde eine andere, bildhaftere Kraft im Ausdruck liegen: *unsere blauen und wunderbaren Teiche* als in dem alltäglichen *unsere blauen, wunderbaren Teiche.* Die Phantasie verweilt dadurch länger bei dem '*merveilleux*'. Das *et* wirkt also malender.

Vergleiche das eindringliche Verharren der Schilderung, die durch das *et* hervorgerufen wird in Rosny, 'Rafales' 349: *toute la longue et triste tendresse de leurs jours retombait sur elle et l'écrasait.* Das *et* in *la réservée et délicate hospitalité de Mme de M.* (Paul Marguerite bei Plattner IV, 33) schildert die Gastfreundschaft nachdrücklicher, als dies in einer anderen Form geschehen könnte: das erste Eigenschaftswort gibt die Grundstimmung, das zweite nicht so sehr eine gleichwertige als eine beson-

[1] Das letzte Beispiel S. 436 und das erste S. 437 sind offenbar ganz irrtümlich an ihren Platz gelangt.

[2] Vgl. die alltäglichen: *La Turquie songerait à une paix séparée* (denkt angeblich) *La discorde régnerait en Allemagne,* und so bei allen Nachrichten, deren Echtheit der Schreiber nicht verbürgen kann oder will. *On recevrait enfant tout âge* (Anzeigestil). Verhaeren. 'Les forces tumultueuses' 181: *Le haut navire apparaissait comme un archange Vibrant d'ailes qui marcherait dans le soleil.* Erweckte den Schein, als ob der Erzengel in der Sonne ginge.

ders schattierende Wesenseigentümlichkeit. Die zurückhaltende und doch zartfühlende Gastfreundschaft (zurückhaltend könnte auf 'steif' schließen lassen). Stünden die Wörter in anderer Reihenfolge, so ergäbe sich ein anderer Sinn: *la délicate et réservée hospitalité* = 'die zartfühlende (aufmerksame) [aber zugleich] zurückhaltende G.' Die 'zartfühlende' könnte auf rasches Einleben und größere Annäherung schließen lassen. *De brusques et inespérées fortunes* sind nicht 'rasche, unverhoffte Glücksfälle', sondern 'rasche und ganz unverhoffte'.

(Schluß folgt.)

Wien. Elise Richter.

Bemerkungen zu Gavaudan ed. Jeanroy
(Romania 34, 497).

Gavaudan gehört zu den schweren Trobadors. Die folgenden Seiten suchen zum besseren Verständnis des Textes der Ausgabe von Jeanroy beizutragen.

1, 25—26. Qual que·us parletz, ye·us dic e·us man
Que mielhs fora tug fossetz nug.

Nug 'nackt' befriedigt wenig. Cor. *mug* 'stumm'?

1, 42 ff. Silh qu'eron ja de pretz avug
Enqueron cum Pretz an bayssan,
Quar son per vilan mentaugug.

Übs. 'Ceux qui brillaient jadis par la valeur demandent comment il se fait que la valeur aille diminuant, comment ils sont tenus pour vilains'. Der Sinn muß doch sein: 'diejenigen, die einst trefflich waren, sind jetzt schlecht geworden.' Ich möchte daher *enquerre* in dem im Suppl.-Wb. III, 18 unter 2) angegebenen Sinne 'nach etwas streben, auf etwas sinnen' nehmen. V. 44 möchte ich *Qu'ar* schreiben; *ar* im Gegensatz zu *ja* V. 42. *Mentaure* heißt nicht 'tenir', sondern 'erwähnen, nennen'. Ob man aber *mentaure per* sagen darf?

2, 25. Tant estranhs es mos cossiriers,
Nuech e jorn planc, sospir e plor.

Übs. 'Si amères sont mes pensées'. Ich verstehe: 'So arg ist mein Kummer'.

2, 41. Totz autres joys m'es encombriers,
Tant ai lo cor plen de tristor.

Übs. 'Toute autre joie [que la pensée de ma dame] m'est un fardeau'. Ist nicht zu verstehen: 'jede Freude anderer ist mir widerwärtig (eine Widerwärtigkeit)'? Wegen der Deutung von *autres* vgl. die folgenden Stellen: Ni joglars, qui non podon ges Viure mas per *autras* merces, Com pot nulz om desenanzar? Sordel 40, 578; — Mal lor di hom, mas lor es vers (Hs. R, M. G. 1256, 2 mas es lo vers) Qui los apela querentis Ni renoviers d'autruy (Hs. R d'autrus) avers Ni raubadors d'*autres* (Hs. R d'autru) camis M. W. II, 225 l. Z. (Peire Cardenal): — E si lo coms R. pert ara sos heretz, Leialta[z] e dreitura la·ilh rendra autra vetz. Ez es grans meravilha car per *autres* desleitz Es abaichatz paratges e perilhos e fretz Crois. Alb. 8097. Dazu Paul Meyer: 'Corr. *autri*', was nach Chabaneau, Revue 9, 206. wohl Druckfehler für *autrui* ist. Appel, Chr.[4] 7, 244 ändert in *autruis*; — Item que totz hom .. que talhes en *autre* deffes de conilh ... fos encorregutz per .v. s. Cout. Castelnau de Montratier § 63.

3, 6. *Pastoressa.* Nach meiner Abschrift hat auch Hs. C *pastorella.* *Pastoressa* 'Hirtin' ist meines Wissens sonst nirgends belegt.

3, 7—9.
Per qu'es mos joys renovellatz,
Quan mi remembre sas beutatz,
Qu'anc pueys[sas] d'autra no·m sovenc.

Da der Herausgeber mit Recht die Überlieferung der Hs. C möglichst bewahrt hat, hätte er auch V. 18 das von C überlieferte *remembran* in den Text setzen müssen, wie es Crescini, Man. prov.[2] 38, 8, getan hat. Vgl. *remembrar* 3) Suppl.-Wb. VII, 213. Nach meiner Abschrift haben V. 9 die Hss. *Que anc pueys.* So liest auch Crescini, der keine Variante verzeichnet. Die Übersetzung 'aussitôt il ne me souvint plus d'aucune autre' ist nicht richtig.

3, 14. *Em dis.* Beide Hss. haben *Me dis,* das zu bewahren ist. Es ist mit Crescini Semikolon nach *mento* V. 12 zu setzen und nach *amoros* V. 13 nicht zu interpungieren.

3, 21 ff.
Quan me mostretz vostra faisso,
Sobre totz jauzens foy joyos:
Per que mon cor fortz e destrenc
Al vostr'amor, vas cuy m'acli.

V. 22 ist mit 'plus que quiconque je devins joyeux et gai' meines Erachtens nicht richtig wiedergegeben. *Totz jauzens* gehört doch wohl zusammen: 'mehr als alle Fröhlichen war ich froh'. — Zu *destrenc* die Anmerkung: '*Destrenc* pour *destrenh*; de même plus bas *prenc* pour *pren* (41, 54), *fenc* pour *fenh* (59), *espenc* pour *espenh* (68), *attenc* pour *attenh* (75).' Aber abgesehen von *prenc* sind doch alle die angeführten Formen auf *-nc* die lautgesetzlichen und die Formen auf *-enh* analogische Neubildungen. — Über das sehr auffällige *al vostr'amor*, sei es, daß man *amor* als Maskulinum oder das *l* in *al* als weiblichen Artikel ansieht, sagt der Herausgeber nichts. Übrigens haben beide Hss. *Ab,* das Crescini auch in den Text setzt. — *Vas cuy m'acli* übersetzt Jeanroy 'et m'y applique (sc. à vous aimer)'; Crescini übersetzt *m'acli* im Glossar 'm'acchino, m'umilio', was doch eher das Richtige trifft. Bezieht sich *cuy* auf *amor* oder auf ein dem *vostre* zu entnehmendes *vos?*

3, 28 ff.
Senher, si m'amistat vos do,
Yeu aurey nom Na Malafos,
Qu'ieu n'esper melhor guizardo
D'autre que cug qu'en breu m'espos.
Dar vos ai [d']est cairelh que tenc,
E tornatz en vostre cami,
Qu'ab autras vos etz ensajatz ....
Falsas, que fan ric joy sebenc.

Übs. von V. 32 'je vais vous donner de ce dard'. Ich glaube nicht, daß *[d']* zu ergänzen ist. *Cairel* bedeutet meines Wissens niemals 'dard', sondern 'viereckiger Bolzen', und *dar (de)* wird doch wohl auch nur in der Bedeutung 'schlagen (mit)' gebraucht. Crescini

folgt den Hss. und deutet *cairel* 'pietra'; ich kenne das Wort nicht in dieser Bedeutung (Mistral hat *queirèu* 'carreau de brique, en Limousin'), und würde sie passen? Es findet sich aber *cairel* noch in einem anderen Sinne: Que negun home ni neguna femna .. non auze portar en neguna rauba ni en capairo aur ni argen ni perlas ni peiras ni lambre ni coralh ni botos, se no de drap, ni seda mas tant solament per las faisos del cozer e dels *cairels* e senes tot autre deguizament (?) Cout. Rouergue 11, 202 Z. 10; — Item que neguna persona .. no ause portar en sa rauba ni en capayro negun obratge d'aur ni d'argen ni de ceda, si donxs no era en *cayrel* ho en coydura necessari Ordon. sompt. Castres S. 43[a] Z. 11 und fast ebenso Règl. police Castres S. 319[a] Z. 33; — E nos a fach(a) ung parament davant lo grant autar de la seda de un[s] *carels* viels ... Plus ai comprat .. de seda roga per far letras de lo (sic) dich parament fach de los *carels* Ouvr. Arles, Revue 39, 152 l. Z. und S. 153 Z. 5. Mistral hat *queirèu* 'passement pour le bord des habits ou des chapeaux'; *carrel* Suppl.-Wb. I, 220 und Mistral *carrèu* hat auch die Bedeutung 'Kissen'. Ist bei Gavaudan etwa das erste gemeint?

3, 68—69. Yeu gieti foras et espenc
De mon brau cor erguelh comgi.

Jeanroy sieht in *comgi* die, dem Reim zuliebe entstellte, 1. Pers. Präs. von *congitar*. Das scheint mir unannehmbar. Schon Schultz-Gora hat Gröbers Zs. 31, 254 mit Recht angemerkt, daß nicht ersichtlich ist, welches bei dieser Deutung die Konstruktion des Satzes sein soll. Die von Jeanroy vorgeschlagene Änderung [*E*] *de mon* (*brau*) *cor e. c.* ist doch zu gewaltsam. Dann halte ich aber auch den Abfall des *t* für unerhört; ferner heißt zwar der Infinitiv *gitar* (mit *i* in unbetonter Silbe), aber die 1. Pers. Präs. *get*, und endlich steht ja V. 68 schon *ieu gieti foras*.

3, 74—75. Per mil vetz s'es mos joys doblatz,
Quar en la vostr'amor atenc.

Ubs. 'puisque je puis me consacrer à votre amour'. Crescini Man. prov.[2] Glos. s. v. *atener* 'attengo, mi attengo, sto fermo, fedele'. Aber *atenc* ist hier doch 1. Präs. von *atenher* und der Sinn 'da ich eure Liebe erreiche (gewonnen habe)', vgl. V. 65 *Si m'etz amica, amigu'us so* und V. 70 *Tot aissi cum vos desiratz Er mos joys al vostre privatz*.

3, 78. Senher, e vos non o digatz ..
Als parliers, gola de lastenc.

Jeanroys Vorschlag, *las tenc* zu schreiben und 'je le tiens' zu deuten, scheint mir keine Zustimmung zu verdienen. Etwa *gola* (oder *golas*) *de blastenc* 'Lästermäuler'? *Blastenc*, Nebenform von *blastenh*, kann ich allerdings sonst nicht belegen, falls es nicht Revue 32, 94

V. 24 = Peire Vidal[2] 15, 24 vorliegt, doch ist die Stelle verderbt und mir unklar.

4, 3 ff. E mos trobars es blasmes e lauzors;
Enueitz, plazers fas als savis retraire
Et als nescis dir que (*Hs.* quo) suy certz.

Übs. 'Dans mes œuvres il y a blâmes et louanges; je fournis aux sages de quoi plaire aux uns et choquer les autres, et je fais dire aux sots que je suis ..'. Zu Z. 3 die Anmerkung: 'On pourrait prendre *E* pour la conjonction, *mos trobars* pour un cas sujet singulier et entendre "et mes vers sont".' Das scheint mir das Bessere, denn ein substantivierter Infinitiv im Plural scheint mir bedenklich, wenn er sich auch 4, 39 in der Lesart von Hs. R findet, s. unten. Substantiv. *trobar* heißt doch wohl auch nicht 'Gedicht', sondern 'Dichten, Dichtung (Gesamtheit der Gedichte)'. Zu Z. 4 die Anmerkung: 'Je prends *fas* au sens de *facio*: «je fais rapporter aux sages [qui récitent mes œuvres] des choses déplaisantes ou agréables»; on pourrait prendre aussi *enueitz*, *plazers* pour deux substantifs sujets et interpréter: «je fais croire aux sages que *enueitz* est *plazers*».' Es ist aber noch eine andere Deutung möglich. Man könnte nach *lauzors* ein Komma, nach *plazers* ein Semikolon setzen und übersetzen: 'Mein Dichten ist Lob und Tadel, Verdruß, Freude; ich mache die Weisen erzählen und die Toren sagen, daß ich *certz* bin' oder, mit Bewahrung des überlieferten *quo* statt *que*, 'wie *certz* ich bin'. Wie wäre nun *certz* zu deuten, das allerdings nach Jeanroy 'impossible pour la forme et le sens' ist. Etwa 'sicher in meinem Urteil'? Oder 'zuverlässig, vertrauenswürdig (in dem, was ich in meinen Gedichten sage)'? Oder 'verständig', vgl. *cert*, Suppl.-Wb. I, 246? Eine Entscheidung wird schwer möglich sein. Der Sinn des Ganzen wäre also: 'Meine Dichtung ist von verschiedenartigstem Inhalt, und alle Welt verkündet mein Lob'.

4, 28—30. Larcx et avars, los pus autz els menors
Vey mal segurs d'amor don son amaire,
Quar sos meselars es de motas colors.

Zum letzten Verse die Anmerkung: '*Meslar* doit avoir, comme le latin *miscere*, le sens de «verser à boire»; cf. ital. *mescere*: de là l'interpretation proposée (le breuvage qu'il nous verse est de maintes couleurs); «elle vous en fait voir de toutes les couleurs», comme dit le vulgaire.' Die angegebene Deutung hat prov. *meiser*, nie aber meines Wissens *mesclar*. Dürfte man *mesclars* hier etwa 'Farbenmischung, Buntheit' deuten — *mesclat* 'bunt' ist ja belegt — und frei übersetzen 'denn sie schillert in vielen Farben'?

4, 35—36. Del belh semblan quem fe parer
Non es pueys trop amara.

Dazu die Anmerkung: 'La suite des idées m'échappe; on attendrait plutôt celle-ci: «l'Amour, quand il a obtenu de nous ce qu'il voulait,

cesse de nous faire belle mine».' Gewiß; darum möchte ich vorschlagen, in *que·us fe parer Vos es* zu ändern.

4, 39 Var. Deseretars sol conortz el sabors.

Wie sollten *conortz* und *sabors* hier wohl Verbalformen sein können, wie die Anmerkung sagt? *Sol* ist = *so·l* 'sind ihm'; *el* wäre in *et* zu ändern.

5, 33. Da 3, 73 *ey* = *ai* in den Text gesetzt ist, durfte auch hier das von Hs. R überlieferte *sei* bewahrt bleiben.

5, 43. Daß *pastori* 'sans doute abréviation de *pastoriu* ou de *pastoril*' ist, glaube ich nicht. Wie sollte das *l* von *pastoril* wohl fallen? Ein *corti* = *cortil*, *vi* = *vil* usw. ist mir, wenn ich nicht irre, niemals begegnet.

6, 3—5.

E apres restaur e condere
De novelh e bastie e dere
Vers de sen qu'autre non ergua.

V. 4 ist *bastic* Druckfehler für *bastisc*, das beide Hss. überliefern. — V. 4 und 5 verlangt der Reim, wie die Anmerkung hervorhebt, *-orc* und *orga*. Es ist aber nicht, wie Jeanroy frageweise vorschlägt, *torc, torga* (*torques*) zu ändern, sondern V. 4 *ed orc* zu ändern und V. 5 *orgua* der Hs. R zu bewahren (von *ordir*).

6, 6 ff.

Qu'ops m'es qu'amas e conderga
Sens que nos'escamp ni·s vergua.
Que ja per autre no·s jungra
Locx qũe non tem folh[s] deparca.

Die letzte Zeile übersetzt Jeanroy 'de telle sorte que jamais autre n'arrive [comme moi] en ce lieu où je ne crains pas que feuille tombe'. Ist etwa zu verstehen: 'denn nie würde ein anderer einen Ort erreichen, von dem ich nicht fürchte, daß ein Tor ihn unterscheide, erkenne'? *Folh* 'Tor' steht auch V. 62: *departir* 'unterscheiden' ist Suppl.-Wb. II, 96[a] verzeichnet.

6, 11 hat Hs. R *aplan*, das ich in den Text setzen würde. Das *aplanc* von Hs. C ist meines Erachtens eine durchaus unzulässige Form. *Esparc* V. 19 steht nicht, wie die Anmerkung zu V. 1 sagt, für *espartz*, sondern ist die lautgesetzliche Form.

6, 13—14.

E laissi Albuca per Dorc
E ydria per pauca dorca.

Ob in der ersten Zeile wirklich Eigen- und Ortsnamen vorliegen, bleibt durchaus unsicher. Jedenfalls aber ist das frageweise vorgeschlagene *Borc* statt *Dorc* des grammatischen Reimes wegen unannehmbar.

6, 15 ff.

Per na Malafos Domerga
Us no s'aplan ni s'estergua,
Que d'enjan li fai (*corr.* fau) tal jumbra
Qu'engans lo(s) caussic' e·l(s) marca.

In der dritten Zeile hat Hs. C nach meiner Abschrift nicht *denian*, sondern *deman* = *de mau* = *de mal* Hs. R. Das ist also in den

Text zu setzen, wie denn auch die Übersetzung diese Lesart zugrunde legt. — Das von beiden Hss. gegebene *fai* ist nicht in *fau* zu ändern; Subjekt ist *na Malafos.* — Ob *jumbra* 'unmöglich' ist, wage ich nicht zu entscheiden; es durch ein unbelegtes *combra*, das 'obstacle' übersetzt wird, zu ersetzen, halte ich für sehr gewagt.

6, 21—22. Que s'ieu lanzan perc (*corr.* l'aus am prec) ni derc,
Malvestatz lo met bas al gorc.

Übs. 'et si je la (sc. ma sagesse, *mo sen*) hausse et la dresse avec prières'. Der Vers hat eine Silbe zu wenig; Hs. R liest *lauzan aus prec.* Es ist meines Erachtens sicher zu lesen: *E s'ieu lauzan aus preç ni derc*: vgl. V. 24—25.

6, 24 ff. Ja no vol que s'aus ni's derga,
Ant quer qu'om joy(s) e pretz perga,
Per que totz le mon(s) encombra
Sa nebla, eug que s'esparga.

V. 25 ist mit Hs. R *Aus* und *joy,* V. 26 *tot lo mon* zu lesen. Ich würde nach *encombra* einen Punkt setzen und das Komma nach *nebla* streichen. Subjekt zu *encombra* wäre *malvestatz*, das ja auch, wie schon Schultz-Gora hervorgehoben hat, Subjekt zu *vol* und *quer* ist.

6, 29 hat Hs. R nach meiner Abschrift *torn*, V. 30 *lo ioi*, V. 32 *ioi*.

6, 31 ff. No vol castelh, ciutat ni borc
Aquelh joys ni l truc na Borga,
Mas selh que tostem lo (*corr.* o) serca
Tal mal(s) don pieitz li reverca
Ben laissa clardat per ombra
Selh que vas son dan s'alarca.

Daß *truc* 'heurt' bedeuten kann, ist gewiß, nicht aber, daß auch an dieser Stelle diese Bedeutung vorliegt, vgl. Mistral *tru.* Daß die Übersetzung von V. 33 'mais elle veut (sc. cette joie) à celui qui la cherche tel mal ...' bedenklich ist, hat schon Schultz-Gora hervorgehoben. Da nun in den drei vorhergehenden Strophen zwei in einem Verse zusammenstehende Verben in einem anderen Verse wiederkehren (*escampar* und *vertir* V. 2 und 7, *caussigar* und *marcar* V. 10 und 18, *aussar* und *derzer* V. 21 und 24), möchte ich fragen, ob das vielleicht auch für diese Strophe anzunehmen und ob V. 33 etwa, in Hinblick auf V. 30, *Mas qui tostems vol ni serca* zu ändern ist. Es wäre dann ein Punkt nach *Borga* zu setzen und ein Komma nach *reverca* und nach *ombra.* *Selh que* V. 36 wäre 'er, der' zu übersetzen, oder man könnte V. 35 als ἀπὸ κοινοῦ ansehen.

6, 37 ff. Tostemps ey paor que ns embarc
La freoldatz quaram cubere
Per cobezeza'l punh[s] se derc
Que'l baisset tan qu'a penas sorc,
Don vezem tart de mil sorga
Un sols qu'a son miels l'asergua.

Eine Übersetzung der Strophe hat Jeanroy nicht gegeben. In der letzten Zeile haben beide Hss. *sa sergua* d. h. *s'asergua,* und dem entsprechend ist V. 39 *s'asere* statt *se dere* zu ändern, oder *s'adere* und *s'aderga.* Ich möchte ferner vorschlagen, V. 38 *qu'Adam* statt *quaram* zu ändern, vgl. 8, 46. V. 39 *cobe:e:'al p.* zu schreiben, V. 42 *Us* statt *Un* zu korrigieren. Hinter *cubere* wäre zu interpungieren, Punkt oder etwa Kolon. — Zu *freoldat:* fragt Jeanroy: '«frivolité» ou «faiblesse» (Raynouard)?'. Doch wohl das letztere, denn die Bedeutung 'frivolité' ist nicht belegt, ebensowenig wie, trotz Raynouards Angabe, 'frivole' für *frevol.* — *Cubere* ist sicher 3. Perf. wie S. Fides 368 (Rom. 31, 192) und Sermons 6, 4, *sore* aber nicht = *sortz,* wie in der Anmerkung zu V. 1 gesagt ist, sondern ebenfalls, so auffällig die Form auch sein mag, 3. Perf. (= *sors*).

6, 43 ff.
No y a celat ni cuberca,
Que selh que·ns escriu e·ns nombra
Tolha·l cors (*Ms.* tolh al c) don l'arma enbarca.

V. 45 hat Hs. R *tol al.* Es ist, meine ich, das Verb im Indikativ zu bewahren und Jeanroys Schreibung abzulehnen; das *tolh* von Hs. C braucht nicht geändert zu werden, da diese Form als 3. Präs. Ind. mehrfach belegt ist, vgl. 10, 56 und Appel, Chr.[4] S. XXXVI[b]. Es wäre zu übersetzen: 'da gibt es kein Verschweigen und Verdecken (oder keine Verstellung? vgl. Suppl.-Wb. I, 268[a] unten), denn er, der uns aufschreibt (unsere Namen aufzeichnet) und zählt, d. h. Gott, nimmt dem Körper das, wodurch er die Seele in Schwierigkeiten bringt, ihr Hindernisse bereitet'. Die letzte Zeile ist mir unklar; der Sinn müßte doch wohl sein 'erkennt unsere Sünde'. — Wegen *celat* 'Verschweigen' vgl. S. Agnes 930: Seiner, ieu ti dirai vertat; Non sai ques en valges *celat.*

6, 46 ff.
Per qu'en portara mager (*corr.* maior) care
Selh que anc afan no sufere,
E ja no·s cug traspas ni bere
Qu'als pus riex erguelhs non embore
Que mals ben cass'ez enborca.

V. 46 braucht *mager* nicht geändert zu werden; vgl. den Obl. Sg. *menre* 1, 2 und den Nom. Plur. *amaire* 4, 29. Weitere Belege von Obl. *menre* gibt Bertoni, Trov. d'Italia 53, 3 Anm. — Wie *bere* V. 48 hier Verbaladjektiv sein könnte, wie die Anmerkung sagt, verstehe ich nicht; es ist sicher 3. Präs. Konj., wie es auch die Übersetzung 'qu'il ne croie point que ceci (cette loi) puisse être transgressé ni ébréché' voraussetzt. Doch trifft diese Übersetzung sicher nicht das Richtige. Wie zu verstehen ist, ergibt sich aus 8, 38 ff.: *E ja no cug traspas ni manc, Tart o temps, qu'a mala hora, Qui diable sec, non l'aport,* Übs. 'que ceci puisse être évité'. Also 'er glaube nicht, daß es ausbleiben könne'. — Was *emborcar* oder *emborgar* bedeutet, kann ich nicht sagen; schwerlich aber wird man der Vermutung Jeanroys zustimmen dürfen, daß *emborgar* eine

Nebenform oder vielleicht eine willkürliche Veränderung von *embargar* sei. Die Behauptung 'ces sortes d'altérations ne sont pas rares chez les poètes du *trobar clus*' hätte man gern durch Beispiele gestützt gesehen.

6, 52. Wegen der Bedeutung von *suferca* vgl. *soferta* 1). Suppl.-Wb. VII, 740.

6, 56 u. 61. *Mal merir* heißt nicht 'Strafe verdienen', sondern 'schuldig sein, sündigen', vgl. *merir* 5). Suppl.-Wb. V, 237.

6, 58 Anm. Ein weiterer Beleg des Subst. *entrefore* steht An. du Midi 15, 507.

6, 64. *Es* ist meines Erachtens, da auch im folgenden Verse das Verb im Präsens steht, zu belassen.

6. 66. *Revol e logra.* Jeanroy übersetzt *revol* 'reveut'. Ein Vb. *revoler* kenne ich nicht; *revol* ist doch wohl 3. Präs. von *revolver.* Statt *logra* verlangt der Reim *longra* oder *lombra*; was das aber sein könnte, weiß ich nicht.

7, 11 ff.

De bona vit, quan razima,
Deu hom amar son razim,
E si dons, sol non trassalla
Lai on putia trassalh.

Jeanroy übersetzt die beiden letzten Zeilen: 'de même que sa dame, à condition qu'elle ne sorte pas des limites [du juste] [pour tomber] là où s'abandonne prostitution'. Ich meine, daß *trassalhir* hier die Bedeutung 'sich vergehen' hat; vgl. Que falhimens e mespreizos, Can fols *trassalh*, Fai deliurar Convens e mans e gazardos Guir. de Bornelh 17, 28: Kolsen 'die Grenze überschreitet'; — Can hom vol mays be que mal far, Bos es, si tot ad oras falh, E mals, si mal fa ni *trassalh* Per colpa de cor que no'l va! At de Mons IV, 132.

7, 25 ff.

Que'l gilos qu'autre entalec
Ro cum camels en talcca,
Et elha ve'l emplecar,
De leu plecha fa vil cara,
Qu'a degun non es astruga
Que y puesc' aver senhoriu.

V. 27—28 hat Hs. R *Et el aven emplechar De la pessa vil fa cara.* Es scheint mir wegen des V. 27 sich findenden *emplecar*, *emplechar* sicher, daß *l'emplecha* statt *leu plecha* zu lesen ist. Vielleicht bietet Hs. R mit *vil fa* statt *fa vil* das Richtige. Dürfte man dann etwa deuten: 'Sie sieht ihn Einkäufe machen (d. h. daß er ihre Liebe gewinnen will?), aus der billigen Ware macht sie eine teure, denn keinem, der über sie (sc. die Ware) Herrschaft haben könnte, d. h. der sie etwa besäße, ist sie nützlich, vorteilhaft'? Wegen der Bedeutung von *astruga* vgl. Auz. cass. 3160: *S'a vostr'auzel naisson verrugas, Sapiat: que no'ill son astrugas. Que mal l'estai e mal li fan.*

7, 40. Die Hs. R hat nicht *en*, sondern *el*, wie Hs. C, und V. 49 nicht *paduguа*, sondern 7 (Abkürzung für *et*) *aduguа*. V 54 ist *dubriex* in Hs. R verwischt und unleserlich. V. 56 hat sie *coras*, nicht *mas*; ob *vol* oder *nol*, ist fraglich. Auch der Anfang der Verse 64, 69, 71 ist in Hs. R verwischt; V. 64 steht eher *eals sicus fai* als *tals lieus lai*.

7, 54. *Trabuex*; Übs. 'jambière'. Außer an den zwei in der Anmerkung angegebenen Stellen findet sich das Wort noch in: Per esclavina e per *trabuex* A·n laissat mantelh e caussier Marcabrun 3, 43 (Übs. 'chaussons'): — E nos creem que .. deia aondar a cascu fraire una gonela e .Iª. cogola .. e *trebucs* e causos Benediktinerregel (Paris) fol. 27ᵛ; — .xu. caliguas de ferro, inter caliguas et *trebux* Cart. Alaman S. 51 Z. 2 (ibid. vorl. Zeile findet sich die in der Anmerkung von Paul Meyer angeführte Stelle); — E presenta plus aquestas cambeiras, *trabucxs* et causas de fer Cout. Bordeaux S. 6 Z. 12 (*cambeira* 'jambière' und *trabuc* sind also zweierlei); — *trebucs* calige tracate (Hs. A) tractare (Hs. B) Don. prov. 58ᵇ, 1. Galvani möchte c. tractarie oder tractate lesen 'per accennare alle guigge che vi tenevano luogo di tomajo', Tobler ändert in c. truncate, was Stengel annimmt.

8, 13. Nach meiner Abschrift haben beide Hss. *non*, d. h. *von* = *vos ne*.

8, 16—17. Per qu'ieu sospir soven e planc
Quar non pessam pus abora
Q'us a l'altre no fezes tort.

Abora heißt meines Wissens weder 'aujourd'hui' (Übersetzung) noch 'dorénavant' (Anmerkung), was hier doch wohl auch nicht passen würde. Zu beiden Bedeutungen würde sich doch auch wohl kein *pus* hinzufügen lassen. Warum nicht 'daß wir nicht früher, rechtzeitiger daran denken (sc. ehe es zu spät ist)'?

8, 34 ff. A nulh home no fa[n] honor,
Ni de lur obra non jauzic,
Que no·l tornon d'aut bas el fanc.

Beide Hss. haben V. 34 *fa*. — Subjekt zu *fan* und *tornon* ist *selhs que·ns fan peccar e fallir*, die Teufel, wie Jeanroy mit Recht angibt. Ich verstehe: 'keinem Menschen erweisen sie Ehre, und keiner genoß ihr Werk, d. h. keiner genießt mit schlechten Mitteln erworbene Ehre oder sündhafte Freuden, daß sie ihn nicht, ohne daß sie ihn nicht von der Höhe herabstürzten, der nicht durch sie herabgestürzt würde'.

8, 38. *Cug* ist entweder 1. Präs. Ind. oder 3. Präs. Konj. In letzterem Falle ist Subjekt *hom* V. 34; oder dürfte man als Subjekt das *qui diable* (so mit den Hss. und Schultz-Gora statt *diable*[*s*]) *siec* V. 40 vorausnehmen?

8, 42. Da sobre totz mals lo pejor.

Schreibe *desobre*.

8, 45—46. Peccatz a tan dossa sabor
Per que Adam(s) lo pom[s] trazic.

Hs. C hat *Adam*, Hs. R *Adaz*: Übers. 'qu'Adam se laissa trahir par la pomme'. Es ist *Adams lo pom* zu lesen: *trazir* 'herunterschlucken', hier also 'essen'. Vgl. *Pueys manget e trahic* (sc. der Wolf) *Selhas que'l abeltic* Appel, Chr.[4] 76, 11 (Peire Cardenal); Glossar 'verschlingen'; — *De tan gran subtilesa era, Tant fort malaute non trobera, Sol que'l pogues ren far tragir, Non si duptava del* (kor. *d'el?*) *guerir* Diätetik 19 (hier 'eine Arznei einnehmen'); — *Pepida es un mal que nais En la lenga, e cant si pais, Enbarga lo, non pot trair So que manja segon dezir* Anz. cass. 2043; ferner ibid. 1656 (von R. V. 399[b] fälschlich s. v. *traire* angeführt), 2142, 2169, 2474: — *Si cum li peis s'aparelia que traisischa* (sic) *la vianda* (= lat. glutiat) Beda bei Rochegude S. 310[b]: — *Non pot beure ni manjar ... ni saliva non pot trasir* Chirurgie (Basel) fol. 139[c]. R. V, 401 Nr. 12 hat *tragir* mit drei Beispielen aus Sydrac; ich kann die Form sonst nicht belegen. Mistral *tragi, trahi, traisi, treisi* 'venir à bout de couper avec les dents, de mâcher quelque chose de dur, d'avaler'.

8, 78. Dombredieus prec yeu et ador
. Qu'elh nos lais el sieu renc venir.

Übs. 'J'adore Dieu et le prie'. Hat *adorar* hier etwa die Bedeutung 'anflehen', vgl. *orar* 3), Suppl.-Wb. V, 507?

9, 10 ff. Totz los Alcavis a mandatz ..,
E no y reman gras ni mesquis
Que totz no'ls ayon ajostatz.

Was ist Subjekt zu *ayon*? Übs. 'pas un qui ne soit rentré dans les rangs'. Ich denke, es ist mit Hs. R *aya'n* zu lesen: Subjekt ist, wie zu *a mandatz*, *lo reys de Marroc*.

9, 16. La caraunhada dels milas
Get'al paysser coma berbitz.

Übs. 'leur chef jette au pâturage, comme un troupeau de brebis [ces hordes], charogne destinée aux vautours'. Hs. C hat *getals*, Hs. R *gietols*. Ist die Änderung in *Get'al* wirklich notwendig? Könnte man nicht mit Hs. C *Geta'ls* lesen und deuten 'dann läßt er sie, das Aas für die Geier, wie Schafe los, um zu weiden'?

9, 29. Nach meiner Abschrift hat Hs. R ebenfalls *franse*, d. h. *Frans'e*.

9, 36. Wegen *outrasalhit*: vgl. Suppl.-Wb. V, 478.

9, 67. Hs. R hat nach meiner Abschrift *on bafomet es agrazitz*.

10, 2—3 scheinen mir anders interpungiert und verstanden werden zu müssen; vgl. *entendedor* Suppl.-Wb. III, 47.

10, 5 ist *non* = *no'n*.

10, 17. Nach meiner Abschrift haben beide Hss. *foldatz* und *er*.

10, 19 ff.

Grans esfreys senes paor
Vey de luenh pres remaner
Et als sas querre dolor
Que'ls fa d'aut en bas cazer
Selhs qu'an fin joi mes en oblit
Per estranh' ira privada.

Daß die Übersetzung von V. 19—20 'Je vois des agitations qui de loins paraissaient grandes se calmer quand on est près' keine 'traduction littérale' ist, wie es die Anmerkung behauptet, ist sicher; aber auch als freie Umschreibung betrachtet trifft sie schwerlich das Richtige. Muß der Sinn nicht sein: 'in der Welt geht es verkehrt zu, die Gesunden suchen den Schmerz, und diejenigen, die mutig sein sollten, fürchten sich'? Ist ein gewagter Vorschlag erlaubt — vielleicht führt er einen anderen auf den richtigen Weg —, so möchte ich fragen, ob man etwa deuten darf: 'Große Beunruhigung, große Furcht ohne Grund zur Furcht (ohne daß ein Anlaß dazu vorläge) sehe ich aus ferne nahe werden, d. h. sehe ich unter den Menschen herrschen, statt ihnen fernzubleiben'. Wegen der Deutung *remaner* vgl. Suppl.-Wb. VII, 208 *remaner* 2). — Was mit der *estranh' ira* gemeint ist, vermag ich nicht zu sagen; daß aber der Zorn Gottes dadurch bezeichnet werden sollte, scheint mir schon durch den Zusammenhang ausgeschlossen.

10, 25.

Ans qu[e] ayon non vielh complit
Ni la cuyda far tornada,
Er lur segurtatz fallensa.

Darf man die erste Zeile etwa deuten: 'ehe sie ein Neues als vollendetes Altes haben, d. h. ehe viel Zeit vergeht'? Ist aber nicht zu vermuten, daß hinter *non* ein Substantiv ausgefallen und so der Vers um eine Silbe zu kurz geworden ist? Der Sinn könnte ja doch der oben vorgeschlagene sein. Und wäre etwa in der zweiten Zeile zu lesen: *E la cuyd'a far tornada* und zu deuten: 'und die Absicht zu Tun gewandelt, d. h. ausgeführt haben'? Die beiden Zeilen wären dann also eine Umschreibung von 'gar bald, gar schnell'.

10, 33 ff. Es wird Punkt nach *jornada* und Komma nach *rozada* zu setzen sein; *menan* V. 36 ist 3. Plur. Präs., Subjekt dazu *li pluzor*. V. 34 mag die Änderung *dezenantil* das Richtige treffen — das Verb ist bei Stichel S. 33 belegt. Aber worauf ist *dezenantit* zu beziehen? Auf *lonc voler* oder auf *li pluzor*?

10, 37—38.

Issoblit de peccador
Per messonja laissa'l ver.

Issoblit könnte Verbalsubstantiv von *eisoblidar, isob-*, Suppl.-Wb. II, 345, sein, also 'Vergessen, Vergeßlichkeit'. Aber würde das dem Sinne genügen?

10, 42. *Trasecambada.* Das Wort findet sich noch Guilh. de la Barra[2] 1655: *La ma li ray pausar sul cap E pueyss ray dir senes tot gab: 'El nom de sancta Trinitat Te bategi per veritat En aquesta cuba hont em ..'. E ray li far la tresecambada En la cuba qu'era lizada, E 'n G. cazec totz evers.* Glossar 'culbute', aber Chabaneau, Rev. d. lgs. rom. 40, 579 'croc-en-jambes'.

10, 46 ff.

Dompnas e drut e senhor
An orguelh que·ls fa donar
E lauzengier bauzador
An trop en mal dir lezer.

V. 47 verlangt der Reim ein Wort auf *-er*; es ist also *doler* aus Hs. R aufzunehmen. — Übs. von V. 49 'trouvent pour médire trop de loisirs'. *Lezer* bedeutet hier doch wohl 'Freude': vgl. Suppl.-Wb. IV, 391.

10, 51 verlangt der Reim ein Wort auf *-ada.*

10, 64. Wegen der Bedeutung von *escarit* vgl. *escarir* 1), Suppl.-Wb. III, 151.

Freiburg i. Br. Emil Levy.

Cyrano Bergerac und Montaigne.

Ich dachte durch die Einleitung meiner *Mondreise*-Ausgabe die Legende gründlich zerstört zu haben, daß Cyrano den Utopien seiner Zeit Wesentliches verdankt. Ich dachte gezeigt zu haben, daß Brun ihn literarisch unterschätzt, indem er ihn viel abhängiger darstellt, als er dies tatsächlich ist; daß er ihn philosophisch unterschätzt, indem er die Bedeutung nicht erkennt, die sein Lehrer Gassendi auf die *Mondreise* gehabt hat. — Aber die zweite Auflage von Birch-Hirschfelds *Geschichte der frz. Lit.* (1913) bringt auf S. 114 wieder dieselben Bemerkungen zu Cyranos Quellen, deren vollkommene Haltlosigkeit ich schon 1909 und 1910 in diesem *Archiv* und meiner Ausgabe (S. 48) gezeigt hatte. —

Und wieder heißt es im *Jahres-Bericht* (XIII. 1911/12, II., S. 149) zu Bruns aufgewärmter These *Savinien Cyrano de Bergerac*: 'Das Hauptwerk "L'autre monde" reicht an Gediegenheit keinesfalls an sein Muster Campanella oder an Morus heran, so geistreich es im einzelnen ist.' Das mag wohl sein, aber mit welchem Rechte wird die *Civitas Solis* zum Muster der ganz abgeschlossenen *Mondreise*?! 'Brun gibt hier', fährt der Referent E. Körner fort, 'eine reiche Zusammenstellung von Utopien, die er im Hinblick auf Cyrano betrachtet ...' und die, wie ich zufüge, Cyrano zum größeren Teil nicht kannte, weswegen sich Brun die Mühe hätte sparen können, sie zu sammeln. 'Doch nimmt er', fährt der Referent fort, 'das Weltbild des Phantasten zu ernst, zumal wenn er in ihm einen Vorläufer von Lamarck, Darwin und Häckel sehen will!' Das Ausrufungszeichen ist von E. Körner. Dazu darf ich wohl bemerken, daß der *Telliamed* Maillets (posthum 1748), den man als direkten Vorläufer der genannten Philosophen ansehen darf, wurde er doch sogar von ihnen benutzt, *A l'illustre Cyrano de Bergerac* gewidmet ist, daß also äußerlich Cyrano sehr wohl als Vorläufer dieser Naturforscher angesehen werden darf, und daß er von den Philosophen auch als solcher angesehen wird. Vgl. noch einmal die Bemerkung in Überweg-Heinze, *Grdr. der Gesch. der Phil.* III (10. Aufl., 1907), S. 107, über Cyranos selbständiges Denken: 'Z. B. lehrte er eine stufenweise Entwicklung des Stoffes, in der die Tendenz der Vervollkommnung liege ...' (vgl. meine Ausgabe S. 94). Dabei kannten die modernen Philosophen, die Cyrano studierten (vgl. S. 70 meiner Ausgabe), auch nur den kastrierten, oft das Gegenteil von dem, was Cyrano meinte, enthaltenden Text Lebrets, gerade wie Brun und sein Rezensent (vgl. meine Anmerkungen zu S. 164.

168 meiner Ausgabe, in denen ich Brun in seiner letzten Veröffentlichung Irrtümer auf Grund mangelhafter Kenntnis des Textes nachweise).

Cyrano schrieb sein Buch, die *Mondreise,* Gassendis Vorlesungen im Kopf, zu seiner und ihrer Weltanschauung Illustration, bald hier, bald dort die Früchte seiner Lektüre anbringend. überall aber nur in bescheidenem Maße entlehnend, und nur an einer Stelle griff er herzhafter zu, aus einem Buche, das ihm über allen anderen vertraut war. Das aber haben weder Dübi noch Brun, noch alle die, die eifrig nach Lesefrüchten fahndeten, gefunden, obgleich es so nahe lag! Ich selber habe nicht danach gesucht, da mir der Kern von Cyranos Ideenkreis durch Gassendis Lehre hinreichend erklärt schien. Erst Vorbereitungen zu Vorlesungen über die Literatur der frz. Renaissance ließen mich meinen Montaigne wieder zur Hand nehmen und in extenso lesen: und da fand ich denn allerorts Spuren, daß die *Essais* Cyrano sehr vertraut gewesen sind, vertrauter als irgendeine der utopischen Quellen, von denen so viel Wesens gemacht wurde.

Heute zerbreche ich mir den Kopf darüber, wie ich darauf nicht eher kam. Alles in der Gassendischen Schule wies auf Montaigne. Das hatte ja schon Brun in seiner Dissertation gezeigt (S. 37 ff.). Freilich scheint in den lateinischen Schriften des Gassendi der Name Montaigne nirgend erwähnt. Aber der Einfluß des Essayisten und seines Vulgarisators Charron war so überragend in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, daß es kaum anders sein konnte. Sarrazin sagt irgendwo (ich entnehme die Stelle den *Extraits ... des plus celebres Autheurs* des Corbinelli [Amsterdam 1681] T. 4, S 171[1]): *Sans avoir aucune raison de douter, comme ont les sçavans Libertins, ils* (die kleinen Geister unter den Libertins) *se railleront de la Religion ... & avec cinq ou six passages de Charon et de Montagne, que les plus habiles d'entr'eux precheront aux autres, ils pretendront renverser toute la Theologie.*

So machte es nun Cyrano nicht. Überall her, bald hier, bald da, hat er seine Lesefrüchte entnommen und in seinem Buche verstreut, und ich glaube, daß, wenn man meine Nachweise gelesen haben wird, man die Überzeugung erhält, daß die *Essais* eine ständige Lektüre Cyranos gewesen sind. Und das ist kein unwichtiger Beitrag zur Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts und wird wohl auch die Bedeutung der *Mondreise* auf ihr richtiges Maß endlich zurückführen.

Selbst der Grundgedanke könnte den *Essais* entstammen. *Or, s'il y a plusieurs mondes, comme Democritus, Epicurus, et pres-*

[1] Auch Cyrano kommt hier mit langen Auszügen zu Worte.

que toute la philosophie a pensé, que sçavons-nous si les principes et les regles de cettuy-cy touchent pareillement les autres? ils ont, à l'aventure, autre visage et autre police. So in der *Apologie* von Raimond Sebond (II, 12 [Paris 1836], S. 643, 4). Für den ersten Teil, die *pluralité des Mondes,* wie Fontenelle später sagte, brauchte Cyrano nicht auf Montaigne zurückzugreifen. Er hörte ja in seiner Umgebung nichts anderes. Aber der zweite Teil des Zitats zeigt die innere Verwandtschaft der Denkart. Der ganze Spruch könnte einer Ausgabe der *Mondreise* als Motto mitgegeben werden.

Alles, was Montaigne geschrieben hatte, den Stolz des Menschen herabzusetzen, auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen, war Cyrano ein gefundenes Fressen. Montaigne hat mit Neugier fremde Sitten studiert, weniger um ihrer selbst willen, als um zu zeigen, wie alles relativ ist und unsere Sitten, die uns so selbstverständlich scheinen, nur Konventionen sind. Er ist da der Vorläufer Montesquieus, 'der Rousseau des 16. Jahrhunderts' nennt ihn Morf. Das ist auch Cyranos Tendenz, und da er zahlreiche Beispiele Montaigne entnimmt, so dürfen wir Geist und Beispiel in seinem Roman als montaignisch bezeichnen. Wie Montesquieu im 18. Jahrhundert sagte: '*Comment peut-on être Persan?!*', so sagte Montaigne im 16.: *Tout ce qui nous semble estrange, nous le condamnons* (II. Kap. 12, S. 566) und Cyrano sagt (S. 140 meiner Ausgabe) [*le*] *vulgaire ... qui ne peut souffrir la pensée des choses où il n'est point accoutumé. — Il y a des nations qui se couvrent en mangeant,* schreibt Montaigne (III, Kap. 5, Bd. II. S. 321). Und im Kapitel 35 des I. Buches hatte er nach Varro ausgeführt, daß das Hutabnehmen ursprünglich weniger Ehrung als Gesundheitsregel gewesen sei. Cyrano verfolgt die darin liegende Idee, die noch durch Charron (I, Kap. 6) vulgarisiert worden war, bis in ihr Extrem: *Je m'assis aussitôt et me couvris, car ce sont les marques du plus grand respect qu'on puisse en ce pays-là, témoigner à quelqu'un* (S. 208).

Das Thema freie Liebe kann ja für Cyrano von Campanella angeschlagen worden sein, aber auch von Montaigne (II, Kap. 12, Bd. I, S. 581): *aulcunes de nos nations ont les femmes en commun.*

Sind dies aber Gedanken, die gleichsam in der Luft lagen, durch die großen Entdeckungen Gemeingut aller Gebildeten werden mußten, so sind die Paradoxe gegen das Alter Lieblingsideen von Montaigne wie von Cyrano und finden sich nur bei ihnen. So Montaigne: *Il s'est trouvé des nations où, par usage, les enfants tuoyent leurs peres ... Il s'est trouvé des philosophes desdaignants cette cousture naturelle: tesmoing Aristippus, qui, quand on le pressoit de l'affection qu'il debvoit à ses enfants pour estre sortis de luy, il se mëit a cracher, disant que cela en estoit aussi bien*

sorty: que nous engendrions bien des pouils et des vers (I. Kap. 27). Und verbunden mit einer Kritik des Erbrechts, Buch II. Kap. 8: *De l'affection des peres aux enfants: C'est iniustice de veoir qu'un pere vieil, cassé et demy mort, iouïsse seul, à un coing du foyer, des biens qui suffiroient à l'advancement et entretien de plusieurs enfants.* Und ganz allgemein in den letzten Zeilen des ersten Buches (I. Kap. 57): *De toutes les belles actions humaines à ma connaissance, de quelque sorte qu'elles soyent, ie pense, en avoir plus grande part à nombrer en celles qui ont esté produictes, et aux siecles anciens et aux nostre, avant l'auge de trente ans, que aprez.* Und Cyrano wird sagen: *Certes, vous seriez bien faible de croire qu'Hercule, Achille, Epaminondas, Alexandre et César, qui sont tous morts au deçà de quarante ans, fussent des personnes à qui on ne devait que des honneurs vulgaires* (S. 177). Auch Charron hat diese Ideen *de la Sagesse* I. 35 in ganz allgemeiner Weise dargestellt. Es ist aber offenbar, daß es Montaignes Exempel und nicht Charrons Gemeinplätze waren, die Cyrano dazu brachten, auch diese Idee bis in ihr Extrem zu verfolgen und auf dem Monde eine Gesellschaft zu schildern, in der die Väter den Söhnen untergeordnet sind und diese zu respektieren haben.

Nach Brun ist der freiwillige Tod des Philosophen auf dem Monde Seneca nachgeahmt. P. Toldo erinnert an Ähnliches bei Lucian; ich konnte auf Näherliegendes verweisen: Bei Godwin wird der Tod der Mondbewohner als Freudenfest gefeiert (meine Ausgabe, Anm. z. S. 206). Wir alle haben übersehen, daß alle diese Dinge zu den Lieblingsideen Montaignes gehören, auf die er oft zurückkommt. Schon I, 22 (S. 105) bei Aufzählung absonderlicher Sitten, nennt er ein Volk: *où l'on pleure la mort des enfants, et festoye l'on celle des vieillards.* Die Verherrlichung des Selbstmordes aber ist der Gegenstand von Buch II, Kap. 3 (S. 421): *Coustume de l'Isle de Cea. Tout revient à un, que l'homme se donne sa fin, ou qu'il la souffre. ... La plus volontaire mort, c'est la plus belle.* Zahlreiche Beispiele aus dem klassischen Altertum vervollständigen diese Ansicht.

Aber auch 'organisierter Selbstmord' ist Montaigne bekannt (S. 435): *Il y a des polices qui se sont meslées de regler la iustice et opportunité des morts volontaires. En nostre Marseille il se gardoit, au temps passé, du venin preparé à tout de la ciguë, aux despens publicques, pour ceulx qui vouldroient haster leurs jours: ayant premierement approuvé aux six cents, qui estoit leur senat, les raisons de leur entreprinse: et n'estoit loisible, aultrement que par congé du magistrat et par occasions legitimes, de mettre la main sur soy* (= Valerius Maximus II. 6. 7). *Cette loy estoit encore ailleurs.*

Und das letzte Beispiel des Kapitels: Nach Plinius (Nat. hist. 4, 12) gibt es ein Volk, dem der natürliche Tod wegen der Gunst der Witterung ihres Landes versagt ist: *ils ont en coustume, au bout d'un long aage, aprez avoir faict bonne chere, se precipiter en la mer.* Auch die indischen 'Gymnosophisten' sterben so (II, 29, Bd. II, S. 97): *leur façon estoit, ... de se faire dresser un buchier, et au dessus un lict bien paré: et aprez avoir festoyé ioyeusement leurs amis et cognoissants, s'aller planter dans ce lict, en telle resolution, que le feu y estant mis, on ne les veist mouvoir ny pieds, ny mains.*

Aus diesen Elementen macht Cyrano seine eigenartige in Bildern wie im Ausdruck ganz selbständig entwickelte Szene (S. 205 f.): *quand un de nos philosophes vient à un âge où il sent ramollir son esprit ... il assemble ses amis par un banquet somptueux: puis, ayant exposé les motifs qui le font résoudre à prendre congé de la nature, le peu d'espérance qu'il a de pouvoir ajouter quelque chose à ses belles actions, on lui fait ou grâce, c'est à dire on lui ordonne la mort, ou un sévère commandement de vivre. Quand donc à la pluralité des voix, on lui a mis son souffle entre les mains, il avertit ses plus chers et du jour et du lieu: ceux-ci se purgent et s'abstiennent de manger pendant vingt-quatre heures.* — Dann folgt der Selbstmord in den Armen des besten Freundes durch Dolchstich, die Freunde trinken das warme Blut des Toten und nähren sich von seinem Fleisch, während sie versuchen, ihn wieder zu erschaffen.

Auch diese Anthropophagie spielt bei Montaigne eine Rolle, und mehrmals betont er (I, 30, S. 238 und II, 11, S. 520): *Les sauvages ne m'offensent pas tant de rostir et manger les corps des trespassez, que ceux qui les tormentent et persecutent vivants.* Der Menschenfresserei liegt ein ähnlicher Gedanke zugrunde wie oben beim Aufzehren des Freundes: *J'ay une chanson faicte par un prisonnier ou il y a ce traict: 'Qu'ils viennent hardiment trestouts, et s'assemblent pour disner de luy: car ils mangeront quant et quant leurs peres et leurs ayeulx qui on servy d'aliment et de nourriture à son corps: ces muscles, dict-il, cette chair et ces veines, ce sont les vostres, pauvres fols que vous estes: vous ne recognoissez pas que la substance des membres de vos ancestres s'y tient encores.'* (S. 242.)

Aber auch das Aufzehren des Nahestehenden kommt bei Montaigne vor, und zwar in jener Sammlung von fremden Sitten, die schon öfters herangezogen wurde, (I, 22, S. 105); es gibt Orte, *où ils font cuire le corps du trespassé, et puis piler, iusques à ce qu'il se forme comme en bouillie: laquelle ils meslent à leur vin, et la boivent.*

Bei Charron findet sich nichts Ähnliches, obgleich er sogar Physiologfabeln (I, 41) Platz einräumt. Aber der Zweck

seiner Ausführungen über die verschiedenen Völker ist, die Menschen der Erde auf bestimmte regionale Typen zurückzuführen, wobei wie in mittelalterlichen Kompendien mit Tabellen gearbeitet wird. Hier ist also Montaigne und nicht Charron mit Bestimmtheit Cyranos Quelle.

Ganz montaignisch im Geiste, fast bis zur Diktion, sind Cyranos Auslassungen gegen die Prüderie. Auf Béroalde de Verville und auf Charron war hier von Dübi schon aufmerksam gemacht worden. An Montaigne, die Quelle dieser beiden, hat seltsamerweise wiederum niemand gedacht. Vergleichen wir diese Autoren miteinander:

Verville sagt lediglich: *il ne faut pas toujours dire ces parties-là honteuses, d'autant qu'elles ne les sont que par accident.* Dann folgt eine Reihe von witzigen Obszönitäten. (Artikel *Circoncision.*)

Auch Charron sagt nur (I, 6): *nature ne nous a point apprins y avoir des parties honteuses, c'est nous mesmes qui par nostre faute nous nous le disons.*

Nur Montaigne hat die Punkte, die Cyrano dichterisch verarbeitete (III, 5, Bd. II, S. 277): *Qu'a faict l'action genitale aux hommes, si naturelle, si necessaire et si iuste, pour n'en oser parler sans vergongne, et pour l'exclure des propos serieux et reglez? Nous prononçons hardiment, tuer, desrobber, trahir, et cela nous n'oserions qu'entre les dents.*

Und das Gegenbeispiel im gleichen Kapitel (S. 293): *En la pluspart du monde, cette partie de notre corps estoit deïfiee: ... en plusieurs cerimonies, l'effigie en estoit portee en pompe, à l'honneur de diverses divinitez: ... les dames ægyptiennes, en la feste des Bacchanales, en portoient au col un de bois* usw.

Was macht Cyrano daraus? Auf dem Monde ist der Phallus das Zeichen des Adels. Die Mondischen entsetzen sich, daß dies bei uns der Degen sei (S. 209): '*Malheureuse contrée, où les marques de génération sont ignominieuses, et où celles d'anéantissement sont honorables. Cependant vous appelez ce membre-là les parties honteuses, comme s'il y avait quelque chose de plus glorieux que de donner la vie, et rien de plus honteux que de l'ôter.*' Das ist eine in Anschauung übersetzte Montaignesche Idee: Montaignes Gegenüberstellung (sie ist ursprünglich von Cicero), wir sagen 'töten' und scheuen uns, 'zeugen' zu sagen, und dazu: Die Erinnerung an phallischen Schmuck; gibt Cyrano die oben angeführte witzige und dabei tiefsinnige Antithese ein, eine Antithese von Gebräuchen; denn die von ihm gelesenen Ideen setzen sich bei ihm in Bilder um. Er ist eben ein Dichter.

Dabei soll noch erwähnt werden, daß auch Cyranos Scherz, Adam sei durch seine Einbildungskraft vom Monde (wo das Paradies gewesen sei) auf die Erde verpflanzt worden (S. 126), aus

Montaigne stammen kann.[1] Denn in den *Essais* ist ein ganzes Kapitel (I, 20) der *Force de l'imagination* gewidmet und beginnt mit dem Spruch: *Fortis imaginatio generat casum. — On dict que les corps s'en enlevent, telle fois, de leur place* fügt Montaigne seinen Beispielen zu (I. S. 88).

Und so bleibt als letzter Abschnitt die Frage: 'Mensch und Tier'. Auch hier hat sich der junge Cyrano an den Ideen Montaignes begeistert, und wir können die Vorgänger Darwins um Montaigne vermehren, der das große Wort von dem *cousinage d'entre nous et les bestes, der Vetternschaft zwischen uns und den Tieren*, erfand und, wenn er auch Kritik daran übte, dieses Band gelegentlich auch auf die Pflanzen ausdehnte: *quand ie rencontre, parmy les opinions plus moderées, les discours qui essayent à monstrer la prochaine ressemblance de nous aux animaulx, et combien ils ont de part à nos plus grands privileges, ... i'en rabats beaucoup de notre presumption, et me demets volontiers de cette royauté imaginaire qu'on nous donne sur les autres creatures.*

Quand tout cela en seroit à dire, si y a il un certain respect qui nous attache, et un general debvoir d'humanité, non aux bestes seulement qui ont vie et sentiment, mais aux arbres mêmes et aux plantes. Nous debvons la iustice aux hommes, et la grace et la benignité aux aultres creatures qui en peuvent être capables: il y a quelque commerce entre elles et nous, et quelque obligation mutuelle (II. Kap. 11, gegen Ende).

Dieselben Ideen werden noch breiter ausgeführt in II, 12, der *Apologie de Raimon Sebond: Tout ce qui nous semble estrange, nous le condamnons, et ce que nous n'entendons pas. Il nous advient ainsin du iugement que nous faisons des bestes* (S. 566) ... *La maniere de naistre d'engendrer, nourrir, agir, mouvoir, vivre et mourir, des bestes, estant si voisine de la nostre* (S. 569) usw. an die dreißig Seiten lang.

Die Parallelen, die ich bisher zitierte, betrafen für Cyrano Nebensachen; hier handelt es sich um eine Hauptsache. Das ist der Geist, aus dem die Kernteile der *Mondreise* stammen, nicht nur der *Mondreise*, die ein Land darstellt, in welchem vierbeinige Wesen herrschen (vgl. S. 139), aber auch der *Sonnenreise*! Diese vierbeinigen Wesen rächen sich an unserer Anschauung, indem sie den zweibeinigen Erdbewohner für ein unvollkommenes Wesen, ein Tier erklären. Der Dämon des Sokrates tröstet den zum Tier Verurteilten mit einer Paraphrase des obigen Zitats aus Montaigne: '*Eh bien, mon fils, vous portez enfin la peine des faiblesses de votre monde. Il y a du vulgaire ici comme là, qui ne peut souffrir*

[1] Die Benutzung dieses Kapitels ist seither dadurch gesichert worden, daß die *Sonnenreise* ihm ganze Seiten wörtlich entnimmt.

la pensée des choses où il n'est point accoutumé. Mais sachez qu'on ne vous traite qu'à la pareille, et que, si quelqu'un de cette terre avait monté dans la vôtre, avec la hardiesse de se dire homme, vos docteurs le feraient étouffer comme un monstre, ou comme un singe, possédé du diable (S. 140). Und so ist und bleibt der Kern eine Zahlung in gleicher Münze für die irdische Tierverachtung. Hier auf dem Monde heißt es: '*Voyez un peu .. . comme ils ont la tête tournée devers le ciel: c'est la disette où Dieu les a mis de toutes choses, qui les a situés de la sorte ...*' (S. 164). — Auch Montaigne hatte gegen die umgekehrte Anschauung polemisiert: *Et cette prérogative que les poëtes font valoir de nostre stature droicte, regardant vers le ciel son origine,*

Pronaque quum spectent animalia cetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus,
Ov., Met. I, 84.

elle est vrayement poëtique: car il y a plusieurs bestioles qui ont la veue renversee tout a faict vers le ciel (II, 12, S. 588). Die Paradoxe werden im Roman auf die Spitze getrieben, indem Cyrano abschwören muß, daß der Mond ein Mond sei, daß im Gegenteil unsere Erde der Satellit sei. Und in der *Sonnenreise* werden die Montaigneschen Ideen bis in ihr äußerstes Extrem verfolgt und in dem Pflanzenstaat der Beweis erbracht, daß auch die Bäume ein Seelenleben haben, daß sie lieben können, und daß nur wir Menschen blind sind, die wir von alledem nichts merken.

Auch in der *Mondreise*, wie bei Montaigne, kommen alle Paradoxe vor, die mit diesen Anschauungen zusammenhängen, also vorab allerhand mit der Ernährung verbundene Ideen: der alte Mondphilosoph hat (S. 183) [*la*] *fantaisie de manger à part.* Das gehört zu den von Montaigne erwähnten Kuriositäten (III, 5, Bd. II, S. 321, 2): *En l'empire du Turc, il se veoid grand nombre d'hommes qui, pour exceller sur les autres, ne se laissent iamais veoir quand ils font leur repas.* Aber der alte Mondphilosoph geht noch weiter: *Il ne goûte point ... de l'odeur de viande, ni même de celle des herbes, si elles ne sont mortes d'elles-même, à cause qu'il les pense capables de douleur.* Auch das kann aus Montaignes *Essais* stammen, der es von Seneca erzählt: *Seneque, en sa ieunesse ayant mordu chauldement, à l'exemple de Sextius, de ne manger chose qui eust prins mort ...* (III, 13, Bd. 2, S. 588), und dem Montaigneschen Geiste entstammt die köstliche Apologie des Kohlkopfes aus dem Munde des Dämons, die das Pflanzenreich auf der Sonne und seine Ideen vorbereitet. Ja sogar das aus Gerüchen bestehende Diner kann von Montaigne inspiriert sein, was meine Anmerkung zu S. 149 zum Teil entkräften würde, denn: *Qui se pourroit disner de la fumée du rost, feroit-il pas une belle espargne?* heißt es in den *Essais*

(III, 5. Bd. 2. S. 324). Und noch besser zu unserem Cyrano passend: *et s'il est ainsi, comme dict Plutarque, qu'en quelque endroict des Indes il y ayt des hommes sans bouche, se nourrissants de la senteur de certaines odeurs* (II, 12. S. 644). Allerdings führt Cyrano hierauf die Gesundheit der so Lebenden zurück, da die Hauptkrankheitsursache, die *excréments*, nicht beständen, während Montaigne sich ebenso über eine 'Hauptkrankheitsursache' lustig macht (II, 37. Bd. 2. 179, 80) wie über die philosophischen Systeme.

Damit wären die wichtigen Parallelen zwischen beiden Werken besprochen, im Detail gibt es noch genug Gemeinsames über Seelenwanderung, die Prinzipien des Aristoteles u. dgl.; hier scheint mir aber Gassendi als Anreger festzustehen. Nur noch eins ist sehr aufhebenswert. Die Figur des Dämons des Sokrates ist den Cyrano-Auslegern immer ein Rätsel gewesen. Wie kommt das *Daimonion* des Plato in die *Mondreise*? Viel Platonisches hat doch Cyrano sonst nicht? Montaigne bringt wohl auch hier den Schlüssel zur Lösung des Rätsels. Er sagt von Plutarch, zu dessen Dämonenlehre: *Mais qui le vouldra veoir, luy qui est des plus retenus pourtant et moderez de la bande, s'escarmoucher avec plus de hardiesse, et nous conter ses miracles sur ce propos, ie le renvoye à son discours de la Lune, et du Daimon de Socrates, où, aussi evidemment qu'en nul autre lieu, il se peult adverer les mysteres de la philosophie avoir beaucoup d'estrangetez communes avecques celle de la poësie* (II, 12, S. 688).

Das Zitat Montaignes geht nicht auf ein Kapitel des Plutarch zurück, sondern auf zwei durchaus getrennte der *Moralia*. Nämlich auf den Abschnitt *De la Face qui apparoit dedans le Rond de la Lune* und den Abschnitt *De l'esprit familier de Socrates*, wie die Überschriften in Amyots Übersetzung lauten.

In den Erörterungen über den Mond wird zwar von einem Manne berichtet, der dort war, aber (XXXI): *de vous raconter particulierement tout ce qui luy advint, combien de nations il visita, combien de pays il passa ... vn iour tout entier ne suffiroit pas a la (sic) vous reciter par le menu.* Der Mond ist schließlich der Sitz der Dämonen, und auch von den Gottheiten sitzen einige im Mond. — Hier hat Cyrano wenig Anregendes empfangen können, und mit dem Kapitel über den Dämon des Sokrates ist es nicht anders: Griechen unterhalten sich über die Natur dieses Dämons. Nach den einen war es 'ein Nießen': *Car si vn autre en sa compagnie esternuoit à la main droite .... il enclinoit à faire ce qui se presentoit.* Und die allgemeinen Bemerkungen über die Dämonen sind zu kurz, um gegen Campanella und die Hauptquellen ins Gewicht zu fallen. — So bleibt wahrscheinlich, daß

die zufällige Zusammenstellung bei Montaigne Cyrano dazu brachte, gerade den Dämon des Sokrates auf dem Monde antreffen zu lassen.

Nur noch ein paar Bemerkungen über die Diktion:

fortune in der klassischen Bedeutung 'Schicksal, Zufall' (vgl. die Anm. meiner Ausgabe zu S. 164) ist ein Lieblingsausdruck Montaignes. Vgl. den Titel des Kapitels XXXIII des I. Buches. Dazu hat Balzac bemerkt: *Ce mot de fortune, employé souvent par Montaigne, et dans des passages même ou il auroit pu se servir de celui de providence, fut censuré par les docteurs moines qui examinèrent les Essais pendant son séjour à Rome en 1581.*

fusée 'Lebenslicht', bei Cyrano S. 177 (vgl. meine Anmerkung), wird auch von Montaigne gebraucht (II, 3 gegen Anfang) vom Tode: *c'est le bout de la fusée*; (II, 16, S. 782): *meslera nos fusées* (= *nos vies, nos destins*).

issue in der Bedeutung 'Nachtisch' (Cyrano S. 187, vgl. die Anmerkung) vgl. Montaigne (I, 49, S. 364): *Ils mangeaient le fruict à l'issue de la table.*

moule als Ausdruck für den Mutterleib (S. 216 *jeter en moule*) ist auch montaignisch (III, Kap. 5 Ende): *les masles et femelles sont jetés en même moule.* Der Ausdruck kommt außer bei Dumas fils auch in der *Pucelle* einmal vor. Er ist sehr selten nachweisbar, wie mir Lerch mitteilt.

moissonner à coup de serpe kommt in der *Mondreise* in folgendem Passus vor: *nature a fait pencher tous les grands personnages ... aux délicatesses de l'amour: témoin Samson, David, Hercule, Annibal, César, Charlemagne. Etait-ce qu'ils se moissonnassent l'organe de ce plaisir à coup de serpe?* Bei Montaigne die Anekdote II, 29 gegen Anfang: Ein Mann hat Grund, mit seiner Frau zu hadern: *sur le champ, à tout la serpe, qu'il tenoit encore en ses mains s'estant moissonné tout net les pieces qui la mettoient en fiebvre.*

Auch die Aufzählung der verliebten Heroen stammt meiner Erinnerung nach aus Montaigne, ich habe aber die Stelle verloren und nicht wiederfinden können.

Zu Cyranos *docteur de drap* sei an Montaignes köstliches *ignorance doctorale* (I, 54) erinnert; im *Moyen de Parvenir* heißt es, kaum weniger lustig: *docteur à la vinaigrette* (*Corrélaire*).

Ich bin am Schlusse. Auf die Quelle von Cyranos Denkart hat mich einmal die Tradition gebracht, die ihn einen Gassendisten nannte, das andre Mal der Zufall, der ihn als eifrigen Montaigneleser enthüllte. Der Geist dieser beiden Männer ist in den *Reisen* Cyranos in Bilder umgesetzt worden. Was bedeutet es dann noch, wenn er auch einige Utopien gekannt und bruchstück-

weise nachgeahmt hat? Ich glaube, die Konsequenzen für die sogenannten 'Quellenuntersuchungen' ergeben sich hieraus von selber: wo keine Tradition besteht, kann nur der Zufall zur Entdeckung führen. Das darf man wohl behaupten: Wenn alle Forscher, die die Quellen bestimmen wollten (ich hatte mich auf die Kritik des bereits Behaupteten beschränkt, soweit nicht Gassendi in Frage kommt), über diese nahen Beziehungen zu dem bedeutendsten Denker der Zeit hinweggelesen haben, ist eine systematische Quellenforschung auf dem Gebiete der neueren Zeit aussichtslos.

Für die Cyranoforschung ist meine Entdeckung sehr wichtig: da die *Sonnenreise* in ihrem philosophischen Teile von Descartes beeinflußt worden ist, habe ich ihre Authentizität bezweifelt. Mit Montaigne als Führer wird auch dieses geniale Stückchen kritischer bearbeitet werden können, als dies bisher möglich war. Sobald mit dem Frieden auch wieder Muße kommt, werde ich mich an diese neue Aufgabe machen.

Was aber werden Brun und Genossen sagen? Wieder ist die Abhängigkeit Cyranos an einem neuen Punkte nachgewiesen worden. Was bleibt von ihm übrig? — Genug! Schon wie er Ideen veranschaulicht, ist originell und oft genial. Wie er die Ideen dichterisch bis ins äußerste Extrem verfolgt, charakteristisch. Man vergleiche die Gegenüberstellung von Degen und Phallus. Montaigne aber hat denen geantwortet, die über stoffliche Entlehnungen den Geist nicht sehen: *Qu'on ne s'attende pas aux matieres, mais à la façon que j'y donne: qu'on veoye, en ce que i'emprunte, si i'ay seeu choisir de quoy rehaulser ou secourir proprement l'invention, qui vient tousiours de moy! ... Je ne compte pas mes emprunts, ie les poise.*

München. Leo Jordan.

Nachschrift. Der Aufsatz stammt aus den Sommerferien des Jahres 1915. In den gleichen Ferien des Jahres 1916 konnte ich den noch ungelösten Problemen weiter nachgehen: Die *Sonnenreise* ist wie die *Mondreise* voller Montaignescher Reminiszenzen. Hier kommen sogar wörtliche Anlehnungen vor. Die Authentizität des Torsos konnte dadurch erwiesen werden. Cyranos Roman verbindet die Ideen, die Montaigne gegen die anthropozentrische Weltanschauung schrieb, mit derjenigen, die seine Zeitgenossen, vor allen Gassendi, gegen die geozentrische vortrugen. Diese Verbindung wird gekrönt durch eine pantheistische Philosophie, die Lucrezens *de rerum natura* und Campanellas *de sensu rerum* eigenartig verarbeitet und weiterentwickelt. Dies sollen nun weitere Aufsätze nachweisen. L. J.

Kleinere Mitteilungen.

Zu Goethes Gesprächen.

Es gibt stilisierte und unstilisierte Gespräche. Die letzteren sind lautere Quellen, die ersteren unlautere; es gibt Menschen, die in dem Überliefern von Gesprächen sich hervordrängen, es gibt andere, die bescheiden zurücktreten — die letzteren sind unbedingt glaubhafte Zeugen der Wahrheit, die ersteren höchst bedingte.

Nach diesem Satze kann man sagen: Alles, was uns die Herren Eckermann und Konsorten überliefern, namentlich diejenigen, die bloß einmal Goethe namentlich in seinem Alter gesehen haben und in der Unterredung, die ihnen zuteil geworden, die ganze Weisheit verkünden zu können meinen und ihr eignes Licht hell leuchten zu lassen bestrebt sind, muß mit großer Vorsicht aufgenommen werden, weil alle diese Berichterstatter von schriftstellerischem Ehrgeiz getrieben und von übermäßiger Selbstschätzung erfüllt sind, ja geradezu zur Selbstverherrlichung neigen. Das aber, was schlichte Berichterstatter unmittelbar nach den Zusammenkünften niederschreiben, was sie niemals veröffentlichen, bei dem sie nicht einmal von der Absicht erfüllt sind, anderen einen Einblick in das Niedergeschriebene zu gewähren, enthüllt die ungeschminkte Wahrheit. Die Richtigkeit einer solchen Ausführung erkennt man, wenn man die Tagebücher des Sulpiz Boisserée zur Hand nimmt, die in einem eben erschienenen, höchst wichtigen Werke zum ersten Male veröffentlicht worden sind. Es führt den Titel 'Eduard Firmenich-Richartz: die Brüder Boisserée, I. Band Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik mit zwei Bildnissen in Kupferdruck, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1916.'

Dieser den Tagebüchern gewidmete Abschnitt zerfällt in drei Teile, von denen der erste ganz kurze die Aufzeichnungen aus Weimar 1811, der zweite, ausführlichste, die über Heidelberg, Frankfurt und wiederum Heidelberg 1815, der dritte, an Umfang und Bedeutung minder hervorragend, die über Boisserées Aufenthalt in Weimar 1826 enthält. Alle diese Bemerkungen fehlen natürlich in den bisherigen Sammlungen von Goethes Gesprächen, werden aber in einer künftigen Auflage der bisher reichhaltigsten Sammlung von Biedermann mit großer Entschiedenheit als die unumwundensten Zeugnisse benutzt werden müssen. Es kann natürlich nicht unsre Absicht sein, hier alle diese bedeutenden Äußerungen zu wiederholen, ja, wir können nicht einmal einen Auszug aus allem Wichtigen geben. Hier sei nur bemerkt, daß ganz abgesehen von des Dichters Verhältnis zu den Brüdern und den von ihnen zusammengebrachten Sammlungen die merkwürdigsten Aufschlüsse über Personen, Dichtungen, über Goethes Stellung zu Kunst, Religion, Philosophie (die letzteren von ganz hervorragender Bedeutung) zu finden sind. Ich will mich hier darauf beschränken, drei Äußerungen anzuführen, die geeignet sind, unser Wissen besonders zu bereichern und landläufige Irrtümer zu berichtigen.

1. Goethes Audienz bei Napoleon.

Die Literatur darüber ist vielleicht am vollständigsten bei Baumgartner-Stockmann, 'Goethe' II. S. 396 zusammengestellt. Der von Boisserée ge-

gebene Bericht ist um so merkwürdiger, als er 1815 ohne irgendwelche Absicht der Veröffentlichung abgestattet wurde, während Goethes Skizze, die ausführliche authentische zum Druck bestimmte Darstellung, neun Jahre später, 1824, abgefaßt ist. Ich gebe ihn hier ohne die Bemerkungen, die Boisserée hinzugefügt hat, weil diese für die geschichtliche Wirkung gleichgültig sind.

Der Bericht lautet:

'Napoleon hat ihm imponiert. Der größte Verstand, den je die Welt gesehen, Daru habe ihn präsentiert in demselben Saal der Statthalterei in Erfurt, wo er in seiner Jugend mit Schiller, dem Herzog, Coadjutor Dalberg usw. soviele Späße getrieben und frohe Stunden erlebt. Da sei noch Berthier gewesen, Soult und andere, denen allen zugleich Audienz gegeben wurde, habe mehr als eine Stunde ja 2 gedauert; aber Napoleon habe immer abwechselnd von Geschäften mit jenen, dann wieder mit ihm gesprochen ... Daru habe ihn präsentiert mit dem Bemerken, 'er habe Mahomet übersetzt', da habe Napoleon gesagt, Mahomet est une mauvaise pièce. Dann habe er es entwickelt und so richtig als nur zu verlangen. Goethe meinte: 'Ei, er, der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen ...' Napoleon habe sehr viel und trefflich über Tragödien mit ihm gesprochen, wo der Refrain immer gewesen 'Qu'en dit M. Goethe?' Napoleon habe ihm, was doch etwas sagen wolle, zum Lachen gebracht, so daß er sich darob entschuldigen zu müssen geglaubt, wisse nun aber nicht mehr zu sagen, was es denn eigentlich betroffen.'

Aus unserer Notiz geht ziemlich deutlich hervor, daß Talleyrand, dessen vor einigen Jahren veröffentlichte Memoiren einen von ernsten Forschern stark angezweifelten Bericht über diese Unterredung enthalten, bei dieser Audienz nicht zugegen gewesen sein kann; denn sonst hätte ihn Goethe gewiß ausdrücklich genannt, es ist ausgeschlossen, daß eine solch wichtige Persönlichkeit etwa in der Bezeichnung 'und andere' miteinbegriffen sein sollte.

2. Goethes politische Anschauung 1814.

Vielleicht ebensoviel besprochen wie die berühmte Unterredung mit Napoleon ist Goethes politische Anschauung während der Befreiungskriege. Die einen wollen den Dichter zum eifrigen Patrioten machen, die anderen sehen in ihm einen nüchternen Beobachter der damaligen Zustände, die dritten machen ihn geradezu zum Verächter patriotischer Stimmungen; diesen dritten gibt Goethe selbst recht durch die Mitteilung, welche Boisserée am 20. September 1815 niedergeschrieben hat. (Thibaut, der in der Aufzeichnung vorkommt, ist der bekannte Heidelberger Jurist.) Die Notiz lautet:

'Thibaut bekennt, daß er unrecht gehabt, in Verteidigung des Görres, vorig' Jahr. Goethe erwidert uns darauf: 'Ja lehrt mich die Welt nicht kennen. Ich habe gleich, als der Enthusiasmus losging, den Fluch des Bischofs Arnulphus über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluche euch usw. Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren.'

3. Goethe und Lili.

Auch über diese Verlobte Goethes sind die widersprechendsten Nachrichten vorhanden. Teils nimmt man an, daß die Schönemanns, die Verwandten der Braut, die Verbindung gelöst hätten, weil ihnen das angeblich unwürdige Betragen Goethes gegen Friederike Brion zu Ohren gekommen

sei (Froitzheims Vermutung), teils wälzt man die Schuld auf Goethes Eheunlust, teils erkennt man als treibende Kraft die Religionsdifferenz, teils will man in den Machinationen der Hausfreunde die eigentliche Ursache erblicken. Daß die beiden letzten Anschauungen wohl die richtigen sind, erhellt aus folgender Niederschrift Boisserées vom 3. Oktober 1815:

'Frankfurter Verhältnisse. Alte Erinnerungen, wie oft er, Goethe, den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lili, Braut und Bräutigam. Musikkompositeur und Verleger Andree. Wie sie allmählich entfernt worden durch einen Dritten ohne selbst zu wissen. Religionsverhältnisse erster Anlaß, sie reformiert, er lutherisch. Unglücklich wie die Kinder, die ein Leid haben und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. D'Orville — ein Pfarrer ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Teil ihrer höheren Bildung zu danken. Vorher Gleichgültigkeit gegen die Welt, wie es sich bei Mädchen in einem reichen Kaufmannshaus, die alle Tage von Gesellschaft umgeben sind, von frühester Jugend leicht einfinden muß, wenn sie nicht selbst flach und leer sind. — Verlegenheit, wegen dieser Geliebten die Lebensbeschreibung fortzusetzen — ich suche sie ihm auszureden. Vor 40 Jahren reiste er auch nach Karlsruhe, wir werden da Jung-Stilling wiedersehen, dem er seitdem nicht begegnete. Die Schönemann müßte auch da sein.'

Die Schuld des Bruches wird hier auf zwei Personen gewälzt: 'einen Dritten' und 'einen Pfarrer': es wäre ein Gewinn, wenn Frankfurter oder Offenbacher Lokalforscher diesen Angaben einmal nachgingen und die hier gemeinten Persönlichkeiten feststellten.

Berlin. Ludwig Geiger.

Frühags. Doppelformen von Eigennamen.

1. Fulrad, Abt von St.-Denis (750—784) und Erzkaplan Pippins und Karls d. Gr., unterschreibt die beiden Original-Ausfertigungen seines Testaments vom Jahre 777 mit *Ego Folradus capalanus* (vgl. M. Tangl, *Das Testament Fulrads von Saint-Denis, Neues Archiv* 32, 167—217, bes. S. 210 und 212 mit Faksimile); als *Folradus* (*Folleradus*) oder *Fulradus* erscheint er auch in Originalurkunden Pippins und Karls d. Gr. (M. G. Diplomata Karolinorum, 1 B.). Bonifatius nennt ihn *Fulredus*. (*Die Briefe des h. Bonifatius und Lullus*, hg. von M. Tangl, Nr. 93, S. 212, M. G. Epistolae selectae 1. B.)

2. Abt Sturmi von Fulda (744—779), Namensformen *Sturmi* oder *Sturmio* (*Urkundenbuch d. Kl. Fulda*, 1. B., hg. von Edmund Stengel; Vita Sturmi M. G. Scriptores 2, 365—377); Bonifatius (Nr. 40, S. 65) nennt ihn *Styrme*.

3. Den Kardinaldiakon *Gemmulus* (so in zwei eigenen Briefen an Bonifatius Nr. 54, S. 96 und Nr. 62, S. 127 und im *Liber pontificalis*, ed. Duchesne 1, 446) nennt Bonifatius *Jammulus* (Nr. 104, S. 228).

4. Den Ketzer *Aldebert* (so ständig Nr. 59, S. 109—118) nennt Bonifatius an einer Stelle in seinem Schreiben an Papst Zacharias *Eldebert* (Nr. 59, S. 110).

Berlin. M. Tangl.

Nochmals ae. *fregen* 'Frage'.

In den *Englischen Studien* 36, 325 ff. habe ich einen bisher unbeachteten, sicheren Beleg für ae. *fregen* 'Frage' aus dem Londoner Ms. Vit. E. XVIII.

fol. 16b (Ende des 11. Jahrhundert) geboten. Derselbe Satz findet sich nun aber ein zweites Mal, und zwar in leicht abweichender Form auch in einer Oxforder Handschrift, Bodleian 572 (früher NE. B. 5. 9), über welches H. Bradshaw, *Collected Papers* (Cambridge 1889), S. 470 f., und W. M. Lindsay, *Early Welsh Script* (St. Andrews University Publications, No. X, Oxford, 1912 S. 26—32 des näheren gehandelt haben. Dieser aus sechs verschiedenen Faszikeln bestehende Sammelkodex bietet in seinem dritten Teile (= fol. 26—40) zwei von einem keltischen Kopisten namens Bledian im 10. Jahrhundert abgeschriebene Briefe des h. Augustin, denen zum Schluß (fol. 40) von einem Angelsachsen lateinische Gebete mit altenglischen Überschriften (wie z. B. *Cwed þis ofer donc mete, þe man for deadne, gedæled,* also über einem Gebet für ein Totenmal) gegen Ende des 11. Jahrhunderts beigefügt sind.[1] Auf demselben Blatte hat nun der Angelsachse zu spielerischer Übung auch folgende zwei Sätze eingetragen, die ich leider nur in Wanleys (vielleicht nicht ganz fehlerfreiem) Abdruck wiedergeben kann (Wanley S. 83):

c:.:nn. n:.: mʒ. d:.: aræd.n hwæt þ:.s m.ʒ: b:on kc w:n: þæt h:.t nis n. :dræd:

ls dks frfʒfn sfllkc þknʒe [*lies* sfllkc þknʒe] tp rædfnf.

Wie man sieht, bedient sich der Schreiber einer im Mittelalter sehr beliebten Vexierschrift, die z. B. in Vitellius E. XVIII f. 16b (Wanley S. 223) oder Titus D. XXVII f. 13b (bei de Gray Birch, *Trans. Roy. Soc. of Lit.* 2nd Ser. Vol. XI, 503) eigens erklärt ist. Und zwar benutzt er dabei zwei verschiedene Systeme: in dem ersten Satze ist jeder Vokal durch 1 (*a*), 2 (*e*), 3 (*i*), 4 (*o*) oder 5 (*u*) Punkte ersetzt, in dem zweiten Satze durch den im Alphabet folgenden Konsonanten. In gewöhnlicher Schrift würden die beiden altenglischen Sätze also so aussehen:

Cunna, nu mʒa [lies *maʒe*] *du arædan, hwæt þis maʒe beon; ic wene,* þæt *hit nis na edræde.*

Is dis freʒen sellic þinʒe to rædene.

Da die beiden Sätze zwei bisher unbelegte Wörter (*fregen* 'Frage' und *ēdrǣde* 'leicht zu raten') enthalten, ist die Sicherung durch eine zweite Handschrift gewiß nicht unwillkommen.

Die im Vorstehenden erwähnten zwei Arten von Vexier- oder Geheimschrift sind recht alt und recht weit verbreitet, wie aus A. Meister, *Die Anfänge der modernen diplomatischen Geheimschrift* (Paderborn 1902) S. 3, 5, 7, 8 und 10 zu ersehen ist. Die erstere Art, welche ursprünglich jeden Buchstaben des Alphabetes (nicht nur, wie oben, die Vokale) durch den ihm folgenden ersetzte, geht zurück auf die Kryptographie der römischen Kaiserzeit und speziell auf die Geheimschrift des Kaisers Augustus. Schon die ältesten Kirchenväter haben sie verwandt, wie z. B. Augustin. Man bedient sich ihrer besonders gern zur Verhüllung von Namenunterschriften,[2] doch

---

[1] Die drei Gebete oder Segenssprüche sind gedruckt bei Haddan-Stubbs, *Councils and Ecclesiastical Documents* I (1869), S. 697.

[2] Z. B. Tit. D. XXVII f. 13b (Wanley S. 248): *Frbtfr hxmkllimus ft mpnbchxs aflsknxs mf scrkpskt ... Aflwknp mpnbchp aeqxf dfcbnp cpmpptxm kstxm ...* d. h. *Frater humillimus et monachus Aelsinus* [ae. *Ælfsiʒe*] *me scripsit ... Aelfwino* [d. i. Ælfwine, Abt von Newminster in Winchester] *monacho aeque decano.* Oder in einer gälischen Handschrift

auch zur Anbringung von Glossen[1] und Randnoten.[2] Sie hält sich das ganze Mittelalter hindurch, und noch im 15. Jahrhundert finden wir sie in ihrer ursprünglichen Form in makkaronischen Versen des Harleian Ms. 3362 fol. 47a angewandt, um die allerdings allzu offenherzigen Geständnisse über das Treiben der Karmelitermönche in Ely vor uneingeweihten Augen zu verhüllen. Die Verse lauten nach den *Reliquiae Antiquae* I, 91 folgendermaßen:

> *Fratres Carmeli navigant* in a bothe [lies: bote] *apud Eli;*
> *Non sunt in cœli, qui* gxddbov xxkxzt pg ifmk;[3]
> *Omnes* drench*erunt, quia* sterisman *non habuerunt;*
> *Fratres cum* knyvys goth about[4] and txxkxzv nfookt xxzxkt.[5]

Und noch am Ende des 15. Jahrhunderts bietet das Sloane MS. 351 fol. 15b eine Anweisung, in solcher Cipherschrift zu schreiben.

Leipzig. Max Förster.

Jahr und Tag.

Während die Angelsachsen die Frist des Jahres in allen Jahrhunderten benutzten, ist *Jahr und Tag* für England erst seit Normannenzeit nachgewiesen. Vgl. meine *Gesetze der Agsa.* II, 417 f., 526 f. Nun erzählt Priester Stephan 711—31 in der *Vita Wilfridi* c. 3, Wilfrid sei, eine Romreise beabsichtigend, [etwa 652/3] aus dem Norden nach Kent gekommen und vom König wohl aufgenommen worden. *Anni vertente quoque die rex ... languenti taedio* [des Wartens] *ducem Biscop ... inveniens ad sedem apostolicam properantem, ut in suo* [Wilfrids] *comitatu esset, adquisivit.* Der letzte Herausgeber W. Levison versteht in der Einleitung: Wilfrid vor 30. Sept. 653 *in Cantiam venerat, annoque vertente Biscopum socium itineris*

---

des 14. Jahrhunderts (*Advocates' Library* Nr. XL): *mksk sfb<n>chb mbc gkll crkst mkc fpfn,* d. i. *misi* ['ich bin'] *Seancha mac Gill-crist mic Eoen* (D. Mackinnon, *A Descriptive Catalogue of Gaelic MSS.* [Edinburg 1912] S. 156). Ein Gäle zeichnet noch 1690 seinen Namen mit *Scdlghbhn m̄c gngllscdlngn ddl scrngbh sdl,* d. i. *Eoghan mac Gilleoin do scribh so* ['schrieb so'], s. Mackinnon S. 116. Dieselbe Vexierschrift, in der *bh* = *a*, *sc* = *e*, *ng* = *i*, *dl* = *o* und *ft* = *u* ist, verwendet 1612 ein Aonghus mac Fearcair: *Misi* ['ich bin'] *bhdlnghfts mbhc fscbhrcbhngr*; Mackinnon S. 65.

[1] Z. B. in den Alcuin-Glossen des Vesp. D. VI (*ZfdA.* XXI, 44; W.-W. 87): *frfmdlice* (*fremdlice*), *wfacsad* (*weacsad*), *forhpgxngb* (*forhogunga*), *bpxndfnnfsf* (*apundennese*), *drksnfs* (*drisnes*), *bngknnb* (*anginna*), *wfpx* (*weox*).

[2] Z. B. in den Randglossen des St. Gallener Priscian, Nr. 904 (9. Jahrh.) fol. 42a, wie *sxb pmnk* = *sub omni*, s. W. M. Lindsay, *Early Irish Minuscle Script* (St. Andrews University Publications, Nr. VI, Oxford 1910) S. 46, Anm. 1. Zu den Randnoten gehören auch die oben mitgeteilten ae. Zeilen aus Vit. E. XVIII.

[3] D. h. *Fuccant vvivys of Heli.* Das erste Wort ist im Oxforder Wörterbuch aus Prüderie übergangen. Doch vgl. F. Grose, *Classical Dict. of the Vulgar Tongue* (³1796): *To f—k 'To copulate'.*

[4] Ähnlich sagt B. Burgh vom Terminanten, d. h. dem Bettelmönch, der offiziell von seinem Kloster mit dem Einsammeln von Almosen in einem bestimmten Bezirke beauftragt ist (V. 289, *Archiv* 115, 310): *The lymytour that visiteth the wyues, Is wise inouh. Of hym a man may leer To yiuen girdiles, pynnes and knyues.* Vgl. auch Chaucer, C. T., A 233.

[5] D. h. *swivyt mennis wyvis.*

nactus est, d. h. 'in Jahresfrist, nach etwa einem Jahre' (*Mon. Germ., Script. Meroving.* VI, 164). Dagegen zur Ausgabe (eb. p. 196) erklärt er: *Germ. 'Über Jahr und Tag'. Kr[usch]*. Mir scheint vielmehr Stephans *quoque* nur stilistisch an Wilfrids Tätigkeit in Kent anzuknüpfen und sein *anni vertente die* nur pedantischer Schwulst für *anniversario die*, hieraus aber kein engerer Sinn als 'nach Jahreswende' herauszupressen. Eine Beziehung zur Frist 'Jahr und Tag' besteht nicht.

F. Liebermann.

Smollett und Jean Paul.

In der 24. Summula von 'Dr. Katzenbergers Badereise' läßt Jean Paul seinen Helden an der Mittagstafel des Bades Maulbronn dem Brunnenarzt Dr. Strykius recht unappetitliche Dinge in Gegenwart von Damen erzählen. Diese geraten darob in nicht geringes Entsetzen und lebhaften Unwillen: 'Aber unten ... nahm man von Zeit zu Zeit auf den Damengesichtern von weitem verschiedene Querpfeifer-Muskel-Bewegungen und Mienen-Vielecke wahr ... "Beim Essen", sagte eine ältere Landjunkerin, "hörte sich dergleichen sonst nicht gut" ... Eine schwergeputzte Landjunkerin ... merkte ... gegen ihre Tochter: "Fi! Welch ein Mensch! Wer kann dabei essen?" ... Die Edeldame brach mit Abscheu auf, um es zu keinen stärkeren Ausdrücken kommen zu lassen. Endlich taten es auch die übrigen.'

Ich vermute, daß unser Dichter diese Szene einer ähnlichen in Smolletts komischem Roman 'Humphry Clinker' nachgebildet hat. Ziemlich zu Anfang des Romans erzählt Melford seinem Freunde Sir Watkin Philipps zu Oxford, wie im Brunnensaale zu Bath eine Unterredung zwischen seinem Onkel und dem berühmten Dr. L** stattgefunden habe, wobei sich dieser ausführlich über die Natur des Gestankes verbreitete. Es heißt dann weiter:[1] 'Hier fing die Gesellschaft nachgerade an, sich die Nasen zuzuhalten; der Doktor aber, ohne sich im geringsten an dieses Signal zu kehren, fuhr fort, zu zeigen, daß manche stinkende Substanzen nicht nur angenehm, sondern auch heilsam wären, ... und vom Gestank ging er über zur Fäulung ... Die Damen machten bei dieser Versicherung sehr verzerrte Gesichter, ... Bei dieser Anmerkung huschten die Damen in eine andre Ecke des Saals, und bei einigen begann sich der Magen zu heben.'

Trotz mancher Verschiedenheiten im einzelnen sind doch die Ähnlichkeiten beider Szenen so groß, daß ich einen Zufall für ausgeschlossen halte. Dr. Katzenberger redet zwar nicht von 'Gestank und Fäulung', sondern von Ekel, Absonderungen, körperlichen Empfindungen, Mißgeburten und Haaren im Essen, lauter Dingen, deren Erörterung auf die Zuhörerinnen genau dieselben Wirkungen ausübt wie auf die des Doktors L**. Der Ort ist in beiden Romanen ein Bad, im englischen der Brunnensaal, im deutschen der Speisesaal. Bei Smollett redet der Brunnenarzt zu einem Badegast, bei Jean Paul Dr. Katzenberger zum Brunnenarzt und den Gästen. Außerdem beruft sich Jean Paul in der Vorrede zur 1. Auflage von 1808 ausdrücklich auf Buttler, Shakespeare, Swift, Pope, Sterne, Smollett, Donne und Peter Pindar als literarische Vertreter des 'dritten Zynismus, welcher bloß über natürliche, aber geschlechtlose Dinge natürlich spricht, wie

[1] Ich zitiere nach der Leipziger Übersetzung von 1772, 1. Bd., S. 29, da ich nicht weiß, ob Jean Paul die englischen Romane in der Ursprache zu lesen pflegte.

jeder Arzt ebenfalls', und macht sich dabei über die deutsche Prüderie und Kleinstädterei lustig. Auch hat schon F. J. Schneider in seinem verdienstlichen Buche 'J. Pauls Alterdichtung Fibel und Komet' (Berlin 1901), auf das mich Kollege A. Köster freundlichst hinwies, den Einfluß von Smolletts 'Peregrine Pickle' auf den 'Komet' (S. 218) nachgewiesen und bemerkt S. 82, daß Dr. Katzenberger aus dem Dr. Sphex des 'Titan' unter Einfluß Smolletts entstanden sei. — Nach all diesem wäre eine gründliche Untersuchung des Verhältnisses J. Pauls zur englischen Literatur des 18. Jahrhunderts ohne Zweifel eine recht dankenswerte Aufgabe.

Kiel. F. Holthausen.

Zu Aucassin und Nicolette in Deutschland.

Die Bearbeitungen, die der so kurzen und klaren, so keuschen und kostbaren altfranzösischen Singemäre von Aucassin und Nicolette in der Welt- und namentlich in der deutschen Literatur zuteil geworden sind, sind wiederholt Gegenstand der Forschung gewesen. Zuerst hatte Hugo Brunner in seiner Dissertation 'Über Aucassin und Nicolette' (Halle 1880) auch die deutschen Übersetzungen und Nachdichtungen gewürdigt, und sie allein behandelte Josef Zettl in einem Schulprogramm 'Aucassin und Nicolette in Deutschland' (Eger 1911). Beide Arbeiten erweisen sich aber als nicht erschöpfend, da ferneres Material, das ihren Verfassern nicht bekannt war, nach und nach ins Licht gekommen ist, so daß eine dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Geschichte dieses anmutigen und romantischen poetischen Stoffes erst noch geschrieben werden muß. In einer Besprechung der Schrift Zettls in der 'Zeitschrift für französische Sprache und Literatur' (1912) Bd. 39, Ref. u. Rez. S. 7—14 habe ich als älteste deutsche Bearbeitung des Stoffes die teils in Versen, teils in Prosa abgefaßte von Gerhard Anton v. Halem[1] vom Jahre 1787 nachgewiesen und einige spätere deutsche Übersetzungen angegeben, die in der sonst so vollständigen Bibliographie von Hermann Suchier (in der Einleitung zu seiner Ausgabe, 7. Auflage [1909] S. VII—X) noch fehlten. Beim Schürfen in den meiner Obhut anvertrauten Bibliotheksschätzen bin ich inzwischen auf eine weitere ältere poetische Verwertung des gleichen Vorwurfs gestoßen; es war Anfang August 1914 in Marburg, etwa vier Wochen nach dem Tode meines Vaters, und ich habe aufs schmerzlichste bedauert, daß ich ihm, dessen Name mit der Cantefable aufs innigste für alle Zeiten verknüpft ist, von diesem Funde, der ihn so sehr interessiert haben würde, nicht mehr habe Mitteilung machen können. Der Krieg und andere Umstände haben mich dann leider bisher abgehalten, öffentlich von diesem neuen deutschen Aucassin zu sprechen, auf den aufmerksam zu machen ich aber nicht unterlassen möchte, da ich hoffe, daß dieser Hinweis späteren Forschern noch von Nutzen sein werde. Außerdem mag er noch als ein schlichter Ehrenkranz dem Gedächtnis des Dichters gewidmet sein, dessen 100. Geburtstag man kürzlich (am 5. März 1916) entgegen der zur Unsitte ausgearteten Sitte unserer Zeit fast unbeachtet hat vorübergehen lassen.

[1] Nicht Halm, wie bei A. L. Stiefel in den 'Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte' Bd. 24 für 1913, S. 458 zu lesen ist, wo auch noch andere Druckfehler (Zittl statt Zettl, Hausmann statt Hausmann) zu verbessern sind.

Der Verfasser der in Rede stehenden deutschen Bearbeitung des Aucassin ist kein Geringerer als (Wilhelm genannt) Wolfgang Müller v. Königswinter (1816—73),[1] der edle und frische rheinische Lyriker, durch epische Dichtungen, Balladen, Romanzen, auch als Verfasser von Lustspielen und Romanen bekannt, ein Dichter, der zwar über größere Originalität und Genialität nicht verfügte, sich aber durch Zartheit und Frische, eine reiche und wohllautende Sprache, formvollendete Verse, stets einfache und klare Darstellung, schöne Gedanken und eine freudige Natur- und Weltanschauung viele Freunde gewonnen hat, ohne aber außerhalb seiner rheinischen Heimat, wo er allerdings volkstümlich geworden ist, zu bleibender Geltung gelangt zu sein. Er pflegte namentlich Sage, Geschichte und Leben seiner Heimat, und rühmlich hervorzuheben an ihm ist sein Streben, deutsch zu sein, deutsche Gegenstände mit deutschem Geist zu behandeln und so das deutsche Nationalgefühl zu beleben. Seine Stärke lag in der Behandlung epischer Stoffe, und so kann es uns nicht verwundern, daß er auch für seinen Aucassin diese Darstellungsform gewählt hat; seine Dichtung ist auch meines Wissens die einzige epische Bearbeitung der altfranzösischen Novelle geblieben.

Das aus artistischen und literarischen Beiträgen bestehende Düsseldorfer Künstler-Album Jahrgang 10, herausgegeben von Dr. Wolfgang Müller v. Königswinter (Düsseldorf 1860), Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Ko., enthält als ersten auf die Monatskupfer folgenden poetischen Beitrag auf S. 1—13 aus der Feder des Herausgebers: 'Aucassin und Nicolette. Von Wolfgang Müller von Königswinter' mit einem hübschen von W. Camphausen gezeichneten und von A. Lüttmann lithographierten Bilde.[2] Es scheint dieser erste zugleich

[1] Vgl. über ihn namentlich J. Joesten, 'Wolfg. Müller v. Königswinter. Sein Leben und die Bedeutung seiner Werke' (Köln 1895); Franz Brümmer, 'Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts', 6. Aufl., Bd. 5, S. 76 f. und in der 'Allgem. deutschen Biogr.' XXII (1885), S. 698—701; 'Unsere Zeit' N. F., Jahrg. IX, 2 (1873), S. 430 f.; H. Kurz, 'Geschichte der deutschen Literatur', 3. Auflage, Bd. 4 (1874), S. 184 ff., 394 ff., 676.

[2] Ein eigenes, für den Kunsthistoriker sicherlich nicht uninteressantes Kapitel sind die bildlichen Darstellungen zu der Geschichte von Aucassin und Nicolette. Namentlich die Künstler der drei Länder Deutschland, Frankreich und England haben sich darin versucht; aber wie verschieden ist bei allen die Konzeption! Man vergleiche nur die Stiche F. Meyers nach L. Wolf zu Koreffs Oper und Camphausens Zeichnung zu Müllers Epos mit den der Übersetzung von A. Bida nebst Textrevision von G. Paris (Paris 1878) beigegebenen 9 Abbildungen — auf deren letzter, das Wiederfinden der Liebenden darstellend, beide freilich arg als Kinder erscheinen — einerseits und mit den englischen Übersetzungen: transl. by Eugene Mason, with 6 coloured illustrations by Maxwell Armfield (London, New York 1910); transl. by F. W. Bourdillon, with 4 illustrations by Katharine Cameron (Edinburgh and London, Foulis, 1908); engl. by Andrew Lang, with 12 photogravures after drawings by Gilbert James (London 1905) anderseits (weitere Zeichnungen mögen mir unbekannt geblieben sein), so wird man gewiß finden, daß die Auffassung der deutschen Künstler am meisten und nach ihnen die des französischen unserem Geschmack am nächsten kommt. Doch mag es einem Fachmann vorbehalten bleiben, in einer besonderen Studie über Aucassin und Nicolette in der Kunst ein begründeteres Urteil darüber abzugeben.

der einzige Druck des Epos geblieben zu sein. auch in die bisher vollständigste Sammlung seines Schaffens, in die 'Dichtungen eines rheinischen Poeten' (6 Bde., Leipzig 1871—76) ist es nicht mit aufgenommen worden. Müllers Werk umfaßt 7 Kapitel oder Abschnitte von zusammen 248 ungereimten vierzeiligen Strophen. jede Verszeile besteht aus weiblich ausgehenden (akatalektischen) vierfüßigen Trochäen. Die Bekanntschaft mit dieser nach seinen Worten 'reizenden und duftigen Dichtung' verdankte der Verfasser den 'Fabliaux et contes des poëtes français par Barbazan', Tome I, Paris, chez B. Warée (1808, S. 380—418), seine Quelle war also der Text des Originals. während v. Halem von der Erzählung dieser Novelle in den 'Fabliaux ou contes' von Legrand d'Aussy (Paris 1779) ausgegangen war. die — wie bekannt — selbst nur eine gekürzte Prosawiedergabe der neufranzösischen Übersetzung Sainte-Palayes (1752) ist.

Der Dichter nennt seine Arbeit: Frei nach dem Altfranzösischen, und ein Vergleich mit dem Original ergibt, daß er allerdings nicht etwa sklavisch bloß eine Übersetzung geliefert hat.

An den Toren, um die Mauern
Von Beaucaire tost der Schlachtlärm.
Unablässig treibt zum Sturme
Dort Graf Bongar von Valençe[1]

hebt sein Sang an, und die ersten drei Strophen geben unter Übergehung des Prologs (1)[2] gleich den Anfang des zweiten Stückes der Originalfabel wieder; die beiden folgenden Strophen gelten der weiteren Ausmalung des Milieus, der Berennung und Verteidigung der Stadt. Inmitten des Kriegsgetümmels, unbekümmert um die Vorgänge um ihn, weilt Aucassin, der Sohn des Schloßherrn.

Ihn umblühen rote Rosen,
Nelkenflor, Jasmin, Orangen,
Ringsum quillt's von süßen Düften,
Und er singt zum Spiel der Saiten.

Nicolette, der Geliebten, gehört sein Herz, ihr gilt sein Denken und Saitenspiel usw. Kap. I, Str. 1—26 bei Müller entsprechen dem Inhalt des zweiten Stücks des Originals, er weicht nur einmal in einer Kleinigkeit von diesem ab, indem bei ihm Aucassins Vater (im Original: der Vizegraf der Stadt) Nicoletten vor Jahren von Sarazenen erkauft hat. Str. 27—29 umschreiben das Lied Nr. 3 der Cantefable. Der Dichter läßt dann Aucassins Vermittlungsvorschlag an seinen Vater folgen:

Sieh, ich will zu Felde ziehen,
Gönnt mir aber Gott die Heimkehr,
Oh, dann laß mich einmal küssen
Meine süße Nicolette! (I, Str. 32),

den im Original erst die Erzählung Nr. 8 bringt. Da Müller den Grafen Garin den Herrn der Sklavin sein läßt, läßt er sie auch durch diesen im

[1] Müller schreibt also nicht Bougar. sondern Bongar, wie auch Halem, Koreff und Platen.

[2] Die hier und im folgenden meist in Klammern eingeschlossenen arabischen Zahlen verweisen auf die betr. Stücke des Originals, die römischen Zahlen auf das betr. Kapitel (und dessen Strophen wieder in arabischen Zahlen) bei W. Müller.

Turmgemach eingekerkert werden (I, Str. 33—35); für die Gespräche des Grafen Garin sowohl (Orig. 4) wie Aucassins (Orig. 6) mit dem Vizegrafen war daher bei unserem Dichter kein Raum, und so verweilt er, was auch das gegebenste war, ausführlicher als in dem Gesang Nr. 5 des Originals geschehen, bei der Schilderung von Nicolettes Gefängnis und Stimmung, klagend gedenkt sie ihres lieben Freundes und tröstet sich mit seiner und ihrer unwandelbaren Treue (I, Str. 36—41). Ein wirkungsvolles Bild beschließt den ganzen ersten Abschnitt:

Doch der Alte lauscht und denket:
Girre nur die süße Klage!
Nimmer soll mein Sohn dich sehen,
Mag er tausendmal auch siegen. (I, Str. 42)

Müllers zweiter Gesang geht aus von Aucassins Wappnung und seinem Ausritt zum Kampfe (Str. 1—4; Orig. 9). Träumerisch reitet der junge Held dem Feinde entgegen, nicht denkt er an die nächsten Stunden, an die unter seines Schwertes Streichen sinkenden Ritter.

Nein, er denkt an Nicolette,
Die geliebte, süße, milde,
An die schöne blonde Freundin,
An den Kuß auf ihre Lippen! (II, Str. 8).

So gerät er mitten unter die Feinde. Schnell ist er der Lanze und des Schildes beraubt und gefangen, da kommt er zur Besinnung und gebraucht sein Schwert. Wie der Dichter der Cantefable zieht Müller das Bild des im Forste von der Meute gestellten Ebers heran, der unter den Hunden ein Blutbad anrichtet, und bald kann Aucassin den Erfolg seines tapferen Verhaltens während dieser kurzen Minuten sehen:

Sieben Ritter sind getötet,
Sieben Ritter sind verwundet,
Frei rast er im Handgemenge,
Hoch das Schwert in blanken Händen. (II, Str. 17)

Daß W. Müller die im Original mit zehn angegebene Zahl der erschlagenen Feinde auf sieben herabmindert, geschah wohl dem Versmaß zuliebe. Dieser Grund trifft aber nicht zu bei einer weiteren Veränderung, die er vorgenommen hat, nämlich wenn er den jungen Helden, als er den gefangenen Führer der feindlichen Streitkräfte, den Grafen Bongar von Valençe, vor seinen Vater führt, zu diesem sagen läßt, dieser Gegner habe ihn 'zehen Jahre' bekämpft (II, Str. 21); im Original wird die Dauer dieser Fehde auf zwanzig Jahre berechnet. Die Wiedergabe der Nr. 10 des Originals nimmt bei Müller einen breiten Raum ein, er widmet ihr II, Str. 5—32, weicht aber einmal von seiner Vorlage ab. Während in Wirklichkeit Aucassin den gefangenen Gegner, als sein Vater es ablehnt, das gegebene Wort zu halten, geloben läßt, daß er seinem Vater an Leib und Gut S c h a d e n zufügen wolle, heißt es bei Müller:

Und zum Grafen von Valençe
Spricht er: Mein Gefangner seid Ihr,
Schwört mir hier bei Christi Blute,
Nie dem Vater mehr zu schaden. (II, Str. 28)

Also das direkte Gegenteil; gewiß schien es dem Dichter richtiger, den Charakter seines jungen Helden dadurch, daß er den besiegten Gegner Ur-

fehde schwören ließ, in ein vorteilhafteres Licht zu setzen, als wenn der letztere vom Sohn gegen den eigenen Vater aufgehetzt worden wäre. Der Schluß dieses II. Abschnittes (Str. 3—42) ist konform der Laisse Nr. 11 der Cantefable.

Im Anfang des III. Gesangs seines Epos schildert Müller Nicolettes Verweilen in der Haft und ihre Flucht mit Hilfe ihres zu einem Seil zusammengefügten Bettlakens sowie die liebliche Anmut der holden Jungfrau (III. Str. 1—15 wie im Orig. Erzählung 12). Nur die Motivierung ihres Entweichens ist verschieden. Während der altfranzösische Dichter ihr den Gedanken an den tödlichen Haß des alten Grafen von Beaucaire und den ihr von diesem vielleicht zugedachten Tod eingibt, fehlt diese Vorstellung bei dem deutschen Dichter, bei dem hauptsächlich die Sehnsucht nach dem Geliebten das Mägdlein veranlaßt, sich aus ihrer Kerkerhaft zu befreien. Den Gesang 13 des Originals, wo Nicolette die Klage des gefangenen Geliebten hört und ihm ihren Entschluß, vor seinen Agnaten in ferne Lande zu fliehen, mitteilt, zieht unser Dichter in die Strophen 16—18 zusammen und behandelt das weitere Zusammensein der beiden Liebenden in Str. 19 bis 24 analog der Erzählung 14 des Originals. Eine Kleinigkeit sei dabei angemerkt: nämlich daß das Mädchen dem Jüngling zum Abschied eine ihrer Locken ins Gefängnis zuwirft, was Platen in 'Treue um Treue' fortließ, hat Müller beibehalten.

Guter Freund, so spricht sie weinend,
Und sie schneidet eine Locke
Von dem lichten Haupt und wirft sie
Durch die Spalten in die Tiefe.

Guter Freund, so spricht sie weinend:
Das ist Haar von einem scheuen
Flücht'gen Reh, das wild gehetzet
In den nahen Wald entfliehet.

Daß der Leu es nicht erjage,
Daß der Wolf es nicht zerreiße,
Folg' ihm bald, sonst ist für immer
Seiner Füße Spur verloren! (III, Str. 22—24)

Auf den Warnungsruf des Schloßwächters (Str. 25—26, vgl. den Gesang 15 der Cantefable) flüchtet Nicolette durch den Graben und empfiehlt sich und den Geliebten dem Schutze des Allmächtigen (Str. 27—34, wie Erzählung 16 und Gesang 17 des Originals). Im altfranzösischen Text verbirgt sie sich nun vor den auf der Suche nach ihr vorbeikommenden Scharwächtern hinter einem Pfeiler, und als die Gefahr vorüber ist, flieht sie erst, nachdem sie Abschied von dem Geliebten genommen hat; Müller dagegen kürzt die Szene ab, bei ihm macht sie sich auf die Warnung des Türmers ohne Abschied schnell auf und davon.

Unter Übergehung der im Original (18—19) folgenden Episode, wo Nicolette am Walde übernachtet, am anderen Morgen die Hirten, denen sie begegnet, beauftragt, Aucassin Kunde von ihr zu geben, und sich tiefer im Walde an einem Kreuzweg eine Laube baut, eröffnet unser Dichter den 4. Gesang, ohne uns, wie das Original, erst über den Verbleib der Jungfrau zu beruhigen, mit der Wirkung, die die Nachricht von Nicolettes Flucht von der Feste auf den alten Grafen ausübt, wie dieser vergeblich Schergen ausschickt, sie aufzugreifen, und dann vor Freude den Rittern (im Original

auch ihren Damen!) ein glänzendes Bankett gibt. Während des Festes (im Original vor dem Feste) öffnet der Vater selbst dem Sohne die Pforten des Kerkers, und der Tieftraurige erscheint inmitten des lustigen Treibens.

Ob die Klänge lüstern rauschen,
Ob die Reigen wild erbrausen,
Ob die goldnen Weine perlen,
Teilnahmlos steht er von ferne.

Und er ruft: Laßt mich ins Freie!
In die Lust paßt nicht mein Träumen. Usw.
(IV, Str. 6—7)

Hier weicht Müller insofern von seiner Quelle ab, als er Aucassin den Entschluß, das Fest zu verlassen, selbst fassen läßt, während in der Vorlage einer der Gäste ihn erst dazu anregen muß. Der Erzählung 20 des Originals mit Aucassins Befreiung, dem Fest und seinem Ritt in den Wald entsprechen bei unserem Dichter die Strophen IV, 1—11. Da er früher Nicolettes Zusammentreffen mit den Hirten übergangen hatte, war bei ihm auch kein Platz für Gesang 21, von der Unterhaltung der Hirten untereinander, und für die Erzählung 22, von Aucassins Unterhaltung mit ihnen. Müller schildert nun, wie der junge Held im Walde sehnsuchtsvoll Nicoletten ruft (Str. 12—15 = Orig. 23) und wie er, indem im Dickicht die Dornen seine Kleidung zerreißen und seine Haut blutig ritzen, die Geliebte bis zum Abend vergeblich sucht. Ohne Aucassins Begegnung mit dem Keulenträger aus dem Original zu übernehmen, läßt der Dichter ersteren an Nicolettes blumengeschmückte Laube[1] gelangen und sie betreten; daß der seinen Gedanken nachhängende Jüngling beim Absteigen vom Pferde auf einen Stein fällt und sich die Schulter verrenkt, findet sich aber nur bei dem französischen Dichter. Dem ganzen Stück 24 der Cantefable entsprechen also bei Müller die Strophen IV, 16—25, und Aucassins Betrachtungen beim Anblick der Sterne (Orig. 25) die Strophen 26—28. Es folgt das Wiedersehen der Liebenden, wobei unser Dichter, da sein Aucassin vorsichtiger als der der Cantefable vom Pferd gestiegen war, das Verbinden von dessen Wunden durch die Geliebte fortlassen muß, aber wirkungsvoll den Abschnitt (IV, 29—34, Erzählung 26) beschließt, indem sich das junge Paar in der Waldlaube ein weiches Nachtlager aus Gras, Blumen und Blättern bereitet.

Und die lauen Maienlüfte
Ziehn so warm und üppig schwellend,
Und die Nachtigallen singen
Rätselvolle wilde Lieder.

Aber oben schau'n verstohlen
Goldne Sterne durch die Wolken,
Blätter flüstern, Bäche rauschen:
O du wunderreiche Brautnacht! (IV, Str. 33—34)

Vielleicht hat unserem Dichter bei Einschaltung dieser Brautnacht die keusche Übernachtung Tristan und Isoldes nach ihrer Verbannung im Forst von Morois als Vorbild vorgeschwebt. Jedenfalls ist es nicht zu mißbilligen, wenn er hierbei dem Original, wo Aucassin sein blondes Lieb vor sich auf sein Roß setzt und beide bald nach ihrer Begegnung gemeinsam weiter-

[1] In Koreffs Oper war es eine Grotte.

eilen, nicht sklavisch gefolgt ist und mit dichterischer Freiheit den Stoff nach seinen Ideen verändert hat.

Die ersten 5 Strophen des V. Abschnitts schildern das Anbrechen des jungen Tages, das Erwachen des Paares und wie der junge Ritter sein Pferd besteigt und Nicoletten heraufhebt, wie im Rest der altfranzösischen Erzählung 26. Der gemeinsame Ritt aus dem Walde und durch das Land bis zum Meere füllt die Strophen 6—12 (vgl. Gesang 27). Daß sie dabei unterwegs oft ausruhen, davon sagt die Cantefable zwar nichts, das ist aber selbstverständlich und von W. Müller ausdrücklich ausgesprochen; eine solche Ruhepause hat Camphausen für seinen erwähnten Stich gewählt, er stellt die Liebenden auf einer kleinen Höhe vor einem mächtigen Steinblock, auf dem ein Vöglein singt, gelagert dar, neben sich das treue Pferd, vor sich das weite Meer und die Hafenstadt. Auch über das Ziel ihrer Reise schweigt der hennegauische Dichter, der rheinische dagegen motiviert sie in den Versen:

Denn sie wollen aus der Heimat
Zu den sel'gen Inseln fahren.

Auf den sel'gen Inseln wollen
Sie ihr ganzes Leben weilen,
Wo gleichwie in Paradiesen
Harmlos süß das Dasein gleitet. (V. Str. 11—12)

Sie schiffen sich ein, und während sie in Wirklichkeit zum König von Torelore kommen,[1] dort von Sarazenen überfallen, gefangen auf Schiffen fortgeführt und vom Sturme getrennt werden, Aucassins Schiff schließlich vor Beaucaire landet, er seine Freiheit wiedererhält, das Erbe seines inzwischen verstorbenen Vaters antritt und die Geliebte nicht vergessen kann (Stück 28—35 des Originals), indes Nicolette nach ihrer Vaterstadt Karthago verschlagen wird (Original 36), gestaltet sich beider Schicksal bei unserem Dichter wesentlich anders. Auf hoher See wird ihre kleine Barke von drei mit Mohren bemannten Piratenschiffen verfolgt und überwältigt, die Christen werden gefangen und die Liebenden getrennt. Die Segler steuern indes dem Mohrenlande zu (V, Str. 13—24).

Den VI. Abschnitt eröffnet ein Sklavenmarkt in Karthago. Der alte König des Landes sieht Nicoletten, kauft sie sofort und führt sie heim in sein Schloß (VI, Str. 1—7), in dem die Sklavin (wie im Original 36) ihr Vaterhaus erkennt (Str. 8—9). Ihre Klage (Gesang 37 des Originals) fällt aus. Der König erkennt seine Tochter, im Original nachdem sie sich ihm entdeckt hat, bei Müller dagegen an einem 'Ring an seidnem Bande' (Str. 10 bis 13); bei Koreff war eine auf dem Arme eingebrannte Krone das Erkennungszeichen. Der deutsche Dichter schmückt nun das Wiedersehen des Vaters mit der wiedergefundenen Tochter aus, sie erzählt dem Vater von Beaucaire und wie gut und freundlich Aucassin sie als Sklavin allezeit behandelt hat; sie bittet ihren Vater, ihn aus der Sklaverei zu retten, und hofft, er werde ihn ins Königsschloß bringen. Der alte Heide aber fühlt menschlich und denkt vornehm, er löst Aucassin aus, bringt ihn selbst an Bord eines Schiffes und schickt ihn heim zu seinen greisen Eltern (Str. 14—25).

[1] Diese schalkhafte Episode hatten auch Halem in seiner Novelle, Platen in 'Treue um Treue', Koreff in seiner Oper und Bida in seiner neufranzösischen Übersetzung ausgelassen.

Abends lichten sie die Anker,
Und die weißen Segel schwellen,
Mächtig geht es fort nach Norden.

Aucassin, ach, mußte schweigen,
Schweigen mußte Nicolette,
Die sich über alles liebten —
Doch dem Schiff folgt ihre Sehnsucht. (VI, Str. 23—24)

Der letzte (VII.) Abschnitt nimmt nun am Ende von Str. 34 des Originals dessen Faden wieder auf, wie dort huldigen die Vasallen vor Aucassin, dessen Eltern (bei Müller aus Gram und Reue, weil sie ihrem Sohne die Geliebte verweigert haben) gestorben sind (Str. 1—4). Aucassin ist aber traurig und denkt an Nicoletten (Original 35), auch heute bei der Huldigung (Str. 5—7). Da tritt ein Mohrenknabe auf, spielt auf der Geige und singt dazu das Lied von Aucassin und Nicolette (Str. 8—14, Orig. 39). Schneller als bei dem altfranzösischen Dichter, der Nicoletten erst drei bis vier Jahre in Karthago verbringen läßt, taucht sie also bei Müller wieder in Beaucaire auf, und als der Fürst, dem ihr Vater sie, wie sie im Lied erzählt, vermählen wollte, wird nicht allgemein ein großer Heidenkönig, sondern speziell 'ein reicher König in dem schönen Land Granada' bezeichnet; bei Halem war es der 'Basse Amadab'. Bei Müller gibt sich dann der Spielmann Aucassin gleich zu erkennen, und letzterer reibt ihr selbst die dunklen Farben aus dem Gesicht; das ist auch verständlicher als im Original, wo Nicolette sich erst bei der Vizegräfin umkleidet, wäscht und acht Tage aufhält; es schien unserem Dichter, wie schon 1787 Gerhard Anton v. Halem und 1820/21 Ferd. Koreff, wohl etwas hart und unwahrscheinlich, daß ein Frauenherz den Geliebten erst so lange auf die Folter zu spannen vermöge. Müller schildert also das Wiedersehen der Liebenden und die Schönheit der Jungfrau, die die Ritter allgemein bewundern (Str. 15—31). Im Schluß des Ganzen, der Hochzeit in Beaucaire (Str. 32—36), vereinigt er sich wieder mit seiner Vorlage (41).

Dieses ist die helle Kunde
Von zwei treuen, schönen Herzen,
Die sich über alles liebten:
Aucassin und Nicolette. (VII. Str. 37).

Müllers Aucassin ist, wie erwähnt, eine epische Dichtung, aber sie entbehrt des Reims. Daß ihr Verfasser dieses künstlerische Mittel verschmäht hat, ist sehr zu bedauern, denn das Werk hätte andernfalls in seiner Wirkung bedeutend gewonnen. Müller pflegte auch nur ausnahmsweise vom Reim abzusehen; er hat das sonst meines Wissens nur getan im 'Aschenbrödel' ('Märchenbuch für meine Kinder' [Leipzig 1866] S. 117—150: 'Rheinisches Märchenbuch' = 'Dichtungen eines Rheinischen Poeten' Bd. 5 [Leipzig 1875], S. 279—303), in der 'Liebesgeschichte' ('Balladen und Romanzen' [Düsseldorf 1842] S. 69—72; als 'Die Linde zu Weinsberg' in 'Lorelei. Rheinisches Sagenbuch' [4. Auflage] = 'Dichtungen' Bd. 3 [1873], S. 72—74), in allen seinen acht Romanzen aus dem Spanischen ('Balladen und Romanzen' S. 105—24), im 'Landleben' ('Mein Herz ist am Rheine', Liederbuch, 4. Auflage = 'Dichtungen' Bd. 1 [1871], S. 305—308). Im Verhältnis zu Müllers starker Produktion trifft man also reimlose Verse bei ihm nur selten an. Dasselbe Versmaß wie in seinem 'Aucassin' finden

wir schon in seinem 'Aschenbrödel', in fast allen Romanzen aus dem Spanischen ('Rolands Tod', *'Der Mönch Ramiro', 'Die bezauberte Infantin', *'Die Herausforderung', 'Alfonso Ramos', *'Der weise König'), aber nur die von mir mit einem Sternchen versehenen sind ebenfalls in vierzeilige Strophen gefaßt.

Müllers 'Aucassin' reiht sich seinen übrigen Schöpfungen würdig an, wenn er auch in mancher Hinsicht hinter anderen seiner Werke etwas zurücktreten muß. Es ist allerdings ein reizendes Gemälde, sein anmutiger Ton paßt sich durchaus dem lieblichen Inhalt an, und es entbehrt auch nicht ganz der schöpferischen Phantasie; dagegen hat der Dichter sich bemüht, sich in bezug auf Reflexionen, deren zu starke Einflechtung z. B. an seinem Epos 'Die Rheinfahrt' störend empfunden wird, hier Zurückhaltung aufzuerlegen. Und wenn er dieses vielleicht ihn nur sehr vorübergehend fesselnde Thema auch nicht so fein und liebevoll ausgeführt hat wie seine deutschen Epen und Romanzen, so ist doch ein zarter poetischer Duft vom Stoffe auf sein Werk übergegangen, und wir können ruhig sagen, daß es ein glücklicher Griff des Dichters war, daß er sich die Mär von Aucassin und Nicolette zum Vorwurf eines Epos erkoren hat, um sie in Deutschland bekannt zu machen. Daß sich an dem Stoff bei uns schon vor ihm andere deutsche Dichter wiederholt versucht haben, daß ihn — abgesehen von der Übersetzung durch Wolff[1] — Hiemer, Koreff und Platen für die Bühne, Halem und Bülow für die Lektüre (als Novelle) bearbeitet hatten, hat Müller anscheinend nicht gewußt. Und ihn episch darzustellen, war kein schlechter Gedanke, da die Fabel auch für ein Epos recht geeignet ist,[2] wie sein dichterisches Talent glänzend bewiesen hat. Schade ist nur, daß seine Arbeit bisher unbeachtet geblieben ist, und so ist es der Zweck dieser Zeilen, die Freunde der Cantefable wie die Liebhaber der deutschen Literatur- und der Stoffgeschichte an sein unscheinbares Werk zu erinnern, das ich in nebenstündigem Zeitvertreib am Wege fand.

Halle a. d. S. Wolfram Suchier.

Altfrz. *c'est la somme.*

In der Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 39[2], 171 hat Alfred Schulze zu V. 22 meiner Ausgabe des 'Chevalier au barisel' bemerkt, daß die Wendung *c'est la somme* heiße: 'das ist ausgemacht', und Levy, S.-W. VII, 800b ist ihm für eine provenzalische Stelle darin gefolgt. In der eben erschienenen dritten Auflage meiner 'Zwei altfranzösischen Dichtungen' habe ich eine darauf bezügliche Anmerkung zu II, 22 gebracht: 'Diese häufige Wendung kann gewiß heißen "das ist ausgemacht", s. Claris und Laris V. 8274 und Perceval ed. Potvin V. 3672, allein das ist nicht, wie A. Schulze zu meinen scheint, die einzige Bedeutung. An unserer Stelle verlangt der Zusammenhang (wie z. B. auch Ipomedon V. 429) ein "um es kurz und einfach zu sagen", und ähnliches gilt von V. 103, wo man übersetzen möchte: "wir wollen Euch nur so viel bemerken". In V. 153 und 892 erscheint sie, wie auch in anderen Dichtungen, zum Lückenbüßer herabgesunken, und der

[1] Die Hertzsche erschien erst fünf Jahre nach Müllers Epos (1865).

[2] Ebenso K. Heinze, 'Platens romantische Komödien', phil. Diss. (Marburg 1897), S. 48 f.: 'Der gegebene Stoff war seiner Natur nach episch' bzw. 'für eine epische Darstellung vorzüglich geeignet'.

eigentliche Sinn ist hier nicht mehr erkennbar.' Was ich dort nur kurz sagen konnte, sei hier ausgeführt und begründet.

Zunächst möge eine Anzahl von Stellen folgen, die, wie mir scheint, ganz deutlich zeigen, daß *c'est la somme*, eingeschoben oder am Ende stehend oder mit folgendem *que*-Satz, die Bedeutung 'das ist ausgemacht', 'das ist sicher' hat, wie denn übrigens schon Scheler, Trouvères belges II, 377 zu V. 66 gelegentlich von *ce est la fins* diesen Sinn namhaft gemacht hatte: *Aine nus autant ne fist pour home Con tu por moi, ce est la some* (Claris und Laris 8273 f.), *Il est touz seus, c'en est li some, Il n'a ne per ne compaignon* (Eraele 6580 f.). *Li Deu sergant, ceo est la some, Sont tuit cil qui sa lei eshaucent* (Besant de Dieu 2734 f.), *Ore say bien c[eo] est la summe, Fort est [malveis] a connstre homme* (Ipomedon 1379 f.), *Plus sevent de truie enfondue Dui papelart, c'en est la some Et dui begins que cent preudome* (Barbazan-Méon, Fabl. et contes I, 319), *Ne fu aine mais Rome si dame Come ele est hui, ço est la some* (Bartsch, Langue et littér. S. 379, V. 13 f.), ... *Henri, l'empereour de Romme, Qui fu trahis, c'est bien la somme, Vilainement* (eb. S. 658, V. 12 ff.), *Seignors, certes, ce est la sume*[1] *Que la proesse d'un produme Resbaudist tote une grant ost* (Guillaume le Maréchal 931 ff.), *Et vos saveiz, ce est la somme, qui en pais est en son païs Tenuz seroit pour foux nayx C'il s'aloit auz paroiz combatre* (Rutebeuf ed. Jubinal, nouv. éd. I, 50, V. 84 ff.), *VIII. apostoiles ot a Rome, Devant cestui, ce est la somme, qui furent nommé par cest non* (eb. II, 313, V. 43 ff.) und drei weitere Stellen ebenda III. 205, V. 365 f.; III, 302, V. 1691 f.; III, 306, V. 1816 f.

Soweit ich sehe, ist obige Bedeutung die am häufigsten begegnende. Daneben aber finden sich verschiedene Stellen, die eine andere Deutung erheischen und an denen man nicht umhin kann, den Sinn von 'zusammenfassend, kurz gesagt' zu erkennen. So Ipomedon 400 f.: *K'en dirai [mes]? ce[o e]st la summe: En tot le mund n'out si bel homme.* Vorauf geht eine lange Beschreibung von der Schönheit des jungen Ipomedon. Der Dichter will nun nicht länger dabei verweilen, daher das *K'en dirai [mes]?* Er will mit wenigen Worten den stärksten Eindruck auf die Zuhörer machen und sagt zusammenfassend, daß es in der Welt keinen so schönen Mann gab.[2] — Im Roman de Troie ed. Constans wird die Beschaffenheit von Ilion ausführlich beschrieben, und dann heißt es am Schlusse V. 3095 ff.: *Toz l'empires, tote la gent, Qui sont desei en Orïent N'i forfereient une pome, Trop par fu forz, ço est la some.* 'Das ist sicher' würde nach allem Voraufgehenden kaum passen, und so glossiert denn auch der Herausgeber mit 'pour tout dire'. 'en un mot'. — Floriant et Florete ed. Michel S. 28 wird des längeren erzählt, wie der Erzieher des Floriant diesem alles Mögliche beibringt; darauf liest man V. 762 ff.: *De chiens, d'oisiaus et de riviere Li asprist toute la maniere. Toute riens qu'apent a franc home Li a apris, ce est la some.* Wieder wäre hier eine Versicherung des der Wahrheit Gemäßen nicht angebracht, wohl aber ist ein Ausdruck am Platze, der das

[1] P. Meyer tut unrecht daran, an der vorliegenden Stelle mit 'en résumé' zu glossieren; diese Bedeutung paßt nur für V. 2923, s. weiter unten.

[2] So verstehe ich auch an der provenzalischen Stelle, abweichend von Levy (s. oben) unseren Ausdruck, dem ein *breumenz* vorhergeht: *Breumenz, zo n'es li soma Qu'e l'emperi de Roma Non a sa par beutat.*

toute riens qu'apent a franc home li a apris als kurz zusammengefaßt bezeichnet (daher übrigens besser ein Semikolon nach *maniere*). — Noch deutlicher tritt der Sinn unserer Wendung hervor in Athis et Prophilias ed. Hilka V. 10 137 ff., wo schon der Wortlaut der ersten Verse keinen Zweifel läßt: *Ne sai por coi vos racontasse N'au reconter me demorasse toz lor deliz ne lor dongiers, Lor riches boivres, lor mangiers ... Granz fu la joie, c'est la some.* — Ganz ähnlich verhält es sich mit Guillaume le Maréchal V. 2922 ff. Der Dichter hat eine große Zahl von Baronen genannt, die zum Turnier gekommen waren, und fährt dann fort: *Ne sai por quei nos travaillon De nomer chescon; c'est la some: En tote France n'out prodome N'en Flandres ne en Avalterre. Qui pris d'armes volsist conquerre, Qui n'i fust, se il i peut estre.* — Nicht viel anders liegt m. E. die Sache im Chevalier au barisel V. 22 f. Es wird dort von der Bösartigkeit des Ritters im allgemeinen berichtet und gesagt: *Tout le päis, ce est la somme Avoit destruit environ lui.* Allerdings werden erst im folgenden seine Schandtaten im einzelnen aufgezählt, allein dieser Umstand spricht nicht gegen eine Deutung von 'um es kurz herauszusagen', denn das Folgende kann wohl als eine Erläuterung des *destruit tout le päis*, namentlich des starken Ausdruckes *destruit* angesehen werden. — Schließlich muß ich auch V. 103 ff. aus derselben Dichtung hierherziehen. Die Ritter wollen ihren Herrn bewegen, am Karfreitag zu beichten, was er mit Hohn zurückweist; dann sagen sie. *'Sire', font il, 'ce est la somme: En cel bois a un mout saint homme, Ou les genz se font confesser Qui de lor maus vuelent cesser.'* Was sollte hier wohl ein 'nachdrücklicher Hinweis auf die Tatsächlichkeit des Berichteten'? Zu der Annahme, daß der Herr die Worte etwa nicht für glaubwürdig halten könnte, liegt keinerlei Anlaß vor. Der Zusammenhang scheint mir durchaus den Sinn zu erfordern: 'wir wollen uns kurz fassen und nur so viel (das, worauf wir praktisch hinauswollen) bemerken'. — Die zweite Bedeutung unseres Ausdruckes nähert sich also der des nfrz. *en somme*, das schon dem Altfranzösischen nicht fremd ist, s. Monmerqué et Michel, Anc. théâtre franç. S. 302, Berouls Tristan ed. Muret V. 187, Bartsch-Wiese, Chrest. 93d, 25 (die Glossierung mit 'im Ganzen' trifft hier schwerlich das Richtige). Daß auch ganze Wendungen, ebenso wie einzelne Wörter, Verschiedenes bedeuten können, darf nicht auffallen, denn es ist ja der jedesmalige Zusammenhang, der erkennen läßt, was gemeint ist, vgl. Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter S. 10; auch mangelt es nicht an Parallelen im Altfranzösischen selbst: man denke nur an das berühmte *ne garder l'ore*.

Nun trifft man aber auch noch auf Stellen, an denen es wirklich schwer zu sagen ist, welches der eigentliche Sinn von *c'est la somme* sei. Dahin rechne ich G. de Coinsy, Miracles Sp. 535 V. 123, Sp. 622 V. 201, Athis et Prophilias 13 574, Rom. de Troie 13 216 (trotz der Glossierung mit 'pour tout dire'); ja, man muß zweifeln, ob die Verfasser hier überhaupt noch eine Bedeutung mit dem Ausdruck verbunden haben, und es scheint, als ob er zu einem der bekannten Lückenbüßer und Füllsel oder wenigstens zu einer abgeblaßten Redensart hinabgesunken sei, wie etwa *cui qu'en poist* oder *quoi que nus die*, nur dazu dienend, den Vers vollzumachen und einen bequemen Reim zu liefern. Dieser Charakter dürfte wohl bestimmt vorliegen im 'Ritter mit dem Fäßlein' V. 153 und 892; wenn es an der ersteren Stelle von den die Kapelle betretenden Rittern heißt: *Leenz entrerent, c'est la somme, El moustier truevent le saint homme,* so wäre

ein 'es ist ausgemacht' ebenso wenig passend wie ein 'kurz gesagt'. Ganz formelhaft und flickwortartig ist es zweifellos in Montaiglon-Raynaud, Rec. II, 49: '*Enseigne moi le plus riche homme De ceste vile, c'est la somme*'. *Dist li vilains: 'c'est nostre prestres*'. Ich möchte die Beispiele nicht häufen, sondern nur noch auf Guillaume de Maréchal V. 191 und 3037 verweisen, für welche beiden Stellen die Angabe im Glossar 'locution vague servant à la rime' durchaus zutrifft.

Kehren wir zu den eingangs festgestellten beiden Bedeutungen zurück und fragen wir, wie es zu ihnen gekommen ist. Daß sie sich aus einander entwickelt haben könnten, erscheint wenig glaublich, und ist auch nicht nötig anzunehmen, da man mit der lateinischen Grundlage auszukommen vermag.

A. Schulze sagt a. a. O.: 'Ausgehend von *somme* "Inbegriff einer Sache": *on ne puet pas dire la some De buene dame et de prodome* (Yvain 785); *N'en poroie dire la somme de sa biauté* (Rich. 170) — bedeutet *somme* "das, was genau der Wahrheit entspricht" und hat in *ce est la somme* im wesentlichen die Kraft nachdrücklichen Hinweises auf die Tatsächlichkeit des Berichteten.' Es mag sein, daß es von 'Inbegriff' aus zu 'Wahrheit', 'Gewißheit' gelangt ist, insofern die Angabe aller Merkmale einer Sache eine richtige Vorstellung von derselben hervorruft, also gleich Wahrheit gesetzt werden könnte. Aber afrz. *somme* heißt auch 'Spitze', 'Ende', 'Schluß', möge es auf die lateinischen Bedeutungen 'Oberstes', 'Höchstes' oder 'Summe', 'Fazit' zurückgehen: *Por ce que l'uevre d'un preudome Doit on conter jusqu'en la somme* (Montaiglon-Raynaud, Rec. I, 26), vgl. *dusqu'en son* 'bis zu Ende' im Ritter mit dem Fäßlein 992, *Quan qu'a cent moz vos en diroie Totes ores vendroit a some: Ains n'esgarda plus bele ielz d'ome* (Athis et Prophil. 14370 ff.). In Thomas' Tristan ed. Bédier I, 332 heißt es V. 1201 ff.: *Que valt que l'um alonje comte U die ce que n'i amunte? J'en dirai la sume et la fin.* Die Glossierung mit 'teneur' läßt im unsicheren über die wirkliche Bedeutung von *sume*. Vielleicht steht es hier einfach synonym zu dem folgenden *fin*, und gemeint ist: ich will zum Schlusse kommen und diesen erzählen.[1] Die Bedeutung 'Ende'. 'Schluß' kann nun, wie mir scheint, der Ausgangspunkt gewesen sein für das *somme* in demjenigen *c'est la somme*, das 'es ist ausgemacht, sicher' heißt, wobei denn an das afrz. *c'est la fins* und *c'est passé* zu erinnern wäre, die ja so ziemlich das Gleiche bedeuten, eig. 'das ist der Schluß', 'das ist vergangen, vorbei, erledigt', d. h. darüber ist nichts weiter zu sagen. Ja, ich glaube den ursprünglichen Sinn noch durchschimmern zu sehen im Perceval ed. Potvin 3670 ff.: *Si com Damedieu plaist et siet Ciet bien et mal a cascun home; Perdut aves, cou est la somme.*[2] Man kann hier ja mit 'das ist sicher' übersetzen, aber der ganze Zusammenhang läßt hier doch ein 'dazu ist nichts weiter zu sagen', 'das ist unbestreitbar' natürlicher erscheinen.

Bin ich so nicht ganz sicher der Entwicklungslinie, die zur ersten Be-

[1] Allerdings besteht auch die Möglichkeit, daß der Sinn 'Hauptinhalt' vorliege, von dem gleich unten die Rede sein soll, also: ich will mich auf die Hauptsache beschränken und das Ende erzählen.

[2] Im Chrestien-Wörterbuch ist unter *some* zu dieser Stelle keine Bedeutung angegeben; das will freilich wenig sagen gegenüber den zahllosen Wörtern und Bedeutungen, die Breuer beim Wilhelm von England hat ausfallen lassen.

deutung unserer Wendung geführt hat, so hege ich kaum einen Zweifel hinsichtlich der zweiten. Sie geht zurück auf den Sinn 'Hauptsache', 'Hauptinhalt', 'Hauptgegenstand', den das lat. *summa* hat und den auch das afrz. *somme* aufweist: *Mes je vous dirai la some Briement et sanz longue parole* (Erec 6174 f.), *Briement vous en diré la somme* (Version des Ritters mit dem Fäßlein in den 'Vies des anciens pères' V. 29). *Que vous diroie? C'est la somme Du boçu, coment a ouvré* (Mont.-Rayn., Rec. I, 14), *Ceo fu la sume de l'escrit Qu'il li avoit mandé et dit*[1] (Barstch, Lang. et littér. S. 421 V. 1). So auch im Provenzalischen: *Per qu'es del tot soma en ben fenir, E ben fenis qui ben vieu ses mentir* (Bartsch, Denkm. S. 47 V. 19). Zweifelhaft ist, ob hierher gehört: *Puis que entendu aves la some Coment li tere come pome Est roonde de toutes pars* (Bartsch, Lang. et littér. S. 421 V. 1); es scheint hier fast = 'Wahrheit' zu sein und so vielleicht auch im Provenz.: *Prec vos que m'en digas la somma Com ho ten la glieysa de Roma* (Levy, S.-W. VII, 800 Nr. 4), wiewohl eine Übersetzung mit 'Sage mir, bitte, wie es die römische Kirche in der Hauptsache damit hält' nicht gerade unbefriedigend wäre. An den beiden folgenden Stellen verlangt der Zusammenhang weniger 'Hauptinhalt' als 'Inhalt' überhaupt, 'Geschichte': *Del plus vaillant dirai le some Qui soit d'Irlande jusqu'a Rome* (Eracle 31 f.), *Et si sai du roi Loeis Et d'Orson de Beauvez la some* (Mont.-Rayn., Rec. I, 12). Und dieselbe Bedeutung liegt wohl vor, wenn wir *tote* davor stehen sehen: *Ge sai bien servir un prudome Et de beax diz toute la some* (Mont.-Rayn., Rec. I, 11 f.), *Or vos ai trestote la some*[2] *Dite de nostre grant destrece* (Yvain 3886 f.); an letzterer Stelle glossiert A. Schulze in seinem Wörterbuch zum Yvain mit 'Inbegriff', aber ist es nicht vielmehr die Gesamtheit aller Geschehnisse, aller Einzelheiten, die die *grant destrece* ausmachen? — Eigentümlich ist die Verwendung des Wortes in den Lais der Marie de France S. 91 V. 144 ff. (Lanval): *Si vus comant et si vus pri: Ne vus descovrez a nul hume! De ceo vus dirai jeo la sume. A tuz jurs m'avriëz perdue, Se ceste amurs esteit seüe.* Warnke glossiert mit 'Bedeutung' (warum nicht ein Kolon nach *sume*?). Diesem Sinn scheint sich *sume* hier, wo es sich mehr um die Angabe eines Grundes handelt, allerdings stark anzunähern, immerhin wird die Grundbedeutung noch gefühlt worden sein, so daß man wohl übersetzen darf: 'Ich will dir in der Hauptsache sagen (es folgen keine Einzelheiten), was es mit meinem Gebot auf sich hat'.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Zum altfrz. Substantiv *berserez*.

In einer Besprechung von Warnkes Ausgabe der Lais de Marie de France bestreitet G. Paris (Romania XIV, 602—3) für das Substantiv *berserez* die Bedeutung 'Köcher', die ihm Warnke für Guigemar 86 beilegt, behauptet, daß die Stellen, die Godefroy unter 'berseret' anführt, nichts weniger als beweisend seien, und sagt, daß er unser Substantiv nur im Sinne von 'Jagdhund' kenne. Noch schärfer bemerkt er in der Romania XXI, 291 zum Eneasroman, dessen Herausgeber Salverda de Grave das *berserez*

[1] Die Glossierung von Warnke (die Stelle steht im 'Lai du chievrefueil') mit 'Bedeutung' kann nicht als zutreffend gelten.

[2] Levy a. a. O. Nr. 2 fragt mit Recht im Hinblick auf eine provenzalische Stelle mit *tota la soma*: 'Gesamtheit der Ereignisse', 'alles, was geschehen ist'.

in V. 3576 ebenfalls mit 'Köcher' glossiert: *Aucun texte n'autorise la traduction donnée à 'berserez' par MM. Godefroy, Warnke et de Grave.* Auch Tobler ist aus Anlaß von 'banneret' in den Sitzungsberichten der preußischen Akademie der Wissenschaften (1893) S. 23 auf das Wort zu reden gekommen, und da er (S. 24) für die Bedeutung auf Romania XXI, 291 verweist, muß man annehmen, daß er die Meinung von G. Paris teilte, wozu denn auch seine Bemerkung in der Zs. f. rom. Phil. X, 168 stimmt, daß es mindestens sehr ungewiß sei, ob *berserez* im Guigemar 'Köcher' heiße. Ingleichen sagt Thomas, Nouv. essais de phil. franc. S. 101: *Le sens de 'carquois', donné par Godefroy et d'autres, et celui de 'javelot', admis par M. P. Meyer (Girart de Roussillon* p. 257), *ne sont pas justifiés.*

Trotz der Gewichtigkeit obiger Stimmen bleiben Zweifel an ihrer Richtigkeit zurück. Daß das Substantiv *berserez* 'Jagdhund' heißt, ist gewiß: es hat diese Bedeutung V. 1800 der Vie de Saint Gile und V. 1441 und 2699 von Berouls Tristan ed. Muret; die Behauptung aber, daß es das überall heiße, ist zum mindesten anfechtbar. Wenn man die Guiguemar-Stelle ansieht: *Sun arc li portot uns vasles, Sun hansac e sun berserez,* und hier mit 'Jagdhund' übersetzen soll, so drängt sich doch sofort die Frage auf, über die G. Paris auffallenderweise ganz hinweggeht, ob denn das Verb *porter* dazu passen kann. Das gleiche gilt von Eneas 3575—6: *Son arc porta uns suens vallez Et uns altre son berserez.* Hier nun meint G. Paris a. a. O., daß der später (V. 3608) erwähnte Schweißhund der vorher genannte *berserez* wäre, und daß Ascanius den Köcher auf der Schulter trug; allein woher weiß er letzteres? Im Texte steht nichts davon, und aus dem Umstand, daß nachher ein Schweißhund vorkommt, folgt noch nicht, daß dieser dem *berserez* von V. 3576 gleichzusetzen sei. Ebenso finden wir im Folque de Candie V. 414 das Verb *porter* in Verbindung mit unserem Worte: *Lo berserez porte li frere Anduin.* Hinzu kommt die Stelle aus Godefroi de Bouillon S. 32 (s. Tobler a. a. O.) *Quant li rois veit cachier en bois ou en gaudine, Son berseret li porte cil qui 'st de franc orine,* und schließlich Girart de Roussillon ed. Michel S. 372: *E li cons i monte fors al perron E prist un berserez tries son arçon.* An der letzten Stelle haben wir freilich ein anderes Verbum, und man kann wohl unsicher darüber sein, was man sich hier unter dem *berserez* zu denken habe. Daß es ein 'javelot' gewesen sei, wie P. Meyer, Gir. de Rouss. S. 257 übersetzt, braucht man nicht so entschieden abzulehnen, wie es Thomas (s. oben) tut; jedenfalls wird die Bedeutung 'Jagdhund' ausgeschlossen, denn man wird doch nicht annehmen wollen, daß der Graf einen solchen hinter sich aufs Pferd gesetzt habe.

Solange man nicht *porter un berserez* im Sinne von 'einen Jagdhund an der Leine führen' einwandfrei nachgewiesen hat, ist es m. E. nicht nur erlaubt, sondern auch geboten, im Guiguemar, Eneas, Folque de Candie und Godefroi de Bouillon *berserez* als 'Köcher' zu deuten, und Warnke hat ganz recht daran getan, in der 2. Auflage der Lais trotz G. Paris dabei zu bleiben.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Rum. *gruĭŭ* 'Hügel'.

In AnS. 134. 138 führt L. Spitzer rum. *gruĭŭ* 'Hügel' auf **coronium* zurück, trennt es also von arom. *grunu* 'Kinn', dessen Herkunft aus *grunium* nicht zweifelhaft ist. Die Trennung zweier in verwandten Mundarten vor-

kommender Wörter, die sich auf die gleiche etymologische Grundlage zurückführen lassen, ist aber nur dann gestattet, wenn sich ihre Bedeutungen in keiner Weise vereinigen lassen. Dies meinte denn auch Wedkiewicz, 'Mitteilungen des rum. Institutes an der Univ. Wien' I, 286. Nun wird die Möglichkeit, daß im Rum. ein Wort für das Kinn zur Bezeichnung des Hügels gebraucht worden sei, in der Tat durch die von Lehmann, ZvSp. 41, 391 gesammelten Fälle nicht erwiesen, in denen Ausdrücke für ganz andere Körperteile zur Benennung anderer Formen des Terrains in anderen Sprachgebieten verwendet werden. Neuir. *leaca* 'cheek, brow-side of a hill' und *mala* 'brow, eyebrow, brow of a hill, slope' zeigen zwar einen Bedeutungswandel, der dem für rum. *gruĭŭ* anzunehmenden nahe verwandt ist, aber für ein anderes fernes Sprachgebiet. Nun hat weder Lehmann noch Wedkiewicz ein Wort beachtet, das auf dem Boden der rum. Sprache selbst den Bedeutungswandel von 'Wange' bis zu 'Hügel' durchgemacht hat. Es ist *gena*: dacorum. *geană* 'Augenbraue', mazedorum. *dzeană* 'Hügel' (Meyer-Lübke, Wb. 3727). Freilich mag die Bedeutung 'Hügel' erst aus der 'Augenbraue' entstanden sein so wie in dem früher erwähnten neuir. *mala*. Doch zeigt das Wort, daß es in der Auffassung des Rumänen lag oder liegt, den Hügel mit der Bezeichnung eines hervorstehenden, kantigen Gesichtsteiles zu benennen. Die Bedeutung 'Hügel' des dacorum. *gruĭŭ* kann man entweder aus der 'Schnauze'[1] des lat. Wortes oder aus der 'Kinn' des mazedorum. hervorgehen lassen. Diese kurze Darlegung möge zur Verteidigung der schon von G. Meyer, 'Alban. Stud.' IV, 96 vertretenen Identität von rum. *gruĭŭ* und arom. *grunu* dienen.

Nachtrag. Die Annahme, daß rum. *gruĭŭ* 'Hügel' einfach lat. *grunium* sei, wird durch eine Tatsache bekräftigt, auf die mich O. Schultz-Gora aufmerksam gemacht hat. *Grunium* hat auch auf einem anderen rom. Gebiete die Bedeutung 'Anhöhe' erlangt, nämlich in Frankreich. God. IV, 364 a belegt *groin*, das er nicht ganz zutreffend mit 'cap, promontoire' übersetzt, je zweimal aus der Brendanlegende und der Geste d'Alexandre des Thomas von Kent sowie aus zwei späteren Texten in Zusammenhängen, nach denen es nur 'Höhe eines Hügels, Berges' oder dergleichen bedeuten kann. Noch heute heißt, was Stimmung, 'Bertran de Born', kl. Ausgabe 2, 216 anmerkt, die Landspitze östlich von St. Malo *Pointe du Grouin*, und dieser Name liegt nach der gewiß richtigen Ansicht Diez' und Stimmings in der provenzalisierten Form *Gronh* in dem vom jüngeren Bertran de Born verfaßten Sirventes bei Stimming V. 24 vor. Auch in *Trop a grant don del Rin entrosqu'au Groing* Ross. (O) 8264 ist wohl nicht nur, wie Stimming meint, 'offenbar ein Ort in Frankreich' gemeint, sondern speziell das Vorgebirge bei St. Malo, da dieses als am Westrande Nordfrankreichs gelegen den besten Gegensatz zu dem im Osten desselben fließenden Rhein gibt.

Wien. Josef Brüch.

Frz. *printemps*, ital. *primavera*.

Die herrschende Meinung über die ital. Bezeichnung des Frühlings wird von Meyer-Lübkes Darstellung in REW s. v. *primus* ausgesprochen: "prov.

[1] Vgl. afrz. *groin* 'Vorgebirge' (Godefroy Nr. 1) sowie das *Gronh* bei Bertran de Born hg. Stimming, Kl. Ausg.2 S. 216 zu V, 24.

primrer, rum. *primăvară*, ital. *primavera*, engad. *prümavaira*, prov., katal., span., portg. *primavera* 'Frühling' aus PRIMO VERE mit Umgestaltung des Geschlechtes nach AESTAS 245, vgl. frz. *printemps*, langued., rouerg., nizz. *primo*, sav., piem. *primar prüma* id. Merlo, *Stag. mes.* 46."

Ähnlich sagt Morf *Archiv* 129, 277 in einer Besprechung von Niedermanns Bemerkungen über die Entstehungsweise von *primavera* in *Neue Jahrbücher* 29, S. 334:

"*Primavera* ist nicht allgemein für Plural gehalten worden ([Niedermann] 334), cf. Merlo, *Nomi romanzi delle stagioni* p. 40. Ich bin jederzeit von primo vere (= ineunte vere) ausgegangen, das durch einen bei Neutren nicht seltenen Genuswechsel zu prima vere geworden ist (vgl. übrigens das Schwanken der Jahreszeitennamen im gramm. Geschlecht) und nun ein prima vera nach sich gezogen hat. Daß die 'periphrastische' Bezeichnungsweise bei 'Frühjahr' und 'Herbst' am häufigsten ist, zeigt Tappolet, *Bulletin du Glossaire* 1904, S. 49 f."

Niedermann selbst nahm auf Grund verschiedener Glossen die Aufeinanderfolge *primum ver* > *prima ver* (nach *aestas*) > *prima vera* an, wobei durch eine Art 'Inertiewirkung' die Endung des vorausgehenden Adjektivs auf das Substantiv übertragen wurde.

Es stellt sich also 1) die Frage: *primo vere* 'mit Beginn des Frühlings' > *primā vere* > *primā verā* oder *primum ver* > *prima ver* > *prima vera*? 2) die Frage: Was heißt *prima vera* ursprünglich?

Es ist nämlich klar, daß ein *primo vere* mit dem bekannten partitiven Gebrauch des Adjektivs (das sich im Romanischen in medium diem > *midi*, prov. *luna prima* 'Neumond' gehalten hat) nur 'am Anfang des Frühlings', also 'Frühlingsbeginn', 'Vorfrühling' heißen kann. Mit einem Wort: ein *primum* ist bei *ver* überflüssig, und (was auch Merlo, *Stag.* S. 39 Anm. gefühlt hat) nur dem Wortumfang des lat. *ver* das Eintreten eines verdeutlichenden Adjektivs zuzuschreiben, wie Niedermann tut, halte ich deshalb für unmöglich, weil ja ein konsonantisch endendes Monosyllabon genügenden Widerstand der verwitternden Macht der Lautentwicklung entgegengesetzt hätte. Man könnte nun annehmen, daß im Gegensatz zu **veranum* > span. *verano*, das zur Bedeutung 'Sommerszeit' (vgl. ahd. *das Glenz* = das Gelenze) gelangt wäre (während es im Sard. noch den 'Frühling' bedeutet), *primum ver* den 'ersten Teil des Sommers' = den 'Frühling' bedeutet hätte, würde aber damit nicht die Verbreitung des Typus *primavera* auch im Gebiete, wo *aestas*, nicht **veranum*, lebte, erklären können.

W. Schulze hat in einem Artikel über frz. *printemps* ZfvSpr. 1915 S. 185 den Nachweis erbracht, daß frz. *printemps* auf ein schon lat. *primum tempus* zurückgehe. Ein *primum tempus* 'erste Jahreszeit' hat an sich nichts Unlogisches, und es liegt die Vermutung nahe, daß aus einem *primum tempus*, dem *hibernum*, *veranum*, *vernum tempus* usw. zur Seite standen, und dem alten *ver* eine neue Verbindung *primum ver*, gewissermaßen eine Kontamination, entstand. Daraus aprov. *primver*, falls es volkstümlich ist (vgl. altneap. *vertiempo*). Woher nun das Feminin? Die Jahreszeit heißt *satio* oder **statio*, beides Feminina, im Romanischen. Die Aufeinanderfolge wäre also: *primum tempus* — *prima s(t)atio* 'Frühling', nun *veranum tempus*, *primum ver*, darauf *prima vera*, endlich mit Verkürzung *vera* (> engad. *vaira*, rum. *vără*) oder *prima* (südfrz., piemont., vgl. Merlo, *Scritti Renier* S. 120; engl. *prime* = afrz. *prime*).

Aus der Zahl der romanischen und speziell der französischen Ersatzformen für das alte *vēr*, ferner aus der Tatsache der Unvolkstümlichkeit des afrz. *prime voire* (das bald unterging und Nebenformen *primeroile*,[1] *primeren* besitzt), aber auch des Wortes *printemps* (das im Altfranzösischen noch nicht fest verwachsen war, Merlo, *Nomi romanzi delle Stagioni* S. 47 Anm. [über *temps prime*], des ital. *primavera* mit *ę*, das gegenwärtig andere ital. Typen zu verdrängen im Begriff ist (*Scritti Renier* S. 121), des prov. *primavero*, das nur in literarischen Texten und in reichsfranzösisch beeinflußten Gegenden zu leben scheint, des rum. *primăvară* (wo *primus* durch *antaneus* ersetzt wird) ersehe ich die Unvolkstümlichkeit des Begriffes 'Frühling' überhaupt, eine Erscheinung, die noch deutlicher bei der anderen Übergangsjahreszeit, dem Herbst, zum Ausdruck kommt. Volkstümliche Sprache liebt nur Gegensätze, nicht Übergänge und Nuancen auszudrücken: Winter und Sommer, nicht Frühling und Herbst, haben ihre sprachlichen Korrelate im Altromanischen. Trotzdem Merlo sich doch in seiner zusammenfassenden Arbeit über die Namen der Jahreszeiten die Unterscheidung der gelehrten und volkstümlichen Formen zum Arbeitsprinzip gemacht hat, versäumte er, diese psychologisch wichtige Konklusion in bezug auf die Begriffe zu ziehen, und auch in der neuen Arbeit 'La carta 1093 dell'Atlas linguistique de la France (*Printemps*)' in *Scritti Renier* freut er sich nur über die Zahl der Vokabeln auf der Atlaskarte ('che bellezza, che ricchezza di voci!' ist das erste Wort der Abhandlung!), ohne hinter diesem Wortreichtum die Begriffsarmut zu sehen: *renouveau, prim temps, beau temps, bon temps, for(is) tempus, salire* (*partire, exire*) *foris* — das sind alles lokale Neubildungen, die dem Mangel einer einheitlich fixen Ausdrucksweise abhelfen sollen. Auch der Darstellung Tappolets[2] a. a. O. möchte ich nicht unbedingt beipflichten,

[1] Die Bezeichnung der Primel als *primeroire* im Afrz. setzt das Vorhandensein eines **primavera* im Botanikerlatein voraus; nur wird offenbar ein mit *primavera* 'Frühling' verwechseltes *prima veris* 'la première fleur du printemps', zu dem ein Diminutiv *primula veris* trat, das Etymon sein: da das feminine Geschlecht nur bei Hinzudenken eines weiblichen Wortes (*fleur*) möglich ist, wird die Bildung auf französischem Boden entstanden sein. Französisch heißt die Primel sonst *primerole* oder *primerose* (das etymologisch genau dem lomb. *primarosa* 'Glühwürmchen' entspricht). Der unvolkstümliche Charakter von afrz. *primeroire* wird hierdurch neuerdings bewiesen: *primeroire* war nur eine Umsetzung eines lateinischen *prima vera*, dessen beide Bestandteile gesondert waren, daher *primula veris* und nicht **primaverula* (vgl. dagegen frz. *pâquerette*!) gebildet wurde. Afrz. *primeroire* hat auf der Atlaskarte keine Spur gelassen; wo nicht *braies de coucou* und derlei herrscht, findet sich *primevère*, und überhaupt zeigen Angleichungen an *vert* 'grün' (davon *primoberto* usw.) und der Typus *printanière* in Südfrankreich die geringe Bodenständigkeit der Benennungen der Primel. — Man kann nicht mit Tappolet S. 49 sagen, daß afrz. *primeroir* 'a aussi occupé le nord de la France', da es ja nur schwach belegt ist (vgl. Godefroy) und a priori eine gelehrte Rückbildung (warum nicht **primroir*?) darstellt. Auch Niedermanns Darstellung 'in der älteren Sprache (z. B. noch im 16. Jahrhundert bei Ambroise Paré) auch *primerère*' ist verfehlt: das 'noch' würde auf eine Erhaltung altlateinischen Gutes bis ins 16. Jahrhundert schließen lassen!

[2] S. 49: 'Si la langue de Paris, comme celle de l'Italie, est presque entièrement conservatrice, les patois de la Suisse romande sont hardiment novateurs. Ils abandonnent dans une grande partie de leur territoire la tradition latine' — es gab eben keine lateinische Tradition, und die Neuerung

insofern als ich zwar die Jugend der eben erwähnten Ausdrücke eher anerkenne als Merlos Ansicht vom Alter der Lokalbenennungen (S. 120) — immerhin sind m. E. diese jungen Ausdrucksweisen nicht etwa auf dem Boden des Wortes *printemps*, sondern infolge des alten Mangels an einer traditionell fixierten Begriffsbezeichnung gewachsen.

Periphrastische Bezeichnungsweise ist stets ein Kennzeichen der Begriffsarmut. Die Literärsprachen halfen ihr zweimal hintereinander ab (vgl. die bei Merlo, *Stag.* S. 57 erwähnten *lo genz, gais, bels temps, lo temps clar, novel* der provenzalischen Minnesänger[1] mit den *novum ver, primum tempus* und altital. *tempo nuovo* der römischen Lyriker). Der Frühling ist ein lyrischer Begriff — was Wunder, daß die Dichter bei seiner Benennung nach ihrem Fug und Recht walteten! Bemerkenswert, daß in der altprovenzalischen Dichtung *primavera* und *prima*, also die heutigen Typen, nicht belegt sind, woraus offenbar der Schluß zu ziehen ist, daß sie als nicht poetisch galten. Es traten für sie *pascor* oder die obzitierten Umschreibungen ein. *Primvęr* ist schwach belegt wie afrz. *primevoir* und dürfte nicht volkstümlich sein. Jud hat *hier* 126, 120 ff. die historische Erforschung der altprov. Dichtersprache befürwortet: ein Schluß ex silentio dieser Sprache mag daher ebenfalls statthaft sein. Lexika der in einer Sprache nicht vorhandenen Bezeichnungen sind bisher nicht üblich, wie ja überhaupt die Lexika sich immer bemühen, einen nicht bestehenden Reichtum vorzutäuschen und das Fehlen ei ,er Entsprechung durch Anführung von Surrogatbildungen zu verdecken. Ein deutsch-altromanisches Lexikon — wird es geschrieben werden? — müßte s. v. *Frühling* enthalten: ' : poet. *primum tempus, (prima) vera* usw.'

Wien. L. Spitzer.

Altspan. *curiar* 'schützen'.

REW s. v. curare lehrt: "Aspan. *curiar* 'beschützen' R. IV, 35; X, 77 ist von INCURIA, CURIOSUS abhängig ZRPh. VI, 167" und lehnt damit die Möglichkeit einer Ableitung von *cura* oder *curare* implicite ab, wie ausdrücklich Menéndez Pidal in seinem *Cantar de mio Cid*, Gramática S. 289 tut.

Gegen Meyer-Lübkes Ansicht spricht jedoch die Lautgestalt des Wortes im Spanischen: *Dūrius* gibt *Duero, segūsius > sabueso*, und das allerdings auf *ǫ + i* zurückgehende *cuedo > cogito* neben *cuydar > cogitare* zeigt, daß aus **curiat* — *curiare* im Spanischen **cuera* — *cuyrar* werden sollte, Formen, die nicht belegt sind. **Pariare* (> ptg. *pairar* 'aushalten' REW 6238) ist wohl kein Parallelfall, da es zu *par* gehören kann.

Es bleibt daher nur die Möglichkeit gelehrter Entwicklung (vgl. *injuria*, das als Parallelbeispiel Baist Z. VI, 67 zitiert), die aber bei einer so volkstümlichen Versprechung, wie *curiar* wäre, nicht glaublich erscheint, oder der Entlehnung: bei letzterer Annahme käme etwa altostfrz. *curier* in Betracht,

---

der Schweizer Dialekte besteht nicht so sehr im Schaffen neuer Bezeichnungen als im Aufrechterhalten der volkstümlichen, mit der Viehzucht zusammenhängenden Surrogatbildungen dem Eindringling *printemps* gegenüber. Der Typus *bon temps* im Südostfranzösischen wird gegenüber *printemps* als der zweifellos ältere erwiesen durch das Verhalten anderer Mundarten, so von St. Pol-Stadt und St Pol-Faubourg (Atlas-Punkt 284: *printemps* — *bon temps*, vgl. *prime* als 'vieilli' verzeichnet neben *printemps* in 681).

[1] Ob nicht auch *renouveau* im äußersten Westen der Atlaskarte ein Reflex der Dichtersprache ist? Vgl. Merlo, *Stag.* S. 19 Anm. 2.

das *Rom. Gramm.* I S. 224 besprochen ist und eine rein lautliche Entwicklung eines *cürer* mit stark palatalem *ü* (cf. *tirier*) darstellt. Ein frz. *curier* wäre dann im Spanischen ganz sklavisch zu *curiar* (mit Ersetzung des *ü* durch das heimische *u*, aber mit Belassung des *i*) geworden. Daß gerade ostfranzösische Formen eindrangen, wüßte ich nicht historisch zu begründen, daher könnte man eher annehmen, daß ein frz. *ü* in *u* und *i* dekomponiert wurde, und zwar umgekehrt wie im Englischen und Althochdeutschen: hier wird *ü* zu *iu* (*aventiure*), im Portugiesischen ergibt ein entlehntes frz. *aventure* ein *ventuyra* (R. X, 77), dem ein span. *venturia* zur Seite steht, das Baist a. a. O. aus dem Fuero Juzgo belegt. Den Gedanken an französischen Einfluß läßt Baist angesichts des spanischen *venturia* fallen, ich sehe aber in ihm kein Hindernis: das *i*, das sich aus dem frz. *ü* loslöste, ist stark genug gewesen, um die Analogiebildung nach Wörtern wie *injuria*, *centuria* 'Jahrhundert' zu begünstigen: im Portugiesischen bliebe nun *cuirar*, *ventuyra*, weil der Nexus *-yr-* geläufig war, im Spanischen tauschte das *i* den Platz, oder vielmehr das *i*-haltige *r* löste aus sich ein *i* an anderer Stelle los, um sich dem geläufigen *-uria*-Ausgang anzupassen. Die Bedeutung 'schützen' im Span. (während afrz. *curer* nur 'guérir, prendre soin de' heißt) kann wohl nicht gegen eine Entlehnung sprechen.

Wien. L. Spitzer.

Sitzungsberichte
der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1916.

Sitzung vom 11. Januar 1916.

Herr Sabersky spricht über *Nähere Bestimmung einiger begrifflich benachbarter italienischer Worte.*

Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung hat die Einrichtung getroffen, einem jeden, der nachweisen kann, daß er die in ihrem Verlage erschienenen Unterrichtsbriefe, gleichviel welcher Sprache, nach Vorschrift durchgearbeitet hat, zu erlauben, eine von der Leitung gestellte Aufgabe zu lösen, die in ihren Einzelheiten beurteilt wird. Dem Vortragenden war die Durchsicht der bis zum Ausbruch des Krieges sehr zahlreich eingelaufenen italienischen Übersetzungen zugewiesen worden. Hierbei machte er die Erfahrung, daß auch bei den besten Lösungen der Mangel der Übersetzer vorherrschte, unter verschiedenen begrifflich benachbarten Ausdrücken nur selten den für die erforderte Lage zutreffendsten gewählt zu haben. Unter diesen sich so häufig wiederholenden Eindrücken reifte in dem Vortragenden der Entschluß, besonders da ein italienisches Synonymenwörterbuch für Deutsche noch nicht vorhanden ist, zunächst eines zu schaffen, das eine Zusammenstellung solcher begrifflich benachbarter Ausdrücke enthält, die häufig gebraucht werden und die erfahrungsgemäß nicht so verwendet werden, wie es dem italienischen Sprachgeist angemessen ist. Aus dem Manuskript zu diesem kleinen Buche trug er die Begriffsbestimmungen der folgenden Wörter vor, die von einer genügenden Anzahl Beispiele begleitet waren: *calma, bonaccia, quiete, riposo, tranquillità, pace* als Entsprechungen von Stille, Ruhe, Frieden usw. Auch die Eigenschaftswörter *quieto, tranquillo posato, pacifico* und die Zeitwörter *quietare* und *calmare*, die demselben Begriffskreise angehören, behandelte er in gleicher Weise. Die Erörterungen über *paese, luogo, borgo, borgata* und *casale* und die über *negoziante, mercante, commerciante, merciajo* und *merciajuolo* beschlossen die Reihe der Probestücke aus dem noch nicht veröffentlichten Buche.

Herr Herzfeld sprach in Anknüpfung an seinen vorjährigen Vortrag (vgl. *Archiv* 133, 425) *über die Grundlagen und Voraussetzungen der englischen Schauerromantik.* Er beschäftigte sich kurz mit einigen religiösen Momenten (Methodismus, Swedenborg), ausführlicher mit dem Aber- und Wunderglauben der Zeit, behandelte dann das Thema von den Schwindlern und Nekromanten (Haupttypen: St. Germain, Cagliostro), im Zusammenhang mit ihnen die geheimen Gesellschaften (Freimaurer, Illuminaten, Rosenkreuzer), die Räuberromantik, als Hauptschauplatz der Begebenheiten die alten Schlösser mit ihren in England häufigen geheimen Gängen und Verstecken und als wichtiges historisches Moment den Einfluß der französischen Revolution.

Herr Ludwig weist auf volkstümliche Überlieferungen in der Schauerromantik hin und gibt einige diesbezügliche Ergänzungen. An der Diskussion beteiligen sich ferner die Herren Aronstein, Kuttner und Rosenberg.

Der Vorsitzende gibt Kenntnis von dem Ableben des Herrn Kabisch, dessen verdienstliches Wirken als Mitglied der Gesellschaft er rühmt.

Der Vorsitzende teilt ferner mit, daß er Herrn Conrad die Glückwünsche der Gesellschaft zu seinem siebzigsten Geburtstag übermittelt hat.

Herr Dr. Buchenau wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Die Herren Lach und Pariselle werden zu Rechnungsprüfern gewählt.

Sitzung vom 25. Januar 1916.

Herr Spies sprach über *Das neue England*, vornehmlich in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Beziehung. Es wurden die Wandlungen besprochen, denen das heutige England unterliegt, und ihre Anfänge zum Teil bis in die viktorianische Zeit zurück verfolgt. Die Hauptpunkte des Vortrages werden in einem vom Institut für Meereskunde herausgegebenen Heft unter dem Titel *Die Engländer als Inselvolk* niedergelegt werden.

Herr Spatz gibt einige Ergänzungen. Herr Aronstein verweist auf ein Urteil Goethes über England. Herr Kuttner spricht über ähnliche Erscheinungen in Frankreich.

Herr Dr. Buchenau wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 8. Februar 1916.

Herr Schulz (als Gast) spricht über *Aberglauben und Magie im Islam.* Er geht von der Prädestinationslehre und der Geisterwelt im Koran aus und behandelt die Überlieferung und Volksgebräuche. Der passive Aberglaube besteht in Schutzmitteln, Amuletten, Talismanen, Anrufungen usw., ferner in Steinen, Erden, Siegeln und Ringen, der aktive Aberglaube in der Magie, die von Zauberern und Hexen ausgeübt wird. Dazu kommt die Astrologie und Alchimie. Wichtig sind die Zauberzeremonien, besonders die magischen Spiegel. Ursprung und Geschichte der Magie werden erörtert, sowie ihre Entwicklung und der Wandel und die Anpassungsfähigkeit des Islam.

Herr Tiktin verweist auf ähnliche Erscheinungen in Rumänien und im Alten Testament. Herr Risop spricht über das Alter des Rosenkranzes und die Bedeutung der linken Hand als Trägerin des Ringes. Herr Roediger bemerkt, daß der Ring auch in der *Germania* als Zeichen der Abhängigkeit erwähnt wird.

Auf Grund der Berichte der Rechnungsprüfer wird den Kassenführern Entlastung erteilt.

Sitzung vom 22. Februar 1916.

Herr Ludwig spricht über *Belgien mit Landsturmaugen betrachtet* und berichtet nach einem dreizehnmonatigen Aufenthalt über die Eindrücke, die er in Charleroi, in und bei Lüttich sowie in Brüssel empfangen hat.

In seiner kleinen Mitteilung zu *Savaric von Mauleon und Gottfried Keller* legt Herr Lommatzsch dar, wie an letzter Stelle Pio Rajna, aber schon lange zuvor Wilhelm Wackernagel, Reinhold Köhler und Adolf Tobler sich mit Erfolg um das literargeschichtliche Verständnis des bekannten Partimen *Gaucelm, tres jocs enamoratz* bemüht haben. Die von Tobler erwähnte Zeichnung des schweizerischen Dichters und Malers Johann Martin Usteri ist möglicherweise auch Gottfried Keller bekannt gewesen und kann zur Ausgestaltung einer reizenden Szene der 'drei gerechten Kammacher' beigetragen haben.

Herr Oberlehrer Dr. Speck wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 14. März 1916.

Herr Roediger spricht über *die Verdeutschung der Fremdwörter.* In ruhigen Zeiten pflegt man sie unbedenklich aufzunehmen, in Tagen, wo das Volksbewußtsein sich kräftig regt, sucht man sich ihrer zu entledigen. Es braucht damit nicht Mißachtung oder Haß gegen das Fremde verknüpft zu sein: im Gegenteil kann der Wunsch, es ihm gleichzutun, zu dem Versuche führen, es durch Einheimisches überflüssig zu machen. So gleich bei dem ersten deutschen Sprachreiniger und Sprachverbesserer, bei Karl dem Großen, dem es an Achtung vor dem römischen Altertum gewiß nicht fehlte, der aber nicht minder deutsche Sprache und Dichtung liebte und

sie, wie seine Völker, in feste Ordnung zu fassen strebte. So gab er u. a. den Monaten der römischen Jahreseinteilung deutsche Namen, vorhandene Bezeichnungen für Festzeiten und Zeiten ländlicher Verrichtungen benutzend. In den Dialekten sind noch etliche lebendig. Auch die Namen der Winde suchte er, neue Benennungen schaffend, zu verdeutschen, freilich ohne dauernden Erfolg. — Das Vertrauen in die Fähigkeit der deutschen Sprache, es anderen gleichzutun, wird uns durch die Jahrhunderte hin immer wieder bezeugt, ebenso dauern Aufnahme und Abstoßung fremder Einflüsse in Sprache und Sitte ruhelos fort. Der Vortragende legt das in großen Zügen dar und zeigt dann, wie ein Verdeutscher auf dem Gebiete des Unterrichts, Notker Labeo von St. Gallen, † 1022, sich verhalten habe. Er meidet bloße Übersetzungen, sucht vielmehr durch den deutschen Ausdruck eine dem Lateinischen entsprechende Anschauung zu erwecken, die auf Verständnis rechnen darf. So bringt er in die wissenschaftliche Sprache eine dichterische Bildlichkeit. An dieser Schöpferkraft fehlt es unseren Verdeutschern meist, und daher bleiben ihre deutschen Ausdrücke leicht ebenso fremdartig und unverständlich wie die andersssprachigen und müssen ebenso mühsam erlernt werden. Sie belasten uns auch mit einer Überfülle von Zusammensetzungen, gar doppelten, weil die Kraft und der Mut zu Neubildungen aus den Wurzeln abgenommen hat. Es fehlt der Schriftsprache auch der Mut, die Fremdwörter sich mundgerecht zu machen, wie das Deutsche ihn vorzeiten besaß und die Dialekte noch einigermaßen. So könnte manches Fremdwort heute noch zum um- und eingedeutschten oder durch Volksetymologie umgebildeten Lehnwort werden. Die Lehnwörter sind ja nichts anderes als eingesessene Fremdwörter. Aus den Dialekten aber, die immer den belebenden Zufluß für die leicht träge werdende Schriftsprache spenden müßten, sollten wir mehr kraftvollen, echt deutschen Ersatz für entbehrliche Fremdwörter holen. Allein auch wirklich nur für entbehrliche, damit wir uns nicht aus Übereifer selbst berauben. Das aber ist die Hauptsache: man denke den Satz von Anfang an deutsch und schlage nicht erst im 'Verdeutschungswörterbuch' nach, wenn man über das Fremdwort stolpert! — Der Vortragende brachte im Anschluß an seine Ausführungen zahlreiche Belege.

Herr Förster kritisiert den mangelnden Sprachgeschmack bei den heutigen Verdeutschungsversuchen. Herr Kuttner gibt Beispiele der Entstehung von Fremdwörtern aus dem heutigen Französisch. Herr Wolff macht eine Ergänzung.

Herr Oberlehrer Dr. Speck wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 28. März 1916.

Herr Brandl spricht über *Vorstufen zu Shakespeares Cymbeline mit einem Exkurs über das englische Märchen.* Der Vortrag wird im Shakespeare-Jahrbuch erscheinen.

Herr Wolff verweist auf einige dramatische Vorstufen des Dramas. Herr Roediger erwähnt entsprechende Motive in anderen Märchen. Herr Herzfeld macht einen Vorschlag zur Datierung des Märchens.

Sitzung vom 11. April 1916.

Herr Pariselle spricht über die *Geschichte einer Grammatik, die ungeschrieben geblieben ist.* Der Vortragende berichtet über die drei vergeblichen Versuche der französischen Akademie, die in ihren Gründungsstatuten in Aussicht genommene Grammatik der französischen Sprache zustande zu bringen.

Herr Herrmann spricht über die *neuere englische Kriegsliteratur.* Nach einigen statistischen Angaben über die Kriegsliteratur in England und Deutschland verbreitet sich der Vortragende über die Gründe des Anwachsens dieser Veröffentlichungen; er weist auf die große Zahl eng-

lischer und amerikanischer Zeitungsschreiber als Verfasser von Kriegsbüchern hin und betont, daß bei sehr vielen von ihnen geschäftliches Interesse und Gewinnsucht maßgebend seien. Daher stehen die meisten Kriegsveröffentlichungen Englands in literarischer Hinsicht auf sehr niedriger Stufe. Der Vortragende beginnt mit einigen von Geistlichen verfaßten oder aus geistlichen Kreisen stammenden Büchern: *Yeo, The Gods of Prussia*, eine gemeine Schmähschrift gegen den Kaiser; *O'Rorke, In the Hands of the Enemy*, eine selbstgefällige und anmaßende Schilderung der Erlebnisse eines englischen Feldgeistlichen in deutschen Gefangenenlagern; *Winnifrith, The Church in the Fighting Line*, Kriegserinnerungen eines Feldkaplans, ebenfalls voller Schmähungen gegen die Deutschen und voll maßloser Verherrlichungen der Engländer. Einen wissenschaftlichen Anstrich gibt sich das Werk von *Colvin, The Germans in England from 1066—1598*, ist aber alles andere als Geschichte. Es sucht als Ursache alles Unheils in der englischen Geschichte früherer Jahrhunderte deutsche Intrigen hinzustellen.

Nur kurz gestreift werden die Hetzschriften: *Degenerate Germany* by Henry de Halsalle, *Kaiser, Krupp and Kultur* und *The Secret Memoirs of Bertha Krupp*; ausführlicher dagegen wird die im Auftrage Lord Northcliffes verfertigte und ihm auch gewidmete journalistische Sensationsschrift *My Secret Service. By the Man who dined with the Kaiser* besprochen, deren offenbare Lügen ad absurdum geführt werden.

Dann wendet sich der Vortragende zu den bereits jetzt in Angriff genommenen und im Erscheinen begriffenen englischen Gesamtdarstellungen des Weltkrieges. Von diesen werden die einschlägigen Werke von Mumby, Heywood, Buchan und Belloc nur kurz charakterisiert, dagegen das vom pädagogischen Standpunkte aus interessante Werk von *Sir Edward Parrott, The Children's Story of the War*, ausführlicher besprochen. Diese Veröffentlichung ist dem dreizehnjährigen Prinzen Georg gewidmet. Die beiden bisher erschienenen Bände reichen bis zur Einnahme Antwerpens und enthalten, wie der Verfasser an zahlreichen Proben zeigt, nicht nur zahlreiche Geschichtsirrtümer und -fälschungen, sondern vor allem auch unglaublich törichte und alberne oder geradezu empörende Geschichten, die den Zweck haben, die Tugenden der englischen Soldaten in den Himmel zu erheben und die Deutschen, besonders den Kaiser, in den Staub zu ziehen.

Der vorgerückten Zeit wegen bricht der Vortragende hier ab, so daß die amerikanische Kriegsliteratur nicht mehr zur Besprechung kommt. Hinsichtlich der englischen Kriegslyrik wird auf den Aufsatz von Brandl in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 21. März 1915 verwiesen.

Herr Engwer macht Angaben über die französische Kriegsliteratur.

Sitzung vom 9. Mai 1916.

Herr Rosenberg spricht über *Prinzipielles zur Bedeutungsentwicklung* im Anschluß an eine Besprechung des IV. Bandes von Nyrops *Grammaire historique de la langue française*.

Der Vortragende gibt eine Übersicht über den Inhalt dieses Bandes, der der Bedeutungslehre gewidmet ist, indem er jedes der zehn Bücher, in die er eingeteilt ist, seinem theoretischen Inhalte nach kurz darstellt und einige besonders bezeichnende Beispiele für jede Erscheinung anführt. Er zeigt, daß eine Menge von Kenntnissen für den Studierenden aus der Durcharbeitung des Nyropschen Werkes zu gewinnen sind, daß indes die Lektüre einen Rest von Unbehagen zurückläßt, da das philosophische Bedürfnis in keiner Weise befriedigt wird. Die tatsächliche Geschichte der Wörter, äußere Veranlassungen ihrer Bedeutungsänderung werden häufig sehr treffend veranschaulicht, und so wird man in dem Wissen von vielen Einzelheiten gefördert, aber der Verfasser sucht nicht so sehr die innere Verknüpfung der Bedeutungen in ihrer gesetzlichen Notwendigkeit zu er-

kennen. Und dabei ist doch die erste Auflage von Wundts Völkerpsychologie, in der im zweiten Teil des ersten Bandes der Bedeutungswandel besprochen wird, schon mehr als ein Jahrzehnt vor Nyrop erschienen.

Die Grundlage für die psychologische Erklärung des regulären Bedeutungswandels bildet für Wundt die Untersuchung der Frage, wie die ursprünglichen Begriffe — und das sind konkrete Gegenstände, da alles Denken mit sinnlichen Anschauungen beginnt — ihre Benennung erhalten. Zweierlei findet er für diese Benennung entscheidend, erstens daß jeder Gegenstand als eine einzige zusammengesetzte Vorstellung erscheint — daher die Einheit der Benennung —, und zweitens daß ein engbegrenzter Bestandteil der Vorstellung apperzipiert wird oder in den Blickpunkt tritt. Das Wesen der Benennung ist die Hervorhebung eines dem Gegenstande zukommenden Merkmals, des dominierenden Merkmals. Dieses dominierende Merkmal aber verschwindet allmählich in der Gesamtmasse der Elemente: der Sprechende denkt nicht bei 'Getreide' daran, daß nur 'Getragenes' bezeichnet ist, er vergißt bei pecunia die Viehherde, bei Papier, daß die Papyrusstaude ihm den Namen gegeben hat, bei *ἀργύριον*, daß nur das Weiße des Silbers ihm die Benennung eingetragen hat. Vor dem Worte selbst tritt so das dominierende Merkmal zurück, und dadurch wird der Weg für den Bedeutungswandel frei. — Wundt kommt es nun bei seiner Einteilung der Erscheinungen im Bedeutungswandel vor allem darauf an, die psychologischen Motive des Vorganges, die Bedingungen des Überganges einer Bedeutung zur anderen scharf zu erfassen, während Nyrop, der wohl auf Pauls Sprachprinzipien fußt, ein logisches Einteilungsprinzip zugrunde legen wollte.

Für die nächste Zukunft scheinen dem Vortragenden Wilhelm Wundts Anschauungen, mögen sie auch hier und da eine Abänderung erfahren, richtunggebend zu sein. Er wünschte, daß es einmal ein historisch gründlich geschulter Philologe unternähme, eine Semantik zu schreiben und dabei die Probe auf die Prinzipien Wundts zu machen.

An der Besprechung beteiligen sich die Herren Morf, Kuttner, Otto und Buchenau.

Sitzung vom 10. Oktober 1916.

Der Vorsitzende teilt mit, daß Herr Stumpff gestorben, Herr Fehse vor dem Feinde gefallen ist.

Herr Ludwig spricht über *Homunculi und Androiden.* Ausgehend von der Gestalt des Goethischen Homunculus bespricht er die denkbaren Arten künstlicher Lebewesen und zeigt, wie von verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten die Idee künstlerisch behandelt worden ist. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Herr Kuttner weist auf das Buch von Yovanovitch, *La Guzla de Prosper Mérimée* hin, in dem das Problem gestreift werde. An der Besprechung beteiligen sich noch die Herren Friedländer und Herzfeld.

Sitzung vom 24. Oktober 1916.

Herr Morf spricht *über die Persönlichkeit des Cervantes.* Der Vortrag wird in der Internationalen Monatsschrift erscheinen.

Herr Dr. Michaelis wird zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 14. November 1916.

Herr Wolff spricht über *Shakespeare als Barockkünstler.* Der Vortrag wird in der Intern. Monatsschrift erscheinen.

Herr Aronstein macht ergänzende Ausführungen über Ben Jonson.

Herr Lamprecht spricht über *Nostradamus: Die Franzosen, wie sie sind.* Der Vortragende gibt den Inhalt der einzelnen Kapitel des Buches an und kritisiert die Angaben des Verfassers, der 30 Jahre in Paris gelebt hat; das Buch sei Volkswirtschaftlern, Rechtsgelehrten und Kaufleuten sehr zu empfehlen, für Lehrer des Französischen lesenswert, obwohl seine Bemerkungen über die Sprache und Verslehre zurückzuweisen seien.

Herr Dr. Michaelis wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Der bisherige Vorstand wird wiedergewählt.

Sitzung vom 28. November 1916.

Herr Aronstein spricht über *die Selbstkritik der Engländer in ihrer Literatur.* Der Vortrag wird in der Intern. Monatsschrift erscheinen. Bei der sich anschließenden Diskussion bespricht Herr Gade die eigentümliche Verbindung zwischen bürgerlicher Moral und politischer Unmoral in der Auffassung der Engländer von den Leistungen ihres Volkes; er weist ergänzend hin auf Bulwers *England and the English*, betont, daß in neuerer Zeit Stimmen zahlreicher geworden sind, die Mängel hervorheben (u. a. sei Ponsonby, *The Decline of Aristocracy* charakteristisch), und macht endlich auf die unbewußte Selbstkritik der Personen Galsworthys (etwa in *The Country-House*) aufmerksam. — Herr Herrmann bespricht den Einfluß der Kriegspsychose auf Wells' Anschauungen. — Herr Seibt gibt einige der Darlegungen in dem Buch von Schultze-Gävernitz, *Russischer Imperialismus und englischer Freihandel* wieder. — Herr Ludwig erwähnt die eigentümliche Stellung Shaftesburys zu seinem Volk, wie sie neuerdings Weiser, *Shaftesbury und das deutsche Geistesleben*, dargelegt hat.

Sitzung vom 12. Dezember 1916.

Herr Lommatzsch gibt die *Einleitung zu einer Vorlesung über Victor Hugo.*

Er macht des weiteren einige Bemerkungen *Zu einer Strophe des Peire Vidal.* Es handelt sich um den Strophenanfang *Ben aia·l temps e·l jorn e l'an e·l mes* ..., eines dem Peire Vidal, in anderer Handschrift dem Guiraut de Borneih zugeschriebenen Liedes (in Anglades Ausgabe Nr. 44). Schon A. Kolsen (*Archiv* 134, 425, Anm. 1) hat Anglades falsche Lesart und Übersetzung berichtigt. Dem prov. *ben aia* entspricht genau ital. *benedetto sia*; und Francesco Petrarca hat, was bereits Jehan de Nostredame bekannt war, die provenzalische Strophe in dem bekannten Sonett nachgeahmt: *Benedetto sia 'l giorno e 'l mese e l'anno* ... Ein französisches Seitenstück aber zu diesem Sonett hat Petrarcas Zeitgenosse Guillaume de Machaut in einer Ballade geschaffen: *Je maudi l'eure et le temps et le jour* ... (Edit. Chichmaref I, 192). Die Frage der literarischen Beziehungen Machauts zu Petrarca bedarf weiterer Forschung; es scheint nicht ausgeschlossen, daß Petrarcas Freund Philippe de Vitry hier eine Vermittlerrolle gespielt hat.

Herr Kolsen weist auf die noch dunkle Stelle bei Peire Vidal, ed. Anglade Nr. 30, 12 hin. Er zerlegt *milan* in *mi l'an* und gibt nun der Wendung *tastar l'an a* oder *en aucun* den Sinn von 'einem den Buckel entlangrutschen'. Seine Deutung wird Kolsen in den 'Dichtungen der Trobadors' zu Nr. 30, 18 näher darlegen.

Herr Wolff macht eine Ergänzung aus dem *Petrarchista* von Franco. — Herr Friedländer verweist auf das Buch Hiob. — Außerdem beteiligt sich Herr Lamprecht an der Diskussion.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1917.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Ad. Müller.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ K. Schmidt.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Wolff.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium. Berlin NW 23, Altonaer Str. 21.

„ Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Lohmeyerstr. 6.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW 23, Claudiusstr. 14.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Halensee, Johann-Georg-Str. 6.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasiums i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Treskow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Oberlehrer an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Oberlehrer an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Direktor der Sophienschule. Charlottenburg V, Schloßstr. 46.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg V, Windscheidstr. 2 IV.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W 15, Bregenzer Str. 8 III.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor. Gr. Lichterfelde O, Bismarckstr. 11.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.

„ Delmer, Frederic Sefton, Professor.

„ Doegen, Wilh., Oberlehrer an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf, Alsenstr. 121.

„ Dr. Drechsler, R. W. Berlin SW 29, Mittenwalder Str. 39.

„ Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.

Herr Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 85.
„ Engelhardt, Franz, wissensch. Hilfslehrer. Berlin NO 18, Gr. Frankfurter Str. 61.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Featherstonhaugh, Albany.
„ Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin N 58, Eberswalder Str. 35.
„ Dr. Friedmann, Georg, Professor, Oberlehrer an der V. städtischen Realschule. Charlottenburg-Westend, Akazienallee 43.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Gladow, Hans, Oberlehrer am Reform-Gymnasium in Mariendorf. Berlin-Mariendorf, Kaiserstr. 121.
„ Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Direktor der III. städt. Realschule. Berlin W 35, Steglitzer Str. 8 a.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der städt. Oberrealschule I. Charlottenburg, Schloßstr. 27.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C 2, An der Schleuse 5 a.
„ Harsley, Fred, M. A.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer a. D. Charlottenburg, Uhlandstr. 24.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Oberlehrer an der XII. städt. Realschule. Berlin NO, Am Friedrichshain 13.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, Lützowufer 30 III.
„ Dr. Hille, Karl, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Oberlehrer am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Reinickendorf-Ost, Markstr. 4 II.
„ Dr. Hörning, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. Hummel, Fritz, ord. Lehrer am Schiller-Lyzeum. Berlin NW 52, Calvinstr. 10.
„ Dr. Koebe, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 7 III.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.
„ Kündiger, Hans, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NW 21, Bochumer Str. 14.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Berlin-Wilmersdorf, Jenaer Str. 19.
„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S 14, Dresdener Str. 90 I.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C 2, Klosterstr. 73 II.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraße 29/30.

Herr Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Privatdozent an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor. Oberlehrer a. D. Berlin W 35, Genthiner Str. 41 III.
„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Realschuldirektor a. D. Berlin W 50, Achenbachstr. 2.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.
„ Luft, Friedrich, Professor, Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.
„ Maillet, A. S.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Geh. Stud.-Rat, Oberlehrer a. D. Steglitz, Kleiststr. 38.
„ Dr. Michaelis, Paul. Kand. d. höh. Schulamts. Berlin NO 55, Raabestr. 17.
„ Dr. Morf, Heinrich, Geh.-Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100.
„ Dr. Müller, Adolf, Prof., Oberlehrer a. D. Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Müller, August, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule in Berlin. Köpenick-Wendenschloß, Falkendammer Str. 7.
„ Dr. Mylo, Paul, Oberlehrer an der Oberrealschule in Potsdam. Potsdam, Kronprinzenstr. 30 a.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groß-Lichterfelde O. Frauenstr. 3.
„ Dr. Noack, Fritz, Professor, Oberlehrer am Gymnasium in Groß-Lichterfelde. Groß-Lichterfelde, Theklastr. 12.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg I, Guerickestr. 42.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Grenzburgstr. 6.
„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf-Ost, Bernerstr.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.
„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf-Wa., Bergmannstr. 7.
„ Dr. Polak, Léon, Oberlehrer am städt. Gymnasium. Haarlem (Niederlande), Ripperdastr. 9a.
„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer an der Kierschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin-Steglitz, Schloßstr. 49.
„ Dr. Roediger, Max, Geh. Regierungsrat, außerord. Professor an der Universität. Berlin W 62, Bayreuther Str. 43 II.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der 8. Realschule. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.
„ Roland, Max, Oberlehrer. Potsdam, Breite Str. 30.

Herr Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Groß-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.
„ Rossi, Giuseppe, Kgl. ital. Vizekonsul, Lektor an der Kgl. technischen Hochschule. Velten i. M., Mühlenstr. 35.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Dr. Saß, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.
„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW, Großbeerenstr. 58/59 III.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin-Tempelhof, Hohenzollernkorso 4.
„ Dr. Schmidt, Karl August, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S 61, Lehniner Str. 9 IV.
„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin W 50, Rankestr. 29 III.
„ Schreiber, Wilhelm, Direktor der städt. Humboldt-Realschule in Tegel. Tegel, Hauptstr. 33a.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor. Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 9, Gartenhaus III.
„ Dr. Söhring, Otto, Gymnasialdirektor, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Lichterfelde, Elisabethstr. 16.
„ Dr. Spatz, Willy, Professor, Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 107.
„ Dr. Speck, Johannes, Oberlehrer am Paulsen-Realgymnasium. Steglitz, Birkbuschstr. 16.
„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule in Berlin. Wilmersdorf-Berlin, Gieselerstr. 22.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Fehlerstr. 3.
„ Dr. Thurau, Gustav, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Wolgaster Str. 53.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Geh. Regierungsrat, Realgymnasialdirektor a. D. Charlottenburg, Kantstr. 150.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstr. 123.
„ Dr. Wagner, Max Leop., Privatdozent an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31
„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Berlin W 15, Hohenzollerndamm 3.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Oberlehrer am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Gustav Buchtenkirch, Kleists Lustspiel 'Der zerbrochene Krug' auf der Bühne. (Literatur und Theater. Forschungen, hg. von Eugen Wolff, 2.) Heidelberg, Winter. 1914. XI. 88 S. M. 2,60.

Fast vierzig Jahre nach Siegens Studie legt B., ein wenig anspruchsvoll und weitschweifig, eine neue Darstellung der Bühnengeschichte von Kleists Lustspiel vor. Die unglückliche Aufführung von 1808 durch den Weimarer Theaterdirektor Goethe wird nach Ursache und Wirkung wohl richtig eingeschätzt, wenn ihr Mißlingen, was jedem Einsichtigen freilich deutlich war, weniger der verfehlten Dreiteilung als dem für solche Kost völlig unvorbereiteten Publikum zur Last gelegt wird. Für die Zeit von 1808 bis 1820 stellt B.s Spüreifer und Finderglück in München, Dresden und Berlin (auf dem Königstädtischen Theater) Aufführungen fest, die ohne Nachwirkung blieben. Das eigentliche Bühnenleben des Z. K. beginnt 1820 in Hamburg mit der Bearbeitung F. L. Schmidts, eines Epigonen F. L. Schröders. Es ist bezeichnend, daß der 'Hamburger Stil' der Darstellung, der dem Weimars so ganz entgegen war, Kleist gerechter wurde. Mit Recht nimmt B. Schmidts Leistung gegen die allzu harte Beurteilung durch Siegen in Schutz. In einem interessanten Briefe Schmidts an Tieck heißt es: 'Traurig genug, daß man so herrliches Gut gleichsam einschmuggeln muß.' Schmidts Text blieb lange hinaus (aber nicht 'ein Jahrhundert', wie B. meint) die Grundlage für die Bühne. Erst 1876 macht der genannte Siegen den Versuch einer neuen Bearbeitung, die sich mehr dem Originaltext von 1811 nähert, aber ohne rechtes Fortleben war. Dagegen ist Carl Fr. Wittmanns Bearbeitung, die, wenig originell, sich stark an Schmidt anlehnt, noch heute kein seltener Gast auf dem deutschen Theater. Welche Bühne nun endgültig den Anfang mit Aufführungen nach dem Original machte und wann dies geschehen ist, vermag auch B. nicht zu sagen. Ich glaube, daß dieser Punkt doch zu bestimmen gewesen wäre. Etwa für Meiningen (1878) hätte sich (trotz Theaterbrand von 1908 und Versagen des Geh. Rats Richard, angesichts der vielen noch lebenden Zeugen und ihrer zum Teil gedruckten Erinnerungen) Bestimmtes finden lassen müssen. Und wie steht es 1883 mit dem 'Deutschen Theater', das B. merkwürdigerweise als 'Volkstheater' bezeichnet, unter l'Arronge? Überhaupt kommt Berlin (S. 76 f.) zu kurz, obwohl es als 'Heimatboden' des Z. K. gerühmt wird. Die Dresdener Darstellung auf Grund einer auch im Druck erschienenen Bühnenfassung von Zeiß (1904), die Münchener (Kilian), Wiener (Berger), Mannheimer (Gregori, der auf seines Dramaturgen Birk Schrift 'Der Zerbrochene Krug. Ein Beitrag zur Inszenierung' [1910] zurückgeht), alle drei merkwürdigerweise 1911 und die Berliner von 1913 unter Gerhart Hauptmanns Regie werden leider nicht allzu ausführlich gewürdigt, während die ältere Bühnengeschichte ohne wirklichen Grund sehr breitgetreten ist. Eine Reihe von stilistischen Entgleisungen sowie Nachlässigkeiten und Druckfehlern stört empfindlich.

Berlin. Hans Daffis.

Paul Zincke, Georg Forster nach seinen Originalbriefen. I. Textkritischer Teil. Grundriß zu einer historisch-kritischen Ausgabe von G. Forsters gesammelten Briefen mit besonderer Berücksichtigung der Fälschungen Ludwig Ferdinand und Therese Hubers. XV. 207 S. — II. Biographisch-kritischer

Teil. Georg Forsters Ehetragödie. 319 S. Dortmund, F. W. Ruhfus, 1915.

Albert Leitzmann und Paul Zincke befinden sich im Besitz einer stattlichen Zahl von Originalbriefen Georg Forsters und seines Kreises. Einen Teil davon hat Leitzmann durch Kauf erworben, Briefe Forsters an seine Gattin Therese geb. Heyne aus der Zeit ihrer Entfremdung, an sie und Huber aus seinem letzten kummervollen Lebensjahr; eine zweite Masse liegt in Weimar, sie enthält außer Tagebüchern Forsters die Abschrift von 31 seiner Briefe an dieselben Personen, auf Theresens Veranlassung zum Zweck der Veröffentlichung angefertigt; dazu kommen drittens die Originalbriefe Forsters an seinen Berliner Verleger Voß, die auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden aufbewahrt werden. Mit diesen Originalbriefen vor Augen, unterzog Dr. Zincke die bereits vorhandenen Drucke einem Vergleich und gelangte zu dem Ergebnis, daß eine gründliche Umgestaltung der bisher bekannten Brieftexte und eine völlige Änderung in der Darstellung und Beurteilung wichtiger Episoden im Leben des vielbesprochenen Politikers durchaus erforderlich sind.

Der erste Band ist diesem Vergleich gewidmet. Es kommen an älteren Drucken in Betracht erstens die von Huber 1794 in der Zeitschrift Friedenspräliminarien veröffentlichten, an ihn gerichteten einunddreißig Briefe Forsters, acht an Voß, einer an Johann von Müller. Der Abdruck ist fragmentarisch; verschwiegen wird alles, was mit den ehelichen Trübsalen der jetzigen Madame Huber zusammenhängt und was Forster als extremen Politiker kennzeichnen würde, auch wagt sich der Herausgeber an stilistische Änderungen. Zweitens die von Therese 1829 veranstaltete Ausgabe. Sie hatte unter dem Nachlaß ihres ersten Gatten tief eingreifende Musterung gehalten, einen ganzen Waschkorb von Papieren verbrannt und damit aus der Welt geschafft, was ihren Kindern 'dereinst Kummer bereitet' hätte, aber auch was für das von ihr beliebte Verfahren ein grausamer Kontrollapparat gewesen wäre. Nach dieser Verbrennung atmet sie erleichtert auf: 'Ich kann nun noch eins so leicht sterben.' Über ihre Methode schreibt sie einmal: 'Ich beschneide alles, was nur Gefühlspinselei ist, lasse alles ins reine schreiben, werde dann meine Ergänzungen hinzufügen.' Als Vorbereitung hatte sie jene Abschrift von einunddreißig an sie selbst gerichteten Briefen Forsters anfertigen lassen, aber der Schreiber war angewiesen, bestimmte Stellen zu übergehen, von denen sie freilich manche wieder mehr oder minder verändert einsetzte, während wiederum andere dem tilgenden Stift verfielen. Da diese einunddreißig Briefe auch in den Friedenspräliminarien stehen, so wird das Verfahren der beiden Herausgeber ganz besonders anschaulich. Aus den mit peinlicher Genauigkeit angestellten Vergleichen gewinnt Zincke ein weitschichtiges Anklagematerial gegen Therese Huber als Herausgeberin der Briefe sowohl wie als Biographin ihres Gatten. Er macht ihr in beiden Bänden den Prozeß, im ersten durch grelle Beleuchtung ihrer Arbeitsweise, im zweiten durch Revision der bisher gültigen Darstellungen des Lebens Georg Forsters und der von ihr darin gespielten Rolle: die Verbindung beider, die ersten Ehejahre, die Zeit des Zerwürfnisses, der Verhandlungen, der Scheidung usw. gehen in allen Einzelheiten am Leser vorüber.

Des Verfassers Urteile über Therese sind äußerst bitter, haben mitunter einen Anflug von Gehässigkeit. Da haben Th. und Huber freventlich Mißbrauch mit dem Nachlaß getrieben — sie hat gelogen — kehrt das Oberste zu unterst — die Einschaltung der gestrichenen Absätze und Briefe würde ihre Angaben von Grund aus verändern — pfiffig ersonnener Lügenbau — hat die Briefe Forsters ihrer Darstellung [seines Lebens] so angepaßt, daß man oft nicht weiß, ob man in ihrer Erzählung den Kommentar zu Forsters

Briefen oder in Forsters Briefen den Kommentar zu ihrer Erzählung zu sehen hat — sie setzt dem deutschen Publikum in ihren biographischen Skizzen Kitsch vor — scheint sich in die Rolle der geopferten Frau so hineingelogen zu haben, daß sie am Ende selbst nicht immer wußte, was wahr war und was sie erlogen hatte. Zweifellos besaß Therese ein bedeutendes Geschick, hinsichtlich ihrer Person alles zum besten zu kehren; sie verfolgt stets die reinsten Absichten und malt sich so unschuldig wie ein Lämmchen. Was dem im Wege steht, fällt einfach unter den Tisch. Und wenn der Leser auch noch so geneigt ist, hier und da für mildernde Umstände einzutreten, so erlahmt jede Sympathie in des Verfassers greller Beleuchtung ihres Treibens. Auch an dem Stil Forsters hat sich die federgewandte Dame mit seltener 'Unverfrorenheit' vergriffen, obgleich ihr stilistisches Empfinden nicht besonders ausgebildet war; freilich ist hier wohl zu berücksichtigen, daß in diesem Punkte Therese nicht allein weitherzig war: man dachte damals über urkundliche Drucke anders als heute. Daß die älteren Biographen Forsters, denen die Kenntnis der Originalbriefe nicht vergönnt war, Urteile fällen, die heute als schief zu bezeichnen sind und die Tatsachen in falsches Licht rücken, ist sicher verzeihlich. Aber unbarmherzig geht Zincke mit ihnen ins Gericht, besonders mit Janssen und Geiger; jenes Darstellung heißt unwissenschaftlich und tendenziös, Geiger schließe jede kritische Bewertung der Quellen aus, sei Theresen kritiklos nachgelaufen, habe blinde Verehrung für sie. Wo von der Forster die Rede ist, pflegt der Name ihrer Rivalin aufzutauchen, einer anderen Abenteurerin, Karoline Boehmer. Beide haben ihre Freunde und Verteidiger; wer die eine schätzt, läßt an der anderen nicht viel Gutes. Demgemäß kommt Karoline hier recht gut fort, sie wird gegen die Anwürfe Theresens und gegen allerlei üble Verdächtigungen in Schutz genommen. Geiger erhält wieder wegen seiner Parteinahme für Therese scharfe Zurechtweisungen. Sehr eingehend beschäftigt sich Z. mit dem Einfluß der beiden republikanisch gesonnenen Frauen auf Forster; Therese stieß ihn in den Strudel, in dem er elend umkam.

Eine genußreiche, erquickende Lektüre gewährt das Buch nicht. Zincke nimmt es sehr ernst mit seiner Aufgabe, er verfährt gründlich, kommt aber dabei zu ermüdenden Wiederholungen; auch dreht man sich immer nur in einem engen Kreise oder vielmehr in dem Dreieck der handelnden Personen, Theresens und ihrer beiden Männer, von denen sie den einen mit dem anderen betrog. Um zu seinem Ziele zu kommen, muß der Verfasser diese schmutzige Wäsche immer wieder pressen und schlagen, aber es bleibt schmutzige Wäsche.

Berlin. Hans Löschhorn.

J. E. Wackernell: Ludwig Steub, Adolf Pichler und der Tiroler Sängerkrieg. (Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs. XIV, 1—72.) Innsbruck, Wagner, 1916.

Sehr gut hat es Dreyer mit seinem Steub gemeint, als er ihm 1915 ein biographisches Denkmal setzte (vgl. 'Archiv' 134, 458). Er rühmte den behaglichen Essayisten nach allen Richtungen, wie es dieser selbst ihm vorangedeutet hatte; er glaubte ihm; die Worte der Widersacher aber nahm er obenhin und schob sie gelegentlich auch unwirsch beiseite. Unter Umständen hätte das leichte Büchlein in dieser Zeit der Kriegszerstreuung und des Burgfriedens ungefährdet durchschlüpfen können. Auch wer die Schwächen sah, konnte der Lust entbehren, einen alten Streit zwischen Bayern und Tirolern gerade jetzt wieder aufzunehmen. Nicht so dachte der Innsbrucker Germanist Wackernell. Als Biograph des von Steub recht unglücklich angegriffenen Beda Weber, als Freund des mitangegriffenen Adolf Pichler, als wehrhafter

Tiroler und als wissenschaftlicher Wahrheitsfreund fühlte er sich verpflichtet, die Verstiegenheiten, die Widersprüche und die ungerechten Behauptungen des mehr wohlmeinenden als sachkundigen Dreyer aufzudecken. Zu gute Absicht einseitiger Art und zu milde Selbstkritik können den Herold eines Toten für diesen zu einer Gefahr machen: das zeigt sich im vorliegenden Fall. Für Wackernell war Dreyer weder an Wissen, noch an Logik, noch an Auffassungskraft ein ebenbürtiger Gegner. Da Wackernell überdies seinem Widersacher auch Recht gibt, wo ihm Recht gebührt, seinem Pichler durchaus nicht blindlings anhängt und überall vom Persönlichen, Kleinen und Zufälligen hinaustrachtet nach den höheren Sachgegensätzen, so hat seine Antwortschrift Gewicht und Bestand.

In der Mitte der Erörterungen steht der 'Sängerkrieg', den Steub 1882 über die Fehden der tirolischen Schriftsteller 1843—47 veröffentlichte. Diese Fehden hatten mit einer anonymen Gesamtkritik des tirolischen Parnaß und mit anderen Artikeln des Bozners Dr. Streiter eingesetzt. Wie beneidenswert kindlich mag uns heute das Land erscheinen, das sich durch schöngeistige Rezensionen so aufregen ließ! Bei näherem Zusehen enthüllen sich die Dinge doch anders. Wir finden bei den damaligen Tirolern einen starken Bildungstrieb. Aufgerüttelt durch die Tragik Andreas Hofers, übernahmen sie mit idealistischem Schwung die jungdeutsche Bewegung. Es gab zu jener Zeit, wie mir einmal der Besitzer der großen Wagnerischen Buchhandlung in Innsbruck mitteilte, eine Menge Leute an Inn und Etsch, die jährlich ein hübsches Sümmchen für den Kauf von Büchern und Zeitschriften bereitlegten, was inzwischen beträchtlich seltener geworden ist. Die Post ging langsamer, aber was sie brachte, wurde desto sorgsamer gelesen. Der Schulbesuch war besser als in irgendeinem anderen österreichischen Kronland; nach der amtlichen Statistik betrug er 103 Prozent, d. h. fast alle Kinder gingen pflichtgemäß in die Volksschule und außerdem noch viele freiwillig ins Gymnasium. Das hochgespannte Literaturinteresse, das den Sängerkrieg ermöglichte, war ein Ausdruck solch geistiger Strebsamkeit. Nach Steubs Darstellung allerdings war jener eine Schildbürgerei, angestiftet durch anonyme Artikel Beda Webers. Gegen diese Auffassung, die Steub wesentlich aus Hörensagen und Vermutungen geschöpft hatte, war bereits Pichler aufgetreten, freilich auch nur mit Erinnerungsmaterial. Erst Wackernell rückte über die alten Bücher her und machte Beda Webers Unschuld sonnenklar. Obwohl Dreyer dies weiß und gelegentlich anerkennt, läßt er sich dennoch durch die Steubische Tonart verführen, den ganzen Sängerkrieg als 'bedeutungslos' und als 'Windmühlenkampf' hinzustellen. Mit Recht findet dies Wackernell 'merkwürdig' und deckt da und dort die tieferen Fehlerquellen auf. Der Fall zeigt, wie ein ordentlicher Biograph an Wissen und Urteilskraft oft über seinen Helden hinausragen muß.

In zweiter Linie handelt es sich um das persönliche Verhältnis zwischen Steub und Pichler. Es war von vornherein nur ein Friede, nicht eine Freundschaft gewesen. Zu verschiedenartig waren die beiden Charaktere. Pichler, als ich 1867 ihn kennenlernte, trug einen wilden Kalabreser auf dem trotzigen Kopf, derb genagelte Schuhe an den Füßen, den Hammerstock des Geologen in der Hand und auf der Achsel einen grauen Schal, der zu allem diente, was der Älpler bei Tag und Nacht braucht. 'Ich komme vom Gebirge her' stand auf seinem Gesicht zu lesen, auch wenn er auf dem Alltagswege durch die Straßen Innsbrucks schritt. In seiner Rede wechselte ein waldfrischer Spaß mit dem Pathos des Dante und der Klassiker. Er war eine einsame Schrofennatur, die sich selbst dem Vertrauten nach kurzer Zwiesprach entwand; ins Gasthaus zu Geselligkeit sah ich ihn an einem einzigen Abende gehen, im August 1874 in der Pertisau, als der Dichter Wilbrandt mit seiner Frau ihn angelegentlich zu sprechen wünschte. Aber als Steub etliche Jahre später mir entgegentrat — es war auf dem Bahnhof in Klausen —,

erschien der gefeierte Schriftsteller in der Tür der zweiten Wagenklasse in Pantoffeln; umgeben von einer Schar gemütlicher Verehrer, stieg er aus und zog so in den Weingarten des Kantiolers, worauf eine Periode des Zechens begann, in die wir uns in solcher Weise teilten, daß die meisten nur jeden zweiten oder dritten Abend mit ihm aufsaßen, denn es dauerte regelmäßig bis tief in die 'kleinen Stunden'. Für solche 'Bierfaulheit' hatte Pichler gar kein Verständnis. Er dachte zugleich von der Gattung der humoristischen Prosa, in der sich Steub mit Erfolg bewegte, nicht sehr hoch. Wie sehr sich die beiden in solchen Literaturdingen fernstanden, wird besonders deutlich, wenn man ihre nächstverwandten Leistungen vergleicht: Pichlers Schilderungen 'Aus den Tiroler Bergen' bewegen sich in der Tradition des ernsthaften Reiseberichtes, z. B. der Schweizerbriefe von Goethe, die von Steub dagegen in der komischen Linie des Heine und Sterne; Pichlers 'Fra Serafico', der sich mehrfach zum Stil des Dante erhebt, und Steubs leichtgeschürzte 'Rose der Sewi', beide 1879 erschienen, sind die reinsten Gegenpole der Erzählungskunst. Im privaten Gespräch ließ es sich Pichler damals wohl anmerken, daß er sich andersgeartet fühlte; wieweit dies Zwischenträger vielleicht aufbauschten, läßt sich kaum mehr ermitteln. Aber offener Streit ging, wie Wackernell S. 33 gegen Dreyer dartut, nicht von ihm aus, sondern von Steub, der in einer Anzeige von Pichlers 'Epigrammen' 1880 den Pathetischen an die 'Menschlichkeiten seines Erdenlebens' gemahnte, ihn als den 'Unfeinsten unter seinen Landsleuten' bezeichnete und über seine Nobilitierung spottete. Ob Steub dabei teilweise vielleicht Spaß meinte, sei dahingestellt. Als ich ihn zum letzten Male traf, sagte er halb scherzhaft: 'Die Welt wird sich einmal wundern, was für Grobheiten sich zwei namhafte Schriftsteller des bairischen Stammes im 19. Jahrhundert antun mochten.' Sicherlich verstand Pichler durchaus Ernst und schoß zurück. Es folgte ein Feuerwerk der Temperamente, wie wenn zwei Robler sich anpacken. Und für dies literar-psychologische Schauspiel hat Dreyer keine bessere Erklärung, als daß Pichler sich einen 'Eindringling' in sein Heimatsgebiet vom Leibe halten wollte!

Hinter den Ringern standen überdies Prinzipienmächte, und indem Wackernell auf diese hindeutet, hat er der Erneuerung des an sich unerfreulichen Wortgefechts erst Sinn und Berechtigung geliehen. Mehr als man in einem angeblich idyllischen Alpenlande erwarten möchte, standen politische Dinge zur Frage. Steub hatte, soweit sich ein so selbstdenkender, ja knorriger Mann in eine Partei fügen kann, auf der liberalen Seite sich aufgestellt; deutlicher noch als durch seine eigenen Äußerungen wurde dies durch seinen Freundeskreis. Pichler dagegen war bis gegen Ende der siebziger Jahre ein sehr linksseitiger Radikaler und zürnte noch mehr über die Lauheit, den Eigennutz, die Torheit vieler, die sich zu der damals herrschenden liberalen Regierungsmehrheit hielten, als über die naturgemäße Unbeweglichkeit der Konservativen. Bitter pflegte er über solch schwachmütige Freiheitskämpen zu sagen: 'Am Freitag essen sie Würsteln, am Samstag tätscheln sie die Kellnerin, am Sonntag schwänzen sie die Messe, und am Montag laufen sie vor dem Pfaffen davon, aus Furcht, er könnte es gehört haben.' Anderseits freute es ihn, wenn er, nach mancherlei Angriffen von unklugen Fortschrittlern, Zeilen wirklichen Verständnisses von schlichten Landgeistlichen erhielt, die er gar nicht kannte. Daher seine Schwenkung von der Priestersatire seiner ersten Epen zur Verherrlichung eines einfachen Religiosen im 'Fra Serafico' 1879, auf die gerade ein Jahr später der Angriff Steubs erfolgte. Zugleich muß, wenn man Steubs Ausfall auf Pichlers Nobilitierung verstehen will, daran erinnert werden, daß Pichler als Ritter der Eisernen Krone schon seit drei Jahrzehnten den Adel haben konnte und stolz verschmäht hatte — jetzt aber sah man den Volksrecken das 'von' erbitten und annehmen. Nicht bloß Steub ist damals an Pichler irre geworden. Familienrücksichten ließ

man als ausreichenden Grund nicht gelten, denn sie hätten für Pichler, der schon großgewachsene Kinder hatte, längst bestanden. Daß er Anno 48 nicht auf die Barrikaden gestiegen, sondern zur Verteidigung der tirolischen Grenze gegen die Welschen ausgezogen war, das hatte sein Kalabreserhut für viele in den Schatten gestellt. Wiederholt hörte ich ihn sagen, im Falle der Wahl zwischen Geburtsadel und Geldadel müsse man ersteren vorziehen; aber solche Andeutungen seines inneren Denkens waren nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Der 'Ritter von Rautenkar' mit dem Zorn für alles Scheintum war daher eine ziemlich allgemeine Überraschung, und nur wer die außerordentliche Spannung der politischen Parteien in der Landeshauptstadt während jener Periode der liberalen Schulgesetzgebung ermißt, wird Steubs Angriff von 1880 nach Ursache und Wirkung richtig einschätzen. Die Politik hat auch sonst auf die tirolische Kunstdichtung tiefer eingewirkt, als man es erwarten möchte; das Beste, was auf diesem Gebiete geschaffen wurde, die Perlen von Gilms Lyrik, die Meisterepen Pichlers, der Roman vom 'stillen Nest', das Drama 'Glaube und Heimat', die Geschichte von 'Gottes Schwiegermutter' u. a., entstand in fühlbarem Zusammenhang mit brennenden Kulturproblemen des Tages. Der Tiroler ist eben in erster Linie Wehrmann: als Soldat hat er sich mit den Waffen Respekt verschafft, literarisch ist er als Kämpfer mit der Feder am glücklichsten. Nur die Volksdichtung, die gesungen oder mündlich gesagt wird, ist ihm tendenzlos geblieben; da zeigt er wirklich die Kindlichkeit, die dem 'Sängerkrieg' seiner gelehrten Autoren gründlich abgeht.

Aus Wackernells reicher Abhandlung, die manches Buch an Gehalt übertrifft, sei noch das Schlußkapitel hervorgehoben. Es gilt der Vertreibung der protestantischen Zillertaler. Steub hat auch darüber nach mündlicher Überlieferung geschrieben und als Anstifter den Führer der Konservativen im Landtag, Baron Giovanelli, bezichtigt. Wackernell ging abermals ins Archiv und ließ sich das Protokoll der entscheidenden Landtagssitzung von 1835 geben. Daraus erhellt, daß wenigstens in der Sitzung der Dekan des Zillertals (Sander) und der führende Adlige in der Kreisstadt Schwaz (Graf Tannenberg) vorangingen. Nicht beweisen läßt sich, daß die alsbald folgende Berufung der Jesuiten damit ursächlich zusammenhing; nur daß derselbe Geist sie eingab, wird schwerlich zu leugnen sein. Viele Akten über diese denkwürdigen Vorgänge sind noch unausgebeutet vorhanden; über Dekan Sander, Graf Tannenberg und andere Beteiligte dürfte Näheres zu erfahren sein; der Acker harrt des Arbeiters. Was an Wackernells Behandlung so schwieriger, weil heiß umstrittener und erst halbvergangener Dinge angenehm berührt, ist sein sichtliches Ringen nach Unparteilichkeit; wer uns auf diesem Gebiete wirklich fördern soll, der muß nicht bloß Wahrheitsliebe, sondern Wahrheitskraft besitzen: mit Legendenwiederholung und Freundeskult ist der Wissenschaft nicht gedient. Wackernell hätte den Hauptinhalt dieses Kapitels sogar an den Anfang stellen dürfen, denn die Erregung über die Zillertaler- und Jesuitenvorgänge war für die meist Josefinische Beamten- und Gelehrtenschaft des Landes der Anstoß zu lebhafter Literaturbetätigung; nicht aus der Bewegung von 1809, noch aus der von 1848, sondern aus der von 1833 ff. ist die neuere tirolische Kunstdichtung wesentlich entsprungen.

Berlin. A. Brandl.

Fritz Wende, Über die nachgestellten Präpositionen im Angelsächsischen. (Palaestra LXX.) Berlin, Meyer & Müller. 1915. XVIII, 294 S. 8°. M. 8,50.

Die Frage nach den nachgesetzten Präpositionen im Altenglischen, ihrem Ursprung und Gebrauchsbereich, ist wohl manchem Fachgenossen als eine

interessante und schwierige aufgefallen. Aber kaum hätte wohl jemand geglaubt, daß sie zu einer rund 300 Seiten starken Abhandlung hätte Anlaß geben können! Wende hat das Thema mit der größten Gründlichkeit durchgearbeitet und ist keinem der sich bei der Untersuchung ergebenden kleinen Probleme aus dem Wege gegangen. Dadurch hat er für die Weiterforschung über die Entwicklung der Erscheinung im Mittel- und Neuenglischen[1] eine feste Grundlage geschaffen.

Die Darstellung zerfällt naturgemäß zuerst in zwei Hauptteile: die Verhältnisse in der ags. Prosa und in der ags. Poesie: ihnen schließt sich dann ein dritter Hauptteil an: die Verhältnisse im Heliand. Da auch dieser dritte Hauptteil mit großer Umsicht ausgearbeitet ist, bietet uns das Buch in der Tat viel mehr als sein Titel verspricht. Jeder dieser Hauptteile zerfällt wieder in vier Abschnitte: 1. Beziehung der Präposition auf die Demonstrativadverbia *hēr*, *dǣr* und das Interrogativadverb *hwǣr* (Heliand: *her, thar, huar*; Verbindungen mit *hwǣr* fehlen in der ags. Poesie); 2. Beziehung der Präposition auf die flektierten Formen der Relativpronomina *se, se þe, swylc*, die Relativpartikel *þe*, die relativische Neutralform *þæt* und ihre Nebenform *þætte*, das Relativadverb *þær* resp. *þǣr þǣr* (in der ags. Poesie fehlen Fälle mit *þǣr þǣr*; im Heliand sind die Beispiele überhaupt äußerst spärlich, indem Nachstellung nur gelegentlich beim Relativadverbium *thar* vorkommt); 3. Beziehung der Präposition auf ein Personalpronomen; 4. übrige Fälle: beim Demonstrativpronomen (Fälle fehlen in der Poesie, sind sehr selten in der Prosa), beim Nomen (Nachstellung kommt ausnahmsweise in der Prosa, häufiger, und zwar unter gewissen bestimmten Bedingungen, in der Poesie vor).

Der Verfasser hat es nicht unterlassen, parallel mit seinem eigentlichen Material auch die Fälle mit vorangestellter Präposition zu untersuchen, um dadurch die beiden Kategorien miteinander in bezug auf ihre Art und Häufigkeit vergleichen zu können. Erst dadurch wird die Erscheinung in das richtige Licht gestellt. Er hat auch 1) die echten, ererbten Präpositionen und 2) die Adverbialpräpositionen und uneigentlichen Präpositionen sorgfältig auseinandergehalten: dadurch wird auf die Geschichte der Konstruktionen wertvolles Licht geworfen. Während die Adverbialpräpositionen und uneigentlichen Präpositionen sogar dem Nomen häufig nachgestellt werden, ist bei den echten die Nachstellung durchweg bestimmten, beschränkenden Bedingungen unterworfen. Abzusondern ist dabei der für die Poesie charakteristische, aber der Prosarede fehlende Typus: *Sœdelandum in, wolcnum under*, der offenbar zum uralten Bestand der germanischen Dichtersprache (vgl. Lokasenna: *Ægis hallir í*) gehört. In einigen Fällen (bei den ae. Pronominaladverbien) ist die Nachstellung der Präposition notwendig, in anderen nur in größerem oder kleinerem Umfang möglich. Wichtig, aber mitunter sehr schwer ist die Unterscheidung zwischen Nachstellung der Präposition und beginnender Verbalkomposition (vgl. z. B. Beda: *Þas word Osweo Sigeberhte tospræc*).

Eine Inhaltsübersicht, die ein konzentriertes Referat des Buches bietet (S. VII—XV), und eine Zusammenfassung der Ergebnisse (S. 266 ff.) machen dem Leser die wichtigsten in der Arbeit behandelten Tatsachen bequem zugänglich. Dadurch wird jeder eingehendere Bericht über den Inhalt des wertvollen Buches überflüssig gemacht.

Es erübrigt nur zu konstatieren, daß unter den poetischen Denkmälern Beowulf, die Rätsel, die Exodus, die ältere Genesis, Elene, Gudlac und Judith

[1] Vgl. Krüger, 'Syntax'. 2. Aufl., § 3762—3776. Daß im Neuenglischen die nachgestellten Präpositionen vielfach als Adverbien betrachtet werden, beeinträchtigt keineswegs das Interesse der Frage. Das war zum Teil schon im Altenglischen der Fall.

vollständig, die anderen ohne Anspruch auf absolute Vollständigkeit für die Arbeit exzerpiert worden sind. Zur Feststellung der Verhältnisse der Prosa sind die folgenden Denkmäler vollständig benutzt worden: Hs. A. der Annalen, die Übersetzung der Cura Pastoralis, die 80 homiliæ catholiæ des Ælfric nebst den ihnen angegliederten 6 Predigten und dem kleinen Katechismus, die Hs. T. der Beda-Übersetzung. Aber auch andere Prosadenkmäler sind für die Untersuchung verwertet worden, z. B. die Dialoge Gregors, in welchen die Präposition überraschend oft dem Nomen nachgestellt wird.[1]

Am Ende des Buches wird auch auf das Althochdeutsche eingegangen. Hoffentlich wird das Buch einer noch vorzunehmenden Untersuchung der nordischen Verhältnisse (vgl. z. B. schwed. *min bön förutan, oss emellan, honom tror jag ej på*) eine brauchbare methodische Grundlage bieten.

Upsala. Erik Björkman.

Paul Lehmann, Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1914. 25 S.

Diese von Ludwig Traubes verdienstlichem Schüler und Nachfolger auf dem Münchener Lehrstuhl für lateinische Literatur des Mittelalters programmatisch gehaltene Schrift, die dem 1. Heft von Band V der *Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters* vorausgeschickt worden ist, enthält zunächst eine rasche historische Betrachtung über das erste zeitliche Auftreten des Begriffs 'Mittelalter' zwecks Abgrenzung gegen Altertum und Neuzeit hin, wobei der Verf. zu neuen Resultaten gelangt. Der Terminus lebte — entgegen der bis in die jüngste Zeit durch die geschichtlichen Lehrbücher gehenden Meinung — schon lange vor dem Leydener Professor Georg Horn, der 1667 in seinem Orbis politicus das Wort *medium aevum* prägte und vor Cellarius († 1707), der für dessen Verbreitung sorgte, aber auch vor dem Lütticher Historiker Rausin (1637), auf den God. Kurth 1897 hingewiesen hat, selbst vor dem Anfang des 16. Jahrhunderts, wo nach Paul Joachimsens Angabe durch Vadianus und Beatus Rhenanus die Ausdrücke *media aetas* und *media antiquitas* bereits ganz bewußt und geläufig waren. Lehmann erblickt den Ursprung dieses Terminus bereits in der humanistischen Bewegung bei den Italienern, die in ihren Periodierungsversuchen seit dem 13. Jahrhundert die Zwischenperiode als das mittlere Alter in Gegensatz zur glanzvollen Jetztzeit und dem angebeteten Altertum setzten, freilich diese Epoche als die des Verfalls und der Barbarei einseitig absprechend auffaßten. Erst das 15. Jahrhundert liefert uns das früheste Zeugnis für die charakteristische Verwendung von *medius*, da 1469 in seiner römischen Apulejusausgabe der Bischof Johannes Andrea in seinem Nachruf auf den deutschen Kardinal Nicolaus von Cues *media tempestas* verwendete, und diese Bezeichnung ging auch in Schedels lat. Weltchronik 1493 über. Kurz darauf finden wir dann *media aetas* (1518 bei Joachim von Watt) und *media antiquitas* (bei dessen Freund Beatus Rhenanus 1519 und 1525), später auch *media tempora*. In den Reformatorenkreisen scheint die Wortbildung keinen festen Fuß gefaßt zu haben, hingegen stoßen wir seit Beginn des 17. Jahrhunderts schon häufiger auf *media aetas, media antiquitas*, auch gelegentlich *medium aevum*, bis endlich 1678 Ducange mit seinem Glossarium ad scriptores *mediae* et infimae Latinitatis hervortritt. Mitunter verknüpft sich damit auch eine Bewertung

[1] Ohne das überaus reichhaltige Material des Verfassers vermehren zu wollen, möchte ich als interessant das folgende Beispiel aus Wulfstan anführen: *dær he gescah godes englas and wid spæc*, wo ein Demonstrativpronomen wohl ausgelassen ist.

der ganzen Periode vom 4./5. Jahrhundert bis zum Beginn der Renaissance, wenn die zwischen Karl dem Großen und Dante liegende Epoche als *aetas senectutis et mortis* von Giphanius (1534—1604) bezeichnet wird, und so kann die von Vissius ausgesprochene Einteilung der *senectus viridis, media et decrepita* wohl zur Differenzierung *aetas media et infima* geführt haben. Der holländische Kirchenhistoriker Gisbert Voetius gibt 1644 in seinem Leitfaden die früheste planmäßige Abgrenzung der Geschichte: *antiquitas ecclesiae* bis 500 oder 600, *intermedia aetas* bis 1517 und *nova* oder *recens aetas*. Hierauf erst sind Horn und Celliarus zu nennen, im großen Abstande folgt die deutsche Form von *media aetas* als 'mittlere Zeiten', noch Goethe verwendet 'Mittelzeit' neben 'Mittelalter'. Jedenfalls ging die Ausbildung des Begriffs stets mehr die Historiker als die Sprach- und Literarforscher an. Dieser mehr literargeschichtlichen Seite gilt der II. Teil der Schrift, die Lehmanns schöne Abhandlung 'Literaturgeschichte im Mittelalter', Germanisch-Romanische Monatsschrift IV (1912), 569 ff. 617 ff., ergänzt.

Er betont für das aufkommende Studium des Mittelalters die Rolle der deutschen Humanisten, da man in Italien damals angesichts der glanzvollen Gegenwart für das Mittelalter wenig übrig hatte. Die Deutschen lebten tiefer in ihrer Vergangenheit, die glorreiche Kaiserzeit seit Karl dem Großen erinnerte sie trotz der Renaissance zu eindringlich an das Erbe des Mittelalters neben und trotz des antiken Ideals. Durch Celtes, Peutinger, Sichart, Rhenanus u. a. blüht das Quellenstudium auf, und die mittelalterliche Forschung hat seitdem in Deutschland die stärkste Förderung erfahren. Freilich sind damit gleich manche bis heute nicht ausgerottete Vorurteile gegen die literarische Kultur des Mittelalters auf den Plan getreten, das man vorschnell, noch dazu im Zeitalter heftiger religiöser Gegensätze, zu verdammen geneigt war. Durch die Patristik (Erasmus und Mignes Patrologie) fiel vieles für die Kenntnis des Frühmittelalters ab, auch die theologische Streitliteratur sah sich oft genötigt, auf die mittelalterlichen Handschriftenschätze zurückzugreifen, so daß manche Texte ans Tageslicht gezogen und besser bewertet wurden. Allerdings ward die Wirksamkeit eines Matthias Flacius Illyricus nebst dessen Schar, die schließlich zur Edition der sogenannten Magdeburger Centurien schritt, auf katholischer Seite von der Gegenströmung des Kardinals Baronius nebst Anhängern abgelöst, da es galt, die hohe Geisteskultur in der mittelalterlichen Kirche nachzuweisen. Aber beide Parteien einte doch trotz allem die Liebe zur Heimat, und bald setzte die läuternde Tätigkeit teils der Rechtshistoriker, teils der Philologen ein, wie Goldast, Vossius, vor allem Kaspar Barth, der sogar den Plan eines Corpus poeticum gefaßt hatte, Ducange und Polycarp Leyser, dieses zu früh hingeschiedenen mannhaften Vorkämpfers mittelalterlichen Kulturlebens, dessen Historia poetarum et poematum medii aevi (1721) noch heute ihren Wert besitzt. Aber auch rein theologische Kreise, denen wir so manch wertvollen Band der Histoire littéraire de la France der Mauriner zu verdanken haben, förderten mächtig das Hervorziehen freilich vorwiegend theologischer Texte. Erst das 19. Jahrhundert konnte die mittelalterlichen Studien zu ihrem vollen Recht gelangen lassen, wozu die deutsche Romantik den machtvollen Anstoß gab. Die aufstrebende germanische und romanische Philologie, die rasch die Notwendigkeit eines gründlichen Quellenstudiums des Mittelalters begriffen, erfaßte dies als unentbehrliche Hilfsdisziplin, sogar die früher zurückhaltende klassische Philologie erwärmte sich dafür, seitdem die Klassikerüberlieferung immer genauer ins Auge gefaßt werden mußte, und unvergeßlich bleibt hier die Rolle Theodor Mommsens, der auch vor der Spätantike und dem Beginn des Mittelalters nicht haltmachte, und in neuerer Zeit wären auch noch gewichtige Namen wie die eines W. Heraeus, E. Norden u. a. anzuführen, die weiten Blickes auch dieser Epoche ihr Interesse zugewandt haben.

Dieser Abriß schließt füglich mit einem Ausblick auf die neueste Phase, da die mittellateinische Philologie durch Ludwig Traubes Führerstellung selbständig zu werden begann und diese enzyklopädische Gelehrtennatur nicht ohne harte Kämpfe nach außen hin alle Seiten des ausgedehnten Spezialfachs zu verarbeiten anhob, bis ein neidisches Geschick den verdienten Mann hinwegraffte. Sein Erbe gilt es zu pflegen und in seinem Sinne energisch innerhalb seiner Schule fortzuführen, den leuchtenden Vorbildern nicht minder verdienstvoller Forscher wie eines Wilhelm Meyer, eines Paul von Winterfeld und dessen Nachfolgers Karl Strecker nachzueifern, um der jungen Wissenschaft zu dem ihr gebührenden Platze zu verhelfen. Welches sind aber die Aussichten dieses Stiefkindes innerhalb der philologischen Gesamtwissenschaft? Gewaltige Arbeit bleibt hier zu schaffen übrig, kaum erheben sich die ersten Fundamente zu einem Bau, dessen Aufrichtung vor allem der Mitarbeiter bedarf. Vielleicht ist es nicht unangebracht, schon in gegenwärtiger, der Erneuerung harrenden Zeit eine Mahnung an maßgebende Kreise zu richten, deren Berücksichtigung uns dem zu erstrebenden Ziele ein gutes Stück näher zu bringen vermag. Diese Mahnung entstammt einer Zuschrift unseres verehrten Altmeisters Wilhelm Meyer in Göttingen, die ich mit seiner gütigen Zustimmung hier für die Allgemeinheit niederlegen zu dürfen glaube: 'Wenn man arbeiten soll, muß man zunächst existieren. Wie kann die mittellateinische Philologie oder vielmehr die mittellateinischen Philologen existieren? Solche reichen oder entsagungsvollen Arbeiter wie Duméril oder Peipers sind Seltenheiten. Wir brauchen Arbeiter, welche die Arbeit als mittellateinische Philologen ernähren kann. Ihre Arbeit muß also ein Teil des Schulberufs werden. Man weiß, worin der Wert der mittellateinischen Literatur liegt. Sie enthält in Prosa wie in Poesie prächtige Denkmäler, deren Hut und Erklärung die Pflicht der einzelnen Nationen ist. Besonders der beste Teil der alten deutschen Literatur ist lateinisch geschrieben. Anderseits gibt es kein Studium unserer Vergangenheit, aber auch kein gründliches Studium der romanischen oder anglizistischen Sprachgeschichte ohne Kenntnis des mittelalterlichen Lateins. Deshalb muß und wird es stets — neben den klassischen lateinisch-griechischen Lehranstalten — Lateinschulen, Lateingymnasien geben und geben müssen, in denen neben dem ganzen modernen Unterrichtsstoff Latein gelehrt wird, ohne Griechisch und ohne Archäologie usw. Zum sprachlichen Unterricht gehört aber Lesestoff. Jetzt wird dieser, in unmöglicher Konkurrenz mit den klassischen Gymnasien, den Schülern mit Lappen der altrömischen Autoren Virgil, Ovid, Sallust usw. geboten. Die Lehrer sind und fühlen sich als klassische Philologen. Das ist verkehrt. Jene Lateinschulen lehren Latein, weil es für Historiker, romanische und germanische Philologen, für Juristen, Theologen zum Verständnis des Mittelalters unentbehrlich ist. Also sollen sie auch das mittelalterliche Latein lehren, und das naturgemäß an mittelalterlichen Schriften und Dichtungen. Wir haben einen reichen Schatz, besonders an Dichtungen, welche jugendliche deutsche Seelen mindestens ebensosehr erquicken können als Lappen des Horaz oder Ovid, für deren Inhalt sie kein weiteres Verständnis haben, wie es die Schüler der klassischen Gymnasien haben können. Karolingische Dichtungen, besonders Ermoldus Nigellus, dann Waltharius, Partien des Ruodlieb, der Archipoeta, viele Stücke der Carmina Burana, der Ludus de Antichristo bieten allein schon als Dichtungen den jungen Seelen prächtige Nahrung. Aus unseren zahlreichen und wichtigen Historikern von Einhard bis Otto von Freisingen, aus Rechtsquellen und liturgischen Werken wird sich trefflicher prosaischer Lesestoff in Fülle finden. Unser Ziel muß also sein: bei der bevorstehenden neuen patriotischen Bewegung, die wie nach 1812 zum ersten Male unsere Bildung umgestalten wird, muß darauf hingearbeitet werden, daß in den bloßen Lateinschulen (ohne Griechisch)

das gute mittelalterliche Latein von mittellateinischen Philologen, die als solche, nicht als klassische Philologen, ein Examen zu bestehen haben, doziert wird, und daß als Unterrichtsstoff nicht altrömische Schriftsteller, sondern die besten unserer nationalen mittellateinischen Dichter und Prosaiker dem Unterricht zugrunde gelegt werden.' Ob man dazu schreiten wird, die Sache nach Friedensschluß zur Sprache zu bringen und das Mittellatein stärker zu betonen?

Breslau. Alfons Hilka.

Fritz Trunzer. Die Syntax des Verbums bei Guillaume de Deguileville. Beitrag zur französischen Syntax des 14. Jahrhunderts. Dissertation. Erlangen 1913. 109 S.

Tr. gibt in seiner Dissertation eine syntaktische Untersuchung der drei allegorischen Traumromane des Guillaume de Deguileville (oder Digulleville, wie die moderne Form des Ortsnamens lautet), nämlich *Pelerinage de la vie humaine*, *Pelerinage de l'ame* und *Pelerinage Jhesucrist*, die zwischen 1330 und 1358 entstanden sind; und zwar behandelt er speziell die das Verbum betreffenden syntaktischen Erscheinungen (Arten des Verbums, Numerus und Person, Umschreibungen, Tempora, Modi, Infinitive, Partizipien) so, daß er seine Konstatierungen über den Sprachgebrauch des Dichters mit sehr zahlreichen, oft, wie es scheint, sämtlichen vorkommenden Belegen versieht. Da es sich häufig um Erscheinungen handelt, die altfranzösisch auch sonst ganz gewöhnlich sind,[1] erscheint diese Fülle der Beispiele oft als gut zu entbehrender Ballast; gelegentlich läuft völlig Überflüssiges unter, wie z. B. die S. 12 gebrachte Notiz, daß *arresner* (*araisnier*) im Altfranzösischen transitiv gebraucht wird (was doch das einzig mögliche ist), und manche Abschnitte sind Zusammenstellungen rein lexikographischer Art.[2] Die eigentlich grammatisch-historische Betrachtung kommt dabei leicht zu kurz. Zwar werden häufig vergleichende Hinweise auf den altfranzösischen oder neufranzösischen Sprachgebrauch gegeben, aber diese sind stets sehr summarisch und beschränken sich auf Einzelheiten; einen Eindruck von den syntaktischen Eigentümlichkeiten der Zeit und des Autors erhält man dadurch nicht. Allerdings hat Tr. einige derartige Feststellungen in einem zusammenfassenden Schlußwort (S. 103—105) zusammengedrängt, aber dies kann bei seiner Kürze nicht als vollgültiger Ersatz dienen. In dieser Hinsicht ist die sonst ähnlich angelegte Dissertation von Ad. Biedermann[3] historisch wesentlich tiefer durchgearbeitet und ertragreicher, während Tr.s Arbeit zum großen Teil auf dem Stande einer Materialsammlung stehengeblieben ist. Es wäre weiter zu bemerken, daß von den zur Erläuterung beigebrachten Bemerkungen vieles nicht richtig oder ungenau formuliert ist: z. B. ist S. 22 die Unterscheidung zwischen den beiden Fällen I 1 und 2 (den Numerusgebrauch betreffend) nicht streng genug durchgeführt; was S. 34 und 35 über die 'gleiche Funktion' von Passé défini und Imperfekt

[1] Für unpersönliches *il me souvient* werden (S. 11) 6 Belege im Wortlaut mitgeteilt; entsprechend (S. 29) 10 Belege für *faire* als verbum vicarium, (S. 41) 7 Belege für Konjunktiv nach befehlendem *dire*, (S. 43) 10 Belege für den Konjunktiv der Irrealität nach *cuidier*, die im einzelnen gar nichts Besonderes weiter lehren.

[2] So die Liste der unpersönlichen, transitiven, intransitiven und reflexiven Verba auf S. 10—21; oder die Liste der Ausdrücke des Befehlens, die im *que*-Satz den Konjunktiv haben, auf S. 39—42.

[3] *Zur Syntax des Verbums bei Antoine de la Sale.* Diss. Basel 1907.

gesagt wird, erfaßt den Kernpunkt der Sache[1] nicht; wenn zur Erklärung des Konjunktivs 'der subjektiven Auffassung nach Ausdrücken der Beurteilung' (wie *il est bon*) S. 45 gesagt wird: 'er verbindet den Begriff des Wunsches oder der Forderung mit der Form eines allgemeinen Urteils', so muß diese, auch sonst (z. B. in Plattners Grammatik § 259) begegnende Auffassung als unhaltbar bezeichnet werden:[2] die auf S. 93 gebrachte Behauptung, der Accusativus cum infinitivo trete altfranzösisch erst seit Beginn des 14. Jahrhunderts auf, trifft nur für gewisse gelehrte Formen dieser Konstruktion zu, nach Verben wie *faire, laisser* und Verben der sinnlichen Wahrnehmung ist diese schon altfranzösisch zu allen Zeiten häufig,[3] und dergl. mehr. — Interessant ist der an verschiedenen Stellen (S. 13, 23, 33, 60—61) gegebene Hinweis auf Unterschiede, die im Sprachgebrauch der Werke Guillaumes selbst bestehen, indem sich dabei auf der einen Seite *Pel. de la v. h.* und *Pel. de l'ame*, auf der anderen *Pel. J. C.* gegenüberstehen. Dieser Punkt hätte eine nähere Untersuchung verdient; denn wenn nicht, wie man zunächst annehmen möchte, ein Zufall vorliegt, ja vielleicht gar noch weiteres Material hierzu beigebracht werden könnte, so würde man eine Erklärung wohl nur in den Zeiten der Abfassung suchen dürfen. Nun scheint über die Datierung des zweiten jener drei Werke eine Unsicherheit zu bestehen. Nach Gröbers (*Grundriß* II, 1. S. 750) und Stürzingers[4] Angabe stammt *Pel. de l'ame* aus dem Jahre 1355; da nun aber *Pel. J. C.* 1358 entstanden ist, so wäre kaum glaubhaft, daß sich innerhalb der drei dazwischenliegenden Jahre der Sprachgebrauch Guillaumes merkbar geändert haben sollte. Nun setzt aber Tr. selbst[5] und vor ihm schon H. Suchier[6] jenes frühere Werk bereits in das Jahr 1335; ich weiß nicht, auf welchen Gründen diese Ansetzung ruht, jedenfalls wären, wenn volle 23 Jahre zwischen der Abfassung des zweiten und dritten Romans lägen, jene sprachlichen Unterschiede nicht im mindesten auffällig.

Göttingen. Walther Suchier.

Hermann Spamer. Die Ironie im altfranzösischen Nationalepos. Straßburger Dissertation. 1914. VI, 108 S. 8°.

Die Ironie im altfranzösischen Nationalepos, gewiß ein passendes Thema für eine Erstlingsschrift, wenn es richtig aufgefaßt und abgegrenzt ist. Spamer bemüht sich daher zunächst festzustellen, was er unter Ironie versteht, und fast noch angelegentlicher, was er nicht darunter versteht und

[1] Dieser ist bei dem auch von Tr. zitierten P. Schaechtelin, *Das Passé défini und Imperfait im Altfranzösischen* (Halle 1911 [Beiheft 30 zur Zeitschr. f. rom. Phil.]), hinreichend klargelegt; es handelt sich, wie übrigens auch noch neufranzösisch, um einen mehr stilistischen als eigentlich grammatischen Unterschied.

[2] Die richtige Erklärung s. jetzt bei H. Soltmann, *Syntax der Modi im modernen Französisch* (Halle 1914), S. 110—111.

[3] Wie Guillaumes Syntax sich in diesem Punkte verhält, erfährt man aus Tr.s Arbeit nicht; von Fällen solcher Art ist, soviel ich sehe, bei Tr. überhaupt nicht die Rede.

[4] Da mir Stürzingers Ausgabe nicht zur Verfügung steht, muß ich mich auf *Romania* XXVI 344 stützen.

[5] Vielleicht ist die Jahreszahl 1335 bei ihm nur Druckfehler; sonst hätte er sich gut in seiner 'Literarischen Vorbemerkung' (S. 3—4) kurz über diese Datierungsfrage äußern können.

[6] Suchier und Birch-Hirschfeld, *Geschichte der französischen Literatur* (2. Aufl., Leipzig 1913), Bd. I, S. 252.

aus seiner Betrachtung ausscheidet. Diesen Ausführungen stimme ich gern zu: nur glaube ich, daß unter den S. 5—6 aufgeführten Kennzeichen der Ironie ein wesentliches fehlt. Es scheint mir nicht genügend hervorgehoben, daß bei ironischer Rede der Sprechende zwar das Gegenteil seiner wahren Meinung sagt, daß er aber in der Regel selbst diese Meinung höhnend oder spottend zu erkennen gibt, freilich auf andere Weise als durch Worte, zumeist durch den Ton der Stimme, auch durch Blick, Mienenspiel, Gebärde, wenn nicht gar durch ein gleichzeitiges oder unmittelbar folgendes Handeln. Solche Begleiterscheinungen hält der Dichter natürlich nicht immer für nötig anzugeben, kann es auch nicht ohne Umständlichkeit, und so ist es in einzelnen Fällen fraglich, ob Ironie beabsichtigt ist oder nicht.

Die eigentliche Aufgabe des Verfassers war nun die Sammlung und Sichtung der Beispiele. Er hat ihrer eine stattliche Zahl aus den *chansons de geste* beigebracht, eine so stattliche, wie er anscheinend selbst nicht erwartet hatte. Zu dem schlichten, volkstümlichen Stil des älteren Epos passen die einfachen Formen der Ironie, die übrigens auch der Sprache des gemeinen Mannes geläufig sind; sie sind noch verhältnismäßig selten angewandt. Mit der Zeit wird die Ironie ausgedehnter und raffinierter, ohne daß aber eine gleichmäßige Entwicklung der Technik zu erkennen wäre.

Die Beispiele sind nach einem Schema geordnet (Ironie im Aussagesatz, im Imperativsatz, im Fragesatz, Verlassen der Ironie, Ironie des einzelnen Ausdrucks), das praktisch sein mag, aber ziemlich äußerlich wirkt, und folgen sich ohne rechten Zusammenhang, mit einer gewissen Einförmigkeit. Entschädigt wird man dafür durch die Erklärung der Stellen: sie ist durchweg sorgsam, eingehend und verständig. Als besonders feinsinnig und überzeugend hebe ich die Besprechung zweier wichtigen Reden des Rolandsliedes hervor (S. 40 ff.). Dagegen kann ich beim besten Willen die Worte des Räuberhauptmanns im Aiol 828 ff. nicht anders als bisher auffassen. Er fordert den jungen Helden, der sich allein der das Kloster plündernden Bande entgegenwirft, ironisch auf, lieber bei den Mönchen zu bleiben und Mönch zu werden, als sich in Gefahren zu stürzen: er und seine Genossen wollten ihn gern vor ihrem Abzug scheren und rasieren und ihm eine Tonsur (*corone*) machen. Die Deutung, die Spamer S. 2 vorträgt, erscheint mir weithergeholt und nicht gerade geschmackvoll.

Königsberg i. Pr. Alfred Pillet.

Margarete Förster, Die französischen Psalmenübersetzungen vom 12. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Übersetzungskunst. Berlin, Emil Ebering, 1914. XXIV, 279 S.

Man möchte schwerlich ein anderes Sondergebiet finden, das der literaturgeschichtlichen Betrachtung so spröden Stoff darböte wie die französische Psalmenübersetzung vom Mittelalter bis zur großen Revolution. Nicht allein darum, daß dieses ganze mehr oder minder fromme Schrifttum als Anhang der nationalen Lyrik zu dieser poetischen Gattung gehört, die als Stiefkind oder Spätling des französischen Dichtergeistes gelten darf; sondern auch, weil hier ein recht wenig tiefgehender Zug französischen Wesens, seine in allen Zeitläuften im allgemeinen sehr problematische Religiosität zum Ausdruck gekommen ist. Die Kunst in diesem lyrischen Werk ist sehr selten etwas mehr als Stilübung und Verstandesspiel gewesen; die Herrschaft behaupten Nüchternheit und Gefühlszwang.

In solchem Ödgebiet sind Sichtung und Wegweisung eine harte Arbeit, brauchbare Ergebnisse um so willkommener; das vorliegende Buch bietet beides. Aber es liegt an dem Mangel ausgeprägter Persönlichkeitswerte in

diesem poetischen Nachschaffen, daß auch in der Einzeluntersuchung neben allgemeinen Richtlinien so wenige oder gar keine kräftige Sonderzüge, so selten eine in sich abgeschlossene Eigenart hervortreten. In dem Entwicklungsgang der französischen Psalmenübersetzung, die im Laufe von sieben Jahrhunderten den sachgemäßen Weg von der Interlinearversion zur umschreibenden Übertragung bald stockend, bald in modischem Drange verfolgte, zeigen sich in der Darstellungsweise M. F.s die sonst in den literargeschichtlichen Arbeiten nach dieser Seite nur spärlich beleuchteten Schriftsteller in festeren, mit reichlichen Belegen gezeichneten Umrissen. Die anderen aber — die Geringeren, Erfolglosen, Halbvergessenen — als das, was sie waren: Erscheinungen, die auch einer ausführlicheren und feinsinnigeren Untersuchung sehr undankbare Aufgaben stellen würden.

Die ersten aus dem 12. Jahrhundert bekannten französischen Psalter, der Oxforder und der Cambridger, erweisen sich als noch unsicher tastende Anfängerversuche, die an den Vorlagen mit Worten und Wendungen kleben und die Dürftigkeit der jugendlichen Schriftsprache noch in jeder Zeile mit schon nicht mehr zeitgemäßer Hilflosigkeit bekunden. Aber bald danach bringt das Mittelalter bereits ein Muster primitiv paraphrasierender Psalmenübersetzung, die Dichtung *Eructavit*, hervor, die, lebhaft und schwerfällig zugleich, die eigentliche Textwiedergabe mit einem lehrhaft allegorischen Glossenballast beschwert, aber alles in Verse und Reime faßt. Im 13. und 14. Jahrhundert ergeben sich weitere Fortschritte: dort mit dem Lothringer Verspsalter, der die gehorsame Anlehnung der Oxforder Version mit der Paraphrasiertechnik des Eructavit zu verbinden trachtet, hier mit dem in gleicher Art vollkommeneren Lothringer Prosapsalter, in welchem zum ersten Male das Bestreben eines theologisch gelehrten Übersetzers um Zuverlässigkeit und Treue, das Verantwortlichkeitsbewußtsein eines gewissenhaften Dolmetschen die Arbeit geleitet hat. Zu breitem Strom schwillt die französische Psalmennachdichtung — denn dichterische Formenkunst gewinnt jetzt die Herrschaft in diesem Übersetzungsgeschäft — im 16. Jahrhundert an. Und ein echter Dichter hat wenigstens die Führung: Clément Marot; aber was er von seiner Eigenart in die alttestamentlichen Lieder hineintrug, seine leichten, sangbaren Rhythmen, sein volksmäßiger oder spielerischer Stil, gab seiner Schöpfung wohl Popularität, aber dem feierlichen Original gegenüber einen falschen Ton und prosaisches Ansehen. Von Gleichstrebenden überbietet ihn d'Aurigny im Vershandwerk, Calvin in Nüchternheit, Théodore de Bèze zum Teil in trivialer Weitschweifigkeit; Desmasures ist die vollendete Mittelmäßigkeit in alledem. Eigenartiger in den Formen, ernster im Ton wirkt Baïf; wie Vorboten der Klassik schon Desportes Du Perron, Bertaut mit ihrem Bemühen um Treue und Schönheit des Textes und ihrer religiösen Kälte. Mit dem 17. Jahrhundert setzt sich die Vergewaltigung der erhabenen Bibeldichtung durch den schönen, rednerischen Vers vollends durch; d'Aubigné sticht trotz seiner Unselbständigkeit durch eine gewisse biblische Kraft gegen Chassignets noble Psalmenparaphrasen noch günstig ab, aber mit seinem Zeitgenossen Malherbe triumphiert die nüchterne Eleganz und die Untreue gegen das ehrwürdige Vorbild. Dichternamen und mit ihnen Paraphrases, Imitations, Cantiques, sammeln sich immer zahlreicher um die Psalmen, eklektische Dilettanten wie Racan, schonungslose Umdichter wie Godeau, schwülstige Rhetoriker von der Art Mallevilles. Auch die großen Namen Corneille und Lafontaine bezeichnen keine Erhebung zu höherer Kunst oder zu wahrer poetischer oder auch nur menschlicher Ergriffenheit, nur Veredelung im Sinne der grands mots, des beau stile, der noblesse. Derselbe Geist beherrscht im Grunde auch die Conrartsche Revision des Psautier huguenot, der auf Marots und Th. de Bèzes Übersetzungen und deren von Zeit zu Zeit immer wieder erneuten Korrekturen beruhte, ums Jahr 1677, sowie die

weiteren Psalmenübersetzungen aus dem letzten Jahrzehnt der großen Zeit, um die sich auch weibliche Kräfte, Mme Deshoulières und Mlle Chéron, bemühten. Das 18. Jahrhundert bringt Methode in diese Mache; Jean-Baptiste Rousseau und Louis Racine rüsten sich theoretisch zu dieser ganzen Übersetzungskunst, die weiter 'veredelt' wird, zwischen Paraphrase und Ausdeutung des originalen Wortlauts sehr unsichere Vermittlung sucht und in den Psalmen des Kardinals de Boisgelin noch den anziehendsten Ausdruck gefunden hat.

Es war ein guter Gedanke und eine geschickte Vereinfachung der sonst schwierigen Veranschaulichung, in einem Anhang zu dieser entwicklungsgeschichtlichen Charakteristik 25 verschiedene Übersetzungen eines, des 6. Psalmes, als Proben der im Laufe der Zeit gewandelten Auffassung und Technik zusammenzustellen. Was sonst in den verschiedenen Kapiteln über den Zusammenhang der einzelnen Übersetzungen unter sich oder mit der biblischen Vorlage und anderen Quellen, über Sprachstil und Verskunst bemerkt wird, ist beachtenswert und anregend, wenn auch nicht durchweg überzeugend und erschöpfend. So sucht M. F. den offensichtlichen Zusammenhang zwischen dem Oxforder und Cambridger Psalter gegen Sam. Berger, der beide demselben Verfasser zuschreibt, vielmehr durch die Annahme zu erklären, daß ein späterer Psalmist seinen Vorgänger benutzte, indem er einen besseren und größeren Wortvorrat verwendete. Die Möglichkeit aber, daß auch derselbe Übersetzer bei einer Wiederholung seiner Arbeit den nämlichen Fortschritt erreichte, ist damit doch nicht ausgeschlossen und wäre vielleicht ernstlicher erschüttert worden, wenn eine vollständige, zahlenmäßige Feststellung der Fälle, in denen der Cambridger Psalter den gleichen lateinischen Ausdruck anders übersetzte als der Oxforder oder lateinische Lehnworte, die dieser noch gebrauchte, aufgegeben und durch französische Erbwörter ersetzt hat, ein sehr starkes Übergewicht dieser Neuerungen in dem Gesamtumfange des Vokabulariums ergeben hätte. So weit ist M. F. aber nicht gelangt. Annehmbarer klingt die neue Deutung, die dem Verhältnis der beiden Lothringer Psalter gegenüber Burckhardt gegeben wird, der die wahrscheinlich mit dem Waldenser Psalter von Metz zusammenfallende Prosaübersetzung als Vorlage der gereimten angenommen hat. Danach wäre es 'viel wahrscheinlicher, daß der Übersetzer des 14. Jahrhunderts sich zu seinem kompilierten Werk der Bibel des 13. Jahrhunderts sowie auch des Verspsalters bediente'. Für diese umständlichere Arbeitsweise scheint mir außer den von M. F. für sie angeführten, hauptsächlich aus dem Wortschatz hergeleiteten Gründen auch das ganze Wesen des Lothringer Prosapsalmisten, soweit es sonst aus seinem Werk erkennbar ist, d. h. seine wissenschaftliche Sorgfalt zu sprechen. Das Ergebnis der besonders eingehenden Untersuchung, die dem *Eructavit* gewidmet ist, 'der Grundton des Gedichtes sei auf das Schöne, Anmutige und Frohe gestimmt', mag ich wiederum nicht zu bestätigen. Das Opus ist, alles in allem, ein scholastisches Ungeheuer. Clément Marot wird mit etwas unbilliger Strenge behandelt; man darf nicht vergessen, daß es Hugenottenweise ist, die mir im style marotique echter klingt als in der Conrartschen Revision. Man vergleiche nur aufmerksam beides mit der Bibel! Malherbe erhält sein unverdient vorteilhaftes Ansehen in diesem Gebiet nur durch seine Umgebung mit minderwertigen Rivalen. Stärker betonen möchte ich allgemein den profanen Einschlag, der die neuere französische Psalmenübersetzung zunehmend verfälscht hat, und der in dem *badinage* von maître Clément unvergleichlich erträglicher ist als in dem *bel esprit* der psalmodierenden Kavaliere des 17. und 18. Jahrhunderts, in den *sainctes chansonnettes* auch noch mehr französische Natur hat als in den *odes sacrées*. Piron wirkt sehr harmlos und etwas einsam als Vertreter der lyrischen Libertins, Tartuffes oder Don Juans. Die flüchtigen Streiflichter, die von der französischen Psalmendichtung auf deutsche Ver-

hältnisse fallen, bieten angenehme, leider sehr vereinzelte Abwechslung; wäre nicht wenigstens bei Calvin, dem prosaischen Eiferer, ein kurzer Hinweis auf Luther angebracht gewesen, dessen überlegener, frommer Dichtergeist auch in den Psalmen sich reich befruchtete? Interessant ist auch das im wesentlichen ausreichende Material zur Verskunst der französischen Psalmen: an Stelle des mittelalterlichen Achtsilblers errichtet allmählich, in erfolgreichem Wettbewerb mit Zehn-, Acht-, Sechssilbler, der Alexandriner in gleichversigen Strophen (meist Quatrains) oder in Verbindung mit kürzeren Versen, vorzugsweise sechs- oder achtsilbigen, seine Herrschaft. Charakteristisch ist der jeweilige Einfluß der metrischen Mache auf die Behandlung der biblischen Vorlage. Aus dem vielfach von der Mode eingegebenen Wortbilderschatz wäre eine reichlichere Auslese willkommen gewesen.

Man schließt das Buch mit dem Eindruck einer fleißigen, nach allen Seiten gut orientierten Arbeit und dem Wunsche, noch einmal eine Gesamtdarstellung der französischen religiösen Lyrik zu erhalten, die ein eigenes Seitenstück zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes bieten würde.

Greifswald. G. Thurau.

Anna Curtius, Der französische Aufsatz. Anleitung zur Behandlung französischer Schriftwerke und zur Gestaltung der freien schriftlichen Arbeiten im französischen Unterricht. 2. verm. u. verb. Aufl. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin. 1916. 313 S. 8° (1. Aufl. 296 S.). M. 5,40.

Wenn das zuerst 1907 erschienene Buch von Anna Curtius gerade jetzt während des Krieges in zweiter Auflage erscheinen kann, so ist schon diese Tatsache kennzeichnend für seinen inneren Wert. Die Verfasserin, das weiß jeder, der sie selbst an der Arbeit gesehen hat, gehört zu den hervorragendsten Vertretern eines auf der Höhe moderner Erkenntnis und Bildung stehenden Unterrichts und ist dadurch wie wenige gerade zur Abfassung eines solchen Werkes berufen, in dem sie, noch in höherem Maße als in der ersten Auflage, die Frucht gereiften Nachdenkens und langjähriger Erfahrung über die Behandlung einer wichtigen Aufgabe des französischen Unterrichts niedergelegt hat. Was darin geboten wird, ist nicht bloß eine Behandlung des französischen Aufsatzes in der höheren Schule, obwohl dieser im Mittelpunkte des ganzen Buches steht, sondern zugleich auch, wie der Untertitel der 2. Auflage es schärfer als der der 1. Auflage ausdrückt, eine Anleitung zur Behandlung französischer Schriftwerke zugleich mit einer Anleitung zur Gestaltung der französischen Aufsätze. Beides tritt in der Tat hier in enger Verbindung auf, und gerade dieser enge Zusammenhang zwischen dem mündlichen Unterricht und der schriftlichen Leistung des Aufsatzes trägt und hebt die letztere in wertvollster Weise und schafft überhaupt erst die richtigen Voraussetzungen für sie. Man kann in der Tat wohl sagen, daß der fremdsprachliche Aufsatz nur dann zu einer befriedigenden und erfreulichen Entwicklung kommen kann, wenn er organisch aus dem mündlichen Unterrichte herauswächst, wie das in dem Curtiusschen Buche theoretisch und praktisch dargelegt wird, theoretisch durch eingehende Schilderung des angewandten Verfahrens, praktisch durch Abdruck einer großen Anzahl von Schüleraufsätzen, weit über hundert, von der untersten Stufe an, wo die Anfänger mit einem noch sehr bescheidenen Sprachmaterial unter sorgfältiger methodischer Anleitung ihre ersten freien Schreibversuche machen, bis herauf zu den obersten Klassen mit ihrer Behandlung literarischer, geschichtlicher und pädagogischer Aufgaben. Das Buch ist aus

der lebendigen Arbeit einer höheren Mädchenschule und eines Lehrerinnenseminars herausgewachsen, der weithin bekannten, von Oberschulrat Gaudig geleiteten Leipziger Schule, die die Grundsätze des sog. Arbeitsunterrichts rühmlichst vertritt, und das erklärt auch die Berücksichtigung von Aufsätzen über pädagogische Themata, die, wie billig, an Montaigne und Rousseau angelehnt sind. Die sonstigen französischen Schriftsteller, die durch Stellung von Aufsatzthematen eine besondere Vertiefung erfahren, sind vor allen Lafontaine, Racine, Molière und Frau von Staël, ohne daß natürlich andere bedeutende Namen fehlten. Wenngleich auf dem Boden des Mädchenschulunterrichts erwachsen, hat das Buch doch auch für höhere Knabenschulen, jedenfalls für solche, die Französisch mit stärkerer Stundenzahl lehren, eine große Bedeutung und muß daher allen Studierenden und Lehrern der französischen Sprache, die sich höhere Ziele stecken, auf das angelegentlichste empfohlen werden. Wo der französische Unterricht in dem Geiste geführt wird, wie er aus diesem Buche spricht, auf einwandfreier wissenschaftlicher und pädagogischer Grundlage, unterstützt durch ein hochentwickeltes praktisches Können, aber doch nicht bloß im Dienste sprachlichen Könnens, sondern auch im Dienste edler geistiger und sittlicher Bildung, da kann er vor jeder Kritik bestehen. Nicht alle können nach Leipzig reisen und den Unterricht der Verfasserin selbst kennenlernen, aber schon das Studium ihres Werkes wird jedem, der für französischen Sprachunterricht interessiert ist, reichste Anregung geben, sei es dem Studierenden, der als Lehrer einmal auf der Höhe stehen will, sei es dem im Amte wirkenden Lehrer der Sprache, der es für seine Pflicht hält, unablässig an der Vervollkommnung seines Unterrichts zu arbeiten.

Leipzig-Gohlis. K. A. Martin Hartmann.

E. Schiffer, Tassoni in Frankreich. Berlin, Ebering, 1915. XVI, 126 S. 8°.

Es ist eine landläufige Behauptung, daß Tassonis *Pensieri diversi* einen richtunggebenden Einfluß auf die französischen Kritiker des 17. Jahrhunderts in ihrer Stellungnahme zum klassischen Altertum und besonders zu Homer geübt haben. Die hier vorliegende sorgfältige und vorsichtige Untersuchung Schiffers räumt endgültig mit dieser Annahme auf. Tassonis *Pensieri*, das ist ihr Ergebnis, waren in Frankreich fast unbekannt. Wo sich Gedanken bei den französischen Kritikern finden, die denen Tassonis gleichen oder ähnlich sind, hatten sie andere italienische Quellen.

Verfasser hat sich die Beweisführung nicht leicht gemacht, sondern ist gründlich zu Werke gegangen. Er stellt zunächst eingehend Tassonis poetische Theorie nach allen einschlägigen Stellen in seinen Werken dar. Danach weist er darauf hin, daß die *Pensieri*, soweit sie sich mit der Kritik des klassischen Altertums befaßten, selbst in Italien wenig Aufsehen gemacht haben. Und das ist sehr natürlich, wenn man deren buntscheckigen Inhalt durchblättert, in dem diese Betrachtungen, die nicht einmal ganz neu waren, fast verschwinden. Was die verhältnismäßig vielen Auflagen des Buches im 16. Jahrhundert veranlaßt haben wird, sind wohl die naturwissenschaftlichen Aufsätze in den ersten Büchern und noch mehr die die Sinnlichkeit reizenden Ausführungen, wie sie sich im fünften, sechsten und achten Buche und am Schlusse des neunten Buches finden. In Frankreich besaß Tassoni überdies Vorgänger, die dieselben Ansichten über das Altertum und die Dichtkunst vertraten wie er. Schiffer bespricht sie kurz und weist dann nach, daß die Übersetzung der *Pensieri* durch Baudoin nie stattgefunden hat. Gerade auf deren Vorhandensein gründet sich aber fast ausschließlich die Behauptung des großen Einflusses der *Pensieri* Tassonis in Frankreich. Diese werden in der französischen Kritik des 17. Jahrhun-

derts kaum einmal nebensächlich erwähnt, geschweige denn einer eingehenden Besprechung gewürdigt. Verfasser stellt diese Äußerungen sorgfältig zusammen. Er begreift darunter merkwürdigerweise auch solche von Eritreo ein, der doch Italiener ist; auch hätte er Allacci nicht für sich aufführen sollen, sondern unter Naudé.

Die Systeme der französischen Kritiker, die nun in großen Umrissen dargestellt werden, bestätigen denn auch, wie zu erwarten war, daß ihre Schöpfer frei von jeder Beeinflussung durch Tassoni sind. Es werden hier Chapelain, Boisrobert, Colletet, Descartes, Rapin, Desmarets, Pierre Perrault und Charles Perrault besprochen. Ein Anhang gibt endlich noch eine gedrungene Skizze der Schicksale der *Secchia rapita* in Frankreich.

Nun möchte ich noch einige Einzelheiten besprechen. Zunächst glaube ich, daß Settis 'rätselhafte' Angabe über eine Übersetzung des zehnten Buches der *Pensieri* durch Hardouin *sino dal 1633* (S. 65) sich bestimmt als eine Verbindung von Flüchtigkeit und Druckfehler erweisen läßt. Hardouin ist leicht erklärlicher Druckfehler für Baudoin; die Jahreszahl *sino dal 1633*, d. h. 'schon 1633', ist einfach aus dem Erscheinungsjahre der *Apes Urbanae* Leone Allaccis erschlossen, und das zehnte Buch endlich verdankt einem flüchtigen Durchlesen der betreffenden Stelle in den *Apes Urbanae* ihren Ursprung. Dort heißt es nämlich in dem Abdruck vor der Ausgabe der *Pensieri Diversi* Tassonis von 1676: '... in quibus (locis) opus illud egregium, & varium, quod nunc poſtremum Venetiis apud Dominicum Milocum recuditur, tanquam Phidiae ſimulacrum ſimul aſpectum, & probatum fuit. Certe hoc ipſum a Baldouino clari nominis librorum interprete in linguam Gallicam verti, vt imprimatur, retulit mihi librorum heluo Naudaeus, qui etiam eorum saepiſſime meminit in Additamento ad Hiſtoriam Ludouici Vndecimi'. Aus den von mir gesperrt gedruckten poſtremum in Verbindung mit dem auf opus bezogenen hoc ipſum, während nachher eorum auf pensieri bezogen steht, ist bei Setti das zehnte (letzte) Buch entstanden. Bei der Lesart der *Apes Urbanae*, die Schiffer S. 63 bietet (*haec* ohne *ipsa* und *imprimantur*), wäre der Irrtum nicht so leicht möglich gewesen.

Über Eritreo ist Verfasser augenscheinlich schlecht unterrichtet. Er nennt ihn zwar S. 70 zweimal richtig Rossi, S. 69 aber bezeichnet er ihn als Giorgio de' Vittori und S. 90 als Vittori. Sein richtiger Name ist Gian Vittorio Rossi, wie Gerboni in seinem Buche 'Vn Vmanista nel secento, Giano Nicio Eritreo' (Città di Castelle 1899) gezeigt hat. Merkwürdig mutet Schiffers Bemerkung S. 69 an: 'Dies Werk (die *Pinacotheca*) war ziemlich verbreitet und wurde auch in Deutschland 1712 gedruckt und viel benutzt.' Er weiß also nicht, daß die *Pinacotheca* zum erstenmal durch Fabio Chigis Vermittlung 1643 in Deutschland gedruckt wurde und dem Verfasser gerade dort den größten Ruhm eintrug. Mit diesem Erscheinungsjahre fällt die Annahme S. 122, daß Eritreo in Italien zuerst die *Secchia rapita* erwähnt habe (Allacci z. B. sprach schon 1633 in den *Apes Urbanae* davon, und vor ihm Querengo in seinen lateinischen Gedichten), und damit fallen auch in gewisser Weise die Annahmen S. 70: 'Die gesammelten "quingentas Homeri sententias" betreffend, halte ich es für wahrscheinlich, daß wir es hier mit der Vorarbeit zu den "Pensieri" zu tun haben; denn Rossi erwähnt diese in dem Artikel noch nicht, auch scheint mir das "etenim narravit mihi" entscheidend zu sein. Der Absatz über Tassoni muß also vor dem Jahre 1612 oder jedenfalls sehr früh verfaßt sein, wenn man nicht annehmen will, Rossi habe die "Pensieri" überhaupt nicht gelesen.' Es ist also vielmehr anzunehmen, daß Rossi die Stellen über Tassoni, mit dem er in Rom persönlich verkehrte (er war hier 1577 geboren und starb hier 1647), später aus dem Gedächtnis oder auf Grund von Notizen niederschrieb — er spricht ja auch schon von der

1622 erschienenen *Secchia rapita* — und von der Veröffentlichung der *Pensieri* zwar wußte, das Buch selbst aber nicht kannte, wie auch die Form, in welcher er es in seinem Aufsatze erwähnt, zu beweisen scheint. Baillet hat dann diese *quingentas Homeri sententias* einfach aus Rossi übernommen (S. 72), wie ihm schon Ménage vorgeworfen hat. Morhof erklärte übrigens diese *quingentas sententias* nicht für Exzerpte, aus denen Tassoni seine Auswahl für die *Pensieri* getroffen habe, sondern er nimmt wohl mit Recht an, daß die *Pensieri* in ihrer Gesamtheit eine Zettelkastensammlung seien (zu S. 75 Anm. 23). *Giacomo* und *Giacopo* ist dasselbe (z. S. 68). Wenn Foffano (S. 85 Anm. 30) Boisroberts *Discours* als *Discours sur la méthode* bezeichnet, so ist der Grund dafür nicht 'unerfindlich', sondern es liegt nur eine Verwechslung im Titel mit dem *Discours de la méthode* Descartes' vor.

Leider enthält das Buch ungeheuer viele Druckfehler. Einige der störendsten sind: S. 36 Z. 7 *1620* statt *1622*; S. 43 Z. 13 *provando* statt *trovando*, Z. 14 *voglie amici* statt *volge agli amici*; S. 65 Z. 18 *1363* statt *1633* und Z. 25 *1636* statt *1633*; S. 85 Z. 7 *Zaume* statt *Zaune*.

Halle. Berthold Wiese.

W. Schwartz, August Wilhelm Schlegels Verhältnis zur spanischen und portugiesischen Literatur. Halle, Niemeyer, 1914. X, 144 S. 8°.

In dem entschuldbaren Streben des Anfängers nach schulmäßig scharfer, möglichst eindringender Disponierung des Stoffes hat sich der Verfasser dieser gutgemeinten, aber schlecht gelungenen Arbeit zu einer übertriebenen Zerteilung des Stoffes in Abschnitte und Unterabschnitte verleiten lassen, die das Zusammengehörige trennt und eine klare Übersicht über das Ganze rein zur Unmöglichkeit macht.

Schon das bißchen benutzte Literatur, in dem manch überflüssiges Zeug mit aufgeführt ist, wie z. B. der *Précis* von Ernest Mérimée (!), teilt er in drei Abschnitte, in deren einem er noch dazu zwischen Texten und Übersetzungen in zwei gesonderten Alphabeten scheidet. Grobe Schnitzer sind, nebenbei bemerkt, Formen wie *Collección* und *La Barreira*, von denen die zweite sich pag. 18 unten wiederholt. Die ersten zwei Kapitel trennen sodann *Schlegels spanische Studien* scharf von seiner *Kenntnis und Kritik der spanischen Literatur*. Als ob das so einfach wäre. Liegt doch der Fall bei Schlegel ganz anders als beispielsweise bei Schack. Im Gegensatz zum letzteren hat jener das Land seiner zeitweiligen Begeisterung und Sehnsucht nie gesehen, er ist der Kultur und Literatur des spanischen Volkes, seiner Sitte und Sprache nie anders denn auf dem Wege des Bücherstudiums entgegengetreten, er war Kritiker aus innerem Berufe, kritisierte, wo er lernte, und lernte nur durch die Kritik. In seinem Schaffen also läßt sich noch weniger als anderwärts das Studium der spanischen Sprache und Literatur von seiner Kenntnis und Kritik derselben schlankweg scheiden. Daß Schwartz es dennoch versuchte, hatte ein greuliches Durcheinander in den beiden ersten Abschnitten zur Folge. Zu einer wirklichen Darstellung des Verhältnisses Schlegels zur spanischen Literatur jedoch sind kaum die Ansätze vorhanden. Dessen Auffassung des Cervantes beispielsweise wird lediglich durch eine längere Aneinanderreihung von Zitaten aus seinen Werken dargelegt.

Besonders lästig macht sich die Sucht des Verfassers nach stets neuen Unterabteilungen in dem der Schlegelschen Metrik gewidmeten Abschnitt fühlbar. Auf dem besten Wege, von den metrischen Prinzipien Schlegels im allgemeinen (pag. 73) zu seiner besonderen Behandlung der spanischen Formen vorzugehen, findet der Verfasser plötzlich (pag. 74), daß dem un-

bedingt noch ein Absatz über die von Calderon verwendeten Metren vorangehen müsse. Also herein mit dem neuen Zwischenparagraphen. Der ist aber über den Trochäus noch nicht hinausgediehen, als sich (pag. 75) schon wiederum eine Unterabteilung auftut, die sich in einigen zum Verständnis des Nachfolgenden unbedingt nötigen *Vorbemerkungen über das Wesen der Assonanz und ihr Verhältnis zum Deutschen* gefällt. Nun sollte es eigentlich wieder mit Calderon weitergehen, aber der Abschnitt über Schlegels Assonanzen ist so vordringlich und überdies so lang, daß der Verfasser und mit ihm der schon ganz verwirrte Leser eine Zeitlang Calderon ganz vergißt und erst wieder auf ihn zurückkommt (pag. 81), als es sich in einem abermaligen neuen Abschnitt um das jambische Versmaß und sein Verhältnis zum trochäischen im spanischen Drama handelt. Also stets ein Stückchen Calderon und darauf sofort das entsprechende Stückchen Schlegel, und dazwischen ein Stückchen allgemeiner Belehrung, und so immerzu, bis man eben nimmer kann. Ich habe beim Lesen versucht, mir die Schlagwörter der einzelnen Haupt- und Nebenabschnitte am Rande aufzuschreiben und an ihrer Hand den Plan des Ganzen festzuhalten — keine der vielen Unterabteilungen ist nämlich äußerlich kenntlich gemacht —, aber es wollte nicht gehen. Zum Glück entschädigt das nächstfolgende Kapitel über den *Einfluß der spanischen Literatur auf Schlegels dichterisches Schaffen* wenigstens einigermaßen für die Mängel der vorangehenden. Es legt mit ansprechender Einfachheit dar, wie sich die Rückwirkung der spanischen Studien Schlegels auf sein poetisches Schaffen im großen und ganzen in einer wirklich recht bescheidenen Nachahmung spanischer Formen erschöpft. Die *Morayzela*, die man mit Unrecht bisher vielfach als Übersetzung ansprach, wird den meisten Lesern von heute schlechtweg ungenießbar vorkommen. Den Zeitgenossen Schlegels dünkte sie indes wie liebliche Musik aus fernen Zonen. Man glaubte dabei *Pomeranzen und Jasmin zu riechen*, wie Schlegels Bruder Friedrich sich ausdrückte, und schwelgte in allen Himmeln des ins Spanische verfeinerten Orients. Die Bedeutung der *Morayzela* im Kreise dieser sogenannten granadinischen Literatur ist bei Schwartz viel zu wenig hervorgehoben. Diese düfteschwangere Alhambradichtung hat besonders in Frankreich und Deutschland mit Heftigkeit grassiert und, wie Chateaubriands *Dernier Abencerrage* zeigt, nicht immer die schlechtesten Blüten getrieben. Carl Spindlers *Mohrin von Toledo*, J. G. Rohdes *Ibrahim und Rebekka*, Julius von Vossens *Spaniens Jungfrauentribut an die Mauren* und nicht zuletzt des seligen Auffenberg *Alhambra*, sein *Renegat von Granada* und die *Furie von Toledo*, sie alle sind Kinder einer einzigen fruchtbaren Familie, deren Heimat letzten Endes die Alhambra ist. Erst im Kreise dieser Art von Dichtung vermag Schlegels an sich gewiß nicht hervorragendes Werkchen richtig gewertet und verstanden zu werden.

Wenn ich zu gutem Ende ein Gesamturteil abgeben soll, so muß ich sagen, daß meinem Gefühle nach die Anlage der Arbeit zum größeren Teile verfehlt ist, da ihr die planmäßige Beherrschung und Durchdringung des Stoffes mangelt. Der Verfasser mag Schlegel nicht minder fleißig gelesen haben als Calderons Dramen, aber er gruppiert blindlings immer nur Einzelheiten und kommt darüber zu keinem Gesamtbilde. Indes gehen auch die einzelnen Ergebnisse, so gut sie an sich sein mögen, völlig verloren, denn zu guter Letzt fehlt der Arbeit auch noch ein Namen- und Sachregister. Das Druckenlassen verhält sich eben zum Denken wie eine Wochenstube zum ersten Kuß, sagt Friedrich Schlegel. Und damit scheint es seine Richtigkeit zu haben.

München. Ludwig Pfandl.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XXI, 5. Juni 1916 [A. Prinzinger, Eine Holzknechthütte in den Salzburger Alpen. — A. Dachler, Wiederbesiedelung von Südungarn. — J. Thirring-Waisbecker, Volkslieder der Heanzen, Fortsetzung. — Kleine Mitteilungen: Dachler, Zur Herkunft der Heanzen. Ethnographische Chronik aus Österreich: Österreichische Balkanexpedition. — Das serbische ethnographische Museum in Belgrad. — Literatur der österreichischen Volkskunde. — Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde]. 6. November 1916. Mit 46 Notenbeispielen, Titel, Inhaltsverzeichnis und Sachregister (Thirring-Waisbecker, Volkslieder der Heanzen, Schluß. — Kleine Mitteilungen. — Ethnographische Chronik aus Österreich. — Literatur der österreichischen Volkskunde. — Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde].

Falckenberg, R., Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant. 3. vermehrte Auflage. Leipzig, Veit & Ko., 1917. 88 S. M. 2,80.

Kraus, Oskar, Anton Marty, sein Leben und seine Werke. Eine Skizze, mit einem Bildnis (Sonderabdruck aus Marty, Gesammelte Schriften Bd. I). Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. 68 S. M. 1,50. [Von Anfang war die Forschung Martys auf linguistische Fragen gerichtet. Er begann mit dem Buch über den Ursprung der Sprache, Würzburg 1875, das noch von Wilhelm Scherer gerühmt wurde. Es folgten seit 1884 seine Abhandlungen über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung, worin er zu jenem Buche noch vieles nachtrug. Zur Syntax wandte er sich ebenfalls 1884 mit Studien über die subjektlosen Sätze und überhaupt über das Verhältnis der Grammatik zur Logik. In der letzten Zeit zogen ihn hauptsächlich die Probleme der Kasusfunktion und des Bedeutungsüberganges an, zwischendurch hat er sich auch einmal mit der Zukunftsaufgabe einer internationalen Sprache beschäftigt. Es ist nicht leicht, seine Darlegungen zu durchschauen; mit Dank begrüßt man es, daß Kraus sein Verzeichnis von Martys Schriften mit einer verdeutlichenden Inhaltsangabe begleitet. Aber wer sich in die Arbeiten Martys vertieft, wird die geistigeren Dinge des Sprachlebens viel gründlicher erfassen. Paul hat dies wiederholt bekannt; es ist schade, daß Wundt sich wesentlich nur ablehnend zu Marty verhielt, der so vieles an ihm zu bekämpfen fand, daß, wer Wundt linguistisch gebrauchen will, Marty nachschlagen muß. Zu dem Bilde seiner sachlichen Wirksamkeit hat Kraus auch einiges von seiner Persönlichkeit gefügt, das mit wenig Strichen das echt ideale Wesen dieses stillen Philosophen andeutet. Ich hatte während meiner Prager Zeit viel Gelegenheit, es schätzen zu lernen. Er vertiefte sich damals in Sweets Artikel über Logik und Grammar, den ich ihm vorlegte, und wurde nicht müde, über das Wesen der Metapher und anderer Tropen sich zu erschließen. Er hatte ein treues Gemüt und ließ den einstigen katholischen Geistlichen noch manchmal durchblicken. Unvergeßlich ist mir ein Gespräch zwischen ihm und dem großen Chirurgen Gussenbauer über das Wesen der Seele: Marty meinte, es müsse doch in einer Art von 'Fluidum' bestehen; Gussenbauer, der gewöhnt war, den Menschen mit dem Messer zu Leibe zu gehen, antwortete mit einem überlegenen Lächeln. Wie hätte es Martys Entwicklung gefördert, wenn er im Laufe der Dezennien einmal Gelegenheit gehabt hätte, den Wirkungskreis zu wechseln! Man merkt die

Zurückgezogenheit seines Lebens auch an seiner Ausdrucksweise; er war nicht gewöhnt, vor neuen Menschen und weiteren Kreisen sich zu erschließen. Wer ihn aufsuchte, wurde allerdings wissenschaftlich und menschlich belohnt.]

Marty, Anton, Gesammelte Schriften. Hg. von Eisenmeier, Kastil. Kraus. 1. Band, 2. Abteilung. Schriften zur genetischen Sprachphilosophie. Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. 321 S. M. 11 [X. Über Sprachreflex. Nativismus und absichtliche Sprachbildung. — XI. Selbstanzeige der zehn Artikel 'Über Sprachrefl., Nat. u. abs. Spr.' — Sur l'origine du langage. Gegen Regnaud].

Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen. Hg. von K. Marbe. Leipzig u. Berlin, Teubner. IV, 1. 4. Januar 1916 [C. Müller, Einiges über Beobachtungsfehler beim Abschätzen an Teilungen geodätischer Instrumente. — A. Pick, Zur Frage nach der Natur der Echolalie. — F. Gropp, Zur Ästhetik und statistischen Beschreibung des Prosarhythmus].

Schlein, G., Erziehung zum Glück. Morgengedanken eines Menschenfreundes. Wien u. Leipzig, Hartleben. 135 S. Geh. M. 1,50.

Halm, A., Harmonielehre. (Sammlung Göschen 120.) Neudruck. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1916. 128 S. M. 1.

Nötzel, Karl, und Barwinskyj, Alexander. Die slawische Volksschule. Zwei Aufsätze. (Schriften zum Verständnis der Völker.) Jena, Eugen Diederichs. 68 S. M. 1,80.

Wied, K., Leichtfaßliche Anleitung zur Erlernung der türkischen Sprache. (Die Kunst der Polyglottie. 15. Teil.) Wien u. Leipzig, Hartleben. 184 S. M. 2.

Papasian, Thoros, Deutsch-Türkisches Taschenwörterbuch. Kurzgefaßt für den täglichen Gebrauch. (Die Kunst der Polyglottie. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, jede Sprache in kürzester Zeit und in bezug auf Verständnis, Konversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 116. Teil.) Wien u. Leipzig, Hartleben. 102 S.

Menges, O., The world war. Der Weltkrieg Tatsachen, Sätze, Wendungen und Wörter nebst Aufgaben für Aufsätze und Vorträge (Deutsch und Englisch für den Gebrauch in Schule und Haus. Teil I, II). Halle a. d. S., H. Gesenius, 1915/16. 56 u. 44 S. Jeder Teil M. 0,70.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Viëtor. XXIII, 10. Februar-März 1916 [T. Brucauff, Oscar Wilde. — Aug. Schmidt, Charlotte Brontë und Professor Heger II. — Cl. Pilz, Fremdsprachlicher Unterricht und deutschnationale Bildung. — W. Küchler. Zu Ernst Siepers Gedächtnis. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 1. April 1916 [Lotte Menz, Die sinnlichen Elemente bei Edgar Allan Poe und ihr Einfluß auf Technik und Stil des Dichters (I). — A. Schumann, Schaden moderne Lektüre und Realienkunde im neusprachlichen Unterricht dem deutschen Nationalbewußtsein? — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 2. Mai 1916 [A. Bauer, Zum französischen Diktat. — Lotte Menz, Die sinnlichen Elemente bei Edgar Allan Poe und ihr Einfluß auf Technik und Stil des Dichters (II). — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 3. Juni 1916 [F. Kolde, Zu Wordsworths 'Tintern Abbey'. — Lotte Menz, Die sinnlichen Elemente bei Edgar Allan Poe und ihr Einfluß auf Technik und Stil des Dichters (Schluß). — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 4. Juli 1916 [H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. — E. Friedrichs, Ein unbekannter 'Herodes'-Dichter. Djershawin. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 5. August 1916 [W. Küchler. Wie Ernest Renan Italien sah. — Fr. Schwagmeyer. Zur Phonetik des Türkischen. — H. Krieger. John Millington Synge (I).

— Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 6. September 1916 [W. Küchler. Renans italienische Reise. — H. Krieger, John Millington Synge (II). — Vermischtes. — Anzeiger].

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXVII, 2. 3. Februar u. März 1916 [Abt: Loewenthal, Studien zum germanischen Rätsel. — Götze: Geiger, Volksliedinteresse und Volksliedforschung in der Schweiz vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis 1830. — Golther: Simons, Waltharius en de Walthersage. — Fledelius, Nibelungekvadet i dansk oversaettelse. — Behaghel: Schönborn, Das Pronomen in der schlesischen Mundart. — Stammler: Frels, Bettina von Arnims Königsbuch. — Sulger-Gebing: Enders, Friedrich Schlegel. — Stammler: Dosenheimer, Friedrich Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel 'Agnes Bernauer'. — Glöde: Luick, Historische Grammatik der englischen Sprache I, 1. 2. — Horn: Sixtus, Der Sprachgebrauch des Dialektschriftstellers Frank Robinson zu Bowness in Westmorland. — Klein, Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire. North-Riding. — Jung: Rehbach, Shaw als Dramatiker. — Hilka: Pschmadt, Die Sage von der verfolgten Hinde. — Schneegans: Montesquieu, Correspondance p. p. F. Gebelin avec la collaboration de M. A. Morize. — Meyer-Lübke: Wagner, Südsardische Tanz- und Liebes-, Wiegen- und Kinderlieder. — Krüger, Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten. — Pfandl: Northup, La Selva confusa de Don Pedro Calderon de la Barca. — Northup, Troya abrasada de Pedro Calderon y Juan de Zabaleta. — Hämel-Stier: Cascales Muñoz, D. José de Espronceda]. XXXVII, 4. 5. April u. Mai [Junker: Setälä, Bibliographisches Verzeichnis der in der Literatur behandelten älteren germanischen Bestandteile in den ostseefinnischen Sprachen. — Götze: Busse, Ulrich von Türheim. — Mangold, Studien zu den ältesten Bühnenverdeutschungen des Trenz. — Sulger-Gebing: Kurz, F. M. Klingers 'Sturm und Drang'. — Krämer: Jaeggi, G. Keller und Jean Paul. — Reinhold: Diederic van Assenede, Floris ende Blancefloer. — Ries: Wende, Über nachgestellte Präpositionen im Ags. — Jung: Frisch, Der revolutionäre Roman in England. — v. Wartburg: Gamillscheg und Spitzer, Die Bezeichnung der 'Klette' im Galloromanischen. — Gröhler: Mayer, Einfluß vorchristlicher Kulte auf die Toponomastik Frankreichs. — This: Stimming, Der Akkusativ cum infinitivo im Französischen. — Jud: Velleman, Grammatica teoretica, pratica e istorica della lingua ladina. — Hämel: Cervantes, Obras completas. Persiles y Sigismunda. — Pfandl: Bertrand, Cervantes et le romantisme allemand]. XXXVII, 6. Juni [Lerch: Hoch, Beiträge zur Lehre vom Satz. — Abt: Sartori, Sitte und Brauch. — Hübner u. Behaghel, Deutsches Rechtswörterbuch I, 1. — Götze: Rischen, Konrad Flecks Floire und Blanscheflûr. — Behaghel: Immessen, Der Sündenfall, hg. Krage. — Traumann: Schwemann, Acht Anmerkungen zu Goethes Faust. — Jung: Price, The attitude of Freytag and Schmidt towards English literature. — Fehr: Görnemann, Verfasserschaft von Piers the Plowman. — Kohlund: De Meester, Oriental influences in English literature. — Meyer-Lübke: Appel, Beiträge zur Geschichte der Teilungsform im Französischen. — Jordan: Meinhardt, Voltaire und seine Sekretäre. — Minckwitz: Müller, George Sands Romane in ihrem Verhältnis zu den Goetheschen. — Lerch: Friedmann, Die französische Literatur im 20. Jahrhundert. — v. Wurzbach: Gröber, Die Quellen von Boccaccios Dekameron. — Stiefel: Machiavelli, La Mandragola. — Pfandl: Foulché-Delbosc, Romancero de Barcelona. — Hämel: Schwartz, Schlegels Verhältnis zur spanischen und portugiesischen Literatur]. XXXVII, 7. 8. Juli u. August 1916 [Gmelin: Deneke, Sprachverhältnisse und Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich. — Helm: Pietsch, Deutscher Sprache Ehrenkranz. 2. Aufl. — Golther: O. G. di Leesthal, Studien über Veldekes Eneide. — Behaghel: Collinson, Die Katharinenlegende der Hs. II, 143 der Kgl. Bibliothek zu Brüssel. — Glöckner:

Hemmer, Studien zur Dialektgeographie des Westerwaldes. — Kroh, Beiträge zur nassauischen Dialektgeographie. — Sulger-Gebing: Behme, Heinrich von Kleist und Wieland. — Buchtenkirch. Kleists Lustspiel 'Der zerbrochene Krug' auf der Bühne. — Fehr: Sieper. Die ae. Elegie. — Koch: Wild, Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der wichtigeren Chaucer-Hss. — Jordan: Nyrop, Philologie française. — Meyer-Lübke: Gilliéron. Etude de géographie linguistique. Pathologie et thérapeutique verbales. — Spitzer: Behrens. Umschreibung der Adverbialbildung durch die Verbindung Substantiv mit Präposition im Französischen. — Zimmermann. Die Syntax des Verbums bei Palissy. — Schwake, Vouloir + Inf. als Umschreibung des Verbs. — Hilka: Wulff. Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters. — Wiese: Bertoni, La morte di Tristano. — Hämel: V. Said Armesto, Guillén de Castro, Las Mocedades del Cid. — Meyer-Lübke: Densusianu, Pastoritul la popoarele romanice]. XXXVII. 9. 10. September u. Oktober [Junker: Wyplel, Wirklichkeit und Sprache. Eine neue Art der Sprachbetrachtung. — Güntert: Thurneysen, Die Kelten in ihrer Sprache und Literatur. — Glöckner: Wenker. Das rheinische Platt. — Lobbes, Nordbergische Dialektgeographie. — Neuse, Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie. — Hanenberg. Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie zwischen Nijmegen und Uerdingen. — Hausenblas. Grammatik der nordwestböhmischen Mundart. — Golther: Paul, Ulrich von Eschenbach und seine Alexandreis. — Behaghel: Ulm, Johann Hartliebs Buch aller verbottenen Kunst. — Sulger-Gebing: Seyffert, Schillers Musenalmanach. — Golther: Rhyn. Die Balladendichtung Theodor Fontanes. — Abt, Lukians von Samosata sämtliche Werke, übersetzt von M. Weber. — Glöde: Schröer, Neuenglisches Aussprachewörterbuch. — Stichel, Die englische Aussprache nach den Grammatiken Peytons. — Kohlund: A. v. d. Heide, Das Naturgefühl in der engl. Dichtung im Zeitalter Miltons. — Hämel: Heinermann. Jgnez de Castro. Die dramatischen Behandlungen der Sage in den romanischen Literaturen. — Jordan: Faral: Recherches sur les sources latines des romans courtois. — Minckwitz, Förster, Die franz. Psalmenübersetzungen vom 12. bis 18. Jahrhundert. — Glaser: Chinard. L'Amérique et le rêve exotique dans la littérature française. — Lerch: Bovet, Sully Prudhommme. — Franke, Emile Zola als romantischer Dichter. — Krämer: Hochstaetter, Essai sur l'œuvre de Romain Rolland. — Seippel. Romain Rolland, l'homme et l'œuvre. — Meyer-Lübke: Bertoni. Kluba, ed altra note etimologiche alto-italiane. — Stiefel: Alfieri, Opere con pref. di A. Macchia. — Pfandl: A. Bouillay San Martin. Cinco obras dramaticas anteriores a Lope de Vega. — Mulertt: Schuchardt, Aus dem Herzen eines Romanisten. — La cultura latino-americane ... publ. por el Seminar für romanische Sprachen und Kultur in Hamburg]. XXXVII, 11. 12. November u. Dezember [Hirt: Marzell, Die Tiere in deutschen Pflanzennamen. — Loewe, Germanische Pflanzennamen. — Götze: Hadlich. Zur Theorie des sprachlichen Bedeutungswandels. — Helm: Kruer, Der Bindevokal und seine Fuge im schwachen deutschen Präteritum. — Wagner: Rudwin, Der Teufel in den deutschen geistlichen Spielen. — Behaghel: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft III. — Paterna: Grillparzers Ahnen. Festgabe zu Sauers 60. Geburtstag. — Müller: Benson, The old Norse element in Swedish romanticism. — Behaghel: Callaway. The infinitive in Anglosaxon. — Glöde: Heidrich, Das geographische Weltbild des späteren engl. Mittelalters. — Fischer: Meyer, Carlyles Einfluß auf Kingsley. — Jordan: Acher, Les archaïsmes apparents dans la chanson de Raoul de Cambrai. — Cross, The Celtic origin of the 'lay of Yonec'. — Hilka: De Boer, Ovide moralisé. — Streuber: Seitz, Molières Lebensanschauung und Erziehungsgedanken. — Lerch: Curtius, Ferdinand Brunetière. — Vossler: Hasse, Die italienische Renaissance. — Wagner: Guanerio, Note etimologiche e lessicali córse. —

Stiefel: Lope de Vega, La Dorotea. Ed. de Américo Castro. — Hämel: Bertrand, L. Tieck et le théâtre espagnol. — Pfandl: Pelaez, Die Gefahr des Buches]. XXXVIII, 1. 2. Januar u. Februar 1917 [Schuchardt: De Saussure, Cours de linguistique générale. — von Unwerth: Christiansen, Die finnischen und nordischen Varianten des zweiten Merseburgerspruches. — Götze: Sternberg, Grimmelshausen und die deutsche satirisch-politische Literatur seiner Zeit. — Kopp: Selten, Das ältere deutsche Gesellschaftslied. — Sulger-Gebing: Schulze, Gustav Schwab als Balladendichter. — van Hamel: Immink, De spiegel der minnen door Colyn van Ryssele. — Binz: Spalding, The me. charters of Christ. — Golther: Sandison, The chanson d'aventure in Middle-English. — Meyer-Lübke: Jacoby, Zur Geschichte des Wandels von lat. *ū* zu *ü* im Galloromanischen. — Vossler: Adler, Racine als Mensch und Künstler. — Wiese: Castaldi, Nel VI centenario della nascita del Boccaccio. — Krüger: Fabra, Grammatica de la lengua catalana. — Pfandl: Burger, Die Drucker und Verleger in Spanien und Portugal von 1501 bis 1536. — Hämel: Pietsch, Concerning Ms. 2-G-5 of the Palace Library at Madrid. — von Sallwürk sen.: Kappert, Psychologische Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts].

Publications of the Modern Language Association of America. XXXI, 2. June 1916 [M. G. Hill, Some of Longfellow's sources for the second part of *Evangeline*. — P. F. Baum, The English ballad of Judas Iscariot. — A. B. Stonek, The usurer in Elizabethan drama. — Ch. B. Newcomer, The *Puy* at Rouen. — F. M. Warren, A Byzantine source for Guillaume de Lorris's *Roman de la rose*. — J. M. Thomas, Swift and the stamp act of 1712. — C. A. Moore, Shaftesbury and the ethical poets in England, 1700 bis 1760. — W. E. Farnham, Colloquial contractions in Beaumont, Fletcher, Massinger, and Shakespeare as a test of authorship]. XXXI, 3. September 1916 [H. Schofield, The chief historical error in Barbour's *Bruce*. — H. C. Lancaster, Relations between French plays and ballets from 1581 to 1650. — A. B. Benson, Fourteen unpublished letters by Henry Crabb Robinson; a chapter in his appreciation of Goethe. — H. E. Mantz, Non-dramatic pastoral in Europe in the 18th century. — P. R. Coffman, The miracle plays in England. — Nomenclature. — F. Schoenemann, Gustav Falke: eine Studie. — P. E. Baum, The mediæval legend of Judas Iscariot]. XXIV, 4. December [Greenough, The development of the *Tatler* particularly in regard to news. — Bonnell, The Easter *Sepulcrum* in its relation to the architecture of the high altar. — Long, Spenser and the bishop of Rochester. — Foerster, Whitman as a poet of nature. — Green, The opening of the episode of Finn in *Beowulf*. — Acts of the executiv council. — Members of the Modern Language Association of America].

Modern language notes. XXXI, 1. January 1916 [O. F. Emerson, More notes on 'Patience'. — F. Tupper, Chaucer and Trophee. — O. J. Campbell jr., A note on 'Richard III.' — P. R. Kolbe, Variation in the O. H. G. post-Otfridian poems. — W. L. Phelps, Browning in France]. XXXI, 2. February [A. H. Shearer, 'Theophania'. — H. Collitz, Goethe's use of 'vergakelt'. — P. W. Long, Spenseriana: 'The lay of Clorinda'. — J. W. Bright, Anglo-Saxon 'umbor' and 'seld-guma'. — A. M. Sturtevant, Zur Syntax des Verbums 'meinen' im Ahd. — A. M. Jenney, A note on Cynewulf's 'Christ'. — W. Kurrelmeyer, Doppeldrucke von Goethes 'Tasso', 1816]. XXXI, 3. March [J. Warshaw, Recurrent 'préciosité'. — G. P. Krapp, Henry VIII. in Halls 'Chronicle'. — H. S. P. Tatlock, 'Bretherhed' in Chaucers Prolog. — O. F. Emerson, 'Seith Trophee'. — O. Heller, A retrospective view of an important German grammar]. XXXI, 4. April [W. D. Briggs, Source-material for Jonson's plays. — M. E. Smith, Notes on the rimed table in England. — J. W. Bright, 'Beowulf' 489—490. — C. Brown, The Towneley 'Play of the doctors' and the 'Speculum Christiani']. XXXI, 5. May [O. F.

Plath, Schiller's influence on 'Wilhelm Meisters Lehrjahre'. — R. M. Alden, The 1710 and 1714 texts of Shakespeare's poems. — W. Kurrelmeyer, Die Doppeldrucke der zweiten Cottaschen Ausgabe von Goethes Werken. — Ch. Porter, How Shakespeare set and struck the scene for 'Julius Cæsar' in 1599. — S. C. Chew, Did Byron write 'A farrago libelli'? — C. Zdanowicz, Frosine's marquise in 'l'Avare']. XXXI, 7. November [A. O. Lovejoy, On the meaning of 'romantic' in Early German romanticism. Part. I. — A. E. Zucker, Shakespeare and Grillparzer. — E. B. Reed, Three characters by Henry Molle. — G. H. Gerould, Cynewulfs 'Christ', 678—679. — A. Hubbard, A note on Flauberts 'Novembre'].

Studies in Philology. XIII, 1. January 1916 [Gildersleeve, Vocational training. — Bocock, Notes on the Greek present (Imperfect). — Smith, Thucydides VII, 75. — Trent, Renderings of some odes of Horace. — Chamberlayne, A study of Nonnus. — Royster, A note on Lydgate's use of the *do* auxiliary. — Henry, The meaning of *stataria* as applied to Terence's comedies. — Howe, A type of verbal repetition in Ovid's elegy]. XIII, 2. April [C. A. Smith, 'Ordinary North-Carolinese' or 'I had rather stay than to go with you'. — J. H. Hanford, A Platonic passage in Shakespeare's 'Troilus and Cressida'. — Th. S. Graves, Notes on Elizabethan theatres. — E. Greenlaw, Shakespeare's pastorals]. XIII, 3. July [H. M. Dargan, The nature of allegory as used by Swift. — E. Long, Drayton's 'eighth nymphal'. — P. H. Epps, Twonotes on English classicism]. XIII, 4. October [G. A. Harrer, Consules suffecti in the years 98 to 101. — G. A. Harrer, Classical notes].

Modern philology. XIII, 10. February 1916 [G. P. Jackson, The rhythmic form of the German folk-songs I. — H. O. Schwabe, Germanic coin names I. — H. W. Puckett, The 'Genoveva' theme]. XIV, 1. May [J. G. Calderhead, Morality fragments from Norfolk. — H. M. Ayres, Another forerunner of Warburton's cook. — A. S. Cook, Another parallel to the Mak story. — C. R. Baskervill, On two old plays. — R. M. Alden, The 1640 text of Shakespeare's sonnets. — F. M. Padelford, Spenser and the spirit of puritanism. — W. K. Smart, Some notes on *Mankind*]. XIV, 2. June [G. P. Jackson, The rhythmic form of the German folk-songs. — Ch. H. Handschein, Goethe und die bildende Kunst: Spätere Kunstbestrebungen und Schluß. — H. O. Schwabe, German coin names II. — F. A. Wood, Some verb-forms in Germanic]. XIV, 3. July [F. M. Warren, On the early history of the French national epic. — K. Mc Kenzie, Francesco Griselini and his relation to Goldoni and Molière. — R. T. Holbrook, 'Tout craché'. — O. H. Moore, The naturalism of Alphonse Daudet. — D. S. Blondheim, Anatole France]. XIV, 4. August [O. W. Long, English and American imitations of Goethe's *Werter*. — F. B. Barton, Laurence Sterne and Charles Nodier. — C. R. Baskervill, Some evidence for early romantic plays in England. — E. P. Hammond, *The lover's mass* in England and in Spain. — H. E. Allen, A note of the *Lamentation of Mary*]. XIV, 5. September [J. S. P. Tatlock, Chaucer and Wyclif. — W. Graham, The Cardenio-double falsehood problem. — C. Duncan, The scientist as a comic type. — W. K. Smart, Some notes on 'Mankind' (concluded). — J. M. Manly, The authorship of Piers the Plowman. — H. B. Hinckley, Chauceriana].

Edda, Nordisk tidsskrift for litteraturforskning. 3. Kristiania, I kommission Hos. H. Aschehoug & Co. W. Nygaard. 1916. 208 S. [Chr. Collin, Fra Shakespeare-tidens idékamp. — N. Møller, Shakespeare ved sit 'arbejde. — J. Mortensen, Hamlet. — V. Grønbach, Shakespeare og det forshakespeareske drama. — C. H. Herford, Shakespeare's treatment of love and marriage. — Ch. Bastide, La France et les français dans le théâtre de Shakespeare. — M. L. Gothein, Der lebendige Schauplatz in Shakespeares Dramen. — W. P. Ker, A note on the form of Shakespeare's comedies. —

O. Walzel, Aufzugsgrenzen in Dramen Shakespeares. — F. Jónsson, Shakespeare i Island. — W. B. Cairns, Shakespeare in America].

Språk och stil. XVI, 4. u. 5 [S. Belfrage, Studier i Runebergs komposita. — H. G. Reutercrona, Nagra luffarenamn. — R. G. Berg, Namnlistor från Strängnäs. — A. Lindquist, Anmärkningar till 'Valda stycken av svenska författere 1526—1732', utgivna av Noreen och E. Meyer. — E. Smedberg, Bröllops Beswärs Ihogkommelse och Johan Rudhelius. — W. Cederschiöld, Adjektivet trevlig i äldre svenska. — H. Kihlman, Några textförbättringar till Mål-Roo eller Roo-Mål. — Smärre bidrag. — Språk och stil. Innehåll 1901—1916].

Neophilologus. I, 1. 1915 [Salverda de Grave, Observations sur le texte de la *Chanson de Guillaume* I. — Tielroy, De celle qui fut Olive. — Serrurier, *Colloque* des secrets, cachés des choses sublimes. — Frantzen, Goethe und Beaumarchais. — Frantzen: G. Richert, *Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romantik.* — Dudok, Has *Jack Juggler* been written by the same author as Ralph Roister Doister? — Bense, 'Melibœus Old' in Miltons *Comus.* — van der Gaaf, The disappearance of the *k* in *asked*]. I, 2 [Sneyders De Vogel, Tristan et Iseut, d'après des publications récentes. — Valkhoff, Louis Ménard 1822—1901. — Weerenbeck, Le gérondif français avec sujet sous-entendu? — Boer, Over den samenhang der klankverschuivingen in de Germaansche dialecten. — Frantzen, Romantisches in Schillers Dramen. — Kluyver, Over het spel *Granida.* — Prick van Wely, Holl.-Eng. raakpunten en parallelen]. I. 3 [L. Polak, Zinmelodie en Lichaamsreaktie. — J. J. Salverda de Grave, Observations sur le texte de la *Chanson de Guillaume* II. — C. Kramer, Les nouveaux fragments posthumes d'André Chénier. — J. J. A. A. Frantzen, Über den Stil der Pidrekssaga. — A. E. H. Swaen, Bestaat oudengelsch *cocor* = *zwaard?* — J. Kovistra, Shelley's *Prometheus unbound.* — B. Westerveld, Georgian poetry]. I, 4 [C. de Boer, Hermione et Andromaque. — C. Kramer, Les nouveaux fragments posthumes d'André Chénier. II. — van Hamel, Gotica. I. — van der Meer, Die gotischen Ortsgenitive. — J. J. A. A. Frantzen, Über den Stil der Pidrekssaga, II. — van Poppel, Zum Verständnis der Brentanoschen *Romanzen vom Rosenkranz.* — H. Logeman, Some notes on Romeo and Juliet, I]. II, 1. 1916 [J. van der Elst, L'alternance binaire dans le vers français et l'oreille germanique. — C. Kramer, L'esthétique d'André Chénier d'après un ouvrage posthume. — S. Feist, Die germanische und die hd. Lautverschiebung. — J. H. Scholte, De eerste Hamlet-opvoering in Duitschland. — E. Kruisinga, Bijdragen tot de Engelse spraakkunst. I. — H. Logeman, Some notes on Romeo and Juliet, II. — van Kranendonk, Demogorgon in Shelley's Prometheus unbound. — C. Franken, Drie stukken van John Galsworthy].

Lebede, H., Klassische Dramen auf der Bühne. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Ergänzungsheft. Hg. von Hofstaetter und Panzer.) Leipzig u. Berlin, Teubner. 1916. 109 S. Geh. M. 3.60.

Wadstein, Elis, Ein morgenländisches Wort im Abendland [german. *barse* 'Pferdeharnisch', hd. *partsche*, roman. *barde* persischer Herkunft]. Le monde oriental IX (1915), S. 56—62.

Wähmer, R., Spracherlernung und Sprachwissenschaft. Die Eingliederung des Sprachunterrichts in den wissenschaftlichen Bildungsplan der höheren Schule, dargelegt im Französischen. Leipzig u. Berlin, Teubner. 1914. 98 S. Geb. M. 2,80 [1. Spracherlernung, Beobachtung und dialektische Bildung. 2. Goethescher Bildungsdrang. 3. Die natürliche Methode. 4. Sprachgefühl. 5. Das Denken in der fremden Sprache. 6. Sprachbeschreibung und Verstandesbildung. 7. Sprachverständnis und Sprachgeschichte. 8. Biogenetischer Sprachunterricht. 9. Psychologia. 10. Wissenschaftlicher Sprachunterricht und die Einheit des wissenschaftlichen Bildungsplanes. 11. Seine Bedeutung für die philosophische Propädeutik. 12. Zeitfragen].

Rausch, F., Lauttafeln für den deutschen und fremdsprachlichen Unterricht nach den Grundsätzen der Lautlehre. Zugleich ein Lehrmittel für den Schreiblese-, Gesang-, Redekunst-, Taubstummen- und heilpädagogischen Unterricht. Handausgabe. 26 Abbildungen mit vielen Übungsbeispielen. 3. verbesserte Auflage. Marburg (Hessen), Elwertsche Buchhandlung (G. Braun). 1916. M. 2.

Sackmann, P., und Dierlamm, G., Französische und englische Dichter und Schriftsteller in der Schule. Stuttgarter Ferienkursus für Schriftsteller-Erklärung 1914. Leipzig u. Berlin, Teubner. 1916. S. 153 bis 218. Geh. M. 1,40.

Eidam, Ch., Zum fremdsprachlichen Schulunterricht der Zukunft. Nürnberg. Carl Kochs Verlagsbuchhandlung. 14 S. M. 0,30.

Sammlung der Bestimmungen über die Anstellungs-, Besoldungs- und sonstigen persönlichen Verhältnisse der Leiter und Lehrer an den höheren nichtstaatlichen Schulen in Preußen. Hg. vom Formularlager des Zentralverbandes der Gemeindebeamten Preußens e. V. Eberswalde. Eberswalde, C. Müllersche Buchhandlung, 1916. 146 S.

Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XV, 1. January 1916 [H. W. Church, The compound past tenses in Middle High German. — F. A. Braun, Goethe as viewed by Emerson. — J. E. Gillet, Drama und Epos in der deutschen Renaissance. — A. L. Andrews, Further influences upon Ibsen's Peer Gynt. — F. Tupper, Chaucer's sinners and sins. — J. Q. Adams jr., Captaine Thomas Stukeley].

Sehrt, E. H., Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion *Und*. Mit einer Karte. (Hesperia. Schriften zur german. Philologie, hg. H. Collitz und H. Wood. No. 8.) Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1916. 56 S. Geb. M. 2,80.

Skandinavisch.

Norsk-Isländska dopnamn ock fingerade namn fran medel tiden. Samlade ock utgivna av E. H. Lind. Nionde häftet. Uppsala, A. B. Lundequistska Bokkandeln; Leipzig, O. Harrassowitz, 1916. 1273—1306. M. 1,50.

Alnaes, J., Norsk saetningsmelodi. Dens forhold til ordmelodien. En undersokelse av østnorsk riksmaal. Kristiania. Aschehoug & Co., 1916. 218 S.

Ibsen, Henrik, Peer Gynt. Deutsch von Ludwig Fulda. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1916. 234 S. M. 4. [Diese Neuübersetzung von Ibsens phantastischem Werk ist auf Wunsch des Burgtheaterdirektors Thiemig entstanden und leiht sich in der Tat ungemein leicht dem lebendigen Vortrag, sie wirkt zugleich erklärend wie ein Kommentar. Durch solch geschmackvolle Aneignungen bewahrt unsere Literatur dauernd eine kosmopolitische Kraft.]

Niederländisch.

Jacob van Maerlant's Heimelijkheid der heimelijkheden. Opnieuw naar de handschriften uitgegeven en van inleiding en aanteekeningn voorzien door Dr. A. A. Verdenius. Amsterdam. Kruyt. 1917. 210 S.

Vlaemische Dichtung. Eine Auswahl im Urtext und in Übersetzung. Jena, E. Diederichs. 1916. 141 S. M. 1,80.

Haek, D., Die Kunst, die holländische Sprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. Lehrbuch der niederländischen Sprache. 4. verbesserte Auflage. (Die Kunst der Polyglottie. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, jede Sprache in kürzester Zeit in bezug auf Verständnis, Konversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 14. Teil) Wien u. Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 181 S.

Deutsch.

Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte. Franz Muncker zum 60. Geburtstage dargebracht von Mitgliedern der Gesellschaft Münchener Germanisten. München, Beck, 1916. 264 S. M. 11 [von der Leyen, Deutsche Dichtung und bildende Kunst im Mittelalter. — Strich, Der lyrische Stil des 17. Jahrhunderts. — Mausser, Prologomena zu einer Biographie Christoph Selhamers. — Janentzky, Lavaters magischer Glaube. — Borinski, Drei Goethe-Miszellen: 1. Mignons Eiertanz. 2. Zur Herkunft des Homunculus. 3. Der Astrolog im 'Faust' und 'Wallenstein'. — Pariser, Pustkuchens 'Gedanken über die Oper' und B. A. Webers Musik zu Goethes Festspiel 'Des Epimenides Erwachen'. — Hallgarten, Alexander Fischer. — Borcherdt, Otto Ludwigs Novelle 'Die Emanzipation der Domestiken'. — Petzet, Paul Heyse und Jakob Burckhardt. — Sulger-Gebing, C. F. Meyers Michelangelo. — Gedichte. — Berend, Humor und Tod. — Petersen, Weltfriede].

Meyer, R. M., Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Hg. von Otto Pniower. Volksausgabe. 1.—4. Tausend. Berlin, Bondi, 1916. 669 S. Geb. 6 M. [Das Werk ist groß und frei angelegt; es hat, wie Bildhauer zu sagen pflegen, 'Wurf'. Literatur ist als Erlebnis des Volkes gefaßt; daher wird überall der führende Schriftsteller mächtig hervorgehoben, neben ihm jedoch die Breite der Kulturentwicklung in verschiedenen Schaffensgattungen angedeutet. Heldendichtung und Goethe sind die Gipfel. Die Heldendichtung wird durch vier Perioden gewälzt. In der germanischen Zeit, Kap. I, wird sie aus Liedern studiert, von denen wir auf deutschem Gebiete nur eine Probe haben. Wirkliche Gestalten liegen ihr zugrunde; daß 'Beowulf und Siegfriedsage aus Märchen erwuchsen', scheint Meyer schon aus stilistischen Gründen unglaubwürdig; 'denn gerade die ältesten Sagen — etwa die von Alboin und Rosamunde — enthalten so gut wie nichts Märchenhaftes'. Erst später sei Märchenhaftes eingedrungen. Die Sage habe nicht so sehr die Erlebnisse vergrößert als den Helden idealisiert. Aus ihr spricht die Sehnsucht nach einer größeren Zeit und einem glücklicheren Leben des Volkes, die sich um dieselbe Zeit praktisch in der Völkerwanderung verkörperte. Das Christentum unterbrach die Entwicklung vom Lied zum Epos, Kap. II; in frühmittelhochdeutscher Zeit kam ihr das Ritterepos zu Hilfe, Kap. III; endlich trat in mhd. Zeit der Gipfel hervor, die 'Nibelungennot', Kap. IV. Zahlreiche Einzellieder waren die Grundlage. Das Muster des höfischen Epos hat den Ehrgeiz nichtritterlicher Dichter angespornt, aus widerspruchsvollen Gesängen ein einheitliches Gedicht zu schaffen, zunächst mit Schonung des ursprünglichen Textes: so mag ein Nibelungengedicht entstanden sein, das in der Form ungefähr der 'Klage' entspricht, nur in breiter epischer Haltung, in Strophen und mit starker Vereinheitlichung. Schließlich aber mußte doch ein genialer Einzelner kommen, die Abenteuerfülle beschneiden, das Wesentliche herausheben, den zweiten Teil fast ganz hinzufügen, die Szenen gliedern und abstufen, Gestalten und Lebensbilder auf die möglichste Höhe damaliger Kunst bringen. Ein Glaubensbekenntnis hat dieser Hauptdichter von sich selbst abgelegt, indem er den Spielmann Volker schilderte; eine besondere Feinheit hat er gezeigt, indem er Rüdigers Haus ausmalte. Meyers Vergleiche mit Homer erinnern daran, daß wir es mit einem Buch über Weltliteratur zu tun haben, wenn auch nur das deutsche Segment direkt dargestellt wird. Walter von der Vogelweide reicht nicht ganz auf dieselbe Höhe; er war nur der größte Lyriker des deutschen Mittelalters, und das nach Meyer nur, wenn man die Mannigfaltigkeit der Töne und Inhalte, die Kraft der poetischen Anschauung, die Beherrschung der poetischen Mittel und die Einwirkung auf die Zeitgenossen berücksichtigt. Aber er war der einzige unter den Minnesängern, der in Versen sein ganzes Leben vor uns auslegt; er war der

erste Deutsche, der so deutlich wie ein Zeitgenosse vor uns steht; deshalb ist er noch heute Gegenstand lebhafter Kämpfe, 'und kein größeres Kompliment konnten die italienischen Widersacher des schönsten Monuments eines älteren deutschen Dichters, des Natterschen Standbildes in Bozen, ihm machen, als indem sie ihm in Trient das machtvolle Denkmal Dantes gegenüberstellten', S. 159. Auch Wolfram von Eschenbach, obwohl der größte Dichter des deutschen Mittelalters, reicht nicht darüber hinaus in die Weltzone. So tief seine Persönlichkeit gründet, an Kunstsicherheit steht er Gotfried und Walter nach, S. 98. — Das 15. Jahrhundert, die Reformation, der Neuaufbau der Literatur im 17. Jahrhundert werden begreiflicherweise nur als Episoden behandelt. Dann aber steigt der Weg auf zum zweiten Pole, zu Goethe, Kap. VIII und IX, und auch Lessing ist zu diesem nur eine Vorstufe. Der Literarhistoriker glänzt in der Schilderung dieses Anstieges, der Literaturphilosoph in der Beurteilung Goethes selbst, Kap. X. Zweierlei wird an ihm hervorgehoben. Zunächst: daß für Goethe die Dichtkunst nur ein Teil, wenn auch der wichtigste, der Lebenskunst ist; die Dichtung und namentlich das Leben selber dürfen durch sie nicht verdrängt werden. Anderseits: daß Goethe der bewußteste der Dichter ist, was unwillkürliches inneres Gestalten betrifft, und zugleich der bewußteste, indem er Dichtung und Erlebnis in den Dienst einer ununterbrochenen Höherbildung stellt, S. 454. — Dann folgt noch ein Kapitel zweiter Klasse und Wärme über Schiller und ein halbes Kapitel über die Romantiker — dann nahm der Tod dem fleißigen Autor die Feder aus der Hand, mit der er eben noch das Leben des Totendichters E. Th. A. Hoffmann skizziert hatte, auf S. 629. Nicht nur im Steigbügel, sondern mitten auf gewaltigem Ritte wurde Meyer abberufen. Ein treuer Freund, Pniower, hat das letzte Kapitel knapp vollendet und mit Eichendorffs 'Lied in allen Dingen' geschlossen. — Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Heimgegangene durch mancherlei Spenden wohlbekannt. Er gehörte zu den echten Germanisten, die nach dem Vorbilde Wilhelm Scherers die ältesten wie die jüngsten Wortkunstwerke unseres Volkes forschend und darstellend umspannten. Viel von Scherers Geist wirkte in ihm weiter; nicht umsonst hat er dem geliebten Lehrer eine Marmorbüste in die Ehrenhalle der Berliner Universität gestiftet. Sein Wissen war so reich und seinem Geiste immer so präsent, daß er über jeden einschlägigen Gegenstand jederzeit ein bemerkenswertes Urteil zu formulieren vermochte. Das, was das Element aller Wissenschaft ist, das Fragen, die Problemstellung, war in ihm ungemein entwickelt. Nach dem Tiefen und Elementaren hatte er eine ehrliche Sehnsucht, wie man am deutlichsten beobachten konnte, wenn man ihm in den Tiroler Bergen begegnete. Rastlos trieb ihn der Fleiß von Buch zu Buch, lesend und verarbeitend. Er war nicht anders zu denken als fleißig, und so war es ein Glück für ihn, daß ihm Hemmungen durch Krankheit und Alter gänzlich erspart blieben. Ehre seinem Andenken!]

Schäfer, Dietrich, Von deutscher Art. (Der Krieg 1914—16, hg. von D. Schäfer; Sonderdruck.) Leipzig, Bibliographisches Institut, 1916. 29 S. [Volkstum, Deutsche Art. Fähigkeit, deutsche Art zu bewahren. Politische Begabung. Persönlichkeit. Deutsche Arbeit. Fürstentum. Fremde Einflüsse. Deutsche Geistesbildung. Schulpflicht, Wehrpflicht, soziale Gesetzgebung. Deutsches Gemüt. Aufgaben der Gegenwart. Erhaltung deutscher Wehrkraft. Deutsche Macht. Macht und Geistesleben. Gefahren für unsere Volksseele. Erwerbstrieb. Deutsche Kunst und Sitte. Schluß.]

Singer, S., Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter. Ein Vortrag mit anschließenden Ausführungen und Erläuterungen. Bern, Francke, 1916. 52 S. M. 2.

Carlyle, Thomas, Essays on German literature. (Tauchnitz edition 4516.) Leipzig, Tauchnitz, 1917. [Jean Paul Friedrich Richter. 1827. —

State of German literature. 1827. — Jean Paul Friedrich Richter again 1830. — Luther's psalm. 1831. — Schiller. 1831. — The Nibelungen Lied. 1831.]

Stoltenberg, H. L., Die Bindung der deutschen Rede. Berlin, K. Curtius, 1916. 132 S. M. 2,50.

Böckel, O., Die deutsche Volkssage. (Aus Natur und Geisteswelt. 262. Bändchen.) 2. Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. 122 S. Geh. M. 1.

Kleinere deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts. Hg. von A. Waag. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Altdeutsche Textbibliothek Nr. 10, hg. von H. Paul.) Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. CXII, 180 S. M. 3,60.

Böttcher, Kurt, Das Vordringen der hd. Sprache in den Urkunden des nd. Gebietes vom 13. bis 16. Jahrhundert. (Kap. I, II und XI.) Berliner Diss. Berlin, Ebering, 1916. 80 S.

Lefftz, Joseph, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. (Einzelschriften zur Elsässsischen Geistes- und Kulturgeschichte I.) Straßburg, Trübner, 1915. 200 S. M. 6.

Walzel, O., Ricarda Huch. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Leipzig. Inselverlag. 1916. 116 S. Geh. M. 1,20.

Gryphius, Andreas, Auswahl aus seinen Dichtungen zur Dreihundertjahrfeier seiner Geburt, unserer Sprache angepaßt, erläutert und eingeleitet durch O. Warnatsch. Glogau. Hellmann, 1916. 112 S.

Gräf, H. G., Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. III. Teil: Die lyrischen Dichtungen. 2. Band. 2. Hälfte. (Des ganzen Werkes neunter Band.) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1914. S. 668—1238. Geh. M. 20.

Friedländer, Max, Goethe und die Musik. Festvortrag, gehalten am 17. Juni 1916. (Sonderdruck aus Band 3 des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft, hg. von H. G. Gräf. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.) Leipzig, Inselverlag, 1916. S. 227—340.

Keller, W. J., Goethe's estimate of the Greek and Latin writers. As revealed by his works, letters, diaries, and conversations. (Bulletin of the University of Wisconsin. No. 786. Philology and literature series vol. 6. No. 1. pp. 1—192.) Madison, Wisconsin, University Press, May 1916. 191 S. 40 cents.

Carlyle, Th., Essays on Goethe. (Tauchnitz edition 4513.) Leipzig, Tauchnitz, 1916. 285 S.

Soblik, P., Werther und René. Greifswalder Diss. Greifswald. Adler, 1916. 80 S.

Brentanos Werke. Hg. von M. Preitz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1914. Bd. I 429 S., II 531 S., III 520 S. M. 7,50.

Riederer, Frank, Ludwig Tiecks Beziehungen zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Diss. Greifswald 1915. 125 S.

Hofer, Klara, Friedrich Hebbel und der deutsche Gedanke. Eine Studie. Berlin u. Stuttgart, Cotta, 1916. 106 S. M. 1.

Saedler, H., Hebbels Moloch. Ein Kultur- und Religionsdrama. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Hg. von F. Muncker. LI.) Weimar. A. Duncker. 1916. 132 S. Einzelpreis M. 6,60.

Lemke, E., Die Hauptrichtungen im deutschen Geistesleben der letzten Jahrzehnte und ihr Spiegelbild in der Dichtung. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 125 S. Geh. M. 2.

Hocks, M. D., Tennysons Einfluß auf Fr. W. Weber. Münster (Westf.). Universitätsbuchhandlung F. Coppenrath, 1916. 54 S.

West, L., Martin Greifs Jugenddramen. (Deutsche Quellen und Studien. Hg. von W. Kosch.) München, Lindauer, 1916. 127 S. M. 5.

Litzmann, Berthold, Ernst von Wildenbruch. 2. Band. 1886—1909. Mit 10 Bildnissen. Berlin, Grote, 1916. 413 S.

Stirner, M., Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes 'Der Einzige und sein Eigentum' aus den Jahren 1842—1848. Hg. von J. H. Mackay. 2. durchgesehene und sehr vermehrte Auflage. Treptow bei Berlin, Zacks Verlag. 1914. 415 S.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. 1. Heft: Bilder von Ludwig Richter, 63 S. 2. Heft: Bilder von Otto Ubbelohde, 49 S. 3. Heft: Bilder vom Grafen von Kalckreuth, 56 S. 4. Heft: Bilder von Max Slevogt, 51 S. Leipzig, Inselverlag.

Baer, H., Naturbilder und andere Dichtungen. Straßburg, Trübner. 1916. 163 S. M. 3.

Frings, Th., Die rheinische Akzentuierung. Vorstudie zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten. (Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches, hg. von F. Wrede.) Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1916. 98 S. M. 3,50.

Bremer, O., Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung nebst Textprobe und Wörterverzeichnis. Hamburg, Hermes Verlag, 1914. 62 S.

Meyer, Th. A., und Binder, H., Deutsche Dichter und Schriftsteller in der Schule. Stuttgarter Ferienkursus für Schriftsteller-Erklärung 1914. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1916. 56 S. Geh. M. 1,20.

Kohts — Meyer — Schuster, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, bearbeitet von Graefenhain, Brill, Rühl. 1. Teil. Sexta. 12. Auflage, erste der neuen Bearbeitung. Hannover, Helwing. 1914. 252 S. M. 2. — 2. Teil. Quinta. 12. Auflage, erste der neuen Bearbeitung. Hannover, Helwing. 1914. 379 S. M. 2,80. — 3. Teil. Quarta. 12. Auflage, erste der neuen Bearbeitung. Hannover, Helwing, 1915. 462 S. M. 3. — 4. Teil. Untertertia. 11. Auflage, erste der neuen Bearbeitung. Hannover, Helwing, 1915. 360 S. M. 2,80. — 5. Teil. Obertertia. 11. Auflage, erste der neuen Bearbeitung. Hannover, Helwing, 1916. 369 S. M. 2,80. — 6. Teil. Untersekunda. Hannover, Helwing, 1917. 376 S. M. 2,80.

Lessing, Minna von Barnhelm. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von R. Richter. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen.) Leipzig, G. Freytag. 1916. 139 S. Geb. M. 0,80.

Freiherr von Taube, Otto, Zur Frage deutscher Siedlung auf neuerworbenem Gebiete. Die Brücke zu den baltischen Provinzen. Charlottenburg, F. Lehmann. 16 S. M. 0,30.

Hermann, W., Schwester Margret. Romandichtung aus dem Weltkriege. Berlin-Pankow, Elsner. 197 S. [Versepos von einem deutschen Kriegsmann und seinen Erlebnissen im Tirolergebirge: Kampf, Verwundung, Heilung, Liebe, neuer Kampf, Verschüttung, Rettung, Heimkehr. Wechselnde Versmaße.]

1914—1916. Ein Tagebuch. Heft 34 u. 35. Braunschweig, Westermann. Jedes Heft M. 0,50.

Wachtfeuer. Künstlerblätter zum Krieg 1914/17. Jüngste Nummer: 126. [Poetische und humorvolle Beiträge halten sich auf derselben Höhe wie zu Anfang des Unternehmens; in Nr. 124 über den U-Boot-Krieg, sind sie durch den Stoff noch besonders gehoben. Franz Lüdtke schreibt da 'den Zweiflern ins Stammbuch':

Nun nicht in zwölfter Stunde matt.
Nun nicht vorm Ende zagen!
Nun wagen und ertragen,
Bis Gott sein Wort gesprochen hat!

Kein Zweifel darf uns frommen!
Wir halten's bis zum letzten Hauch!
Dann wird die große Ernte auch:
Der deutsche Friede kommen!]

Englisch.

Englische Studien. XL, 1 [W. Keller, Shakespeares literarisches Testament. — A. Eichler, Zur Technik der Lauschszene bei Shakespeare. — A. Schröer, Zur Beurteilung des Shylock. — F. Lütgenau, Troilus und Cressida. — L. L. Schücking, Eine Anleihe Shakespeares bei Tourneur. — E. Friedrichs, Shakespeare in Rußland. — Besprechungen]. XL, 2 [Eckhardt, Die neuenglische Verkürzung langer Tonsilbenvokale in abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern. — Fehr, Walter Pater und Hegel. — Bendz, 'The real Oscar Wilde']. XL, 3. April 1916 [A. E. H. Swaen, Contributions to Anglo-Saxon lexicography IX. — Ph. Aronstein, John Donne und Francis Bacon. — E. Bendz, Lord Alfred Douglas's Apologia. — K. Wehrmann, Kunsterziehung in England].

Anglia. XXVIII, 3. August 1916 [G. Dubislav, Studien zur me. Syntax II. — P. Seyferth, In welchem Verhältnis steht H 6 B zu The contention between the two famous houses of Yorke and Lancaster und H 6 C zu The true tragedie of Richard Duke of Yorke, and The death of the good King Henrie the Sixt? — Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung. — F. Holthausen, Zu den Kildare-Gedichten, ed. Heuser. — F. Holthausen, Vergleichung des Gūdlāc-Textes mit der Hs. — J. H. Kern, Hoccleves Verszeile. — Kern, Die Datierung von Hoccleves Dialog. — Kern, Der Schreiber Offorde. — R. Meißner, Die Zunge des großen Mannes. — H. Lange, What is the Parlement of foules? Eine Chaucernotiz]. XXVIII, 4. Dezember [Holthausen, Zu me. Romanzen. I. Duke Rowland and Sir Otuell. II. The sege of Melayne. III. Floris and Blauncheflur. IV. The lyfe of Ipomydon. — Roedler, Die Ausbreitung des *s*-Plurals im Englischen. II. — Klaeber, Zu ae. *hwonne ǣr, donne (don) ǣr dc.* — Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung. — Schlutter, Sind die Angaben des NED. durchaus verläßlich? — Emerson, Corrections in article on pages 495—516 of Anglia XXXIX. — Hübner, Berichtigung].

Beiblatt zur Anglia. XXVII, 7. Juli 1916 [Björkman: Hall, A concise Anglo-Saxon dictionary for the use of students. — Zupitza, Ae. und me. Übungsbuch. 11., unter Mitwirkung von Brotanek und Eichler verbesserte Auflage, hg. von Schipper. — Binz: Schmitt, Lautliche Untersuchung der Sprache des Læceboc. — Bödtker: Jespersen, A Modern English grammar on historical principles. Part. II. Syntax. — Jespersen, Tid og tempus. — Teubner's school texts, standard English authors, general editors F. Doerr, H. P. Junker, W. Walter. 1. Shakespeare, Julius Caesar. 2. An introduction to Shakespeare by Moorman. 3. Shakespeare, Macbeth. Ed. Moorman and Junker. 4. Froude, History of the Armada. Ed. Peare and Riedel. 5. Shakespeare, The merchant of Venice. — Ed. Moorman and Sanders. — Oberbach, Kleine englische Handelskorrespondenz. — Oberbach, Englisches Handelslexikon. — Dinkler, Mittelbach und Zeiger, Lehrbuch der englischen Sprache für Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten. 2. Teil: Oberstufe, Lese- und Übungsbuch]. XXVII, 8. August [Roszá: Magyar Shakespeare-Tár: Ungarisches Shakespeare-Archiv V—VIII. Hg. von der Shakespeare-Kommission der ungarischen Kisfaludy-Gesellschaft. Redigiert von Zoltán Ferenczi. Budapest 1912—15. — Mutschmann, Shakespeare's complete works in one volume. — The poems of William Shakespeare. — Sonnets of Shakespeare. — Geoffrey Chaucer's Canterbury tales. Nach dem Ellesmere-Ms. mit Lesarten hg. von John Koch. — English text books:

Mellin, A practical English vocabulary. Wortschatz und Realien. Für die mittleren und oberen Klassen der höheren Schulen bearbeitet, von Dr. Richard Ackermann]. XXVII, 9. September [Klaeber: Müller, Das Kulturbild des Beowulfepos. — Kier. Beowulf. — Kügler, *ie* und seine Parallelformen im Ags. — Mutschmann: Shakespeares Werke in 15 Teilen, hg. von Keller. — Mellin: Krüger-Schmidt, Lehrbuch der englischen Sprache]. XXVII, 10. Oktober [Björkman: Einenkel. Historische (englische) Syntax — Görnemann, Zur Verfasserschaft und Entstehungsgeschichte von 'Piers the Plowman'. — Eckwall: Gálvez, Guevara in England nebst Neudruck von Lord Berners' 'Golden boke of Marcus Aurelius'. — Paterna: Wicher. The life and romances of Mrs. Eliza Haywood. — Groth: Fleckenstein, Die literarischen Anschauungen und Kritiken Elizabeth Barrett Brownings. — Eggert: Wyplel, Wirklichkeit und Sprache. — Ellinger: Teubner's School texts. Standard English authors. General editors F. Doerr, L. Petry. 6. Carnegie, Empire of business (Selections), ed. Carpenter and Lindemann. 7. Besant, Elizabethan London. ed. Denby and Bohne. 8. Spencer's social statics (Chapt. XXX), ed. Allan and Besser. — 9. Ruskin, Unto this last, ed. Holt and Leicht. 10. Carlyle, Selections from Oliver Cromwell's letters and speeches and on Herals lecture VI. ed. Allan and Besser]. XXVII, 11. November [Eichler: Rübens, Parataxe und Hypotaxe in dem ältesten Teil der Sachsenchronik. — Joerden, Das Verhältnis von Wort-, Satz- und Versakzent in Chaucers Canterbury Tales. — Freeburg, Disguise plots in Elizabethan drama. — Kellner, Shakespeare-studies of members of the department of English of the University of Wisconsin. — Petry: Chambrun, The sonnets of William Shakespeare. — Gschwind: Fuchs, Lawson, ein australischer Dichter. — Dick: Ramm, A simplified text-book of the English language]. XXVII, 12. Dezember [Lüdeke: Rehbach, G. B. Shaw als Dramatiker. — Carlyle, Essays on Goethe. — R. W. Emerson. Essays. Specially selected for the Tauchnitz edition by E. W. Emerson. — Emerson, Nature and thought. — E. A. Poe. Fantastic tales. selected and arranged by Röhmer. — Freund: Schiller, Thomas Osborne Davis. Ein irischer Freiheitssänger. — Groth: Münsterberg, The peace and America. — Holthausen. Zu Salomo und Saturn].

Einenkel, E., Geschichte der englischen Sprache. II. Historische Syntax. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage (Grundriß der germanischen Philologie, hg. von H. Paul. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. 6.) Straßburg. Trübner, 1916. 222 S. Brosch. M. 5,50.

Kügler, H., *ie* und seine Parallelformen im Angelsächsischen. Berlin. Mayer & Müller, 1916. VII, 87 S. [1. Kapitel: Bisherige Anschauungen in bezug auf *ie*. — 2. Kapitel: Das Material für die vorliegende Untersuchung. — 3. Kapitel: Vorführung des Materials. — 4. Kapitel: Ergebnisse.]

Nadler, H., Studien zum attributiven Genetiv des Ags. Diss. Berlin. Weimar, R. Wagner Sohn, 1916. 96 S.

Stoelke, H., Die Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat im Englischen und in den verwandten Sprachen. (Anglistische Forschungen, hg. von J. Hoops. Heft 49.) Heidelberg. Winters Universitätsbuchhandlung. 1916. 101 S. M. 3.60.

Brüning. Gertrud, Adamnans vita Columbae und ihre Ableitungen. (Zeitschrift für Celtische Philologie XI. 213—304.) Bonner Diss. Halle a. d. S., Karras, 1916. [Adamnan war Abt zu Hi 679—704 und beschrieb da. unterstützt von mündlichen Berichten. das Leben des h. Columba, der als der Führer der irischen Mission im südlichen Schottland und nördlichen England bekannt ist. Im ersten Buche dieser ausführlichen Legende handelt er über Columbas Weissagungen, im zweiten über seine Visionen und Wunder; über den Seelengeschichten des dritten Teiles liegt vollends 'etwas von dem

Charakter irisicher Elfen- und Nixenmärchen', S. 231. Merkwürdig sind die Ausblicke auf die Welt der Tiere. Der Heilige ist mit ihnen befreundet; er übt Macht über sie aus; der Speer, auf dem sein Segen ruht, verletzt kein Wild im Walde; ein alter Schimmel ahnt den Tod Columbas voraus und legt ihm weinend den Kopf in den Schoß. Die Schrift ist eine lehrreiche Parallele zum ags. Guthlacepos. Überhaupt hätte eine Darstellung des irischen Mönchtums uns viel zu sagen über die Anfänge der christlichen Dichtung bei den Angelsachsen. Brüning hat einen wichtigen Text dazu gründlich durchforscht und beschrieben.]

Liebermann, F., Die Gesetze der Angelsachsen. III. Einleitung zu jedem Stück; Erklärungen zu einzelnen Stellen. Halle, Niemeyer, 1916. 356 S. 4⁰. [Die Einleitungen handeln über die Hss. und ihr Verhältnis, über die Entstehung der Gesetze selbst, über ihre sachlichen, sprachlichen und stilistischen Besonderheiten, immer mit mustergültiger Verbindung rechtsgeschichtlicher und philologischer Methode. Auch im einzelnen ist noch kein ags. Denkmal so gründlich kommentiert worden. Das Buch ist eine Fundgrube für ae. Realien, und auch der Linguist hat viel daraus zu holen. Gewidmet ist es dem Andenken eines deutschen und eines englischen Rechtsgelehrten, Brunner und Maitland, mit lapidaren Worten, die sowohl dem deutschen wie dem englischen Standpunkt in diesem Kriege gerecht zu werden trachten.]

Sieper, E., Die ae. Elegie. Straßburg, Trübner, 1915. 292 S. M. 8,50.

Wuth, Alfred, Aktionsarten der Verba bei Cynewulf. Leipziger Diss. Weida i. Thür., Thomas & Hubert. 1915. 123 S.

Geisel, Ida, Sprache und Wortschatz der ae. Guthlacübersetzungen. Diss. Basel, Riehm, 1915. 137 S. [Fleißige Nachträge zu Gonsers Buch über 'den ags. Prosa-Guthlac'. Zunächst wird auf noch einige Spuren in der Grammatik und Wortwahl hingewiesen, dann erhalten wir ein Glossar der ags. Begriffswörter mit möglichst genauer Angabe ihrer Bedeutung und mit Beifügung der lateinischen Ausdrücke, denen sie entsprechen. Solcher Beiträge zur ags. Bedeutungskunde könnten wir noch mehrere brauchen. Solche Arbeiten sind sehr nützlich.]

Teubner, C., Die Edgarsage und ihr Verhältnis zur Ermenrich- und Tristansage. Diss. Halle-Wittenberg. Halle a. d. S., Karras, 1915. 90 S.

Die Perle. Das me. Gedicht in freier metrischer Übertragung von Dr. Otto Decker. (Beilage zum Jahresbericht des Großherzogl. Realgymnasiums zu Schwerin. Ostern 1916.) Schwerin, Sengebusch, 1916.

Schmidt, Hildegard, Das Kind in der englischen Lyrik. Freiburger Diss. Freiburg i. B., Freiburger Werkstätten für Plakate und Kalender. vorm. Hammerschlag & Kahle, 1915. 64 S.

Kitteredge, G. L., A study of Gawain and the Green Knight. Cambridge, Harvard University Press. 1916. 323 S. $ 2. [Die bekannte me. Romanze wird auf zwei Märchen zurückgeführt. Das eine handelt von Herausforderungen zu einem *duel of alternation*, ursprünglich von einem Riesen vorgebracht. Kitteredge weist es zuerst in zwei irischen Texten nach; von dem wichtigeren wurde die Hs. ca. 1100 geschrieben: 'Fled Bricrend'. Diese irische Fassung wurde von einem Anglo-Normannen weitergebildet, dessen Werk wieder zu vier Romanzen in altfranzösischer Sprache anregte: 1. 'La mule sanz frain'; 2. 'Perlesvans'; 3. 'Humbaut'; 4. Verlorene Redaktion (R), aus der die Geschichte ins 'Livre de Caradoc' gelangte. Zu dieser Tradition gehört, was die me. Romanze über das Kopfabhacken durch Gawain und später an Gawain erzählt. Zweck der Prozedur war Entzauberung des Herausforderers durch einen Mann, der sich dadurch als der tapferste erprobt. — Das zweite Urmärchen war eine Verführungsgeschichte, wobei die Frau durchaus auf Wunsch ihres Gatten handelt, da ebenfalls Entzauberung auf dem Spiele steht. Aus dem Bann, unter dem das Paar steht,

wurde dann die Sitte des Schlosses, worin Gawain einkehrt. In gröblicher Fassung wurde das Motiv zuerst altfranzösisch behandelt in der Ider-Romanze, Mitte 13. Jahrhunderts; dann in einer verlorenen französischen Romanze, aus der sich der französische 'Chevalier à l'épée' und der me. 'Carl of Carlisle' abzweigten; letzterer blieb der gemeinsamen Quelle treuer als der französische Nachbildner; sie liegt vor im Porkington-Ms. und in Bischof Percys Folio-Ms., dürfte aber bedeutend älter sein als diese beiden späten Handschriften. Auch in italienischen Gedichten lebt jener afz. 'Carl of Carlisle' (C) noch fort. Daraus stammt, was nach der me. Romanze im Schloß des Grünen Ritters geschah. Verbunden wurden R und C von einem geschickten afz. Epiker, dessen Werk von Kitteredge Zug für Zug herausgeschält wird; dann kam erst der Engländer, fügte einiges Gute hinzu, wie die Jahreszeitenbeschreibung und die Wildbretausweidung, ließ aber auch einige Züge verkümmern, die eigentlich zum Verständnis des Ganzen gehörten, namentlich die Entzauberung am Schluß. — Die Texte, auf denen diese einleuchtende Konstruktion beruht, hat Kitteredge in der zweiten Hälfte seines Buches gesondert vorgeführt und durch reiche Anmerkungen, namentlich in bibliographischer Hinsicht, erläutert. — Als eine Verkürzung und Umformung der me. Romanze wird schließlich der 'Green Knight' des Percy-Ms. erwiesen.]

Cummings, H. M., The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio. (A review and summary). Diss. (University of Cincinnati studies, vol. X [Part. 2].) The Collegiate Press. Menasha, Wisconsin, George Banta Publishing Company, 1916. 202 S. $ 1.25.

Bihl, J., Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer und Gower. (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops. Heft 50.) Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung, 1916. 271 S. M. 8.40.

Korsch, H., Chaucer als Kritiker. Berlin, Mayer & Müller, 1916. VII, 146 S. M. 3. [Entstehungszeit literarischer Kritik in England; mittelalterliche Kritik im Gegensatz zur neuzeitlichen. — A. Literarische Kritik vor Chaucer. 1. Stoffkritik: sittliche Beurteilung, Wahrheitsforderung, Unterhaltungswert, Ritterideal. 2. Formkritik: lateinische und englische Schriften. 3. Auffassung. — B. Chaucer als Kritiker: 1. In welcher Form bringt Chaucer seine Kritik vor? 2. Seine Beurteilung einzelner Werke und Autoren. 3. Seine Stoffkritik. 4. Feine Formkritik. 5. Seine Auffassung der Dichtkunst.]

Lawrence, William Witherle, The love-story in 'Troilus and Cressida'. ('Shaksperian Studies'. Columbia University.) New York 1916. S. 187—211. [Chaucer hatte die Geschichte nach dem ritterlichen Liebeskodex seiner Zeit behandelt. Dieser wurde in Shakespeares Zeit nicht mehr verstanden: deshalb sanken die Gestalten, namentlich die der Cressida, auf so merkwürdige Weise ins Gewöhnliche herab. Die Altertumsgeschichten des Greene sind dafür nicht als ein Vorbild, sondern als eine Parallele zu nennen.]

Galvez, J. M., Guevara in England. Nebst Neudruck von Lord Berners' 'Golden boke of Marcus Aurelius' (1535). (Palaestra CIX.) Berlin, Mayer & Müller, 1916. 444 S. M. 16.

Hettler, Albert, Roger Ascham, sein Stil und seine Beziehung zur Antike. Ein Beitrag zur Entwicklung der englischen Sprache unter dem Einfluß des Humanismus. Freiburger Diss. Elberfeld, Wuppertaler Druckerei, 1915. 100 S.

Weiner, Karl, Die Verwendung des Parallelismus als Kunstmittel in englischen Dramen vor Shakespeare. Diss. Gießen. Hamburg, Berngruber. 1916. 73 S. [Literaturverzeichnis. Wesen des Parallelismus und seine Anwendung in der Weltliteratur; in den me. Mysterien und Moralitäten, bei Skelton, Bale und Heywood, in Gorboduc, Tancred und Gismunda, Misfor-

tunes of Arthur, in King Leir, in Ralph Roister Doister, Gammer Gurton and Supposes, by Lyly, Kyd, Marlowe und Greene. Zusammenfassung.]

Müller, A., Studien zu Samuel Daniels Tragödie Cleopatra. Quellenfrage und literarischer Charakter. Diss. Leipzig. Borna-Leipzig, Noske, 1914. IX, 56 S.

Shakespeare studies by members of the department of English of the University of Wisconsin. Published by the University Madison 1916. 300 S. [W. E. Leonard, Sonnets on the self of William Shakespeare. — F. G. Hubbard, Locrine and Selimus. — J. F. A. Pyre, Shakespeare's pathos. — J. R. Moore, The function of the songs of Shakespeare's plays. — Karl Young, An Elizabethan defence of the stage. — Th. H. Dickinson, Some principles of Shakespeare staging. — L. Wann, The collaboration of Beaumont, Fletcher, and Massinger. — R. E. Neil Dodge, An obsolete Elizabethan mode of rhyming. — A. Beatty, Shakespeare's sonnets and plays. — L. B. Campbell, Garrick's Vagary. — O. J. Campbell jr., A Dutch analogue of Richard III. — H. A. Burd, Joseph Ritson and some eighteenth century editors of Shakespeare. — F. W. Roe, Charles Lamb and Shakespeare.]

Vetter, Theodor, William Shakespeare, zum 23. April 1916. Züricher Post. Abdruck. 19 S. 12⁰. [1. Zum 23. April: 2. Shakespeare und die deutsche Schweiz.]

Vetter, Theodor, William Shakespeare. Rede bei der Feier des Lesezirkels Hottingen-Zürich Freitag, 30. Juni 1916, in der Aula der Universität gehalten. 31 S. [Elemente, die zu Shakespeares Größe beitrugen; Einfluß Shakespeares auf englische, französische und deutsche Literatur. Bemerkenswert ist, was der auf Neutralität nach allen Seiten sehr bedachte Verfasser auf S. 25 über die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft sagt. Am Schluß hofft er, Shakespeare werde am Ende des blutigsten Streites wieder zu gemeinsamer Verehrung des Erhabenen anleiten.]

Naujocks, E., Gestaltung und Auffassung des Todes bei Shakespeare und seinen englischen Vorgängern im 16. Jahrhundert. Berliner Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1916. 49 S. M. 1,50.

Marx, L., Die Sentenz in den Dramen Shakespeares. Gießener Diss. Gießen, Brühlsche Universitätsdruckerei R. Lange, 1915. 94 S.

Wietfeld, A., Die Bildersprache in Shakespeares Sonetten. (Morsbachs Studien zur engl. Philologie LIV.) Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. 132 S.

Van Dam, B. A. P., Are there interpolations in the text of Hamlet? A book of homage to Shakespeare. London 1916. S. 473—480. [Die Hamlet-Quarto von 1604 ist auf dem Titel bezeichnet als gedruckt 'according to the true and perfect copie': sollen diese Worte eine Bühnenhandschrift oder Shakespeares eigene Handschrift bezeichnen? Wenn ein Stück durch Schauspieler studiert wird, argumentiert Van Dam, so gibt es im Laufe der Proben bald Änderungen, bald Auslassungen, bald Zutaten. Eine Reihe Zutaten glaubt nun Van Dam im genannten Hamlettext erweisen zu können. Dennoch wagt er vorsichtigerweise nicht, die Mitbenutzung einer Shakespearischen Hs. in Abrede zu stellen; vielmehr mögen zu einer solchen die Korrekturen aus einer Bühnenhandschrift hinzugefügt worden sein.]

Mai-Rodegg, Gustav, Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers. Mit einem Geleitwort von Josef Kohler. Berlin, Oesterheld. 1916. 107 S. [Der Verfasser hat sich als denkender Schauspieler in das Drama vertieft und den idealen Charakter des Helden erkannt. Er nennt ihn zugleich ein Genie und den Faust Shakespeares; aber solches Ringen nach geistreichen Ausblicken hat ihn nicht abgehalten, zu sehen, daß ein idealer Held, wenn er eine Rache zu üben hat, sie ebenfalls mit besonderer Feinheit üben wird. '*Bella vendetta*': das ist der Ton, auf den die ganze Untersuchung gestimmt ist. Josef Kohler hat ein empfehlendes Vorwort dazu geschrieben, worin er die Ansichten der Shakespearezeit über das Recht gegenüber

schlechten Königen berührt. Nach Ansicht der damaligen englischen Juristen stand über dem Könige kein Richter; selbst als Usurpator hörte er nicht auf, König zu sein: Claudius war in seiner Regierung nicht einmal ein Tyrann, seine Bestrafung durch den jungen Hamlet erweist sich daher als besonders schwierig, und mit Recht deutet Kohler an, daß die Denkweise, in der Shakespeare lebte, in dieser Hinsicht noch zu erörtern wäre.]

Meyer-Ball, H. G., Die Instrumentalmusik in Beaumont und Fletchers Dramen. Leipziger Diss. Lugano, A Arti Grafiche Veladini e C., 1916. 93 S.

Winkler, A., Thomas Heywood's A woman killed with kindness und das Ehebruchsdrama seiner Zeit. Diss. Jena. Borna-Leipzig, Noske, 1915. 67 S.

Brie, F., Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. (Sonderabdruck aus der 'Anglia' Band XL.) Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. 200 S. M. 5.

Milton, John, Of reformation touching church-discipline in England. Edited with introduction, notes and glossary by W. T. Hale. (Yale Studies LIV.) New Haven, Yale University Press; London, Humphrey Milford. Oxford University Press, 1916. 224 S. [Das anonym gedruckte Werk von 1641 wird als Miltonisch erwiesen, seine äußere und innere Entstehungsgeschichte verfolgt, sein Inhalt, Ziel und Stil beschrieben und die darin angezogenen Quellen verzeichnet, wobei besonders auf Miltons Kenntnis des Dante hingewiesen ist. Eingeflochten ist eine knappe Geschichte des englischen Puritanertums bis herab zu Milton, der ihm um 1641 noch durchaus anhing. Dem Textabdruck sind Anmerkungen beigegeben, die vielleicht noch wertvoller sind als die Einleitung. Ein Glossar verzeichnet alle altertümlichen Wörter und Wortschreibungen.]

Haacke, Ulrich, Byron und Dante. Diss. von Münster in W. Wohlau, Schlesische Dorfzeitung, 1916. 95 S.

Carlyle, Thomas, Historical and political essays. (Tauchnitz Edition 4515.) Leipzig, Tauchnitz, 1916. 256 S. [Signs of the times, 1829. — On history, 1830. — Characteristics, 1831. — On history again, 1833. — Chartism, 1839. — Inaugural address at Edinburgh, 1866.]

Carlyle, Thomas, On heroes, hero-worship and the heroic in history. (Tauchnitz Edition 4514.) Leipzig, Tauchnitz, 1916. 288 S.

Meyer, Maria, Carlyles Einfluß auf Kingsley in sozialpolitischer und religiös-ethischer Hinsicht. Diss. Leipzig. Weimar, Wagner, 1914. 101 S.

Schneider, F., Tennyson und Keats. Eine Untersuchung des Einflusses von Keats auf Tennyson (mit Berücksichtigung von Shelley). Diss. von Münster i. W. Weimar, Wagner, 1916. 110 S.

Vettermann, E., Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. Kap. I bis IV. Leipziger Diss. Halle a. d. S., Karras, 1914. 84 S.

Krieger, H., John Millington Synge, ein Dichter der 'keltischen Renaissance'. Marburger Diss. Marburg, Elwert, 1916. 152 S.

Albrecht, Th., Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Charles E. Benham zu Colchester in Essex. (Palaestra CXI.) Berlin, Mayer & Müller, 1916. 165 S. M. 5,50.

Tolman, A. H., Some songs traditional in the United States. (Journal of American folk-lore. XXIX. April—Juni 1916. S. 155—197. [Wichtige Beiträge zur Kunde der englischen Volksdichtung in Amerika. Für mehrere Balladen aus Child erhalten wir neue Fassungen aus dem Volksmunde. Aber auch für neuere Lieder und für *homiletic ballads* werden uns neue Aufzeichnungen geboten. Die bibliographischen Anmerkungen verraten intime Sachkenntnis. Kitteredge hat mitgeholfen.]

Viereck, G. S., Songs of Armageddon and other poems. New York, M. Kennerley, 1916. 60 S. [Am meisten zieht uns zurzeit der erste Teil

an, der lauter Kriegslieder umfaßt. Eine Hymne auf Wilhelm II., 'Prince of Peace and Lord of War', und eine auf 'the Iron Chancellor' machen den Anfang. Dem Verhältnis des Dichters zu seinem amerikanischen Adoptivlande gelten besonders ergreifende Verse, betitelt 'The neutral':

Thou who canst stop this slaughter if thou wilt.
Lo, how with death we freight the unwilling sea!
Lift up thy voice to end this infamy:
Hands may be blood-stained, that no blood have spilt.
Into a people's heart, yea to the hilt.
Is plunged the sword of thy Neutrality.
Though each wave bring some golden argosy.
Each on our souls heaps a new load of guilt,
Curses for us commingle with the tears
Of anguished mothers. Man, hast thou no ears?
Upon these harbors falls a streak of red
From Europe's carnage. In the long night-tide
Canst thou not see them marching side by side.
The mute accusing army of the dead?

Die Lieder des zweiten Teils gelten einigen Toten: Pierpont Morgan, der als stolzer Milliardär in den Himmel der Starken schreitet und die Chöre der Engel beiseiteschiebt, dem Indianergeneral Huerta und Adolf Busch. Künstlerisch am interessantesten ist der dritte Teil, überschrieben 'The book of Helen and Marguerite' und eingeleitet durch eine Schilderung von 'Faust's descent from Heaven' — was bleibt ihm noch zu tun, nachdem er die Liebe Helenas und Gretchens gewonnen? In dem Gedicht 'Love in a Zeppelin', das an die bekannten Verse 'Love in a gondola' erinnert, ist ein sehr merkwürdiges Verhältnis zu Browning besonders deutlich zu spüren. Aber auch 'Pierro crucified' und die Weltsatire 'The rebel' sind lesenswert. Eine kecke Phantasie bietet sich in vornehmer Gesprächsform dar; sie streift knapp genug an das Bizarre, um zu fesseln, und ist hinreichend von Leidenschaft durchglüht, um die Empfindung zu befriedigen. Die Seele des Dichters ist deutsch geblieben, sein Wort ist englisch, seine Gestalten von der Poesie beider Länder bereichert.]

Spies, H., Englische Weltpolitik (Imperialismus). Aus Dietrich Schäfer, Der Weltkrieg, 1914—16, S. 102—111. [Unterschied zwischen englischer und deutscher Weltpolitik. Country and empire, deren Entwicklung und Kampf. Methoden der englischen Imperialisten.]

Brie, F., Der irische Aufstand von 1916. (Kriegspolitische Einzelschriften. Heft 17.) Berlin, Schwetschke & Sohn, 1917. 62 S. M. 1,20.

Schär, J. F., Umgestaltung und Neuorientierung des Handels infolge des Krieges. Festrede bei Übernahme des Rektorats und zur Eröffnung des 11. Studienjahres gehalten in der Aula der Handels-Hochschule Berlin. Berlin, Reimer, 1916.

Kaiser, K., A brief history of the English language and literature. For the use of schools. Fifth edition. Revised by E. Dannheisser. Weinheim u. Leipzig, Ackermanns Verlag, 1914. 101 S. M. 1,25.

Swobodas Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen und andere höhere Mädchenschulen. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von A. Brandeis und Th. Reitterer. III. Teil. (Für die 6. Klasse.) A literary reader. With explanatory and literary notes, 8 illustrations and 28 portraits. Wien u. Leipzig, Deuticke, 1916. 380 S. 4 K 40 h.

Schmidt, H., und Smith, H. B., Englische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage, durchgesehen und vermehrt. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1916. 67 S. Geb. M. 1,40.

Seiler, O., Aussprache und Schreibung des Englischen. (Englisch und Deutsch. Vergleichende Sprachstudien I.) St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung, 1916. 63 S. M. 1,80. [1. Laut- und Schriftbild im Englischen. 2. Die germanischen Sprachen: Erste Lautverschiebung. Akzentverschiebung. 3. Englische und deutsche Laute: Akzent, Umlaut und Ablaut, zweite Lautverschiebung, Umwandlung englischer Hintergaumenlaute, weitere Konsonantenveränderungen, Vokalumwandlung, Ergebnisse. 4. Schreibung des Englischen: Altenglisch, Mittelenglisch, Englische Schriftsprache, Neuenglisch. Quellen.]

Lehrbuch der englischen Sprache für Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten. Auf Grund der neuen Lehrpläne bearbeitet von R. Winkler, A. Mittelbach und Th. Zeiger. Zweiter Teil: Oberstufe. Lese- und Übungsbuch. Mit 6 Tafeln und 18 Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. 164 S. Geb. M. 2.

Ewing, J. H., Jackanapes and other stories. (Franz. und engl. Schulbibliothek. Reihe A, Band 192.) Für den Schulgebrauch bearbeitet und hg. von H. Gade. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1917. 78 S. M. 1.

Craik, Cola Monti, or the story of a genius. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch hg. von G. Opitz. 2. Auflage. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Leipzig, G. Freytag, 1916. 87 S. Geb. M. 1.40. Dazu 22 S. Anmerkungen. Wörterbuch 63 S. M 0.60.

Gerard, D., The Australian officer at work and at play. In Auswahl und gekürzter Fassung hg. von L. Burth. (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.) Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1916. 127 S. und 22 S. Anmerkungen.

Romanisch.

Romania p. p. M. Roques. Vol. XLIII. No. 171, juillet 1914 (cf. *Arch.* 132, 465, wo No. 169 und 170 verzeichnet sind) [A. Counson, Francorchamp et la Francorum semita. — C. de Boer, Guillaume de Machaut et l'*Ovide moralisé*. — E. Faral, Une source latine de l'histoire d'Alexandre: La lettre sur les merveilles de l'Inde (II). — C. Salvioni, Centuria di note etimologichi e lessicali (I). — Mélanges: J.-L. Weston, Notes on the Grail romances. — G. Bertoni, Fragment d'un manuscrit du *Chevalier au lion*. — L. Courtons, *L'Entree d'Espagne* et les légendes troyennes. — J. Haust, Notes étymologiques. — A. Thomas, Fragment d'un manuscrit du *Roman de Troie*. — Comptes rendus. — Périodique. — Chronique]. No. 172, octobre 1914 [L. Brandin, Traduction française en vers des *sortes Apostolorum*. — E. Philipon, Les parlers de comté de Bourgogne aux XIIIe et XIVe siècles. — C. Salvioni, Centuria di note etimologiche e lessicali (II). — Mélanges: G. Bertoni, Un nuovo trovatore italiano: Girardo Cavallazzi. — A. Thomas, Peire Vital en Terre sainte. — Compte rendus. — Périodique. — Chronique]. Vol. XLIV. No. 173, janvier-avril 1915 [A.-T. Baker et M. Roques, Nouveaux fragments de la chanson de la Reine Sibile. — Wm. A. Nitze, *Sans* et *matière* dans les œuvres de Crestien de Troyes. — A. Parducci, Le *Tiaudelet*, traduction française en vers du *Theodulus*. — M. Wilmotte, La chanson de Roland et la chançun de Willame. — Mélanges: A. Långfors, Le *Dit des quatre rois*; notes sur le ms. fr. 25 545 de la Bibliothèque nationale; — Notes et corrections au roman de Renart le contrefait. — M. Esposito, Prière à la vierge en huitains. — A. Thomas, Un temoignage méconnu sur Gui de Tournant: — Qui vive! — Comptes-rendus. — Périodiques. — Chronique].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXXVI; ausgegeben im Oktober 1916 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, X. Band. Sursettisch, Sutsettisch, Münsterisch. Zweite Hälfte].

The Romanic Review ed. by H. A. Todd and R. Weeks. VI, 4, oc-

tober-december 1915 [R. Altrocchi, An old italian version of the legend of St. Alexius. — John M. Berdan, The poetry of Skelton, a Renaissance survival of medieval latin influence. — Aurelio M. Espinosa, Notes on the versification of el 'Misterio de los reyes magos'. — Maud E. Temple, The fifteenth century idea of responsible state. — Benjamin M. Woodbridge, Chrétien's Erec as a cornelian hero. — Joseph J. Cheskis, On the development of old spanish dž and ž. — Charles E. Whitmore, A plea of the sicilian poets. — Reviews]. VII, 1, january-march 1916 [C. Ruutz-Rees, Some sixteenth century schoolmasters at Grenoble and their delectable vicissitudes. — S. Griswold Morley, Are the spanish 'Romances' written in quatrains and other questions. — Helen J. Harvitt, Eustorg de Beaulieu: a disciple of Marot. — T. F. Crane, F. F. Communications. Edited for the folklore fellows. — Notes and news]. VII, 2, april-june [O. F. Emerson, English or French in the time of Edward III. — D. H. Carnahan, Some sources of Oliver Maillard's Sermon on the Passion. — H. R. Lang, Provençal *dos, aposta, affron.* — Arthur Livingston, Venice in 1723; the Student Riots of Padua and the execution of Gaetano Fanton in the Macaronic Poem 'Strages Innocentium'. — J. Seronde, Dante and the french influence on the marqués de Santillana. — P. F. Baum, Roland 3220, 3220a. — R. L. Hawkins, The books of reference of an adversary of Marot. — R. L. Hawkins, A prognostication by Nostradamus in an unpublished Letter of the seventeenth century. — W. A. Beardsley, *Assumir or á sumir* in Berceo's Sacrificio, quatrain 285? — Joseph J. Cheskis, The pronunciation of old spanish *ç* and final *z*. — Robert E. Rockwood, A spanish 'Patient persecuted wife' tale of 1329. — Notes and news].

Gesellschaft für Romanische Literatur, Dresden. Fünfzehnter Jahrgang, 1916:

I. Band, der ganzen Reihe Band 40. Li romanz d'Athis et Prophilias (l'Estoire d'Athenes) nach allen Handschriften zum ersten Male vollständig herausgegeben von A. Hilka, Band II. Dresden 1916. VIII, 440 S. [Der vorliegende 2. Band des wichtigen Werkes, den die fleißige Hand des Herausgebers in ziemlich kurzer Zeit fertiggestellt hat, bringt den Schluß des umfangreichen Textes (V. 8991—20 732) nebst Handschriftenproben und einigen Anhängen, von denen der zweite ein neu im Haag gefundenes Bruchstück enthält. Der 3. Band steht in naher Aussicht. Der Text ist sehr sorgfältig behandelt. Hier nur ein paar Kleinigkeiten: Komma nach *prisier* (8991), l. *sont tret* (11 440), V. 12 993 empfiehlt es sich, die Lesart der zugrunde gelegten Hs. C im Texte zu belassen, und ebenso V. 13 750, 13 872. Weist V. 19 219 die Hs. C wirklich *de cinc cent mars* auf? Die Grammatik verlangt *cenz*, also liegt vielleicht .c. in der Hs. vor. Für manche Stellen, z. B. V. 15 070 oder 16 167 ff., wird man von den Anmerkungen, die der folgende Band bringen soll, Aufklärung zu erwarten haben. S. VIII letzte Zeile soll es wohl 'kann' statt 'muß' heißen.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLIV, 2 u. 4 (1916). Referate und Rezensionen. XLIV, 5 u. 7 (1916) [W. Meyer-Lübke, Crestien von Troyes Erec und Enide. — W. Schulz, Beiträge zur Entwicklung der Wilhelmslieder (V). — W. von Wurzbach, Studien zu Alexandre Dumas fils. — H. Andresen, Zu Amis und Amiles und Jourdains de Blaivies. — L. Spitzer, Zu E. Richters Ausgabe von Octavien de St. Gelais' Übersetzung des 'Eurialus und Lukrezia'. — Persona pro re. — Wortgeschichtliches: Franz. console 'Kragstein', franz. ouche].

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XXIX, 1 (1915) [L. Clédat, Les consonnes finales dans le français moderne. — A. Jourjon, Remarques lexicografiques (suite). — Comptes rendus. — Chro-

nique: Le professeur Morf]. XXIX, 2 [A. Dauzat, Essai de géographie linguistique: Le lézard et le têtard. — E. Portier, Essai de sémantique: Esprit. — A. Jourjon, Remarques lexicografiques (suite). — Comptes rendus. — Chronique]. XXIX, 3 [L. Clédat, Contribution à un nouveau dictionnaire historique et 'de l'usage' (suite). — Le verbe 'mettre' et ses composés. — E. Portier, Essai de sémantique: Feindre, Figurer, Feinte, Figure, Fiction. — A. Jourjon, Remarques lexicografiques (suite). — Chronique].

Schwan, E., Grammatik des Altfranzösischen. III. Teil. Materialien zur Einführung der altfranzösischen Mundarten, hg. von D. Behrens. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. VIII, 147 S. [Die Zahl der Urkunden, aus denen diese verdienstliche Materialiensammlung besteht, ist jetzt auf 81 angewachsen. Bekanntlich treten Vulgärurkunden im Norden viel später auf als im Süden Frankreichs; so finden wir denn unter den dargebotenen auch keine aus dem 12. Jahrhundert. Ein Index der Personen- und Ortsnamen ist schon jetzt erwünscht. Daß übrigens Personennamen, wie es S. 118 heißt, 'keine einwandfreien Zeugen für die Verbreitung einer Lauterscheinung' seien, bliebe erst noch nachzuweisen. Da bei *livreie* und *mine* auf Glasers Aufsatz verwiesen ist, würden bei den verschiedenen Münzbezeichnungen (*dijenois, lijoiz, tollois, tournois* u. a.) Hinweise auf die Arbeit von Belz, Die Münzbezeichnungen in der altfranz. Literatur (1914) angebracht gewesen sein. *Maisel* kann nicht wohl ein Deminutiv von *mes* 'Haus' sein, sondern bedeutet gewiß in Urk. No. LII, wie sonst, 'Schlachthaus'. Daß auf die deutsche Glossierung noch eine französische folgt, berührt nicht gerade angenehm; übrigens stimmt bei *maalle* letztere nicht mit der deutschen überein, und daß es eine *petite monnaie de valeur variable* gewesen sei, erscheint nach Belz S. 35 nicht zutreffend. Nach welchen Gesichtspunkten die Ortsnamen in die Karte eingetragen sind, ist nicht recht ersichtlich: Fécamp und Nantes z. B. sind durch keine Urkunden vertreten. Sehr erfreulich würde es sein, wenn B. die Herausgabe eines Corpus sämtlicher nordfranzösischen mittelalterlichen Urkunden unternähme, obgleich noch kein solches für die provenzalischen existiert; niemand wäre besser dazu ausgerüstet.]

Andresen, H., Textkritisches und Lexikalisches. 7 S. Münster 1916. — 1. Zur Konjugation von frz. *aller*. 2. altfrz. *(h)erite*. 3. Adieu. 10 S. Münster 1916. — 1. Zum Auberi. 2. Zum Lyoner Yzopet. 3. Zu frz. *soif*. 4. Altfrz. *estapé*. 8 S. Münster 1916. — 1. Zur Karlsreise. 2. Der provenzalische Frauenname *Macuz*. 3. Zwei Übersetzungsproben aus dem Auberi. 11 S. Münster 1916. [In der letzten dieser kleinen Publikationen wird in dankenswerter Weise gezeigt, daß, wie *Azalais* im Obliquus erscheint, so auch der Name *Macuz* < *Mathildis*. Stimming hat mit Unrecht in der kleinen Ausgabe des Bertran von Born überall *Macut* gegen die handschriftliche Überlieferung *Macutz* oder *Macuz* in den Text gesetzt, und daher kommt es, daß die Form *Macut* leider auch in meinem Prov. Elem.-Buch[3] S. 45 namhaft gemacht worden ist.]

Jacoby, Elfriede, Zur Geschichte des Wandels von lat. *ū* zu *y* im Galloromanischen. Berliner Dissertation. Braunschweig u. Berlin, Georg Westermann. 1916. 80 S. (mit mehreren Karten). [Die Arbeit, die sich mit einem alten und schwierigen Problem befaßt, bringt vornehmlich Nachweise von Spuren von *u* in den einzelnen Landschaften Nord- und Südfrankreichs. Es wird demnächst eine besondere Besprechung im Archiv erscheinen. Hier sei nur für das Provenzalische bemerkt, daß in dem Abschnitt 'Geschichte des Problems' doch noch einigen Gelehrten mehr hätte das Wort gegeben werden sollen, so z. B. Förster bei At de Mons ed. Bernhardt S. XLVII—XLVIII, oder Levy in den 'Mélanges Wahlund'; das Gedicht, das letzterer dort untersucht (Gr. 65, 1), bleibt mit seinen Vokalreihen ein nicht zu unterschätzendes Moment, das für *u* = *u* spricht, vgl.

Appel, Bernart von Ventadorn S. 305. Die Deutung von *o* > *y* (dargestellt durch *u*) in *melhurar, lur* (S. 39) muß große Bedenken erregen; auch lassen sich alle anderen Fälle (s. Elem.-Buch § 47 u. 50) nicht so erklären. Die Form *lui*, um die sich Bertoni nicht so zu bemühen brauchte, da sie schon Bartsch, Denkmäler S. 123 Z. 5 u. 19 zu lesen steht, beweist nichts, denn ein *h* findet sich nach *l* (und anderen Konsonanten) auch vor anderen Vokalen: *solhatz* = *solatz* (Appel, Inedita S. 224 V. 6). vgl. *nhot* = *not* = *nog* 'Nacht' (Bartsch, Denkmäler 114, 34). Die für *perdoa* angeführten Belege findet man nebst anderen schon bei Levy, S.-W.; wenn übrigens diese Wortform, wiewohl unter starkem Vorbehalt, herangezogen worden ist, warum dann nicht auch *redoa* und *segoa*?]

Schultz-Gora, O., Zwei altfranzösische Dichtungen. Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. Halle, Niemeyer, 1916. XII, 225 S. [Das im altfranz. Studienbetrieb bereits bewährte und im Universitätsunterricht viel benutzte Buch hat in der neuen Auflage weitere nicht unerhebliche Verbesserungen erfahren, besonders hinsichtlich des zweiten Stückes, des *Chevalier au barisel*. Nicht nur sind die Anmerkungen weiter ausgestaltet (wobei die Bemerkungen Alfred Schulzes im 39. Bande der Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. teilweise Verwertung gefunden haben) und ist die Einleitung zu dem genannten Gedicht verschiedentlich erweitert (z. B. in den Darlegungen über das Handschriftenverhältnis S. 75), sondern es ist dem Text, abgesehen von Besserungen im Einzelnen, auch ein vollständiger Variantenapparat beigegeben worden. So wird die Ausgabe jetzt auch den rein wissenschaftlichen Anforderungen Genüge tun. An dem textkritischen Grundsatz, der Hs. A zu folgen, soweit nicht besondere Gründe geboten, davon abzugehen, hat der Herausgeber festgehalten; man kann diesen skeptischen Standpunkt im vorliegenden Falle wohl billigen, auch wenn man die S. 75 ausgesprochene Überzeugung von der Wertlosigkeit der Handschriftenstammbäume in dieser allgemeinen Formulierung nicht zu teilen vermag. Walther Suchier.]

Benke, H., Die alttestamentliche Bibeldichtung Jehan Malkaraumes, ihr Verhältnis zu Geffroi de Paris, Herman de Valenciennes und zur Vulgata, nebst einer Textprobe. Greifswalder Diss., 1916. 115 S.

Klose, M., Der Roman von Claris und Laris in seinen Beziehungen zur altfranzösischen Artusepik. 63. Beiheft zur Zeitschrift für romanische Philologie. Halle, Niemeyer, 1916. XIX, 320 S. M. 12.

Eine altfranzösische Bearbeitung biblischer Stoffe. Nach einer Pariser Handschrift zum erstenmal herausgegeben von Hugo Andresen. Halle, Niemeyer, 1916. IV, 85 S. [Dankenswerte Ausgabe der Pariser Hs. bibl. nat. f. fr. 9561, die von Berger nicht erwähnt worden ist, auf die aber Gröber aufmerksam gemacht hatte. Die mit zahlreichen Bildern geschmückte Handschrift enthält die Bearbeitung von Kapiteln der Bücher Mosis, des Buches Josua, des Buches der Richter und außerdem eines Teiles des Neuen Testamentes, wobei auch die Pseudo-Evangelien benutzt sind. Daß sie schon dem Ende des 12. Jahrhunderts angehören könnte (s. S. III), ist wegen der nicht seltenen Verstöße gegen die Nominalflexion wenig glaublich. Die Anmerkungen sind gehaltvoll, wenn auch nicht reichlich ausgefallen. Gern hätte man über eine 3. Sg. Perf. *aplot* (S. 33, 34) zu *aplovoir*, das Godefroy übrigens nur einmal als faktitiv belegt, etwas vernommen; auf S. 34 zeigt die Hs. *apluist*. *Veraie penetance de loial mariage* (S. 18) ist nicht ohne weiteres verständlich; schreibe *de desloial m.*? Auch *les des deables* (S. 32) hätte wohl eine Erläuterung vertragen, desgleichen die Konstruktion *l'enoignement que li prophete l'enoinstrent el sepulcre* (S. 65). Sehr bemerkenswert ist die Metapher *la muele del monde* (S. 18); es wird wohl richtig mit '(Mühle) figürlich Treiben, Getriebe' glossiert, nur möchte man

wissen, ob *mucle* 'Mühlstein' auch noch sonst im 13. Jahrhundert im Sinne von 'Mühle' begegnet.]

Wacker, Gertrud, Über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Altfranzösischen. Berliner Diss., 1916. X, 87 S. (= Beiträge zur Geschichte der Romanischen Sprachen und Literaturen, hg. von M. Fr. Mann. No. XI. M. 3,60). [Sorgfältige, sehr klar geschriebene Schrift, die eine äußerst wichtige Frage mit aller wünschenswerten Umsicht behandelt. Die Ergebnisse, zu denen die Verfasserin kommt, zwingen uns, unsere bisherigen Ansichten über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Altfranzösischen einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen, und werden voraussichtlich auch einer genaueren Nachprüfung, die das Archiv noch bringen wird, standhalten. Besonders ansprechend ist die Erklärung der sogenannten Zwitterreime. Auch kann man nur zustimmen, wenn die Formen *-ot*, *-out* nicht als dialektisch verschiedene, sondern beide als franzische Entwicklung (*-out* Vorstufe von *-ot*) angesehen werden. Es ist gewiß Zufall (S. 83), daß *-ot* sich bei den Dichtern des 12. Jahrhunderts, die W. für die Lauttabelle herangezogen hat, nicht findet; macht sie ja selbst S. 81 auf *tochot* im Coronement Loöis aufmerksam, und auch im franzischen Folque de Candie treffen wir auf *afaitot* (1265), *alot* (4131), *demenot* (11 008), wenn auch nicht im Reime.]

Weil, Alice, Die Sprache des Gilles de Chin. Heidelberger Diss., 1916. 121 S.

Kusenberg, E., Der hundertjährige Krieg im Spiegelbild der zeitgenössischen Poesie. Bonner Diss., 1916. 121 S. [Gute Zusammenstellung und Beurteilung der Kundgebungen einer Anzahl französischer Dichter zu den Ereignissen des hundertjährigen Krieges. Es sind G. de Machaut, Eustache Deschamps, Christine de Pisan, Alain Chartier, Charles d'Orléans und Martin le Franc; sie hätten in einer Inhaltsangabe mit entsprechenden Seitenzahlen aufgeführt werden sollen. Die Äußerungen der meisten von ihnen verdienen die ihnen zuteil gewordene Besprechung, schon weil sie den Hochmut, die Schurkerei und Treulosigkeit der Engländer gebührend brandmarken. Besonders dankenswert ist es, daß K. uns den langen und schönen Hymnus der Christine de Pisan auf die Jungfrau von Orleans von 1429 ins Gedächtnis ruft und ausführlich analysiert.]

Heldt, Elisabeth, Französische Virelais aus dem 15. Jahrhundert. Kritische Ausgabe mit Anmerkungen, Glossar und einer literarhistorischen und metrischen Untersuchung. Halle, Niemeyer, 1916. VIII, 119 S. M. 3,50. [42 Gedichte, die sich in den Chansons du 15e siècle ed. G. Paris finden und in denen H. wohl mit Recht gegenüber G. Paris Virelais erkennt, erfahren hier eine neue, im ganzen befriedigende Ausgabe. Die Meinung von Littré und Scheler über die Herkunft des Wortes *vireli* ist natürlich unhaltbar, wenn sie sich auch noch in der 2. Auflage von Voretzsch, Einführ. in d. Stud. der altfrz. Lit. S. 506 vorfindet; ich hatte schon im Ltrbl. VIII, 441 eine andere Deutung vorgeschlagen, die von Jeanroy, Origines de la poésie lyrique S. 427 Anm. und G. Paris, Orig. de la poés. lyr. (S.-A.) S. 24 Anm. 4 angenommen wurde. Was Eckert sagt, brauchte nicht angeführt zu werden. *Pelé* (36, 1) heißt nicht 'bekleidet', sondern 'kahl', hier im Sinne von 'entblößt von Habe, Geld'. S. 80 V. 2 wird der Obl. Plur. *mes amours* mit 'meine Geliebte' erklärt. Allerdings kommt der Singular bei B. von Ventadorn und altitalienischen Lyrikern = 'Geliebte' vor, aber doch nicht der Plural; es könnte hier auch heißen: 'ich gebe meine Liebe, d. h. mein Liebesverhältnis, auf'. Ein Verbum *cresteler* (12, 15), das 'gakkern' bedeuten soll, scheint mir auf schwachen Füßen zu stehen, wiewohl Godefroy noch eine Stelle anführt, die ich nicht nachprüfen kann; sollte nicht das häufige *fresteler* vorliegen? Der Druckfehler *Lille* (29, 8) statt *Gille* ist peinlich.]

Drewes, C., Über Gemütsbewegungen und Charakteranlagen bei Rabelais. Münsterer Diss. Mühlheim 1916. 70 S.

Dietschy, Charlotte, Die 'dame d'intrigue' in der französischen Originalkomödie des 16. und 17. Jahrhunderts. 64. Beiheft zur Zeitschrift für Romanische Philologie. Halle, Niemeyer, 1916. 73 S. M. 3,40.

Les sentiments de l'Académie française sur le Cid, edited with an introduction by Colbert Searles. (The University of Minnesota. Studies in language and literature number 3.) Minneapolis 1916. 112 S. $ 1.

Rousseau's Bekenntnisse. Nach der Übersetzung von Levin Schücking neubearbeitete, kritisch durchgesehene Ausgabe: Mit R.s Leben, einem Bildnis und einer Handschriftenprobe. Einleitungen und erläuternden Anmerkungen hg. von K. Wolter und H. Bretschneider. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig, Bibliographisches Institut, 1916. 2 Bde. 62*, 381 S. und 549 S. Geb. M. 5,50.

Marx, L., Claude Tillier als Romanschriftsteller. Heidelberger Diss., 1916. 109 S.

Brand, Fr., Metaphern bei Alfred de Musset. Münsterer Diss., 1916. 144 S. [Äußerliche Aneinanderreihung von dem, was hier Metapher genannt wird. Es mangelt jedes Bemühen, in das Wesen der Erscheinungen einzudringen. Br. hat aus der Arbeit Levys, die er doch anführt, keinen Vorteil gezogen. Nicht einmal ein Wortindex wird geboten.]

Haas, J., Französische Syntax. Halle, Niemeyer, 1916. XV, 513 S. M. 16.

Renel, Fr., Maupassant als Physiognomiker nebst einer Einleitung über Theorie und Geschichte der Physiognomik. Marburger Diss., 1916. 174 S.

Mülbrecht, H., Die Dramatisierungen der Daudetschen Romane. Königsberger Diss., 1916. 180 S.

Horning, A., Glossare der romanischen Mundarten von Zell (La Baroche) und Schönenberg im Breuschtal (Belmont) in den Vogesen. 65. Beiheft der Zeitschrift für romanische Philologie. Halle, Niemeyer, 1916. 200 S. M. 10.

Demant, W., Die Elemente der Epik des Villiers de l'Isle-Adam. Bonner Diss., 1916. 95 S.

Nötzel, K., Der französische und der deutsche Geist. Jena, Diederichs, 1916. 62 S.

Kuntze, Marie-Anne, Das künstlerische Gestalten von Maurice Maeterlinck. Marburger Diss. Marburg, Elwert, 1916. 108 S.

Kiesow, J., Die philosophische Lyrik von Guyau und Lahor. Greifswalder Diss., 1916. 118 S.

La famille ridicule. Comédie messine en vers patois. Neuherausgegeben von L. Zéliqzon. Metz 1916. 138 S. (Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. Ergänzungsheft V.)

Curtius, Anna, Der französische Aufsatz. Anleitung zur Behandlung französischer Schriftwerke und zur Gestaltung der freien schriftlichen Arbeiten im französischen Unterricht. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin, 1916. 313 S. Geb. M. 5,40.

Französisches Unterrichtswerk von Boerner-Mittell: Martin, N., und Gruber, K., Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Vierter Teil. Viertes Unterrichtsjahr. Mit 11 Abbildungen auf 10 Tafeln, einem Plan von Paris und einer Karte von Frankreich. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1916. VII, 160 S. Geb. M. 2,20.

Friedrich, Fr., Auswahl französischer Lyrik nebst einigen Fabeln La Fontaines. Nach Stoffgebieten geordnet für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1916. 10, 112 S. Geb. M. 1,50.

Guizot, Washington, hg. von J. Hengesbach. Berlin, Weidmann, 1916. XX, 79 S. Geb. M. 1,40. (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen hg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach.)

Menges, O., La guerre mondiale. Der Weltkrieg. Tatsachen, Sätze, Wendungen und Wörter nebst Aufgaben für Aufsätze und Vorträge. Zweiter Teil. Halle, Gesenius, 1916. 41 S.

Hammer, W. A., Kriegsfranzösisch. Ein französisches Lesebuch aus der Kriegszeit. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Marburg, Elwert, 1916. 87 S. Geb. M. 1,20.

Wershouen, F. J., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Französische. Trier, Lintz, 1916. 112 S. Geb. M. 1,40.

Schenk, A., Kleine französische Ausspracheschule. Zweite, mit Bildern versehene und verbesserte Auflage. Berlin, Francke, 1916. 24 S. M. 0,70.

Kaiser, K., Précis de l'histoire de la littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. Quatrième édition revue et augmentée par Helene Lübke. Weinheim u. Leipzig, Ackermann, 1916. VIII, 160 S. Geb. M. 1,75.

Schmidt, Bertha, Cours préparatoire de litérature française. Weinheim u. Leipzig, Ackermann, 1916. VIII, 78 S. M. 1.

Ferdinand Schöninghs Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Elvira Krebs und Fr. Schürmeyer:

I. Série, 21. Band. L'Héritier du duc Jean par Champol. Für den Schulgebrauch erklärt von Magdalene Klein. Paderborn, Schöningh, 1916. 101 S. Geb. M. 1,80.

I. Série, 22. Band. Maroussia. D'après la légende de Marko Woyzog par P.-J. Stahl. Für den Schulgebrauch erklärt von Fr. Schürmeyer. Paderborn, Schöningh, 1916. 124 S. Geb. M. 1,80.

Strohmeyer: Französisches Unterrichtswerk B und C 3. Oberstufe. Lese- und Übungsbuch, hg. von H. Strohmeyer. Mit 6 Abbildungen auf 4 Tafeln, 1 Karte von Frankreich und 1 Plan von Paris. Leipzig und Berlin, Teubner, 1916. IV, 176 S. Geb. M. 2,40.

Bödddeker, K., Das Verbum im französischen Unterricht. Leipzig, Renger, 1916. 36 S. M. 1,10.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Bürgerschulen, bearbeitet von H. Hohl. Dritter Teil. Wien, Deuticke, 1916. 137 S. Geb. M. 1,50.

Bödddeker, K., Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik. Vierte Auflage. Leipzig, Renger, 1916. XI, 180 S. Geb. M. 3.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Vierter Teil. Zweite Auflage. Wien, Deuticke, 1916. VII, 120 S. Geb. M. 2,20.

Rapports militaires écrits de Berlin 1866—1870 par le colonel baron Stoffel. Auswahl, hg. und erklärt von Fr. Perle. Halle, Niemeyer, 1916. IX, 65 S. Geb. M. 1,50.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade. Reihe A:

Band 191. Scènes de la grande guerre. Für den Schulgebrauch hg. von Fr. Röpke. Leipzig, Renger, 1917. 104 S. M. 1.

Reihe B: Band 1. Gropp, E., und Hausknecht, E., Auswahl französischer Gedichte. 136. bis 141. Tausend. Leipzig, Renger, 1915. XVI, 268 S. M. 2,20. — Kommentar zur Auswahl französischer Gedichte, nebst einem Abriß der französischen Verslehre. Vierte Auflage. Leipzig, Renger, 1917. VIII, 115 S. M. 1,40.

Provenzalisch.

Sutorius, Blanche, Le débat provençal de l'âme et du corps (texte critique). Thèse pour le doctorat. Fribourg (Suisse) 1916. 84 S.

Kolsen, A., Dichtungen der Trobadors. Auf Grund provenzalischer Handschriften teils zum erstenmal kritisch herausgegeben, teils berichtigt und ergänzt. I. Heft. Halle, Niemeyer, 1916. 80 S. M. 3,60. [Der Herausgeber, von dem man zunächst den 2. Band des Guiraut de Borneil erwartet hatte, tritt hier mit einer neuen Veröffentlichung hervor, deren Hefte in freier Folge erscheinen sollen. Das vorliegende enthält die Bearbeitung von 16 frei ausgewählten Gedichten. Etwas enttäuscht ist man darüber, daß ziemlich viele Handschriften nicht benutzt sind; auch ersieht man nicht, ob die benutzten im Originaltext nachgeprüft sind. (Was soll der Ausdruck 'ergänzt' bedeuten?) Bei den Texten selbst hat K. nicht immer eine glückliche Hand gehabt. 4, 78 ff. sind mißverstanden, und der Verfasser war gewiß nicht ein Graf von Anjou; schreibe *ses* statt *s'es*. 10, 25 *jog'a!* liegt ganz außerhalb des Stils der Trobadors; *joga e ri* ist vollkommen unbedenklich. *Cossens* in 12, 11 ist das bekannte Adjektiv 'zustimmend' und nicht etwa = *cozens*, das, vom Herzen gesagt, nicht vorkommt: V. 63 zeigt keine Hs. *cossens* (D: *cosen*, C: *non sen*, in M fehlt die Strophe, N2 hat *cozens*, was in den Varianten nicht verzeichnet ist). 11, 35 f. wird Hensel mit Unrecht angegriffen; man verstehe: 'und er dankt mir mehr, als wenn es ein gehörnter Ochse gewesen wäre, d. h. als wenn ich ihm einen großen Ochsen geschenkt hätte, dafür, daß ich seinem *tersol lanier* ein Huhn gab'. 4, 79 schreibe *lo Mans*; Hs. L hat zwar *los mans*, aber daß der Kopist das Ganze nicht verstanden hat, geht aus dem folgenden *nils tors* statt *ni tors* (= *Tors*) hervor. *Poizrenger* (S. 80) dürfte das heutige Puisserguier sein, s. Zs. f. rom. Phil. X, 593.]

Les joies du Gai Savoir. Recueil ... publié avec la traduction J. B. Moulet revue et corrigé, une introduction, des notes et un glossaire par A. Jeanroy. Toulouse, Privat, 1915. (Biblioth. mérid., 1e série, tome XVI.)

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXXIII (1915) fasc. 194—95 = Vol. LXV (2—3) cf. *Archiv* 134, 242, wo fasc. 188—93 verzeichnet sind [Fr. Novati, Rod. Renier †. — E. Proto, Note al *Convivio* dantesco: le richezze e la scienza. — G. B. Picotti, Tra il poeta ed il lauro: pagina della vita di Agnolo Poliziano (I). — G. Fattini, L. Ariosto prosatore. — Varietà: G. Pesenti, Poesie latine di Pietro Bembo. — G. Gambarin, Melchior Cesarotti e Vincenzo Monti]. Giornale storico dir. e red. da Francesco Novati. Anno XXXIII (1915), fasc. 196—97 = Vol. LXVI (1—2) [F. Cavicchi, Girolamo da Casio (1464—1533) (I). — G. B. Picotti, Tra il poeta ed il lauro: pagina della vita di Agnolo Poliziano (II). — M. Vatasso, Di un gruppo sconosciuto di preziosi codici tasseschi e varie lettere inedite del Tasso o d'altri relative a lui. — Varietà: C. Bernheimer. Una traduzione ebraica della Divina Commedia sugli inizi del secolo XIV. — D. Guerri. La disputa di Dante Alighieri con Cecco d'Ascoli sulla nobilità. — E. Giorgi, Le più antiche bucoliche volgari. — A. de Rubertis, Un' iscrizione per Vitt. Alfieri in Firenze]. Anno XXXIII (1915). fasc. 198 = Vol. LXVI (3) [G. Zaccagnini, Notizie ed appunti per la storia letteraria del secolo XIV. — F. Cavicchi, Girolamo da Casio (1464—1533) (II). — Varietà: R. Sabbadini. Intorno allo Zibaldone boccaccesco. — S. Debenedetti, Troilo cantore]. Jedes der Faszikel schließt mit Abschnitten, die überschrieben sind: Rassegna bibliografica — Bolletino bibliografico — Annunzi analitici — Comunicazioni ed appunti — Cronaca]. Giorn. stor., dir. e red. da E. Gorra.

Anno XXXIV (1916), fasc. 199 = Vol. LXVII [E. Gorra, Riprendendo il cammino. — G. Gentile, Il concetto dell'uomo nel rinascimento. — A. Faggi, Il parere di Perpetua e la concezione dei 'Promessi Sposi'. — Varietà: E. Levi, La signora Luna. — G. Ferretti, Aneddoti Leopardiani. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. Fasc. 200—01 = Vol. LXVII, 2—3 [A. Belloni, Dante e Alb. Mussato. — G. Zonta, Francesco Negri l'Eretico e la sua tragedia 'Il libero arbitrio' Parte I. — F. Barbieri, La critica letteraria di Adolfo Borgognoni. — Varietà: P. Rajna, Per chi studia l'Equicola. — V. Cian, Isabella d'Este alle dispute dominicane. — Fr. Novati, Spigolature da una raccolta d'autografi (Beccaria. Foscolo. Manzoni). — Collezione Medici di Marignano. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

A. Manzoni, I promessi sposi. Pagine scelte a cura di L. Donati. Zurigo, Orell Füssli. 1916. XII, 260 S. Geb. fr. 2.

Voßler, K., Italienische Literaturgeschichte. Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. Berlin u. Leipzig. Göschen, 1916. 157 S.

Wyß, Johann J., Vittoria Colonna. Leben. Wirken, Werke. Eine Monographie mit 10 Abbildungen. Frauenfeld. Huber & Co., 1916. 274 S. M. 12.

Morf, H., Galeotto fu il libro e chi lo scrisse (Dante, Inferno V, 137). Sitzungsberichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften XLIII, 1916. S. 1118—1137. [Glänzende, an feinen Seitenbemerkungen reiche Studie: Galeotto bedeutet nicht 'Kuppler', sondern entsprechend der Rolle, die Galahot im altfranz. Lanzelotroman spielt, nur 'Liebesbote', 'Liebesvermittler' (zwischen zwei sich Liebenden), und daher ist die Auffassung derjenigen Erklärer eine irrige, die den Vers als einen Fluch der Francesca ansehen.]

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez Pidal. Madrid, Centro de Estudios históricos. II, cuaderno 4º (1915) [R. Menéndez Pidal, Poesia popular y Romancero. — A. S. Yahuda, Contribución al estudio del judeo-español. — A. Morel-Fatio, Un romance à retrouver. — Alfabeto fonético. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

La Cultura latino-americana. Crónica y bibliografía de sus progresos, publicada por el Seminar für romanische Sprachen und Kultur, Hamburg. Vol. I, Núm. 2. Abril-junio de 1916 [E. L. Llorens, La sociedad Ibero Americana de Hamburgo. — E. Wagemann, Gedanken zur Kultur Südamerikas. — E. P. Salzer, Os estudos portuguezes em Allemanha (Resenha bibliographico-critica). — A. Friedenthal, Yaraví. — E. P. Salzer, La vida en Montevideo y Desterro (Brasil) a mediados del siglo XVIII. — Th. Koch-Grünberg, Mitos y legendas de los indios. — Noticias y reseñas. — Reseñas breves. — Crónica científica. — Bibliografía latino-americana].

Karl, L., Magyarország a spanyol nemzeti és a francia Klasszikus drámában (Ungarn im spanischen Nationaltheater und im französischen klassischen Drama). Budapest, S. Stephans Ges., 1916. 63 S. K. 2.

Rumänisch.

Pascu, G., Elementele romanice din dialectele macedo- și megleno române. Extras din Analele Academiei române. Seria II. Tom. XXXV. Memoriile secțiunii literare. București 1913. 76 S.

Varia.

Németh, J., Türkische Grammatik. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig, Göschen, 1916. 126 S. Geb. M. 0,90.

Carola M. Fasil Bey von Elpons, Praktische Anleitung zum schnellen und sicheren Erlernen der türkischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Berlin, Reimer, 1916. VIII, 119 S. M. 3. — Schlüssel dazu M. 1.

Németh, J., Türkisches Lesebuch mit Glossar. Volksdichtung und moderne Literatur. Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1916. 106 S. Geb. M. 1.

Südseemärchen. hg. von P. Hambruch (in 'Die Märchen der Weltliteratur', hg. von Friedrich von der Leyen und Paul Zahnert). Jena, Diederichs, 1916. Geh. M. 3,60, geb. M. 7.

Berichtigung.

An Stelle des Arch. 134, 353 Anm. 2 Stehenden setze man: Fauchet sagt gar nicht, daß eine Doete von Troyes in der Bible des Guyot de Provins vorkomme, wohl aber führt er eine Stelle aus Guillaume de Dôle an. Hier, V. 4556 der Ausgabe von Servois (Roman de la Rose), begegnet allerdings eine bele Doete de Troies, aber nicht als Dichterin, sondern nur als eine Strophe singend, die, im Gegensatz zu dem von G. Paris S. CXII Bemerkten, offenbar die erste Strophe einer uns nicht erhaltenen Pastourelle ist. — Für 1905 in Arch. 134, 431 Z. 12 lies: 1915. Sch.-G.

